

## W.

**W**, der 23. Buchstabe des deutschen Abc, der sanfteste und weichste unter den Vokalauten.

**Waadtland**, Pays de Vaud, die Waadt, eine schweizerische Landschaft, welche südlich an den Genfersee, westl. an Frankreich, nördl. an Neuchâtel und Freiburg und östlich an Freiburg und Bern grenzt, und durch die schweizer Revolution ein eigener Canton wurde. Dieser zählt auf 55 $\frac{1}{2}$  □ M. 179,000 Einw., darunter 173,000 Franzosen (176,000 Reform, 3000 Kathol.), hat 884,000 Fr. Eink.; das Contingent beträgt 2964 M. und 59,280 Fr. Die Waadt gehörte früher den Herzögen von Savoyen, wurde diesen 1536 vom Canton Bern entzogen und als untergebenes Land behandelt. Da nun weder der zahlreiche Adel noch sonst ein Einwohner zu Ehrenämtern kommen konnte, und die berner Landvögte mancher Bedrückungen beschuldigt wurden, so entstanden öftere Unruhen, die von dem franz. Directorium zum Vorwande eines Angriffs gegen Bern im J. 1798, und bald gegen die ganze Schweiz genommen wurden. Das Land ist mit niedrigen Gebirgen durchzogen, im Ganzen reizend, gut gebaut und fruchtbar an Getreide, welches jedoch nicht hinreicht, Taback und Schlachtvieh. Der Canton besitzt das einzige Salzwerk in der Schweiz, welches jährlich aber nur 20,000 Ctnr. liefert. Der Hauptreichtum ist der Obst- und Weinbau. Der Rypfwein und der Vin de la Côte sind berühmt. Die Manufacturen von Uhren, Bijouterien, Seidenzeugen ic., blühen, außer zu Lausanne, zu Vevey und in einigen andern Städten am See. Nach der Verfassung vom 4. August 1814, welche der große Rath an die Stelle der Anordnungen von 1803 setzte, blieb nur  $\frac{1}{3}$  der Wahlen in dem großen Rathe bei dem Volke, die übrigen hingen größtentheils von dem großen Rathe selbst und von dem Staatsrathe ab. Letzter besteht aus 13 Mitgl., darunter die beiden Landammänner, ein Kanzler und 4 Präsid. für die Justiz, das Innere, das Militair und die Finanzen. Bei der Unzufriedenheit der Bürger mit der Wahlform, schlug der Staatsrath eine (von der Mehrheit im Juni 1830 angenommene) Abänderung vor, durch welche die Dauer des großen Rathes (von 180 Mitgl.) auf 6 Jahre beschränkt wurde, und nur 18 unbedingte Wahlen dem großen Rathe vorbehalten blieben. Der Staatsrath behielt s. 12jähr. Dauer. Der große Rath hat die gesetzgeb. Macht und versammelt sich im Mai zu Lausanne (s. d.). Die Justiz verwalten Friedensrichter, in 2. Instanz die Justiztribunale jedes Districts und in höchster Instanz das Appellationsgericht zu Lausanne. S. „Documens relatifs à l'histoire du Pays de Vaud des 1293 à 1750“ (Genf 1817).

Waal, s. Rhein.

Waarenversicherung, s. Assurance.

**Wach** (Wilhelm Karl), Professor der Historienmalerei und seit 1829 königl. Hofmaler zu Berlin, geb. daselbst den 11. Sept. 1787, bildete sich in den dasigen Galerien bis zum 17. J. unter Karl Kretschmer aus Braunschweig für s. Künstlerberuf aus. Ein nach einem kleinen Kupferstich von Rafael gemaltes Bild in Lebensgröße, und ein Altarbild eigener Erfindung für die Kirche von Trebbin, erregten die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und seines Monarchen, sodas ehrenvolle Aufträge von nun an sich mehrten. Ein lebensgroßes Bild der allbetraurten Königin, nach den Angaben ihres Gemahls aus vorhandenen Bildnissen zusammengesetzt, und die

Wandmalereien für die Capelle des griech. Cultus im Schlosse zu Berlin, möchten die bedeutendern aus dieser frühern Periode sein. In den Kriegsjahren 1813 und 1814 diente W. als Freiwilliger und ward Adjutant in dem 4. kurnähr. Landw.-Inf.-Regim., mit dem er bis Holland vordrang. Nach dem Frieden eilte er zu s. Werkstatt zurück, um jene Heiligthumwand zu vollenden und ein Portrait der Prinzessin Wilhelm, Gemahlin des Bruders des Königs, welches sich jetzt im Besitze der verwitweten Fürstin von Rudolstadt, der Schwester der Dargestellten, befindet. Nach Bonaparte's zweitem Auftreten eilte W. den Fahnen wieder zu. Der König stellte ihn im Generalstabe des Gen. Gr. Tauenzien v. Wittenberg an. Siegreich zog das Heer in Paris ein und W. mit dem Heere, aus dem er nun, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, schied, um mit Erlaubniß seines Monarchen in Paris zurückzubleiben. Vom August 1815 bis Mai 1817 benutzte er dort die Schule von David und Legros und bildete ein Talent aus, das schon von seinem ersten Aufleuchten an sich als glänzend bemerklich gemacht hatte. Noch glaubt man in den Werken des Künstlers den Einfluß jener Schule daran zu bemerken, daß er, fern von ihren Übertreibungen, größere Schattenmassen nicht so scheut, wie viele seiner Zeitgenossen, und ein plastisches Princip sich namentlich in den schönen Falten seiner Gewänder bemerklich macht. So vorbereitet trat W. im Mai 1817 die Reise nach Rom an, wo damals Overbeck, Cornelius, W. Schadow, Vogel, Lund u. A. im regsten Eifer eines befreundeten Strebens zusammentrafen. Außer einem sehr gefälligen Bilde eines Mädchens aus Bellettri, wozu ihm ein franz. Künstler das Motiv hergegeben hatte, führte er in Rom nur Cartons und Studien zu jenen Arbeiten aus, die sein Pinsel im Vaterlande einst schaffen sollte. Dafür sammelte er sich auf einer Kunstreise durch Toscana 1818 Zeichnungen nach den ältern Meistern, die Rafael vorausz gingen, und vollendete in Florenz eine Copie der Vision des Ezechiel von Rafael. Ein großer Carton, die symbolische Darstellung des Christenthums, dessen festes Gebäude die Repräsentanten seiner einzelnen Bekenntnisse tragen und halten, dann die Skizze in Farben einer Einsetzung des Abendmahls, von dem Könige für die Garnisonkirche zu Berlin bestimmt, und eine kleine Copie des Bildes von Titian, der irdischen und der geistigen Liebe, in der Galerie Borgheze, machten den Schatz aus, den der Künstler 1819 aus Rom ins Vaterland zurücknahm. Bei s. Ankunft in Berlin übernahm W. die Darstellung der Musen für den Plafond des neuen Schauspielssaales. Das auswärtige Publicum hat das Verdienst des Künstlers in der geistreichen Auffassung und der anmuthvollen Ausführung seiner Aufgabe würdigen können, da diese Musen von Caspar, zum Theil unter Longhi's Leitung, vortrefflich gestochen worden sind. Später malte der Künstler eine Auferstehung, als Altarbild für die protestant. Peter-Paulskirche in Moskau, nebst dem dazu gehörigen Untersatzbilde (predella); (vgl. den Aufsatz der Frau v. Helwig, im „Kunstblatte“, 1823, Nr. 25 fg.). Beide, sowol die Auferstehung als die Abendmahls-einsetzung, in welcher der Künstler, wie Lucas Signorelli, den Heiland stehend dargestellt hatte, waren, nicht bloß räumlich, die größten Kunstwerke der berliner Kunstausstellung vom J. 1823. Späterhin gab W. außer mehren Portraits, in denen eine geistreiche Individualisirung und glücklich berechneter Effect der Farben mit sorgfältiger Ausführung vorzüglich anzieht (z. B. das von Berlin bestellte Portrait der gegenwärtigen Königin der Niederlande, der Kronprinzessin von Preußen), noch die Legende der h. Elisabeth, in mehren zu einem Ganzen vereinigten Bildern. W. ist seit 1819 Mitgl. des Senats der berliner Kunstakademie und seit dem Ankaufe der Solly'schen Sammlung mit Hirt und U. beauftragt, über die Auswahl zu entscheiden, welche aus ihr zur Ausschmückung des Museums bestimmt ist, und zugleich die Herstellung der Bilder zu beaufsichtigen.

19.

Wache, Wacht, ein militärischer Ausdruck, welcher einen einzelnen oder mehre Soldaten bezeichnet, die zur Sicherheit eines Ortes, Gegenstandes, Postens,

Corps oder Heeres aufgestellt werden. Ihre Benennung ist nach der Absicht, die sie erfüllen sollen, verschieden, daher gibt es Schildwachen, Hauptwachen, Feldwachen u. Die Wichtigkeit eines Wachtpostens hat es nöthig gemacht, ihm die Behauptung seines Ansehens (gegen Beleidigung, Gewaltthätigkeiten u. s. w.) bei jeder Gelegenheit auf das nachdrücklichste zu gestatten und ihn gewissermaßen für unverletzlich, unantastbar zu erklären. Daher aber auch die schwerste Verantwortung, wenn eine Wache ohne Ablösung ihren Posten verläßt, dabei schläft, sich betrinkt oder ihn sonst vernachlässigt. Sie muß eher das Leben lassen, eher verhungern, als der Gewalt oder List weichen, so lange sie nicht durch ihren Commandanten — denn nur von diesem allein hat sie Befehle anzunehmen — abgerufen wird. Die Kosten einer Schildwache sind beträchtlich. Da jeder einzelne Soldat dem Staate jährlich an Geld und Brot 66—67 Gldn., an Kleidung und andern Bedürfnissen 24—25 Gldn. kostet, für jeden Posten aber täglich 3 Mann auf die Wache ziehen, folglich für einen Posten 12 Soldaten Jahr aus Jahr ein im Dienste sind, so verursacht jeder einzelne Schildwachtposten dem Staate jährlich eine Ausgabe von mehr als 1100 Gldn. — Auf den deutschen Schiffen heißt Wacht eine Zeit von 4 Stunden, binnen welcher ein Theil des Schiffsvolks Wache hält und arbeitet, während die Andern ruhen. Tag und Nacht sind in 6 solche Wachen abgetheilt, die nach Verschiedenheit der Tageszeit auch verschiedene Namen haben.

Wachen, s. Schlaf und Tag.

Wachler (Johann Friedrich Ludwig), Professor der Geschichte und Oberbibliothekar an der Universität in Breslau, geb. den 15. April 1767 zu Gotha, wo sein Vater Geh. Regierungsrath und Assessor des Steuercollegiums war, empfangen den ersten Unterricht von 2 trefflichen Hauslehrern, die auch sein Vater unterstützte. Seinen frühern Bücherhang konnte er im väterlichen Hause nicht befriedigen, doch gewährten ihm die „Asiatische Banise“ und Kleist's Werke einen unvergeßlichen Genuß. Seit 1783 besuchte er das Gymnasium in Gotha, und seine Wißbegierde erhielt durch Kaltwasser's, Stroth's und Manfo's Unterricht eine wissenschaftliche Richtung. Die Letztern wirkten durch ihren freundschaftlichen Umgang besonders auf seine Bildung, und die herzogl. Bibliothek erregte seine Vorliebe für Literaturgeschichte so sehr, daß er schon Collectaneen zu sammeln anfing. Seit 1784 studirte er in Jena Theologie und Philosophie unter Ulrich, Succow, Eichhorn, Griesbach und Döderlein. Höchst nützlich war für seine weitere Ausbildung sein vertrauter Umgang mit dem zu früh verstorbenen Rathe C. G. Lenz, sowie die Theilnahme an 2 wissenschaftlichen Gesellschaften mit Schlichtegroll, Lenz, Mniod, Eschenburg und Lange, unter Leitung des Präsidenten Hufeland, nachherigen Präsidenten in Danzig, und Zennemann's (nachher in Marburg). Aus diesem so glücklichen Verhältniße riß ihn eine jugendliche Uebereilung und führte ihn nach Göttingen, wo er die Vorlesungen Heyne's, Spittler's und Gatterer's besuchte, an einem philosophischen Disputatorium bei Feder theilnahm, und neben den Selbstbeschäftigungen mit den Alten die gemeinschaftlichen Studien mit Schlichtegroll, Lenz und den Gelehrtern Matthia fortsetzte. Aber auch hier konnte er sich nicht ganz von dem burlesken Unwesen losreißen, wodurch er in neue Unannehmlichkeiten und Schulden gerieth. Glücklicherweise kam er durch Feder's Empfehlung als Hauslehrer nach Rinteln (1788—89) zum Regierungsrath Heuser, der bald sein wohlwollender Freund und Rathgeber wurde. Seine Lieblingsbeschäftigung blieb die alte Literatur. Noch 1788 ward er D. der Philosophie und außerordentl. Professor. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit Juliane Asbrand, des dasigen Prof. und reform. Predigers Tochter, und im Jan. 1790 ging er als Rector nach Herford. Mancherlei Verdrießlichkeiten veranlaßten ihn, die dritte theolog. Professur in Rinteln, durch Hassencomp's Fürsprache, 1794 anzunehmen. Nach Wippermann's

Tode 1797 ward ihm die Professur der Geschichte nebst der Aufsicht über die Universitätsbibliothek mit übertragen, und nach Hassencamp's Tode setzte er dessen „Theologische Annalen“ fort, 1798. 1801 beschenkte ihn die rintelr theol. Facultät mit der theol. Doctorwürde, und in demselben J. ward er als Prof. der Philosophie nach Marburg versetzt, wo er dann auch die Lehrstelle der histor. Wissenschaften erhielt, und 1802 auch zum ordentl. Prof. der Theologie ernannt wurde. Als er 1805 einen Ruf nach Heidelberg ausschlug, bekam er eine Zulage und ward zum wirklichen Consistorialrath ernannt. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er 1788 mit s. Dissert. „De Pseudo-Phocylide“, auf welche eine Reihe kleinerer und größerer Schriften von Jahr zu Jahr folgten, unter welchen wir die wichtigsten ausheben: „Über Hesiod's Vorstellungen von den Göttern“ u. s. w., ein Progr. (1789); „Rede über Geschichte, ihre Zwecke, Behandlungsart und ihren Vortrag“, ein Versuch (1789); „Programm über das Studium der Geschichte der Literatur und Kunst auf Schulen“ (1790); „Geschichte der Literatur und Kunst auf Schulen“ (1790 u. 1791, 2 Hefte); „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur“ u. s. w. (1793—96, 3 Bde.); „Aphorismen über die Universitäten und ihr Verhältniß zum Staate“ u. s. w. (1802); „Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur“ (1804 und 1805, 2 Thle.); „Grundriß der ältern, mittlern und neuern Zeit“ (1806) und einige minder bedeutende Arbeiten. 1815 ging er von Marburg als Professor der Geschichte und Consistorialrath nach Breslau, wo er im Mai 1824, mit Entbindung von Consistorialgeschäften, aber mit Beibehaltung der Professur, zum Oberbibliothekar der k. Universitätsbibliothek ernannt wurde. Seit s. Abgange von Marburg hat W. herausgegeben: „Lehrbuch der Geschichte“ (1816, 5. Aufl. 1828); „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (1819, 2 Thle.); „Philomathie“ (1819—21, 3 Bde.); darin sind von ihm: Luther, der Sprecher für Menschheit und Volk; Leben Joh. v. Müller's; Seb. Frank's Sprüchwörter; Über Statistik; Fragmente über J. J. Rousseau. Sein „Handb. der Geschichte der Literatur“ erschien umgearbeitet zu Frankfurt a. M. (1822—24, 4 Thle.). Auch vollendete W. in Breslau seine treffliche „Geschichte der historischen Forschung und Kunst, seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa“ (Göttingen 1812—20, 5 Abth. in 2 Thln.); 1826 eine „Darstellung der pariser Bluthochzeit“ (2. Aufl. 1828), und 1827 s. „Lehrbuch der Literaturgeschichte“. Seine „N. theolog. Annalen“ hat er mit 1823 geschlossen. 1829 schrieb er: „Über Werden und Wirken der Literatur, zunächst in Beziehung auf Deutschlands Literatur unsrer Zeit“ (Breslau, 40 S.). — Das frühere Leben dieses Historikers, der s. Stoffes wie der Form gleich Meister, durch gründliche Forschung, umfassende Belesenheit, selbständiges Urtheil, Kraft des Vortrags und edle Sprache sich auszeichnet, erzählt Strieder's „Hessische Gelehrtengegeschichte“ (1812, Bd. 16 und 17). Über mancherlei niederschlagende Erfahrungen im Laufe s. Lebens wird eine Selbstbiographie nach s. Tode Aufschluß geben, wie man nach einer Aeußerung des Verf. in der Vorrede zum 4. Th. s. „Handb. der Gesch. der Literatur“ erwarten darf. Das Urtheil der Zeitgenossen über des freimüthigen Mannes nie verborgen gehaltenes Streben und edle Wirksamkeit hat sich jedoch schon für ihn einstimmig ausgesprochen.

Wachs ist ein brennbares organisches Erzeugniß, das zum Theil aus Pflanzen schwitz (der reisartige Überzug der Pflaumen, Flechten), oder aus ihnen gewonnen werden kann (aus den Beeren der *Myrica cerifera*), und hauptsächlich von den Bienen gesammelt und zu Honigzellen verarbeitet wird. Dies Bienenwachs ist gelb und mit Honig vermischt. Durch Bleichen wird es rein und weiß. Um es zu bleichen, schmelzt man das Wachs in verzinnnten Kesseln mit Wasser, gießt es in ein Holzgefäß, läßt dort alle Unreinigkeiten absetzen, zapft das Wasser durch einen Hahn am Boden ab, und läßt dann durch einen höhern Hahn das fast ge-

ronnene Wachs in einen Trog mit Wasser laufen, sodas es durch blecherne Durchschläge auf eine Walze fällt, die immer gebreht wird, wodurch es Bandform erhält. Das gebänderte Wachs wird auf einem Viereck von Holz, welches man mit einem Plan von Leinwand überspannt, 4—6 Wochen lang gebleicht, nochmals geschmolzen, gebändert und gebleicht, endlich als Handelswaare in Formen gegossen oder zu Kerzen verarbeitet.

F. s.

**Wachsen.** Man versteht unter **Wachsthum** die allmältige Vergrößerung der organischen Körper vermöge eines von Innen nach Außen wirkenden Triebes, durch welchen die räumliche Sphäre (die Ausdehnung, Größe) eines organischen Körpers, in einer mehr oder weniger bestimmten Zeit, bis zu einer gewissen Grenze erweitert wird. Das Wachsen der organischen Körper ist bedingt durch Anziehung und Aufnahme des Nahrungstoffes von Außen, welchen der organische Körper aus innerer, eigenthümlicher Kraft sich aneignet oder assimilirt, d. h. in die seiner Natur entsprechende organische Masse verwandelt; und eben in dieser Assimilation und Vermehrung der assimilirten Masse besteht das Wachsen oder Wachsthum. Die Aufnahme des Nahrungstoffes von Außen nennt man im Allgemeinen sich nähren, im Besondern, bei Pflanzen, einsaugen, bei Thieren bekanntlich fressen, saufen, bei Menschen essen, trinken, nur beim Mineral, insofern es sich im Wasser krystallinisch bildet und bildend wächst, hat man für diese Aufnahme noch keine besondere Benennung. Denn allerdings kann man auch von dem entstehenden Krystalle sagen, daß er sich nährt, indem z. B. der Salzkry stall nur in einer Salzauflösung entstehen und sich vergrößern kann, und bei dieser Entstehung werden ja die Salztheile nicht von Außen durch äußere Kräfte zusammengetrieben (wovon man sich schwerlich eine vernünftige Vorstellung machen kann), sondern auch der Krystall, als ein organischer Körper der niedersten Stufe, wächst vermöge eines innern bildendes Triebes und zieht aus eigener Kraft den dazu nöthigen Stoff (Nahrungstoff) von Außen an sich, um ihn zum Bau seiner eigenthümlichen Form zu verwenden. Nun steht aber dem Vorgange der Einsaugung bei allen organischen Wesen der Proceß (Vorgang) der Ausscheidung gegenüber, welche nichts Andres als eine theilweise Auflösung der organischen Masse durch die umgebenden Elemente ist. Diese Auflösung ist also der Proceß, wodurch die Elemente sich von den organischen Dingen nähren; denn wenn diese nur dadurch fortbestehen können, daß sie unaufhörlich Nahrungstoff an sich reißen und ihn in ihre Substanz verwandeln, so können auch die Elemente auf keine andre Weise fortbestehen, als daß sie die verlorenen Bestandtheile wieder ersetzen, welche sie in der Wechselwirkung (im Kampfe) mit den organischen Dingen, und mit einander selbst, diesen und sich selbst gegenseitig entrisen. Wie bald müßte z. B. die atmosphärische Luft durch das Athmen unzähliger Thiere und Pflanzen, und so auch durch die Unterhaltung des Feuers an unzähligen Punkten der Erdoberfläche, wodurch ihr das Sauerstoffgas entrisen wird, zersetzt und entmischt, mithin zum fernern Athmen und Verbrennen ganz untauglich werden, wenn sie nicht durch ihre Thätigkeit die organischen Wesen (namentlich die Pflanzen) und die übrigen Elemente fortwährend zur Ausscheidung des Sauerstoffs reizte, und so den fortwährenden Verlust auch fortwährend wieder ersetzte. So ist Alles in gegenseitigem Nähren und Ausscheiden, Wachsen und Abnehmen, Ausgeben und Einnehmen des Nahrungstoffes begriffen, und das Fortbestehen, die Erhaltung aller Dinge ist durch diesen Wechselempfang bebingt. (Vgl. *Natur*.) — Über Wachsthum im engerm Sinne erkennt man nur an, wo durch Proceße der Einsaugung, Verdauung und Ernährung die Vergrößerung des organischen Körpers bewirkt wird. Eine Vergrößerung kann aber nur erfolgen, so lange mehr Nahrungstoff auf- oder eingenommen und assimilirt, als ausgegeben (verloren oder ausgeschieden) wird. Während des Wachsthums eines Dinges, z. B. eines Thieres, müssen also die oben

erwähnten Proceſſe des Einſaugens, Verdauens und Ernährens das Übergewicht über die Ausſonderungs- oder Ausſcheidungsproceſſe (z. B. das Ausdünſten, Ausathmen, Abgang des Kothes u. ſ. w.) haben. Alle dieſe Proceſſe, auf welchen das Wachſthum beruht, werden, weil ſie nur in den pflanzlichen Theilen oder Systemen des thieriſchen Organismus vorgehen, und weil das ganze Leben der Pflanze in dieſen Proceſſen beſteht, die vegetativen oder pflanzlichen genannt. (S. Thier.) Ihnen ſind nun im thieriſchen Körper die eigenthümlichen Functionen des Thieres, Empfindung und Bewegung, entgegengeſetzt, und da die pflanzlichen Organe (Verdauungs-, Ernährungs- und Athemorgane) mit den thieriſchen Organen oder Systemen (dem Nerven- und Muſkelſyſtem) in Wechſelwirkung ſtehen; ſo werden die pflanzlichen Proceſſe durch die thieriſchen nothwendig beſchränkt. Je mehr alſo die thieriſchen Systeme ſich ausbilden, je vollkommener und herrſchender ſie werden im thieriſchen Organismus, deſto mehr wird das Wachſthum begrenzt. Die Zeit des Wachſthums der Thiere und Menſchen iſt daher das Jugendalter; es iſt die Epoche des herrſchenden pflanzlichen Lebens. Im männlichen Alter hat das bemerkbare Wachſthum ſeine Grenze erreicht, welche nicht mehr überſchritten wird; denn in dieſer Epoche des Lebens wird die pflanzliche Thätigkeit durch die thieriſche inſoweit beſchränkt, daß die Einſaugungs-, Verdauungs- und Aſſimilations- (Ernährungs-) Proceſſe nur noch den Ausſcheidungsvorgängen das Gleichgewicht halten; im hohen Alter endlich gewinnt die ausſcheidende Thätigkeit die Oberhand, das Wachſthum wird rückgängig, der Körper ſchrumpft zuſammen, und zuletzt erſolgt der Tod, d. h. die Elemente ſiegen über die Kraft des Organismus, löſen ihn auf, und jedes nimmt die Beſtandtheile, die ihm bei der Bildung des Organismus entriſſen wurden, wieder in ſich zurück. Aus dieſer Anſicht geht hervor, daß das Wachſthum eigentlich Attribut (Eigenthümlichkeit) der Pflanzennatur iſt, und daß das Thier (ſ. d.) nur wächst, inſofern es die Pflanze in ſich aufgenommen hat. Je allmätiger daher oder langſamer in einem Thiere ſich die thieriſchen Systeme und Verrichtungen (welche das Wachen beſchränken) ausbilden, beſto länger dauert das Wachſthum; der Grad der Geſchwindigkeit aber, in welchem ſich die eigentlich thieriſch-organischen Kräfte ausbilden, richtet ſich im Ganzen bei den luſtathmenden Thieren nach der Vollkommenheit des ganzen Organismus, hiñſichtlich ſeiner Idee oder Anlage, und nach der Größe, welche der Organismus, dieſer Anlage gemäß, erreichen kann. Daher iſt die Dauer des Wachſthums beim menſchlichen Organismus, bei welchem das ſchönſte Ebenmaß der organischen Kräfte und Gebilde ſtattfindet, im Verhältniß zu ſeiner normalen Größe, die längſte. Bei den wasserathmenden Thieren (Wasserthieren) hat die Dauer des Wachſthums überhaupt keine ſo beſtimmte Grenze, wie bei den luſtathmenden Landthieren, weil die thieriſchen Organe bei jenen Thieren noch auf einer niederen Stufe ſtehen, mithin den pflanzlichen Trieb nicht genug beſchränken können. Daher wachen die Fiſche, welche im Ganzen ein bedeutendes Alter erreichen, faſt während ihrer ganzen Lebenszeit. — Schwerer ſind die organischen Geſetze auszumitteln, nach welchen ſich die räumliche Grenze des Wachſthums, d. h. die beſtimmte Größe bei den verſchiedenen Thiergattungen richtet. Auch hier ſcheint indeß ein gewiſſes Verhältniß der vereinigten pflanzlichen und thieriſchen Naturen das am meiſten Beſtimmende zu ſein, und es iſt merkwürdig in dieſer Beziehung, daß die meiſten rieſenhaften Thiere unter den Waterthieren vorkommen, und daß die größten Landthiere pflanzenfrefſende ſind. Ebenſo merkwürdig iſt es, daß unter den luſtathmenden Thierclaſſen diejenigen faſt durchgängig nur kleine Thiere enthalten, welche von der atmosphäriſchen Luſt am abhängigſten und ganz für dieſes Element organiſirt ſind, nämlich die Inſekten und Vögel (vergl. d.). Die Luſt iſt aber, in chemiſcher Hiñſicht oder ihrer Subſtanz nach, der thieriſchen Materie verwandt, indem beide durch Stickſtoff charakteriſirt ſind (ſ. Gasarten und Thiere), das

Wasser dagegen ist der Pflanze verwandter als dem Thier und zugleich Nahrungsstoff für die Pflanze; und so bewährt sich auch von dieser Seite das in der ganzen organischen Welt herrschende Gesetz, daß das Thierische das Beschränkende für das Pflanzliche, mithin für das Wachsen ist. Unter den Vögeln sind die straußartigen die größten, also gerade Diejenigen, welche von jener Abhängigkeit der fliegenden Vögel von der Atmosphäre freier geworden sind, indem sie sich in ihrer Organisation und Lebensart den Säugethieren annähern. — Wenn also, nach Obigem, das Wachsen Attribut der Pflanzennatur, d. h. eigenthümliche oder wesentliche Function der Pflanze ist, so folgt, daß das Wachsen der Pflanzen nur in ihrem Tode oder todähnlichen Winterschlaf aufhört, da das Leben derselben sich eben nur im Wachsen, d. h. im Erzeugen pflanzlicher Masse, äußert. Gleichwol ist auch bei der Pflanze eine Beschränkung des Wachstums bemerkbar, und diese Beschränkung kommt von der Blüthe, bis zu welcher das Wachsen die Richtung nach Außen hat, indem sich die Pflanze vor der Blüthezeit im Stängel in die Länge ausdehnt, und im treibenden Laube nach allen Seiten ausbreitet. In der Blüthe ist das Wachsen beschränkt, in ihr hat sich die Pflanze in einen engen Raum zusammengezogen; nach der Blüthe dauert zwar das Wachsen noch fort, aber in einer entgegengesetzten Richtung: die Pflanze wächst gleichsam in sich selbst zurück, concentrirt ihre Säfte in der sich bildenden Frucht, und wird im Samen (der, wie die Blüthe und Frucht, die ganze Pflanze in sich darstellt) auf den kleinsten Raum zurückgeführt. In der Blüthe hat sich aber die Pflanze zur thierischen Natur hinaufgesteigert; denn die Begattung ist eigentlich eine thierische Function, und in ihr hat es die Pflanze zu einer Art willkürlicher Bewegung (nämlich des Staubfadens gegen den Griffel) gebracht. Also wird selbst in den Pflanzen das Wachsen durch das Thierische, durch das in ihr vorgebildete Thier beschränkt, wodurch die Allgemeinheit dieses Naturgesetzes noch mehr bestätigt wird. — Zu den äußern Bedingungen des Wachstums gehört vorzüglich die Wärme, und es ist allgemein bekannt, daß warmes Wetter die Vegetation, d. h. das Wachsen der Pflanzen, befördert, Kälte dagegen zurückhält. Dies ist auch sehr begreiflich, sobald man bedenkt, daß die Wärme das Princip (die Ursache) der Flüssigkeit ist, daß sie, wie alle Körper, so auch die flüssigen Dinge ausdehnt (verdünnt) und dadurch die zum Wachsen nothwendige ungehinderte Bewegung der Säfte bedingt. Auch das Wachsen der Thiere und Menschen wird durch Kälte gehemmt, was man z. B. an der kleinen Statur der nördlichen Völker wahrnimmt. Denn die Thiere ersetzen zwar durch eigenthümliche innere Wärme den Mangel der äußern, und das Vermögen des thierischen Organismus, Wärme zu erzeugen, steigert sich in gleichem Verhältnisse mit der Kälte der Klimate. Da es aber eben die pflanzlich-thierischen Organe sind, welche die innere Wärme hervorbringen, so werden durch die Anstrengung dieser Organe im Kampfe gegen die äußere Kälte die zum Wachsen wesentlich nothwendigen Prozesse aufgehalten. Die andern Bedingungen für das Wachsen der Pflanzen sind einerseits Feuchtigkeit, andererseits die gute Beschaffenheit des Bodens oder Erdreichs, worin sie wurzeln. Diese letztern Bedingungen lassen sich aber auf eine zurückführen, nämlich auf das Dasein genußamen und der besondern Natur der Pflanzengattungen entsprechenden Nahrungstoffes, der sowohl in den verschiedenen Arten des Düngers enthalten ist, als auch im Wasser selbst besteht, welches keineswegs bloß Vehikel (Träger) des Nahrungstoffes ist, da man weiß, daß Pflanzen, mit der Wurzel in bloßes Wasser gestellt, sich vollständig entwickeln können. Das Licht hingegen scheint keine unmittelbare Bedingung des Wachstums zu sein, da die Pflanzen auch an dunkeln Orten, z. B. in Kellern, gut wachsen, wo sie indeß der eigenthümlichen Farben ermangeln, auch wol nicht zur gehörigen Entwicklung der Säfte sowohl als der festen Theile gelangen können. Das Licht bestimmt also nicht sowohl das Wachsen selbst, als die

Richtung desselben und die Qualität der Producte des Wachsthums. Zu einem normalen (naturgemäßen, zeitgeregelten) Wachsthum gehöret ein gewisses Maß der äußern Bedingungen, im Verhältnisse zur besondern Natur der organischen Dinge. Daß z. B. ein zu fetter Boden bei reichlicher Feuchtigkeit und zu viel Wärme das Wachsthum vieler Pflanzenarten übertreibt (zu sehr beschleunigt), wobei die Organe und deren Substanz nicht die gehörige, naturgemäße Consistenz oder Reife erlangen können, weil unter solchen Umständen der Trieb des Stängels und des Laubes (die vorzugsweise Organe des Wachsthums sind) auf Kosten der Blüthe und noch mehr der Frucht begünstigt werden muß, ist leicht zu begreifen. — Andre Erscheinungen in Beziehung auf das Wachsthum der Thiere und Menschen, z. B. daß durch viele Bewegung (angestrenzte Muskelthätigkeit), durch große Reizbarkeit des Nervensystems, und vieles Denken, selbst bei guter Kost, in der Regel Magerkeit des Körpers bedingt ist, welche daher sowohl bei Lebensarten, die schwere körperliche Arbeit, als bei solchen stattfindet, die mit vieler Geistesanstrengung verbunden sind; daß im Gegentheile bei vieler Ruhe des Geistes, Gemüths und Leibes, wozu phlegmatische Temperamente geneigt sind, zumal in Verbindung mit reichlicher Kost, die Corpulenz, d. h. die Production der organischen Masse, begünstigt wird, daß heftige Gemüthsbewegungen, starke Leidenschaften, zumal wenn sie oft erregt werden, die Gesundheit nothwendig stören müssen, und viele andre hierher gehörige Erscheinungen erklären sich nun leicht aus dem in diesem Artikel entwickelten gegenseitigen Verhältnisse der pflanzlichen und thierischen Natur, welche im thierischen Organismus in stäter und inniger Wechselwirkung begriffen sind, und auf deren harmonischem Wechselspiele die Gesundheit beruht. — Man spricht auch in geistigen Dingen von einem Wachsthum, und im Allgemeinen fassen wir in diesem Worte das Unsichtbare der Natur, ihre thätigen (lebendigen) Kräfte zusammen. Auch der menschliche Geist ist kein von der Natur verschiedenes, von ihr getrenntes Wesen; man kann ihn sehr schieklich die bewußte Natur nennen, und alle Thätigkeiten desselben sind in der bewußtlosen Natur schon vorgebildet. Daher entspricht jedem Systeme des leiblichen Organismus ein Vermögen der Seele, mithin auch den pflanzlichen (productiven oder reproductiven) Systemen ein geistiges Vermögen, durch dessen Thätigkeit der Geist wächst und wachsend sich bildet. Es ist das sinnliche Wahrnehmungsvermögen und die schaffende (reproductive) Einbildungskraft, die jenen leiblichen Systemen entsprechen, und das Gedächtniß hält den angeeigneten Stoff in einer bestimmten Form fest, wie die pflanzlichen Kräfte des leiblichen Organismus den assimilirten körperlichen Stoff in einer bestimmten Gestalt. Aufnahme des geistigen Stoffs, den der Unterricht darbietet, Verdauung des aufgenommenen Stoffs und Absonderung zur Bildung der Kenntnisse sind Vorgänge des pflanzlichen Vermögens im menschlichen Geiste, u. d. wie die Jugend die Zeit des leiblichen Wachsthums ist, vermöge der vorhersehenden Thätigkeit der pflanzlichen Systeme, so ist dasselbe Lebensalter die Zeit des geistigen Wachsthums, des Lernens, bei welchem die vegetativen Vermögen des Geistes vorwaltend thätig sind. Verstand und Vernunft, als höhere Vermögen des intelligenten Geistes, gelangen später, im Jünglings- und Mannesalter, zur völligen Entwicklung, wie die thierischen Systeme des leiblichen Organismus, welche jenen Vermögen entsprechen, ebenfalls in den genannten Lebensaltern erst zur vollen Reife gelangen. Dieser Parallelismus (Gleichlauf) kann aber hier nicht näher erörtert werden. Es offenbart sich daher in der Entstehung des Sprachgebrauchs in dieser Beziehung die bewußtlose (dunkle) Anerkennung der Einheit des Geistes mit der Natur, Kraft welcher sich das Geistige mit dem Leiblichen wie von selbst parallelisirt, indem man häufig den jugendlichen Geist mit einer edeln Pflanze vergleicht, welche bei zweckmäßiger Nahrung (Unterricht und Erziehung) wächst und gedeiht, später blühen treibt, und endlich Früchte trägt (in menschlicher Geistesbildung u. Kunstfertigkeiten).

Wachsfiguren und Wachsbildnereien überhaupt waren schon bei den Griechen und Römern gekannt. Das sich jeder Künstlerphantasie so willig schmiegende Wachs ward im griech. Alterthum auf die mannigfaltigste Weise benutzt; man bediente sich des Wachses zu Abdrücken bei den Siegeln, der gefärbtem Wachsstifte bei der enkaustischen Malerei, und des Wachsfirnisses für Marmorwände und Statuen; auch gab es eine eigne Classe von Künstlern, die mit dem Bildhauern und Bildgießern durch die lieblichsten Wachsbildnereien nach größern Modellen gleichsam wetteiferten, und bei den Griechen unter der allgemeinen Benennung Puppenbildner bekannt waren; die Römer nannten sie Sigillarii. Wer gedenkt hierbei nicht des wächernen Amors aus Anakreon's Gedichten und der so oft nachgeahmten Gruppe der Amorverkäuferin. Bei dem Schachspiele bestanden die Steine oft aus zierlichen Wachsbitdchen. Bilder schöner Knaben, in Wachs bossirt, verzierten häufig die Schlafzimmer der Griechen. Am meisten wurde die Wachsbildneriei zu künstlichen Zweigen, Früchten, Blumen und Kränzen angewendet. An dem Adonisfeste gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentöpfen und Fruchtkörbchen aufzupflanzen, aber bei so früher Jahreszeit war es selbst dort fast unmöglich, diese in der Natur zu finden, und Kränze, Füllhörner, Obstschalen und Fruchtschnüre von Wachs ersetzten den Mangel. Bei den Zaubergaukeleien des Alterthums wurden gleichfalls Wachsfiguren gebraucht, und Artemidorus erzählt in s. Traumbuche, daß Wachskränze den Träumenden Krankheit und Tod bedeuten. Der berühmte Heliogabalus setzte seinen Tischgenossen tantalische Schaugerichte von Wachs vor, welche alle die Leckereien täuschend nachbildeten, die er selbst verzehrte. So wurden Wachsbitber immer nur zu Täuschungen oder zu niedlichen Kleinigkeiten gebraucht. Jetzt werden sie zu Nachbildungen anatomischer Präparate, oder um pomologische Cabinette daraus zu formen, sehr passend angewendet; auch zu plastischen Studien und Übungen, sowie zu kleinen halberhobenen Portraits ist das Wachs sehr geeignet; letztere lassen sich schön und zart darin ausführen, aber lebensgroße Wachsfiguren, wie man wol auch ganze Sammlungen zeigt, deren Portraitähnlichkeiten man rühmt, treten aus dem eigentlichen Gebiete schöner Kunst. Ihre sprechende Ähnlichkeit kann unser Staunen erregen, aber erfreuend, wie ein echtes Kunstwerk, werden sie nie auf uns wirken. Das Scheinleben, welches sie lügen, läßt uns ihren wahren Tod, ihre Bewegungslosigkeit auf eine schauerliche Weise empfinden. Das echte Kunstwerk lebt ein unsterbliches Leben, weil es zu unserm Sinn und unserer Seele spricht, ohne unsere Sinne betrügen zu wollen. Die Wachsfigur scheint sich an das Sterbliche in uns zu wenden, unwillig wendet sich da unser Geist von dem seelenlosen Gaukelbilde weg, welches, wenn es mit der Beweglichkeit und Sprache eines Automats vereint wäre, uns bis zum Wahnsinn bringen könnte. Die Grenzlinie ist zart, wie weit sich das Kunstwerk der Natur nähern darf; sobald sie überschritten wird, kann es nur Widerwillen und Mißbehagen erregen. In Florenz bildet man jetzt alle Theile des menschlichen Körpers in gefärbtem Wachs, zum Behufe des Studiums der Anatomie. Es sind einige und dreißig Zimmer im Schlosse mit diesen Wachspräparaten angefüllt, auch Pflanzen sieht man da in Wachs mit täuschender Wahrheit nachgeahmt. Den ersten Gedanken, Wachsfiguren dieser Art zu verfertigen, hatte gegen das Ende des 17. Jahrh. der Spitalarzt de Nones zu Venua. Er war eben im Begriff, einen Leichnam durch Balsamirung aufzubewahren; da er aber die Fäulniß nicht ganz verhindern konnte, so gerieth er auf den Einfall, den Körper so natürlich als möglich in Wachs bossiren zu lassen. Der Abbate Zumbo, ein Sicilianer, der zwar nichts von der Anatomie verstand, aber sehr gut in Wachs bossirte, machte, unter Nones's Aufsicht, zuerst den Kopf des Leichnams in gefärbtem Wachs so täuschend nach, daß Alle, die ihn sahen, ihn für den abgeschnittenen Kopf hielten. Zumbo hatte in

dessen denselben heimlich noch einmal für sich nachgemacht, und ging damit nach Frankreich, wo er die Sache für s. Erfindung ausgab. Er starb kurz darauf. De Nones nahm einen andern Wachsbossirer, Namens de la Croix aus Frankreich, zu sich, der den erwähnten Leichnam nach allen s. Theilen sehr schön in Wachs bossirte. 1721 ließ P. la Courge dergleichen Figuren in Hamburg sehen, und 1737 wurden andre in London zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Merkwürdig sind in diesem Fache die Arbeiten von Ercole Lelli, Giovanni Manzolini und dessen Frau, Anna Manzolini, welche sonst in dem Institute zu Bologna aufbewahrt wurden, und dann nach Paris kamen. Von der Anna Manzolini, die 1755 starb, befinden sich schöne Arbeiten in Turin und Petersburg. Neuere Wachskünstler in Italien sind: L. Calza, Filippo Balugani und Ferrini. Der berühmte Fontana in Florenz erhob diese Kunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. (S. „Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung, für Künstler, Kunstliebhaber und Anthropologen“, von D. Engelbert Winkelhausen. Frankf. a. M. 1798.) Da nämlich anatomische Präparate so schwer zu erhalten sind, so wandte Felix Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und es gelang ihm, dieses Unternehmen so weit auszudehnen, daß er, wegen der vielen Bestellungen, eine ganze Gesellschaft Anatomiker, Modellschneider, Wachsbossirer und Maler beschäftigen konnte. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide und innern Theile Gegenstand dieser Präparate. Der Professor M. Vogt in Wittenberg suchte nach genauen Zeichnungen auch die Verästelungen der Gefäße und der Nerven künstlich so darzustellen, und er bediente sich dieser Präparate bei s. Vorlesungen. In Frankreich gab sich Pinson mit dieser Kunst ab, und später zeichnete sich Kaumonier zu Rouen darin aus. Das Bossirwachs wird aus 4 Theilen Wachs, 3 Theilen weißem Terpenthin und etwas Baumöl oder Schmalz zusammengeschmolzen, und dann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den Händen geformt; die feinere Ausbildung geschieht mit Griffeln verschiedener Form, von Holz oder Eisenbein; auch gießt man Figuren in Formen. Diese müssen von Gyps fein und aus vielen Stücken bestehen; sie werden inwendig mit W. bestrichen und fest zusammengebunden; das Wachs wird durch eine an den Füßen gemachte Öffnung in die Form gegossen, und diese wird später in kaltes Wasser geworfen, damit das Wachs sich leichter ablöse. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre Modelle machen, besteht aus 16 Th. Wachs, 2 Th. burgunder oder Schusterpech und 1 Th. Schmalz; oder aus 10 Th. Wachs, 1 Th. Terpenthin, ebenso viel Schusterpech und ebenso viel Schmalz; dies wird bei langsamem Feuer geschmolzen, wohlgerührt und durchgeseiht, damit die Masse dicht und ohne Luft sei. Sehr passend ist das Wachs zu Abdrücken in Stein geschnittener Figuren. Man bereitet es folgendermaßen dazu: Zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem kupfernen Gefäße langsam schmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein gestoßenen Kanbiszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebrannten Ofenruß und 2 bis 3 Tropfen Terpenthin. Will man einen Abdruck nehmen, so wärmt man dies Wachs und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein darauf. Dieser Composition bedienen sich besonders die Steinschneider bei ihren Arbeiten.

WI.

#### Wachsmalerei, s. Enkaustik.

Wachteln sind kleine zpfündige Handgranaten, welche aus 60- und 100-pfundigen Mörsern, auch aus Steinpölkern geworfen werden, und ihre Benennung von dem Fischen, das sie beim Zerspringen verursachen, erhalten haben. In einen 60pf. Mörser werden deren 40, und in einen 100pf. 60 Stück geladen. Die Richtung ist 45 Grad. Sie dienen hauptsächlich, um vor Anfang eines Sturms den Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben, oder auch die ausgesetzten Feuerposten zu verjagen. Der franz. Artillerieofficier Bergeuil ist ihr Erfinder. 1758 kam ihr

Gebrauch nach Östreich. Berühmt sind sie dadurch geworden, daß Laudon durch ihre Wirkung im letzten Türkenkriege 1789 Belgrad bezwang.

**Wächter** (Georg Philipp Ludwig Leonhard), oder, nach s. Schriftsteller-  
namen, **Weit Weber**, geb. zu Ulzen 1762, verdankte s. Vater (Prediger an der  
großen Michaeliskirche zu Hamburg und dem Johanneum) den ersten Unterricht.  
Er war ein feurriger Knabe, welcher sich schwer in die Fesseln des Schulzwanges  
fügte; aber durch s. Gutmüthigkeit und geniale Laune gewann er bald die Liebe  
aller Mitschüler. Nach dem Wunsche s. Vaters studirte er Theologie in Göttingen,  
wo er sich aber auch viel mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Er  
lebte hierauf in s. Vaterstadt als Candidat, ohne ein geistliches Amt erhalten zu  
können, welches sich vielleicht aus der zu offenen Geradheit s. Charakters erklären  
läßt. In diese Zeit fallen die ersten Bde. s. „Sagen der Vorzeit“ (1787 — 98).  
W. betrat darin als Erzähler die Bahn, die Göthe mit s. „Göt“ für das Drama  
eröffnet hatte, und man kann sagen, daß die Ritterromane, welche von jezt an  
Deutschland überschwemmten, größtentheils von s. „Sagen der Vorzeit“ ausgegan-  
gen sind. Er hatte sich mit dem Geiste der Vorzeit bekanntgemacht; es blickte  
durch diese Dichtungen ein echtes deutsches Gemüth hindurch, und man kann ihm  
das für diese Zeit bedeutende Lob einer gewissen Originalität nicht versagen. In-  
dessen sind die 3 ersten Theile den spätern weit vorzuziehen, in welchen sich, wie  
z. B. im Femgericht, nicht selten eine ermüdende Trockenheit zeigt. Überhaupt  
verlezt W. bei s. Streben nach innerer Wahrheit oft ohne Noth den Wohlklang und  
gefällt sich im Grelen und Harten. 1792 nahm er Dienste unter den hanöverschen  
Truppen und machte mehre Feldzüge gegen die Franzosen mit, bei welchen er sich  
durch Muth und Geistesgegenwart auszeichnete und bei Mainz verwundet ward.  
1793 erschienen s. Holzschnitte, die Befahrt des Bruders Gramsalbus enthaltend,  
und 1794 die „Historien“, deren 1. Th. die Gründung der Bürgerfreiheit Ham-  
burgs behandelt. Fene Holzschnitte sind in ihrer Gattung vorzüglicher als das letzt-  
genannte Werk; aber auch dort findet man eine Menge von Härten und Unebenhei-  
ten, für welche uns der Fleiß nicht entschädigt, mit welchem er die Formen und  
Gebräuche der damaligen Zeit studirt und selbst in Noten erläutert hat. Bei s.  
Zurückkunft aus dem Felde war er Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt des Prof.  
Voigt, welche er, als Voigt 1814 einem Rufe nach Riga gefolgt war, bis jezt al-  
lein mit großem Ruhme fortgesetzt hat. Im Befreiungskriege 1813 befand er sich  
unter den Vertheidigern Hamburgs, und gab auch da viele Proben s. Aufopferung  
und s. Muthes. Noch ist von ihm das Schauspiel „Wilhelm Tell“ zu erwähnen,  
welches vor dem Schiller'schen „Tell“ 1804 erschien. Die Charaktere darin sind  
ziemlich gut gehalten; man findet schweizerische Natur und Drilichkeit darin, und  
sieht, daß er allerdings diesen schönen Stoff mit Liebe behandelt, wenn auch nicht  
durchbrungen hat. hh.

**Wachtschiff**, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker  
liegt, in der See kreuzt, auf Alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht,  
wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche  
am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im  
Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden  
Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

**Wachtthürme** sind Thürme auf den Seelüsten, um Seeräuber oder an-  
dre Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von  
Spanien und Italien sind mehre wegen der Anfälle der Barbaren angelegt wor-  
den. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der  
Küsten leichte Reiter, die, sowie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beob-  
achten müssen, was vorgeht.

**Wackenroder** (Wilhelm Heinrich), geb. zu Berlin 1772, wo s. Vater

Geheimerrath und Bürgermeister war. Dieser mit Hardenberg-Nowalis verwandte Genius mußte ebenso früh als Jener von der Erde scheiden, und hinterließ uns nur wenige, aber vielversprechende Proben seines lebenswürdigen Geistes, welche auch nicht ohne Einfluß auf andre Geister geblieben sind. Als Knabe schon zeigte W. die herrlichsten Talente, die durch eine sorgfältige Erziehung entwickelt wurden. Früh gewann er einen gleichgesinnten Freund in Ludwig Tieck (s. d.), mit welchem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und die Universitätsjahre in Halle verlebte. Er hatte sich eigentlich den Rechten gewidmet, und nach vollendeten Studien ward er als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angestellt. 1797 erschienen von ihm die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, zu welchen Tieck die Vorrede, „Sohnsucht nach Italien“, „Brief eines jungen deutschen Malers“ und die „Bildnisse der Maler“ geliefert hat. Diese literarische Erscheinung ward in Deutschland, besonders aber in Rom von den daselbst lebenden deutschen Künstlern, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und brachte die bereits Wurzel fassende Vorliebe für die ältern Meister und ihre Werke der Entwicklung um Vieles näher. Der in dieser Schrift herrschende Geist strebte in seinen künstlerischen Ansichten der zergliedernden Kritik entgegen, und drang mit lebendiger Beredsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle. Dabei empfahl der Verf. mit eindringlicher Wärme das Studium der meist vernachlässigten Künstlergeschichte und vorzüglich die Lesung des Vasari. Nach der Erscheinung jenes Buchs hatten sich beide Freunde vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben. So entstanden „Franz Sternbald's Wanderungen“, herausgeg. von L. Tieck 1798. In einem gewissen Sinne, besonders in Beziehung auf den Plan und den 1. Theil dieses Werks, gehört unserm W., nach Tieck's Zeugnisse, ein Theil des Ganzen, obgleich ihn s. Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Seine Krankheit endete 1798 mit einem herben Tode. Unbestimmte Sehnsucht und die Glut seiner in der Kunst schwelgenden Phantasie hatten ihn vor der Zeit verzehrt. Doch müssen wir mit Liebe und Ehrerfahrung seiner gedenken, wenn wir auch mit Göthe und seinen Kunstfreunden (s. „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“, 2. Heft) darüber einig sind, daß jene Lehre auf Manche einen sehr nachtheiligen Einfluß geäußert hat, indem sie dabei der Kunstregeln und gründlichen Studien überhoben zu sein glaubten. Den Nachlaß von W. gab Tieck 1799 in den „Phantasien über die Kunst“ heraus, in welchen der 1. und 5. Aufsatz, nämlich die Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben, und die Peterskirche, von W. herrühren. Die sämtlichen Aufsätze von W. sind vor Kurzem in einer neuen Ausg. der „Herzensergießungen“ erschienen. Tieck hat im 2. Hefte s. „Poetischen Journals“ W.'s Andenken in rührenden Sonetten gefeiert.

W a c k e r b a r t h (August Joseph Ludwig, Graf v.), geb. d. 7. März 1770 zu Kuschendorf in der Niederlausitz, stammt aus einer alten Familie, die ihren Sitz auf dem Familiengute Rogel im Herzogthume Sachsen-Lauenburg hatte. Seine erste Erziehung empfing er im ätterlichen Hause; dann besuchte er, 12 J. alt, die Stadtschule in Muskau, die lat. Schule zu Kamenz, studirte hierauf 2 Jahre in Wittenberg und ebenso lange in Göttingen, und erwarb sich überall Achtung und Freundschaft. Nachdem er noch ziemlich 1 Jahr in Leipzig zugebracht hatte, bereiste er England, fuhr nach Amerika, nach Ostindien, und kehrte über London in s. Vaterland zurück, wo er sich abwechselnd in Wien und Dresden aufhielt. Von da machte er wieder mehre Reisen, u. a. nach Italien und in die Türkei. Seit 1801 wohnte er größtentheils zu Hamburg und Raseburg; später machte er Reisen nach Paris, wo er wegen einer ungläublichen Forderung an Sachsen-Lauenburg und Hannover, die er schon vergeblich beim Reichskammergerichte zu Wehlar angebracht, mit dem Kaiser Napoleon seltsame Auftritte hatte, da dieser ihn immer mit

leeren Versprechungen hinhielt. Seit 1812 lebte er wieder meistens in und um Hamburg, auch bei Dresden, mit Kunst und Wissenschaften beschäftigt, zugleich für die leidende Menschheit sorgend. Als Schriftsteller schreibt er sich August Raugrav v. Wackerbarth.

**Waffen.** Es liegt in der Natur des Kampfes ein Streben, die Kräfte zu steigern, theils um leicht, schnell und vollständig den Gegner zu überwinden, theils um seinem Andrang zu wehren, sich vor demselben zu schützen, ihn möglichst unschädlich zu machen. Das Gefühl der Unzulänglichkeit physischer Kraft treibt den Geist, Mittel für jene Zwecke zu erfinden, und diese Mittel sind zunächst Wehr und Waffen. So ergreift schon der Affe Baumäste und Prügel und wirft mit Steinen oder Früchten nach seinem Dränger; so nimmt der Wilde eine Keule, einen Stock, den er bald spizen und härten lernt, zum Stich, in die Hand, und erlaucht die Eigenschaft der Schnellkraft, die er zum Bogen verwendet; so erdenkt er sich irgend einen Schirm, besonders für die edlern Theile seines Körpers, Kopf und Brust. In dem Zustande der Civilisation mühte sich der menschliche Geist von jeher ab, immer neue und zweckmäßigere Angriffs- und Schutzwaffen zu erfinden, sie zu vervollkommen, ihren Gebrauch zu erleichtern; es wurde gekünstelt und vereinfacht. Bei einem aufmerksem Blick auf die Geschichte der Waffen wird man bemerken, wie vom Faustkampfe und dem Handgemenge an in allen Perioden des Waffengebrauchs das Bestreben sich zeigt, eine Kraft der Natur nach der andern zu ergreifen, um aus immer größern Entfernungen auf den Gegner zu wirken. Im umgekehrten Verhältnisse geht der rohe persönliche Muth, die gewaltige Körpermacht in Gewandtheit über; sie weicht dem Geschick des Waffenkundigen, und zuletzt auch dieses der geistigen Überlegenheit. (Man betrachte die Erfolge der heutigen strategischen Operationen.) — Die Bekanntschaft mit den Metallen lehrte die Stöcke zu Speisen, Speeren, Piken, Lanzen umbilden, führte auf die Idee des Schwertes (Säbel und Degen), des Harnisches; aus Schleuder und Bogen entstanden die Armbrust und die großartigen Kriegsmaschinen der Alten, die wir u. d. N. Katapulten, Ballisten u. kennen. Mit ihnen vermochte man schon bis auf 1000 Ellen zu wirken. — Mit der Entdeckung der Kraft im Salpeter und der Erfindung des Schießpulvers veränderte sich das ganze Bewaffnungssystem. Es wurde dadurch möglich, ein Ziel in 6000 Schritt weiter Entfernung zu erreichen (vgl. Sch u s s e i t e) und in kurzer Zeit Widerstände zu zerstören, wozu sonst Jahre gehörten. Es ist nicht unmöglich, daß durch Anwendung der Dämpfe (vgl. P e r k i n s ' s D a m p f g e s c h ü s s) eini noch Mehres geleistet werden könnte. — Genauer unterscheiden sich jetzt 1) Angriffs-, 2) Schutzwaffen; erstere wieder in a) Hieb- (Säbel, Pallasch), b) Stoßwaffen (Degen, Pike, Lanze, Bayonnet), c) Wurf- (Mörser, Haubitze u. ähnliche), d) Schußwaffen (Pistol, Carabine, Büchse, Flinte, Kanon); letztere a) in eigentliche Schußwaffen (Helme, Kürasse u. dgl.), und b) in Schirmwerke, wozu alle Gegenstände der Befestigungskunst gehören. Von den bedeutendsten derselben haben wir in bes. Art. gesprochen. — Die Geschichte der Kriegskunst enthält zugleich die der Waffen; doch finden wir auch u. d. N. *Waffenlehre* besondere Beschreibungen sowol der im Alterthume gebräuchlichen Waffen (aus älttern Schriftstellern gesammelt), als auch der jetzt üblichen Bewaffnung in den verschiedenen Heeren, zugleich Belehrung über deren Anwendung. Doch fehlt ein dem Zweck entsprechendes, vollständiges Werk aus höhern und weitemfassendern Gesichtspunkten. — Man pflegt auch die 3 Haupttruppengattungen, Fußvolk, Reiterei und Geschützwesen, durch den Namen *Waffengattung* oder *Waffen* zu bezeichnen. — In Ansehung der Waffen der alten Völker und der des Mittelalters verweisen wir auf das für Staats-, Kriegs-, Sitten- und Kunstgeschichte des Mittelalters wichtige Prachtwerk: „Critical inquiry into ancient armour and

weapons of war", mit einem Glossar über die Waffenbenennungen des Mittelalters, von Sam. Rush Meyrick (3 Bde., Fol., m. Kpfen., Lond. 1824, 138 Bte.).

**Wage** ist ein mechanisches, auf der Lehre vom Hebel (s. d.) beruhendes Werkzeug, das Gewicht der Körper zu bestimmen. Es gibt 2 Arten der Wage: die alte oder Schnellwage, und die neue oder gemeine Wage. An der ungleicharmigen oder Schnellwage kann einerlei Gewicht in verschiedenen Entfernungen von der Unterstützung verschiedenen Lasten das Gleichgewicht halten, da sich denn an der römischen Schnellwage das Gegengewicht am langen Arme, an der schwedischen oder dänischen aber der Ring des Wagebalkens verschieben läßt. — Die gemeine Wage besteht aus einem gleicharmigen Hebel, **Wagebalken** genannt, der genau in der Mitte so aufgehängt ist, daß er sich frei um seine Aze hin- und herbewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hineinlegen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß sich genau das Gleichgewicht halten. Beschwert man nun die eine Schale mit einem Gegenstande von beliebigem Gewicht, so wird das Gleichgewicht der Wage aufgehoben, und man wird, um es wiederherzustellen, in die andre Schale ein gleich schweres Gegengewicht legen müssen. Kennt man nun die Schwere dieses Gegengewichts, so erfährt man dadurch zugleich die des Körpers in der andern Schale. Um genau zu wissen, wann sich die Wage im Gleichgewicht befindet, ist auf dem Wagebalken, und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem er hängt, eine Spitze, die sogen. Zunge, im rechten Winkel angebracht. Steht nun die Zunge senkrecht inne, so ist dies ein Zeichen, daß der Wagebalken sich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht befindet. Die hydrostatische Wage ist eine gemeine Wage, nur von größerer Feinheit und Empfindlichkeit. Über die Theorie der Wage s. die Lehrbücher der angewandten Mathematik und Physik; namentlich Biot's „Physik“, deutsch durch Fechner (Lpz. 1824, 4 Bde.).

**Wagen.** Ohne Zweifel sind die mit Rädern versehenen Wagen aus der Schleiße entstanden, die man auf Walzen legte. Dann schnitt man aus den Walzen Scheiben, die man zum Umbrehen einrichtete und an das Führerwerk befestigte. Nach Moses war Ägypten das Land, wo man zuerst die Wagen gebrauchte. Die Chinesen schreiben die Erfindung des Wagens dem Hiene-Yuene zu. Die Griechen hielten Erichthonius, den 4. König von Athen, für den Erfinder desselben, und erzählten, er habe sich, weil er lahm war, desselben bedient. Die zweirädrigen Wagen mögen wol die ersten gewesen sein; doch gedenkt schon Homer auch der vierrädrigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuschrieb. Ein Gegenstand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden. Man zog die Säufte und das Reiten als bequemer und anständiger vor. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht: Moses erwähnt schon der Rüstwagen des Pharao. Bei den Griechen soll Theseus die Streitwagen eingeführt haben. Die Pferde waren mit Eisenschuppen bedeckt, vorn an der Deichsel befanden sich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit solchen Sichelwagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Übrigens bedienten die Griechen sich zweirädriger Wagen, auf denen die Krieger standen und von denen aus sie ihre Wurfspieße warfen. Diese Wagen waren hinten offen, und die Räder niedrig. Die Römer bedienten sich frühzeitig der Wagen; schon auf den 12 Tafeln wird die *Arceira* erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu sie die Wagen bestimmten, gaben sie denselben auch verschiedene Benennungen, als *Carpentum*, ein zweirädriges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, dessen sich besonders die römischen Damen bedienten; *Carruca*, eine Art Staatswagen mit 4 Rädern (s. *Kutsch*); *Cisium*, *Essedum* u. waren Benennungen von a. Arten von Wagen. Noch erwähnen wir der Triumphwagen (*Currus triumphalis*) der Römer. — Die Wagen werden entweder von Thieren oder Menschen bewegt, oder auch durch Maschinen. Ver-

suche der letztern Art sind ebenfalls schon von den Griechen gemacht worden, denn man erzählt, daß bei den Panathenden eine Galeere, die durch inwendig angebrachte Räder getrieben wurde, durch die Stadt gefahren sei, wie wenn sie auf dem Meere hingelgte; und von dem engl. Franciscaner Roger Baro (13. Jahrh.) bis auf unsere Zeiten herab wurden solcher sich selbst bewegenden Wagen viele erfunden, allein noch keine dieser Erfindungen schien von bedeutendem Erfolge. Bald ist die Maschinerie zu künstlich, bald fodert sie zu viel Kraftaufwand, bald sind andre unvermeidliche Unbequemlichkeiten damit verbunden. Für wichtiger sollte man die Erfindung, Wagen mittelst der Segel in Bewegung zu setzen, halten, allein es blieb noch immer bei Versuchen. Simon Stevin aus Brügge erfand einen solchen Windwagen, der wie ein andrer Wagen mit Rädern u. versehen war, und in dem 28 Personen sitzen konnten. Er ging auf dem flachen Lande so schnell, daß er in 2 Stunden 14 holl. Meilen zurücklegte. Der Engländer Slater reiste auf einem Wagen mit starken Rädern, der durch Segel getrieben wurde, von Alexandria nach Bassora; er legte bei starkem Winde in 1 Stunde 4 deutsche Meilen zurück. \*) — Eine große Umwandlung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verspricht eine Erfindung des Hrn. v. Baader in München. Die Erfindung eines Wagens mit einem Rade wurde in Frankreich 1828 patentirt. Foulstich in Berlin hat 1829 einen ähnlichen erfunden. (Vgl. auch Dampf Wagen und Draisine.) Über die Erfindung und Geschichte der Fuhrwerke, Wagen und die Bespannung derselben bei den Alten, vgl. man das mit vielen Kupfern versehene Prachtwerk des Hrn. Gingrot, k. bair. Wageninspectors (München 1817 fg., 2 Bde.). — Wagen (elektrischer) heißt ein kleiner dreirädriger Wagen mit einem Haspel, auf welchen die leitende Schnur des elektrischen Drachen gewunden ist. Man bedient sich desselben, um die Schnur nicht mit der Hand halten zu dürfen und vor der herabgeleiteten Electricität gesichert zu sein.

Wagenaar (Johann), Historiograph der Stadt Amsterdam, wo er 1709 geb. wurde und 1773 starb, ist einer der bedeutendsten holländ. Gelehrten und namentlich einer der besten Geschichtschreiber seines Vaterlandes. Sein berühmtestes Werk ist die Geschichte von Holland: „De Vaderlandsche historie vervattende de Geschiedenissen der vereenigde Nederlanden, inzonderheit die van Holland, van den vroegsten Tyden ab“ (bis 1751) (21 Bde., Amst. 1749—60, deutsch von E. Loze, Lpz. 1756, 8 Bde., 4.). 1788 kam eine Fortsetz. dieses Werks heraus: „Vervolg van Wagenaar Vaderlandsche historie“ II. (48 Bde., Amst. 1788—1810), welche die Geschichte Hollands von 1776—1802 enthält, und um diese Fortsetzung mit dem Hauptwerke zu einem Ganzen zu machen, sind 1789 fg. noch ein 22., 23. und 24. Bd. erschienen, worin die Geschichte von 1751—74 enthalten ist. Spittler sagt von diesem Werke: „Wagenaar war Historiograph der Stadt Amsterdam; man darf also in vielen Fällen, wo Dranisches Interesse mit im Spiele ist, keine reine Unparteilichkeit erwarten. Doch da er weit mehr bloßer Compiler als Historiograph ist, so hat dies weniger Einfluß, als man fürchten sollte, und es wird deswegen von beiden Parteien immer mehr als ein Hauptwerk betrachtet“. Einen bedeutenden Werth, nur mit beschränktem Gebrauche, hat auch f. „Schilderung der Verein. Staaten“ (12 Bde., 1739) und eine Beschreibung von Amsterdam (3 Bde., 1760, Fol.). Auch in Hinsicht des berühmten de Witt (s. d.) zeigte er sich als ebenso feurigen wie reblichen Wertheidiger. Seine theologischen Schriften sind zum Theil polemischen Inhalts und dürften jetzt am wenigsten gesucht werden. Ubrigens war er ein ebenso tugendhafter als gelehrter Mann.

Wagenbauer (Max Joseph), Landschaftsmaler, seit 1815 Inspector der k. Gemäldegalerie zu München, geb. 1774 zu Gräfing im Isarkreise, besuchte

\*) Auch soll es in England Wagen mit 6 Rädern geben.

die Zeichnungsschule zu München, wo er das Thier- und Landschaftsfach wählte. Man schätzt von ihm aus dieser Zeit einige Aquarellzeichnungen, welche Gegenden von Baiern und Trachten des Landvolks darstellen. Seine weitere Bildung verdankt er der Galerie zu München und der Anleitung des verst. k. Galeriedirectors v. Mannlich, vorzüglich aber dem Studium der Natur in Baiern und in der Schweiz. Von hier rief ihn der Krieg in die Reihen des vaterländischen Heeres. Nach dem Frieden lebte er ganz dem Studium seines Kunstfaches, und ein tieferes Eindringen in die Natur gab bald s. Olgemälden mehr Kraft und Wahrheit, indem sich aus ihnen das Mathe der frühern Aquarellmanier verlor. W. weiß Hirtenscenen in einer gefälligen Landschaft trefflich zu gruppiren; s. Figuren haben Charakter. In der Ausführung liebt er meistens Potter's Geschmack, verbunden mit Leichtigkeit und Freiheit des Pinsels. Seine Vorgründe sind fleißig behandelt, sein Auftrag ist durchsichtig, s. Beleuchtung natürlich, s. Farbenton harmonisch. Der König von Baiern besitzt von ihm einige treffliche Gemälde, u. a. das Innere eines Salles; die Ansicht des starhemberger Sees im Hintergrunde bei untergehender Sonne, im Vorgrunde Kühe und Schafe mit einem Hirtenknaben. Auch in der k. Galerie und im Saale zu Nymphenburg sieht man von ihm große Bilder, u. a. Gegenden vom Kochel- und vom Tegernsee. Einige Werke von ihm hat der Kaiser von Rußland gekauft. Eins s. vorzüglichern Werke kam in die Galerie des Fürsten Liechtenstein, ein andres in die gräf. Schönborn'sche Galerie in Pommersfelden. Mehrere Kunstfreunde in München, Augsburg u. a. a. D. besitzen von ihm schöne Cabinetsstücke. 1809 und 1815 gab W. Anleitungen zur Landschaftszeichnung in lithogr. Manier heraus, jede von 18 Bl. u. Baumstudien in 12 Bl. (1817). Er starb zu München d. 12. Mai 1829.

**Wagenburg**, eine Verschanzung von Wagen, war in ältern Zeiten im Kriege ein gewöhnliches Vertheidigungsmittel durch ineinandergeschobene Wagen, hinter welchen die Fußvölker gegen die Angriffe der Reiterei gesichert waren. Der stärkere Gebrauch der Artillerie hat diese Art der Vertheidigung unstatthaft gemacht. — **Wagenburg** wird auch, obwol unpassend, die ganze Masse der Proviant- und Packwagen genannt, die zu einem Armeecorps gehören; man sagt besser *Fuhrwesen* (franz. *Train*).

**Wagerecht**, horizontal, s. *Horizont*.

**Wagner** (Ernst), geb. den 2. Febr. 1768. Bei dem ersten Blick auf die Leistungen dieses Schriftstellers als Romanendichter scheint das Gemüthliche vorzuherrschen; doch bei genauerer Prüfung wird man ebenso sehr von s. reichen, schöpferischen Phantasie, wie von s. feinen, stets psychologisch motivirten Welt- und Menschenkenntniß überzeugt. Leider muß man bei diesem ausgezeichneten Schriftsteller beklagen, daß er nicht lange und besonders nicht gesund genug lebte, um den ganzen Reichthum s. edeln Geistes zur Belehrung, zum Genuß und zur Ehre seiner Nation noch mehr zu entfalten, als es durch die vorhandenen Erzeugnisse geschehen ist. — Wie das wahre Talent oft, ja fast gewöhnlich, sich unter dem Drucke der äußern Verhältnisse mit verstärkter Federkraft emporhebt, so war es auch der Fall bei ihm, welcher, als der Sohn eines unbedeutenden Landgeistlichen in dem sachs.-meiningischen Dorfe Korbdorf, sogar der nothwendigen Unterstützung ermangelte, um ein Gymnasium beziehen zu können. Die gründlichen Kenntnisse des wackern Vaters und die mit Fleiß verbundene schnelle Fassungskraft des Sohnes ersehten indeß diesen Mangel so, daß er die Prüfung bestehen und die Universität Jena besuchen konnte, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Nach seiner Zurückkunft wurde er Privatsecretair des Gutsherrn, Freih. v. Wechmar, dann Gerichtsactuar und zugleich Verwalter der dortigen Rittergüter. Wiewol auf dem freundlichsten Fuße mit der Gutsherrschaft, fühlte er sich doch mannigfaltig beengt; denn da er bald Gatte und Vater wurde, reichte selbst die höchste Sparsam-

Zeit kaum für die nothwendigsten Bedürfnisse aus, keineswegs für s. brennenden Eifer, sich fortzubilden und das Leben als Reisender von mehreren Seiten anzuschauen. Gewiß war es indes mehr ein geistiges Bedürfniß, was ihm 1803 die Schriftstellerlaufbahn eröffnete. „Wilibald's Ansichten des Lebens“ war das erste größere Erzeugniß seiner Muse; denn schon früher hatte er einzelne Gedichte in dem zu Leipzig erschienenen „Damenjournal“ abdrucken lassen. Die meisten Gebildeten Deutschlands kennen diesen durch 3 Aufl. verbreiteten Roman als einen der besten unserer, an dergl. Büchern reichen, aber an solchen Dichtungen armen Zeit. In s. einfach angelegten, ihr Interesse immer steigenden und bis zum befriedigenden Schlusse fortführenden Erzählung stellt er ein Gemälde auf, das, vom anmuthigsten idyllischen Nahmen eingefaßt, vielleicht in unserer gesammten Romanliteratur nur wenige gleich gelungene Seitenstücke findet. Auch sind wol nur sehr wenige Dichter gleich bei ihren Erstlingsversuchen mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen worden als Ernst W. Durch dieselben ward Jean Paul Fr. Richter aufmerksam auf den jungen Mann und empfahl ihn dem Herzog Georg von Sachsen-Meinungen, einem Fürsten, der wahres Talent zu schätzen und hervorzu ziehen verstand. W. erhielt hierauf unerwartet das Decret als herzogl. Cabinetssecretair, mußte aber den großen Schmerz erdulden, s. geliebten Fürsten, noch ehe er s. Amt angetreten, zu beweinen. Seine fürstl. Witwe erfüllte auf das großmüthigste das Versprechen des Verewigten. W. zog unter sehr angenehmen Bedingungen 1804 nach Meinungen, und es blieb ihm Muße genug, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Nun erschienen von ihm: „Die reisenden Maler“; „Die Reisen aus der Fremde in die Heimath“; „Ferdinand Miller“; „Isidora“ (Roman in 3 Bdn., Tüb. 1812) und „Das historische ABC eines 40jährigen Fibelschützen“ (e. Anhang zu den „Reisenden Malern“), — lauter rühmlich bekannte Namen in den Annalen deutscher schöngeistiger Literatur! Leider fanden sich schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Meinungen die Kennzeichen einer in der Regel unheilbaren Krankheit, der Rückenmarksbarre, ein. Sie raubte ihm bald die Hoffnung eines langen Lebens, aber nicht die Geistesheiterkeit und den Muth, die wenigen ihm zugezählten Tage durch Schöpfung des Edeln und Schönen zu benugen. Für seine Charakterentwicklung ward dieses harte Schicksal entscheidend. — Die Leiden der letzten Periode waren groß; aber sie wurden von ihm mit männlichem, ja noch mehr, mit christlichem Muth ertragen. Der Tod erschien ihm am 25. Febr. 1812 als ein Friedensbote und Befreier. Er starb im 45. Lebensjahre. Nur ein Sohn, Karl, ein junger talentvoller Landschaftsmaler, ist von seiner ganzen Familie zurückgeblieben. Die Charakteristik des Wf. des „Wilibald ic.“, sowie seiner Dichtungen enthalten die „Briefe über den Dichter Ernst Wagner“ (lebensgeschichtliche Nachrichten; Mittheil. aus s. ungedruckten Nachlasse) von Friedr. Mosengeil (Schmalkalden 1826). E. Wagner's „Sämmtliche Schriften“ erschienen in einer Taschenausgabe zu Leipzig 1827 fg.

Wagram (Schlacht bei) am 5. und 6. Juli 1809 von Napoleon gegen den Erzherzog Karl gewonnen. Sie entschied den Krieg und das Schicksal der Monarchie auf denselben Feldein, auf welchen Rudolf v. Habsburg 1278 den stolzen Ottokar besiegt und den Grund zu Österreichs Macht gelegt hatte. Der beträchtliche Verlust, den Napoleon bei dem schlaggeschlagenen Übergange seines Heeres über die Donau durch die Schlacht bei Aspern (s. d.) erlitten hatte, machte s. Streitkräfte Echolung nöthig. Sein großartiger Plan war zwar nicht zerstört, aber in der Ausführung aufgehalten, und er bedurfte zum Verfolg desselben Verstärkung. Diese wurde ihm durch die ital. Armee unter dem Vicekönig, der endlich die Östreich von dort her bis nach Ungarn gedrängt hatte und bald zur großen Armee stoßen konnte; es näherte sich ferner Bernadotte mit den Sachsen; es näherten sich die Baiern u. a. franz. Truppenabtheilungen. Keineswegs unter so günstigen Um-

ständen befand sich sein Gegner, der Erzherzog Karl, auf dem linken Ufer der Donau; auch er hatte große Verluste wiederherzustellen und dazu bei weitem nicht zulängliche Mittel, meist nur jungen, unerfahrenen Landsknechte. Seine Macht war überdies zersplittert; über die käumige ungarische Insurrection erstreckte sich sein Einfluß nicht. Während nun Napoleon in Wien ausruhte und die Donau von Presburg bis Linz beobachten ließ, zugleich aber mit außerordentlicher Intelligenz Alles zu s. nächsten Vorhaben anordnete, schien der östr. Feldherr beschauend in der Erwartung der Dinge, die da kommen wollten, beharren zu müssen: die gewöhnliche Lage Dessen, der auf die Vertheidigung verwiesen ist! Wenigstens geschah nichts, was die Franzosen an Vorbereitungen auf den Donauinseln hätte hindern können. Hier wurden mit der größten Sorgfalt und Localkenntniß Werke angelegt und mit schwerem Geschütz aus den Zeughäusern Wiens versehen; es wurden Brückengeräthschaften zusammengebracht und alle Verbindungs- und Übergangspunkte so wohl erwogen und berechnet, daß weder der Fcind noch die Natur, wie bei Aspern, den neuen Schritt vereiteln konnte. Napoleons Absicht konnte dem östr. Oberfeldherrn keinen Augenblick zweifelhaft bleiben; die Stellung beider Gegner gestattete übrigens das genaueste Erkennen aller ihrer Bewegungen. Noch mehr klärten sich die Dinge auf, als Napoleon am 1. Juli seine Kräfte an sich zog und auf der Lobau sein Hauptquartier nahm. Presburg war einige Tage früher durch Davoust besetzt worden, die Donau bis Linz bewachten Vandamme mit den Würtembergern und eine Division Baiern. In Allem sollten gegen 180 000 Mann Franzosen u. d. d. die Macht des Erzherzogs zertümmern, und wenn die Angabe auch zu stark sein möchte, so konnte Osterreich doch gewiß kaum die Hälfte entgegenstellen, auch wenn das Corps des Erzherzogs Johann aus Ungarn her mitwirkte. Der östr. Oberfeldherr schien überzeugt, daß sich Napoleon diesmal nicht wie bei Aspern auf einem so beschränkten Kampfsplatz schlagen, sondern ein größeres Terrain zur Entwicklung s. Kräfte wählen würde. Die Ebene des Marchfeldes breitet sich viele Stunden weit auf dem linken Donauufer aus, eingefast von mäßigen Höhenzügen. Zahlreiche Dörfer und Flecken, deutsch Wagram ziemlich im Mittelpunkte, bedecken sie; doch ist außer dem Ruffbach kein bedeutender Terraingegenstand da, welcher kriegerische Operationen aufhalten könnte. Die Vereinigung der Straßen von Böhmen, Mähren und Ungarn, sowie die zu einem Flußübergange besonders geeignete Örtlichkeit, geben der Gegend eine strategische Wichtigkeit. — Der Erzherzog Karl schob bis zum 2. Juli Truppenabtheilungen gegen Aspern, Eßlingen und Enzersdorf, die Wien und den Donauinseln gegenüberliegen, vor, um seine dortigen Posten unterstützen zu lassen, und stellte sein übriges Heer weiter rückwärts abtheilungsweise in Bereitschaft. Vom 2. Juli an suchten die Franzosen an mehreren Punkten der Donauinseln eine sichere Verbindung mit dem jenseitigen Ufer einzuleiten, ohne sich durch das Feuern der Östreicher abhalten zu lassen, und am 4. Juli hatte Napoleon den größten Theil s. Truppen auf der Lobauinsel zusammengedrängt; um 10 Uhr Abends, unter grausenhaftem Sturm und Ungewitter, unterstützt durch ein heftiges Feuer aus allen Batterien gegen Enzersdorf und die von den Östreichern gegen den wahrscheinlichen Übergangspunkt errichteten Verschanzungen, beleuchtet von den Flammen des in Brand gesteckten Enzersdorf, schifften zuerst kleinere Abtheilungen kühner Mannschaften über den letzten Arm der Donau und fasten jenseits auf mehreren Punkten festen Fuß; mit bewundernswerther Pünktlichkeit und Schnelle wurden treffliche Brücken geschlagen, und schon von 2 Uhr an desirte das ganze Heer auf das linke Donauufer. Daß der Erzherzog Napoleons Übergang nicht ernstlicher hinderte und selbst das spätere Zurückgehen des östr. Heeres schien planmäßig. Am Morgen des 5. entfaltete sich das franz. Heer, die einzelnen Posten der Östreicher, obwol nach tüchtigem Widerstand, überwältigend, so, daß Bernadotte bei Aspern den linken Flügel bildete, ihm zur rechten die ital. Armee bei Eßlingen, dann Masséna (der die dort

angelegten Verschanzungen umging und Enzersdorf nahm), nachher Dubinot eine Linie bilden, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Diese Entwicklung glich dem unauffhaltsamen Herberbrechen eines eingebämmten Stromes, doch ward dem rechten Flügel schon die umfassende, den linken östr. Flügel am meisten bedrohende Richtung gegeben. Eine zahlreiche Artillerie längs der ganzen, eine große Rechtschwenkung machenden franz. Linke wirkte unaufhörlich; die Streicher wurden den Tag über langsam zurückgedrängt, und nur erst gegen Abend ging hier und da ihre Fassung verloren, was jedoch mit Besonnenheit und Muth ausgeglichen ward. Erzherzog Karl bestand dieses Gefecht eigentlich nur mit 3 Armeecorps, der Cavalerie und der Grenadierreserve. Erst bei Einbruch der Nacht hatte er sich mit seinen übrigen Streitkräften in Verbindung gesetzt, dergestalt, daß sie einen Zusammenhang vom Bisamberge an der Donau über Stammersdorf, Hagelbrunn, Gerasdorf, Wagram, Baumersdorf und den Höhen von Markgrafen-Neusiedel bildeten. Wie können den Gang des Gefechts, sowie den von den Sachsen wiederholt versuchten Angriff auf Wagram, nicht umständlich anführen, auch brachte er keine Entscheidung, die von dem folgenden Tage zu erwarten war. Die franz. Armee bioouacquirete an manchen Stellen sehr nahe gegenüber. Man hat sich lange Zeit in die Dispositionen des östr. Oberfeldherrn nicht finden können und hat in s. Rückzug am 5. Juli eine geflüsterte Übereinstimmung mit den Operationen des aus Ungarn herbeigerufenen Corps des Erzherzogs Johann zu erblicken gemeint, wodurch die Franzosen gleichsam zwischen 2 Feuer gebracht worden wären. Allein es ist zu erweisen, daß dieser Entwurf höchst ungewis blieb, da der Erzherzog Johann für einen entscheidenden Erfolg viel zu schwach war, und weil ihm durch rückwärts noch verwendbare franz. Divisionen, sowie auch durch die 10,000 Mann starke bairische Division Brede gehörig begegnet worden wäre. \*) Am 6. früh stand der äußerste franz. linke Flügel gegen Hirschstätten verlängert (Bernadotte, Masséna); das Centrum bei Raschdorf (die Gardien und die ital. Armee); dann rechts Marmont und Dubinot. Davoust auf dem äußersten rechten Flügel bis über Glingendorf hinaus. Der Erzherzog Karl beabsichtigte jetzt wirklich einen Angriff, und zwar treppenförmig vom rechten Flügel gegen den linken der Franzosen, welcher nicht ohne Besorgniß für seinen Anlehnungspunkt an die Lobau sein durfte; dadurch konnte der am meisten bedrängte östr. linke Flügel mehr Luft, und das Ganze eine andre Gestalt gewinnen. — Der Angriff begann auch nach der gegebenen Vorschrift und hatte anfangs guten Erfolg; die Franzosen wurden bis hinter Enzersdorf zurückgedrückt. Weniger glücklich als General Kléau mit dem rechten Flügel war das östr. Centrum; es fand mancherlei verwirrende Hindernisse und Gegenwirkungen. Es konnte daher nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrücken, wodurch eine schädliche Ausdehnung der so im eingehenden Winkel laufenden östr. Schlachtorbnung entstand; Napoleon wußte sie darin festzuhalten und damit weitere Angriffsbewegungen zu hemmen; bald schritt er, der indeß die Umgehung des linken Flügels bewirkt hatte, zum lebhaften Angriffe desselben; besonders suchte er, den Unfall auf s. linken Flügel nicht achtend und s. Plan unverrückt verfolgend, die Stellung bei Markgrafen-Neusiedel zu gewinnen; \*\*) Fürst Rosenberg behauptete sich hier nur mit großem Verlust. Während nun gleichzeitig der östr. rechte Flügel mehre starke Angriffe abgewiesen hatte, machte Napoleon einen

\*) In Napoleons „Mémoires, notes et mélanges“, I, S. 180, wird auch Bernadotte, der die Sachsen commandirte, öfter getadelt. General v. Gersdorff hat in 2 Briefen an die Generale Gérard und Bourgaud (Dresden 1823) Thatsachen angeführt, welche jene Beschuldigung widerlegen.

\*\*) Sie wird durch einen alten Thurm bezeichnet; die längs des Rugsbaches laufenden Höhen fallen hier ab; sie war als Schlüssel der ganzen Stellung zu betrachten, sowie denn auch ihr Besitz die Schlacht entschied. Vgl. von Valentini's „Gesch. des Feldz. von 1809 an der Donau“ (2. Aufl.).

Versuch, die Schlacht durch Zerstreung des Centrums zu entscheiden. Masséna griff, von Macdonald, Mansouty, Lauriston und den Garden zu Pferde unterstützt, mit 100 Kanonen überklaan an, auf halbe Schußweite begannen diese ihr Feuer, Macdonald warf sich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das 3. Corps zusammenstießen. Gelang es hier, durchzubrechen, so war das östr. Heer, in 2 Theile geschieden, unrettbar verloren, aber eine von Fürst Liechtenstein angeordnete geschickte Rückbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, sowie die ungemaine Tapferkeit der Truppen, ließ diesen Versuch scheitern; alle wiederholte Angriffe der feindlichen Cavalerie und Infanterie, in starken Massen kraftvoll ausgeführt, blieben ohne Erfolg. (Ungefähr 12 Uhr Mittags.) Wenn in diesen Augenblicken Erzherzog Johann, wie er sollte, auf dem linken Flügel anlangte, so hätten vielleicht günstige Erfolge erlangt werden können; dies geschah aber nicht, und die franz. Truppen, welche bisher längs des Rußbaches gestanden, zogen sich, Fürst Rosenberg übersügend, so weit rechts, daß dadurch die Fronte des Fürsten Hohenzollern frei wurde, der darauf unaufgefordert Jenem Unterstützung sendete, welche zur Verlängerung des gegen die Überflügelung gebildeten Hafens benützt ward. Beim dritten Angriff bemächtigte sich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen-Brustebel, Fürst Rosenberg zog sich nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wiederzunehmen, in der Richtung von Wolfersdorf zurück. Fürst Hohenzollern folgte dieser Bewegung und stellte sich bei Enzesfeld auf, die Straße nach Mähren deckend; der rechte Flügel mußte demnach die errungenen Vortheile aufgeben und sich zurückziehen; Klennau deckte diese Bewegungen, blieb die Nacht hindurch bei Stammersdorf stehen und schlug erst am folgenden Morgen die Straße nach Mähren ein, auf welcher die genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Erzherzog Johann — welchen, wie angegeben wird, die Versammlung seines Corps bei Presburg aufgehalten hatte — erfuhr erst spät am Abend vom Schlachtfelde her, daß Alles schon entschieden sei; der eignen Sicherheit halber zog er sich wieder hinter die March zurück. — Man sieht aus dieser allgemeinen Darstellung, daß die Schlacht von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Entwickeln mit vieler Geschicklichkeit eingeleitet und durch die Niederlage des linken östr. Flügels entschieden ward. Beide Heere hatten darin mit großer Tapferkeit gefochten; der Verlust der Östreicher mochte 23,000 Todte und Verw. betragen, darunter mehre Generale; sie hatten dabei 7000 Gef. gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Kan. erobert; der Verlust der Franzosen ist nicht geringer zu berechnen, auch sie rühmten sich gewonnener Siegeszeichen, unter den Gefangenen befanden sich aber viele Verwundete. Am 7., 9. und 10. zog sich der Erzherzog unter steten Gefechten bis auf die Höhen von Znaim zurück, wo ihn Marmont und Masséna erreichten. Hier kam es den 11. zu einem Treffen, das aber der vom Fürsten Johann von Liechtenstein dem Kaiser Napoleon angetragene Waffenstillstand unterbrach, welcher am 12. Juli zu Znaim zwischen Berthier und Wimpfen abgeschlossen ward, worauf die Friedensunterhandlungen ihren Anfang nahmen. Über den ganzen Feldzug vgl. m. des Generals Pelet (Masséna's Adjutant) „Mém. sur la guerre de 1809, en Allemagne, avec les opérations particulières des corps d'Italie, de Pologne, de Saxe, de Naples et de Walcheren“ (Paris 1825 fg., 4 Bde., mit e. Atlas).

Wahabi, Wahabiten, Wehabiten nannten sich mehre arabische Völkerstämme, welche sich zu dem religiösen Glauben bekennen, den Scheik Mohammed, Abd-el-Wahab's Sohn, in der Mitte des 18. Jahrh. lehrte, und gleich dem Stifter der Koranreligion, durch Klugheit, Tapferkeit und Muth zu verbreiten wußte. Scheik Mohammed, zu dem großen Völkerstamme der Tamini gehörig (geb. 1729 in der Stadt Ujen, die nahe an der Wüste im District Al Arab liegt), hatte sich in Bassora, Bagdad und Damask eine große Gelehrsamkeit erworben. Er lehrte zuerst in Ujen, und bald gewann er die Bewohner des Landstrichs Al Arab.

Auf göttliche Eingebung sich berufend, lehrte er wie der Koran, dessen Glaubensvorschriften er nur theilweise annahm, das Dasein eines einzigen Gottes, des Urhebers der Welt, des Belohners des Guten, des Rächers des Bösen; aber er verwarf alle im Koran enthaltene Sagen, besonders die von dem Propheten Mohammed, den er nur einen von Gott geliebten Menschen nannte, dessen Anbetung er als ein mit der wahren Verehrung der Gottheit im schrecklichsten Widerspruche stehendes Verbrechen bezeichnete; auch verbot er die Pracht und den Reichthum, welche man in den Moscheen der Mohammedaner antrifft. Wer sich dieser neuen Lehre widersetzt, soll mit Feuer und Schwert vernichtet werden. — Mohammed gewann zuerst für seine Lehre den Herrn von Drehyeh (Derajeh) und Lahfa, Ebn-Sehub, den er dann zum Fürsten (Emir) und Beschützer der neuen Sekte ausrief, sich selbst aber zum obersten Priester derselben erklärte, und so die geistliche und weltliche Macht, die in Ebn-Sehub's und Scheik Mohammed's Familien forterbten, für immer von einander trennte. Der Hauptsitz der Wahabis war die Stadt Drehyeh (Derajeh), in der Prov. Nedjed und Zemama, 54 Meilen westlich von Bassora. Da die neuen Glaubensgenossen bis zur höchsten Schwärmerei begeistert, zu allen Entbehrungen bereit (den Nichtgebrauch des Caffees und Tabacks, sowie aller seidenen Kleidungsstücke, schreibt ihnen ihr Gesez vor), unermüdet tapfer und grausam waren, da Glauben oder Sterben ihr Lösungswort blieb, so verbreitete sich ihr Reich mit unglaublicher Schnelligkeit unter den umherstreifenden arabischen Stämmen, von welchen sie nach kurzer Zeit 26 unterjocht, sich einverleibt und zugleich mit dem Hass gegen den reinen Islam der Mohammedaner und mit der Lust zur Erbeutung des Moscheenreichthums erfüllt hatten. Sehub's Sohn und Nachfolger, Abd-Elaziz, konnte schon ein Heer von 120,000 streitfähigen wohlberittenen Männern ins Feld stellen. Mit Kameelen und Pferden wohl versehen, mit Schwert und Spieß wohl bewaffnet, waren die Wahabis, obgleich den Beduinen (s. d.) ähnlich, auch ohne bedeutende Artillerie, die sie sich erst erobern mußten, gefährliche Feinde. Die Natur des Landes, Lebensweise und Glauben haben ihren Charakter gebildet, der nach den bergigen Gegenden ihres Stammlandes noch wider und kühner ist als der der ersten Anhänger Mohammed's. Vorzüglich die Zerrüttung, welche die hohe Pforte in allen Theilen ihrer Herrschaft, also auch in den arabischen sogen. Schugländern dulden mußte, begünstigte die Unternehmungen der Wahabis, welche schon von ihrem Sitze zwischen dem persischen Meeresbusen und dem rothen Meere aus, mehre Theile der asiatischen Türkei berührt hatten, ehe man gegen ihre Verheerungen und Bekehrungen die geringsten Maßregeln nahm. Erst 1801 erhielt der Pascha von Bagdad Befehle, mit den dem Mohammedanism treu gebliebenen Volksstämmen gegen die Wahabis zu ziehen, welche aber den gegen sie geschickten Feldherrn durch große Geschenke zum Rückzuge bewogen, und dann die Stadt Iman-Hussain überfielen, zerstörten, und nach Erbeutung vieler Schätze in ihre Wästen zurückflohen. Bei dieser Unternehmung hatten die Wahabis auch die Moschee des von den Persern hochverehrten Ali beraubt. Der persische Monarch Fath Ali drohte ihnen vergebens mit seiner Rache, er ward durch innere Kriege davon abgehalten. Nun löstete den kühnen Wahabis nach den weit größern Schätzen der heiligen Stadt Mekka. Hier hatte der jüngere Bruder, Ghalab, dem ältern, Abd-El-Mein, das Scherifat geraubt; angeblich um dieses zu rächen, sandte Abd-Elaziz seinen Sohn Sehub mit 160,000 M. gen Mekka, wo er den Ghalab in die Flucht schlug, an der Eroberung der Stadt selbst zwar einstweilen durch die Ankunft der großen Karavane unter Führung des Pascha von Damask verhindert wurde, mit diesem aber einen Vergleich traf, nach welchem derselbe nur 3 Tage in Mekka verweilen, und sich in den Bruderstreit über das Scherifat nicht mischen durfte. Nach dem Abzuge der Karavane nahmen die Wahabis die heilige Stadt ohne Widerstand ein, ermordeten viele Scheiks und beim

Islam treu verharrende Mohammedaner, setzten den Abb-*U*-Mein zwar wieder ein, zerstörten jedoch alle heilige Denkmale und süßten unermessliche Schätze von ihnen. Nur wenige 100 Mann ließ Schud als Besatzung zurück, versuchte sodann vergeblich die Eroberung von Dschidda und Medina, und zog sich daher nach Dscheddah, wo indeß 1803 sein Vater von einem Perser ermordet worden war, zurück. Schud ward nun Fürst der Wahabis; ihr Oberpriester war Scheik Mohammeds ältester Sohn, Hussein der Blinde. Die erlittenen Unglücksfälle wurden bald verschmerzt, die Wahabis erschienen (1806) zahlreicher als je, plünderten die zum heiligen Grabe wallfahrtende Karavane, erbeuteten den Mahmel (eine prächtige Kade, in welcher der Großherr jährlich die für des Propheten Grab bestimmten Geschenke sendet), eroberten Mekka, Medina, selbst Dschidda, und bezeichneten alle ihre Tage durch Blutströme und durch Bekehrungen, unter denen die des Musti von Mekka die meiste Verwunderung erregte. — Die Furcht vor den Wahabiten verbreitete sich im ganzen Morgenlande, und selbst die Briten besorgten, durch sie in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem sich einige Kriegerhorden nach dem persischen Meerbusen zogen, mit den dortigen Seeräubern sich vereinigten und die Verbindung zwischen Bassora, Maskate und Indien beunruhigten. Die Briten nahmen daher den Fman von Maskate, gegen den sich sein Bruder im Lande Oman empört hatte, wider die Wahabiten in Schutz, und schickten ihm von Bombay (1809) eine Escadre nebst Landtruppen zur Bücktigung seiner und ihrer Feinde. Dieser Zweck ward auch durch mehre See- und Küstengefechte, besonders durch die Zerstörung des Hauptsammelplatzes Ras el Elyma (Kherim), wo 3200 Einw. getödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen sich die Briten vom Fman, um ihm ferner nahen Schutz angebeihen lassen zu können, die durch ihre reichen Perlenfischereien berühmten Inseln des persischen Meerbusens Bahrein und Zebora ausbedungen. 1810 rief die hohe Pforte den Mohammed Ali, Pascha von Kairo, und die von Damask und Akre auf, gegen den Pascha von Bagdad, Jusuff Pascha, und gegen die mit ihm verbundenen Wahabis zu ziehen. Der Pascha von Akre vollführte diesen Befehl mit so vieler Thätigkeit als Tapferkeit und eroberte Bagdad, dessen seiner Schätze beraubter Pascha nun zu dem wider ihn beorderten Pascha von Kairo, seinem Vater, floh und dort gute Aufnahme fand. So erhielten die Wahabis in der Zwietracht und Eifersucht der Paschen des türkischen und der Khans des persischen Reichs die sicherste Bürgschaft für das Gelingen ihrer Streifzüge. — Bald vereinigten sie sich nach dem Blutbade, welches Mohammed Ali unter den Beys und Mamelucken zu Kairo anrichtete, mit den nach Oberägypten geflohenen Überresten derselben. Nun betrieb Mohammed Ali mit unermüdeter Thätigkeit die Rüstungen zur Vernichtung der Wahabis; er eroberte Jamba und Nahala (1811); als die Frucht dreier erkochtener Siege schickte er 3 Säcke voll Wahabitrohren nach Konstantinopel; jedoch wurden späterhin keine Fortschritte gemacht; Jusuff Pascha, der jetzt mit seinem Vater, Mohammed Ali, für die Osmanen fecht, ward sogar zum Rückzuge gezwungen. (Er starb bald darauf an der Pest.) Allein die von ihrem Bundesgenossen, dem Scherif von Mekka, verrathenen und von mehren arabischen Stämmen verlassenen Wahabis erlitten in den Engpässen von Sofra und Dschudejda neue Niederlagen und wurden von der Strafe nach Medina ganz abgedrängt. Diese heilige Stadt war schwach besetzt und daher von den Osmanen leicht zu erobern; bald darauf fiel auch Mekka wieder in ihre Gewalt. Die feierliche Überreichung der Schlüssel der wiedergewonnenen Glaubensstädte veranlaßte zu Konstantinopel hohe Feste. Allerdings hatte der Islam durch diese Siege für seine Erhaltung, die mit dem Besitze von Mekka und Medina und mit dem ungestörten Wallfahrten der Gläubigen dorthin in enger Verbindung steht, Vieles gewonnen. Jedoch war die furchtbare Sekte bei weitem noch nicht unterdrückt. Darum rüstete sich Mohammed Ali, Pascha von Ägypten, von Neuem;

allein er verlor durch einen Überfall den besetzten Waffenplatz Kumsiba, unermessliche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen; auch waren die persischen Unruhen sehr günstig für die Wahabis, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um mehre Araberstämme wieder mit sich zu verbinden. Doch ihre Kühnheit war nicht mit der Klugheit großer Entwürfe gepaart. Sie unternahmen verwegene Beutezüge, ohne an die Befestigung ihrer Macht zu denken, während ihr Feind, der Pascha von Aegypten, in jeder Hinsicht planmäßige Anstalten traf, um sie gänzlich zu besiegen. Als daher 1814 ihr Oberhaupt, Schud II, gestorben war, und unter ihnen wegen der Nachfolge bedeutende Unruhen ausbrachen, erlitten sie mehre Niederlagen. Entscheidend war der Sieg, den Mohammed Ali im Anfange 1815 über sie bei Bassila, unweit der Stadt Tarabe, erfocht. Doch war es schwer, sie im Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen. Endlich gelang es dem tapfern Sohne des Pascha, Ibrahim, die Wahabiten unter ihrem Oberhaupte, Abdallah Ben Sund, 1818 gänzlich zu schlagen und in ihrem besetzten Lager, 4 Tagemärsche von der Hauptstadt Derajah, einzuschließen. Das Lager ward den 3. Sept. erstürmt, 80 Stück Geschütz erobert, 20,000 Streiter ermordet, und Abdallah selbst gefangen genommen. Hierauf unterwarfen sich die Einw. der Stadt, verlangten jedoch Amnestie und Schonung des Lebens und der Häuser; allein der Sieger erklärte, daß nur der Großherr diese Bedingungen bewilligen könne. Unterdessen ward die Ankunft des Gefangenen, der als Rebelle und als abtrünniger Glaubensfeind gleich große politische Wichtigkeit für die hohe Pforte hatte, zu Konstantinopel als ein Nationaltriumph gefeiert. Dann ward er, nebst seinem Musti und Schatzmeister, in Ketten dem Großsultan vorgeführt, vom Divan verhört und nebst 5 Mitgefangenen enthauptet (d. 17. Dec. 1818). Noch sollen einige Scharen der Wahabiten in der Wüste umherstreifen, und die heldenmüthige Tochter des Stifters der Sekte soll ihre Anführerin sein; allein ihr Hauptsitz ist, nachdem der Großherr die von den Besiegten gemachten Vorschläge dem Gutdünken des Pascha von Aegypten überlassen hatte, von diesem zerstört, und die Einw. sind, nach dem Verluste ihrer Habe, zerstreut worden. \*) Da nun auch der tapfere Sohn des Pascha Yemen erobert und den bisher unabhängigen Imam des Landes zu Mekka der hohen Pforte unterworfen hat (er entrichtet an den Großherrn einen jährlichen Tribut von 2000 Stmn. Caffee), so scheint es, daß die Niederlage der Wahabiten zugleich die Macht der Pforte (oder vielmehr des großen Mohammed Pascha von Aegypten) in dem bisher seit Alexander von Macedonien von keinem Eroberer unterjochten Arabien dauerhaft besetzt und weiter als jemals ausgebreitet habe.

#### Wahlcapitulation, s. Capitulation.

Wahlenberg (Georg), D., Demonstrator der Botanik an der Universität zu Upsala und Intendant des Museums der dasigen Societät der Wissenschaften. Dieser als Botaniker und Geolog ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller wurde 1784 in der Prov. Wermland, wo s. Vater bei einem Eisenwerk angestellt war, geb.

\*) Drehneh, in der arab. Provinz Nabscheb, lag, durch Steppen und Gebirge geschützt, 60° N. L. 26° N. B., in der großen, 60 Meilen langen Schlucht Wadyhenisch, umgeben von Gärten und Fruchtfeldern, 12 Tagereisen von Bagdad, 130 Stunden östlich von Mebina, 100 Stunden südwestlich von Bassora, und 160 Stunden südöstl. von Jerusalem. Sie war 2 Stunden lang, eine halbe Stunde breit, häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, und hatte 2500 steinerne Häuser, 28 Moscheen, 30 Schulen. Die bisherigen Regenten hatten ihren Sitz in der Vorstadt Tereif. Nach einigen Nachrichten theilten sich die Wahabis in 3 Classen, in Krieger, Feldarbeiter und Handarbeiter, allein da, gleich den übrigen Arabern, jeder fähige Mann in den Raubzügen seine Bestimmung findet, so ist wol die Eintheilung in Priester, in Krieger und in Sklaven die richtigere. Nach neuern Nachrichten haben die Wahabis 1828 den Krieg erneuert; ein europ. Capitain verbesserte ihre Artillerie und befehligte ein Corps regelmäßiger Truppen. Noch im J. 1829 behaupteten sie sich in ihrem Lande gegen die Truppen des Vicekönigs von Aegypten.

Schon während s. Studienjahre in Upsala gab er Beweise s. gründlichen Wissens und s. tief eindringenden Forscherfinns bei Behandlung naturgeschichtlicher Gegenstände. Bald wurde er als Amanuensiss bei dem naturhistorischen Museum der Universität angestellt und kurze Zeit darauf zum Intendanten des Museums der Societät der Wissenschaften ernannt. Unterstützt von dem berühmten schwedischen Patrioten Baron v. Hermelin und von den Societäten der Wissenschaften zu Stockholm und Upsala, stellte W. botanische und geolog. Forschungen an, auf s. Reisen in die entlegenern Landstriche Scandinaviens, durch das schwedische und norwegische Lappland, und nach Gothland. Nachdem er so fast ganz Scandinavien untersucht hatte, trat er, auf Kosten der Universität zu Upsala und mit Beihilfe des größten dortigen, durch den Baron v. Asp gestift. Reisestipendiums, eine Reise ins Ausland an. 1810 hielt er sich in Böhmen und Ungarn auf, untersuchte die Karpathen und begab sich dann nach der Schweiz, besuchte ferner die wichtigsten Universitäten Deutschlands und kehrte 1814 nach Upsala zurück. Hier war er zum Demonstrator der Botanik ernannt worden. Seine „Flora Lapponica“, s. „Flora Carpathorum“, s. „Flora Upsaliensis“ (Ups. 1820) und s. „Flora Suecica“ (Ups. 1824, 2 Bde.) nehmen einen bedeutenden Rang unter den gleichzeitigen Schriften dieser Gattung ein. Als Geolog ist W. sehr geachtet wegen s. genauen Beschreibung des Kamistricis in Lappland, sowie des Klimas in der südl. Schweiz; wegen seiner Abhandlung über die Entstehung der schwedischen Erde, in der Zeitschrift „Svea“, die in Upsala herausgegeben wird, und wegen seiner in dem 8. Theile der Nova Acta der Societät der Wissenschaften zu Upsala abgedruckten wichtigen Abhandl.: „Petrificata Telluris Sueciae“, worin diese systematisch geordnet, beschrieben und zum Theil abgezeichnet sind. 28.

Wahlformen, von jeher der schwierigste Punkt der Verfassungen. Wenn die Vernunft fodert, daß der Beste und Tüchtigste zu öffentlichen Aemtern gewählt werde, und daß, wenn auch die höchste Stufe der Macht nach einer festen Regel der Erblichkeit von Einem zum Andern übergeht, doch gerade darum nicht nur in den untergeordneten Behörden eine desto unbeschränktere und strengere, sondern auch eine zum Theil von der erblichen Regierung unabhängige Wahl stattfinden muß, so lehrt wieder die Erfahrung, daß die Wahlen um so weniger nach einer richtigen Schätzung der moralischen und technischen Würdigkeit erfolgen, je mehr sie der größern Zahl der Staatsbürger anvertraut werden. Veruft man die ganze Volksgemeinde zur Wahl der Reichs- oder Landstände, der Gerichtspersonen und anderer Aemtern (wie dies in Nordamerika geschieht), so wird die Kunst, dem großen Haufen zu schmeicheln, seine Vortheile zu benutzen, seine Leidenschaften zu entflammen, kurz die Kunst der eigentlich demagogischen Umtriebe, freies Spiel und eine höchst gefährliche Macht erlangen, wie denn an ihr die alten Staaten sämmtlich zu Grunde gegangen sind. Dies ist es, was die neuere Verfassungspolitik vornehmlich zu vermeiden, und auf einem verschiedenen Wege versucht hat. Der eine ist der historisch-zufällige, welcher auf Gleichförmigkeit Verzicht leistet, und die Wahlformen einer verschiedenartigen Ausbildung nach der localen Verfassung und den besondern Umständen einzelner Districte und Orte überläßt. Es wäre zu weitläufig, die mannigfaltigen, oft sehr künstlichen und (wie bei der Wahl des Doge in Venedig) verknüpfelten Einrichtungen durchzugehen, welche man besonders in den städtischen Gemeinwesen des Mittelalters hierüber versucht hat, und es mag also hier bloß England, gleichsam als Repräsentant dieser historisch-zufälligen Mannigfaltigkeit, erwähnt werden. Es sind außer einigen städtischen Aemtern hauptsächlich die Parlamentsdeputirten, deren Wahl für die Nation und den Staat von der höchsten Wichtigkeit ist. Dabei herrschen nicht nur zwischen England, Schottland, Irland und Wales große Verschiedenheiten, sondern in England selbst hat sich fast Alles nur local gestaltet, und selbst da, wo eine allgemeine Regel zum Grunde liegt, ist diese

in der Anwendung sehr ungleich geworden. So sollen von jeder Grafschaft von den Grundeigenthümern (freeholders) 2 Deputirte gewählt werden, allein erstlich sind die Grafschaften geographisch sehr ungleich: York hat über 1 Mill., Rutland kaum 20,000 Einw.; und zweitens ist auch die Zahl der Grundeigenthümer (d. h. der Lehnbesitzer mit Eigenthumsrecht) in manchen Grafschaften so gering — indem das Land nur im Besitze weniger Familien ist und von Pächtern bearbeitet wird —, zugleich aber auch der Einfluß der Lehns- und Grundherren selbst über ihre Lehnleute so groß, daß die Wahl der Parlamentsdeputirten geradezu von der Bestimmung der Familien abhängt, welche am meisten in der Grafschaft begütert sind. Um vergebliche und sehr kostspielige Kämpfe zu vermeiden, theilt man sich; den einen Deputirten ernannt die dominirende Familie, den andern wählen die Freeholders, oder wo 2 solcher Familien da sind, theilen sich diese in die Ernennungen. So wird in Bedfordshire das eine Mitglied vom Herzog v. Bedford, in Buckinghamshire das eine vom Herzog v. Portland, das andre vom Marq. v. Buckingham ernannt, in Cambridgeshire sind der Herzog v. Rutland und der Graf v. Hardwicke die Wahlherren, u. s. w.; für ganz independent hält man etwa 12 Grafschaften, die übrigen 28 stehen unter einem mehr oder weniger entschiedenen Einflusse der großen Familien. Ebenso ungleich ist auch die Einrichtung und das Recht der Wahlen in den Städten. In einigen sind alle Einw., welche Gemeindesteuern bezahlen und eine eigne Haushaltung haben, zur Wahl berechtigt, in den meisten aber nur die Besitzer gewisser Lehngüter, Burglehen, sodas in sehr großen Städten doch nur eine geringe Zahl von Wählern übrig bleibt, und diese häufig wieder ganz und gar von ihrem Lehnsherrn abhängig sind. Es wäre daher eine wahre Satyre, die Mitglieder des Hauses der Gemeinen als vom Volke gewählt zu betrachten, und wenn dennoch in einigen Beziehungen das Parlament die Dienste einer Nationalrepräsentation leistet, so geschieht dies nur, weil ein gebildeter und redlicher Mann nicht unterlassen kann, als Repräsentant der Cultur zu handeln.

In Frankreich waren die alten reichsständischen Wahlen nach den 3 Ständen, Geistlichkeit, Adel und Bürgerstand, geordnet, und wurden in den königl. Oberämtern vorgenommen. Die Zahl jedes Standes wurde vom Könige vorgeschrieben, und war ziemlich gleichgültig, weil die Stände nach Kammern stimmten. Bei dem Ausschreiben des Reichstages 1789 wich man nur in Nebendingen von der alten Regel ab. Man zog auch die Ämter, welche bisher keinen Antheil an dem Reichstage genommen hatten, dazu, indem man sie einem benachbarten Oberamte (baillage principal oder sénéchaussée principale) zutheilte. Zu den Wahlen wurden alle präbendirte Geistliche, Pfarrer, Klöster, Comthure der geistl. Orden, im adeligen Stande alle adelige Lehnbesitzer, im dritten Grade alle steuerbare Gemeindeglieder berufen. Aus den Deputirten dieser 3 Stände bildete sich die Generalversammlung des Oberamts, welche den doppelten Auftrag hatte, die Deputirten zu dem Reichstage zu erwählen und die reichsständische Beschwerbeschrist (Cahier de doléances, oder Libellus gravaminum et desideriorum) zu entwerfen. Auch hier folgte man also dem historisch-zufälligen Wege; allein schon im Ausschreiben ward darauf hingedeutet, daß die Reichsstände den Ungleichheiten und Mängeln dieser Wahlverfassung für die Zukunft abzuhefen suchen würden. In den Constitutionen von 1791, 1793 und 1795 ging man aber immer mehr von dem Grundsatz aus, daß das Wahlrecht dem ganzen Volke zustehet, und gestattete folglich auch einem Leben, welcher nur nicht in unmittelbarer Abhängigkeit stand, einen directen Antheil an denselben. Die Wahlen wurden aber auch der Kampfplatz der Factionen, und die Regierung sah sich einigemal genöthigt, einzugreifen und die Wahl zu cassiren. Als Bonaparte erster Consul wurde, schlug er daher den zweiten Weg ein, einer gleichförmigen Einrichtung und Beschränkung der Wahlen. Er ließ der Nation nur den Schein derselben, indem sie in ihren verschiedenen Versamm-

lungen nur Wählbarkeitsverzeichnisse anfertigen durfte, aus welchen die Regierung die Beamten, und selbst die Deputirten der Gesetzgebung und die Senatoren auswählen sollte. Bei der Restauration wurde den Wahlcollegien die directe Ernennung der Deputirten zurückgegeben (Charte const., a. 35), aber dabei ein Princip der Beschränkung angenommen, welches nachher das allgemein herrschende aller neuen Constitutionen geworden ist. Schon in der Charte von 1814, U. 40, wurden nur diejenigen für stimmfähig bei den Wahlen erklärt, welche jährl. 300 Fr. (75 Thlr.) directe Steuern bezahlten, und dadurch das Wahlrecht auf einen sehr kleinen Theil reicher oder wenigstens sehr wohlhabender Leute beschränkt. Man nahm 1820 etwa 90,000 stimmfähige Hausväter an, und seitdem ist diese Zahl theils durch Verminderung der Grundsteuer, theils durch Aufgeben der Gewerbe, wovon Patentsteuer gegeben wurde, theils endlich durch Erbschaftsfälle und Theilungen vermindert worden. Um der unrechtmäßigen Anmaßung des Wahlrechts, welche das Ministerium für s. Anhänger sehr begünstigte, zu steuern, befahl das Gesetz vom 22. Juli 1828 eine jährliche Revision der Wahllisten. Frankreich hat seit 1815 sein Wahlgesetz 3 Mal verändert. Zuerst 1817, wo unter dem Minister Decazes dem Übergewichte, welches die Partei der Emigranten bei den Wahlen erlangt hatte, entgegen gearbeitet werden sollte. Sodann 1820, wo diese Partei die Ermordung des Herzogs von Berry benutzte, um sich die vollkommene Herrschaft Frankreichs zuzueignen. Durch das Gesetz vom 29. Juni 1820 wurde die Zahl der Deputirten von 258 auf 430 erhöht, und zwar so, daß die ersten nach wie vor unmittelbar von den Wahlberechtigten der Depart. erwählt wurden, die hinzugefügten 172 Deputirten hingegen von den reichsten Leuten eines jeden Depart. Das am höchsten besteuerte Viertel der sämmtl. Wähler des Depart. scheidet sich nämlich, nachdem es schon an den allgemeinen Wahlen Theil genommen hat, zu einem Departementwahlcollegium aus, und wählt nun noch die dem Depart. zugetheilte Zahl der zugefügten Deputirten für sich allein. Dies nennt man das doppelte Votum, und noch im J. 1829 wählten die großen Collegien 123 Deputirte von der rechten Seite, von der linken Seite nur 42; die Bezirkscollegien dagegen wählten 165 Deput. von der l. S. und nur 100 von der rechten Seite. Auf diese Weise ist der Einfluß des Vermögens auf die Wahlen außerordentlich gesteigert, aber auch wieder der Beweis geliefert worden, daß Vermögen, weit entfernt, eine Bürgschaft für die Unabhängigkeit der Staatsbürger zu sein, vielmehr ein Band ist, die Wahlen und die Deputirten abhängiger von den Ministern zu machen. Denn seitdem ist die Klage in Frankreich allgemein geworden, daß nur die Günst und der Wille des Ministers, nicht aber die Meinung der Nation den Weg in die Deputirtenkammer eröffne, und daß die dazu angewandten Mittel gewiß nicht als constitutionnell gerühmt werden können. Dies ist noch wichtiger geworden, seitdem durch das Gesetz vom 9. Juni 1824 die Deputirtenkammer nicht mehr alljährlich zu  $\frac{1}{3}$ , sondern alle 7 Jahre ganz erneuert wird. Einer einmal erlangten Majorität ist also ein Minister 7 J. lang hindurch sicher, und kann s. Willen, s. Überzeugungen diese Zeit hindurch an die Stelle der öffentlichen Meinung setzen. Im Juni 1830 war die Gesamtzahl der Wähler 88,615, und die ihrer Stimmen 122,134, gleichwol konnte das Ministerium Polignac die Mehrheit der Wahlen in seinem Sinne nicht erlangen. — Parisot's „Vademecum électoral, ou la Chambre, le Ministère et le Pays“ (Paris 1830) enthält eine statist. chronolog. Geschichte der Wahlkammer von 1827—30. S. auch das große historische Blatt: „Théâtre de la guerre des élections“ (Paris 1830). — Auch in Deutschland hat man im Allgemeinen das Princip festgehalten, daß Grundbesitz die Basis des landständischen Wahlrechts und der Wahlfähigkeit sei, und dieses Princip hier und da nur durch wenige Ausnahmen gemildert. Die Formen der Wahlen sind auf eine mannigfaltige Weise bestimmt worden, aber doch sind sie im Ganzen bei weitem mehr in die Hände der Bürger gelegt, als in Frankreich, und wo

man doppelte oder mittelbare Wahlen angeordnet hat, ist der Antheil der Ernennung der Wahlmänner gemeinlich ein allgemeines Bürgerrecht. (Vgl. die Landstände der einzelnen deutschen Staaten.) 37.

**Wahlreich**, ein Reich, dessen Oberhererschaft dem Regenten nur für s. Person, nicht aber zugleich für s. Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das deutsche Reich, das Königreich Polen das Herzogthum Venedig, die geistl. Fürstenthümer. Wenn auch, besonders in Deutschland, dem verstorbenen Regenten sein Sohn oder naher Verwandter auf dem Throne folgte, so geschah dies doch immer durch die freie Wahl der Stände. Den Wahlreichen sind die Erbreiche entgegengesetzt, in denen eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familien eingeführt ist. Über die Vorzüge und Nachteile beider Formen ist viel gestritten worden. Die Völker, bei denen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt ward, hielten eifersüchtig darüber, weil sie glaubten, ihre Rechte und Freiheiten auf diese Art am besten behaupten zu können. Der Parteienkampf, welcher das ehemalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigte, und die Einschränkung, welche sich der Thronbesitzer abdingen läßt, haben wol den einleuchtendsten Beweis gegeben, daß eine bestimmte Erbfolge vorzuziehen sei. Auch in Erbreichen kann der Fall eintreten, daß, nach Abgang des regier. Geschlechts, die höchste Gewalt auf das Volk zurückfällt, das sich dann einen Regenten nach Willkür wählen kann. Ein Fall d. U. hat 1809 in Schweden stattgefunden. Zwischen einem Wahl- und Erbreiche ist noch der wichtige Unterschied, daß in dem letztern der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt betrachtet wird, indem die Regierung unmittelbar an den bestimmten Nachfolger übergeht. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Monarchen als erledigt angesehen; es entstand ein Zwischenreich (interregnum), und die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl eines neuen Regenten von Reichsverwesern geführt.

**Wahlpruch**, s. Symbol.

**Wahlstatt**, **Wahlplatz** — von dem alten Worte Wal, Gefecht, todter Körper, Leiche; daher Walhalla der alten Deutschen — ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. — **Wahlstadt**, ein großes Dorf in Schlessien unweit Liegnitz an der Ragbach. Heinrich II., Herzog von Schlessien, lieferte in dieser Gegend am 9. April 1241 den Mongolen eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor, und jene siegten. Kein deutscher Ritter war geflohen, keiner gefangen; alle todt, unter ihnen 34 Nothkirch! Zum Andenken wurde das später hier erbaute Dorf Wahlstadt genannt. In eben dieser Gegend siegte der Feldmarschall Blücher am 26. Aug. 1813 über ein franz. Heer (s. Raabach), und wurde deswegen und wegen s. übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

**Wahlverwandtschaft**, s. Verwandtschaft (chemische).

**Wahnsinn**, im Allgemeinen chronisches Irresein, oder anhaltender Verlust der Freiheit des Bewußtseins; als Species angenommen, ist er Verlust der Freiheit des Bewußtseins in der Thätigkeit des Verstandes, Überspannung der Phantasie und Exaltation des Gemüthes. Er hat nämlich s. Namen davon, daß der Wahn (d. i. eine grundlose Vorstellung von den Dingen) sich an die Stelle des Sinnes setzt, mithin ein unwillkürlicher Irrthum sich anhaltend des Geistes bemächtigt. Der Wahnsinn, als Gattungsbegriff genommen, erstreckt sich entweder über alle Thätigkeiten der Seele, allgemeiner Wahnsinn, oder nur über eine einzelne Thätigkeit oder ein Vermögen derselben, partieller Wahnsinn; ferner dauert er entweder in gleicher Stärke fort, oder setzt ab und kehrt zu gewissen Zeiten wieder. Im ersten Falle heißt er continuirender, im andern intermittirender, periodischer Wahnsinn. Man kann eine wesentliche Unterscheidung der Arten des Wahnsinns nur dadurch festhalten, daß man auf die Thätigkeit der Seele Rücksicht

nimmt, in welcher ursprünglich oder hauptsächlich die Freiheit des Bewußtseins verloren gegangen ist. Demnach ging der Wahnsinn entweder vom Erkenntnißvermögen aus, stellt sich als Geisteskrankheit mit falschen Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen dar, und kann dann mit dem Namen *Wahnwitz* oder *Verrücktheit* bezeichnet werden; oder er entsteht im Empfindungs- und Gefühlsvermögen der Seele, offenbart sich als Gemüthskrankheit, und erhält den Namen *Nartheit* oder *Melancholie* (s. d.). Geht von beiden Arten des Wahnsinns auch ein krankhafter und zugleich heftiger Wille in verkehrte und gewaltthätige Handlungen über, so heißt er *Tollheit*, *Manie*, *Kaserei*. Was das Verhältniß betrifft, in welchem sich Vernunft und Verstand bei dem Wahnsinn befinden, so ist dies bei beiden nicht auf gleiche Weise gestört. Jedemal leidet die Vernunft, sobald die Freiheit des Bewußtseins verloren ist, weil jene zunächst mit dem Bewußtsein in Verbindung steht. Daher fehlt bei dem Wahnsinn allemal der freie Gebrauch der Vernunft, das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit der Handlungen und der Urtheilskraft. Dagegen der Verstand in Bezug auf einige Gegenstände zwar irre sein, in allen andern aber s. Thätigkeit ungehindert fortsetzen kann, sodas ein Wahnsinniger wol in vielen Stücken noch Verstand zeigen kann, obgleich er ohne Vernunft ist. Bei den *Gemüthskrankheiten* (s. d.) bemächtigt sich zugleich meistens irgend eine falsche Vorstellung des Gemüths so sehr, daß dieses davon ganz eingenommen wird, und kein andrer Gegenstand mehr Eindruck auf dasselbe macht, als der mit jener in Verbindung steht. Eine solche Vorstellung nennt man die *fixe Idee* des Kranken. Sie wird durch die übermäßige Thätigkeit der Phantasie so lebhaft, daß sie die Vernunft und das Bewußtsein in Betreff dieser Vorstellung verbunkelt. Ist sie mit dem Charakter der Überspannung verbunden und zieht das Gemüth auf äüßere Gegenstände, so wird es die mit *Nartheit* bezeichnete Art des Wahnsinns; hat sie den Charakter der Niedergeschlagenheit und Traurigkeit und versenkt das Gemüth in sich, so wird es *Melancholie*. — Die nächste und wesentliche Ursache des Wahnsinns besteht in einer krankhaften Veränderung desjenigen Organs im Gehirn, durch welche die Störung jener Thätigkeit anhaltend gemacht wird. Diese krankhafte Veränderung im Gehirnorgan kann in einer regelwidrigen Reizung, oder in einer bleibenden organischen Umänderung bestehen, kann sowol örtlich in dem Organ selbst seinen Grund haben, z. B. in einem mechanischen Druck von Anhäufung lymphatischer Flüssigkeit nach einer Hirnkrankheit, oder in einer regelwidrigen Einwirkung von dem Nervensystem des Unterleibes aus nach diesem Organe hin, z. B. von einer heftigen Erregung dieser Nerven, durch materielle Reize, betäubende Gifte, anhaltenden oder oft wiederholten Genus geistiger Getränke ic. Die krankhafte Veränderung im Hirnorgan kann aber auch von der Thätigkeit der Seele selbst veranlaßt werden durch einseitige Bildung des Geistes, übermäßige und zu anhaltende Anstrengung der Kräfte desselben, z. B. durch zu große Begünstigung der Phantasie, übermäßige Anstrengung des Gedächtnisses, oder zu heftige Bewegungen des Gemüths, Leidenschaften, heftige Affecten. Durch solche Veranlassungen wird um so eher Wahnsinn erzeugt werden können, je mehr organische oder psychische Anlage dazu vorhanden ist, und diese verschiedenen Anlagen bestimmen dann auch meistens die Art des Wahnsinns selbst. Die organische Anlage besteht in einer besondern Beschaffenheit des Hirnorgans und der Verbindung desselben mit dem Nervensystem des Unterleibes, vermöge deren es leicht einer heftigen Reizung, Umwandlung in seiner organischen Zusammensetzung und Masse und einer Störung von regelwidriger Einwirkung vom Nervensystem des Unterleibes (vielleicht durch zu leichte Überströmung des Nervenäthers aus demselben mittelst der zuleitenden Nerven, oder aus Mangel an isolirenden Nervenknoten) ausgesetzt ist. Was die psychische Anlage betrifft, so wird diese im Allgemeinen durch die Herrschaft der Leidenschaft und des Lasters begründet, auch sind besonders gewisse Stimmungen

und Zustände der Seele dahin zu rechnen, von denen Zerstreuungs- und Phantasiefucht den Geist zu Verücktheit und Wahnwitz, Hochmuth (Egoismus) und Liebe das Gemüth zu Nartheit oder Melancholie herabziehen können. Die Anlage und die veranlassende Ursache bestimmen in Verbindung die verschiedene Art des Wahnsinns. Wo die Anlagen bemerkt werden, sind um so sorgfältiger alle Veranlassungen zu vermeiden. Organische Anlage kann erblich werden. Jeder Wahnsinn ist um so schwerer heilbar, je länger er gedauert hat, je mehr Anlage dazu vorhanden war, je mehr er sich der Nartheit nähert; um so leichter heilbar, je kürzere Zeit er noch gedauert hat, je weniger Anlage dazu da ist, je mehr er sich der Melancholie nähert, je mehr die Ursache in materieller Reizung von den Unterleibsnerven besteht. Selten bleibt der Wahnsinn beschränkt in einer Art und in einer Sphäre der Seelenthätigkeit, meistens ergreift er in der Folge mehre und geht aus einer Art in die andre über. Jeder Wahnsinn kann in Manie, jeder endlich in Lähmung der Seelenvermögen, Stupidität, übergehen. Im Schlafe hört wahrscheinlich jeder Wahnsinn auf. Auch kurz vor dem Tode ist dies oft der Fall. H.

Wahrhaftigkeit, s. Lüge.

Wahrheit, im logischen Sinne, ist die Übereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst oder mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Sie heißt daher auch formelle Wahrheit, weil jene Gesetze sich nur auf die Form der Erkenntniß beziehen, den Stoff oder Gegenstand derselben dagegen nicht berücksichtigen. Nun kann aber eine Erkenntniß, die der logischen Form, d. h. sich selbst, nicht widerspricht, gleichwol den Gegenständen, welche sie betrifft, widersprechen. Die Übereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen der Logik, oder die Richtigkeit, ist daher nur ein negatives Kennzeichen der Wahrheit. Ein Begriff ist in dieser Beziehung wahr, wenn seine Merkmale unter einander übereinstimmen; ein Urtheil, wenn es den Gesetzen des Denkens gemäß gedacht wird; ein Schluß endlich ist wahr, wenn er mit dem Gesetze zu schließen übereinstimmt. Wir bestreben nun nicht bloß eine Übereinstimmung unserer verbindenden Thätigkeit mit sich selbst, sondern in der höhern, umfassendern Idee der Wahrheit ist diese zugleich mit der Forderung einer vollkommenen Übereinstimmung unseres Wissens mit seinem Gegenstande enthalten. Richtet sich nun unsere Thätigkeit auf einzelne in der Erfahrung gegebene Gegenstände, so ist die Wahrheit empirische; die Wahrheit des nur von der Vernunft selbst aus und in ihr selbst Erkantten aber ist rationale Wahrheit, welche in Wissenschaft ausgebetet philosophische Wahrheit genannt wird. Die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange aber ist die absolute Einheit des Denkens und des Seins. Sie kann nur durch Vereinigung des empirischen und rationalen Wissens in der Entwicklung des Menschengesistes approximativ erworben werden. In ihr verschwindet auch der Unterschied der objectiven und der subjectiven Wahrheit; denn wenn jene Einstimmung eine allgemeine und nothwendige für alle denkende Wesen ist, so bleibt die subjective nur als Dafürhalten des Individuums zurück, das je größern Werth hat, je mehr sich das Denken des Individuums mit der allgemeinen Vernunft in Übereinstimmung setzt. — Wenn es für die Wahrheit, ihrem Inhalte nach, kein allgemeines Merkzeichen (Kriterium) gibt, an welchem sie sogleich zu erkennen wäre, keinen Satz, unter welchen sie sich subsumiren ließe, weil sie eben auch jeden Satz erst wahr macht, so gibt sie nur von sich selbst unmittelbare Kunde, und die menschliche Erkenntniß zeigt zwar verschiedene Denkarten und Gegensätze, die sich widersprechen und sie aufzuheben scheinen, die aber in ihr selbst als Momente der Entwicklung hervortreten und in die umfassende Wahrheit aufgenommen werden. — Die Wahrheit in der Kunst ist theils die äußere, d. i. die Übereinstimmung des Dargestellten mit einem in der Wirklichkeit gegebenen Gegenstande, theils die innere, d. i. die Übereinstimmung der Darstellung in sich selbst und mit ihren eignen Voraussetzungen.

Wahrsagen. Die den Menschen so natürliche, mit dem Triebe nach Glückseligkeit verbundene Neigung, die Zukunft zu erforschen, hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern Wahrsager und Wahrsagerkünste hervorgebracht. Die heiligen Bücher der Juden reden davon und erzählen, daß König Sauti die Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Reiche vertrieben habe. Und dennoch war eben dieser König schwach genug, vor einer entscheidenden Schlacht, die ihm Thron und Leben raubte, die Wahrsagerin zu Endor zu befragen. — Die Ägypter und Griechen hatten ihre Drakel (s. d.). Bei den Römern war Wahrsager- und Zeichendeuterkunst in ein System gebracht und machte einen Theil ihrer Religion aus, deren sich die Häupter des Staats oder die Anführer der politischen Parteien nach ihren jedesmaligen Absichten schau bedienten. (S. Augustin, und Aruspex.) Man kennt das Werk des Cicero „De divinatione“ (über Wahrsagungen und Ahnungen). Unsere deutschen Altvordern bedienten sich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforschen, gewisser Kesser und geheiligter weißer Pferde, die wie bei den Römern die Vögel, für Vertraute der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen suchte. Vorzüglich schrieben die Deutschen einigen Weibern eine besondere Seherkraft zu, und befolgten die Rathschläge, die sie gaben; bekannt sind die *Beleda* (s. d.) und die *Uruenen*. Als bei der Verbreitung der christlichen Religion die heidnischen Drakel ihr Ansehen verloren und auf Befehl einiger christlichen Kaiser nach und nach ganz verstummten, traten in der Folge biblische Drakel an ihre Stelle. Sowie die Griechen und Römer, jene ihre *Sortes Homericas*, diese ihre *Sortes Virgilianas* u. s. w. hatten, so wurden bei den Christen, v. 3. Jahrh. an, die *Sortes Sanctorum* gewöhnlich. Man suchte nämlich den Willen Gottes in Rücksicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer solchen Erforschung des göttlichen Willens bereitete man sich durch Fasten, Gebet und andre Religionsübungen vor, und schlug sodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des Alten oder Neuen Testaments auf, mit der Überzeugung, daß die erste in den Augen fallende Stelle Auflösung des Zweifels geben würde. Nicht bloß Privatpersonen bedienten sich dieses Mittels, die Zukunft zu erforschen; auch bei öffentlichen Angelegenheiten, besonders bei den Wahlen der Bischöfe und Äbte, wurden von den Geistlichen selbst diese heiligen Drakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt. Der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, veranlaßte, daß mehre Kirchenversammlungen diese *Sortes Sanctorum* in ihren Beschlüssen verwarfen, und einige Päpste sie selbst bei Strafe des Kirchenbannes verboten. Auch in den Capitularien Karls des Gr. vom J. 739 wird untersagt, die künftigen Schicksale mittelst der Psalmen und Evangelien vorherzusagen. Ungeachtet aller Verbote dauerte jedoch dieser Mißbrauch bis zum 14. Jahrh. fort, und er scheint selbst jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt sind andre Arten, die Zukunft vorherzusagen, als *Chiromanzie* (s. d.) und *Astrologie* (s. d.); die letztere fand mehre Jahrhunderte hindurch, selbst unter großen Männern, eifrige Anhänger. Alle diese geheimen Wissenschaften haben zwar, ebensowie die Wahrsagerkünste der Sigeuner, in gebildeten Ländern ihr Ansehen verloren; aber die klugen Frauen, bisweilen, doch seltener, auch kluge Männer, treiben leider noch immer im Finstern ihr Wesen mit Karten schlagen, Prophezeien aus der Caffetasse u. s. w. Wem ist wol das zu gewissen Zeiten des Jahres übliche Bleigießen, Schuh- oder Pantoffelwerfen ic. unbekannt, womit es bei Manchen auf etwas mehr als auf bloßen Scherz abgesehen ist. Die Landesherren haben verschiedentlich das Wahrsagen aller Art, wegen der damit häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten; namentlich setzte die sächsische Polizeiordnung von 1661 sehr harte Strafen darauf; allein der Aberglaube läßt sich so leicht nicht aus-

rotten. Es ist eine durch Erfahrung bestätigte Thatsache, daß Zeiten, in denen große Ereignisse geschehen oder erwartet werden, immer fruchtbar an Propheten sind; so war es im Anfange des dreißigjäh. und des siebenjäh. Krieges. Auch wir sahen unlängst in unferm, für so aufgeklärt geachteten 19. Jahrh. den schwäbischen Bauerpropheten Müller, sowie die pariser Sibylle, Madem. Lenormand, und nicht Wenige, die an sie glaubten.

**Wahrscheinlichkeit.** Wo bei einander entgegenstehenden Gründen für eine Annahme die Gründe überwiegen, da findet Wahrscheinlichkeit statt (probabilitas). Sie schließt die Möglichkeit des Gegentheils nicht aus, hat aber selbstverschiedene Grade, durch welche sie sich der Gewisheit annähert, nach dem Gewichte der Gründe, welche für eine Annahme sprechen. Hierbei nun findet ein Schließen statt, welches unvollständig ist; denn die Gründe betreffen entweder die Regel, die wir nicht mit völliger Allgemeinheit, oder die Unterordnung, welche nicht ganz sicher ist, und wir bedienen uns ihrer, wo wir im Leben eine bestimmte Annahme brauchen, oft auch durch Wunsch und Neigung getrieben. Der Kaufmann z. B., der eine Speculation unternimmt, kann in den meisten Fällen nur nach Wahrscheinlichkeit des Gewinnes handeln. Man unterscheidet aber mathematische und philosophische Wahrscheinlichkeit. Die erste, welche sich auf die empirischen Verhältnisse des gemeinen Lebens vorzugsweise bezieht, tritt ein, wenn man unter den möglichen Fällen einer und derselben Sphäre für den Fall, daß es anders sei oder kommen werde, die wenigsten Gründe hat. Die Berechnung der Fälle für und wider ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche einen Theil der praktischen Arithmetik ausmacht. Paëcel, Fermat, Parisot (Traité du calcul conjectural etc., Paris 1810, 4.); Laplace („Philos. Versuch über Wahrscheinlichkeiten“; a. d. Franz. von Tönnies, Heidelberg. 1819); Lacroix („Traité élémentaire du calcul de probabilité“, Paris 1816; deutsch Erf. 1818) haben diesen Gegenstand bearbeitet; und Viele diese Art von Rechnung auf Glücksspiele, auf Asscuranzen, auf Staatsbevölkerung u. angewendet, z. B. Florencourt in s. „Abhandlungen aus der jurist. und polit. Rechnenkunst“ (Altenb. 1781). — Die philosophische Wahrscheinlichkeit findet statt, wenn man von der Vielheit der Fälle auf die Einheit der Regel schließt. Hiervon hat Fries in s. „System der Logik“ sehr gründlich gehandelt. Die Schlüsse, welche hier vorkommen, sind Induction, Analogie, und der Schluß durch Hypothese. — Die ästhetische Wahrscheinlichkeit oder die Wahrscheinlichkeit in der Kunst besteht darin, daß Etwas, was als geschehen oder sich erignend vorgestellt wird, von uns, nach den vom Künstler zu machenden Voraussetzungen und Grundbedingungen der Darstellung, als wirklich genommen werden könne. Sie beruht also auf der Illusion.

**Waid**, eine Pflanze, die eine gute, dauerhafte blaue Farbe gibt. Sie erfordert einen von Natur guten und gut bearbeiteten Boden, und gedeiht daher nicht überall. Die rübenförmige Wurzel geht ziemlich tief in die Erde, und treibt 5 bis 6 Blätter, die den eigentlichen Farbestoff liefern, aber erst im 2. Jahre zu gebrauchen sind. Wenn die Blätter anfangen, gelblich zu werden, so werden sie abgenommen, getrocknet, auf der Waidmühle klar gemahlen und zu einem Teige gemacht, aus dem man Ballen oder Kugeln verfertigt, welche die Färber verbrauchen. Der beste Waid wird im südlichen Frankreich, im ehemaligen Languedoc, gebaut; in Deutschland baut man ihn vorzüglich in Thüringen, bei Erfurt und Langensalza, in der Oberlausitz und im Brandenburgischen. Auch in der Schweiz, in Portugal und Spanien und in Schweden ist der Bau desselben bekannt. Ehemals wurde der Waidbau sehr stark betrieben, weil man noch keinen andern Farbestoff zum Blaufärben kannte. Allein der von den Holländern in der ersten Hälfte d. 17. Jahrh. aus Ostindien eingeführte Indigo that dem Waid Abbruch, und noch mehr hat dieser von seinem Ansehen verloren, nachdem, seit etwas mehr als hun-

dert Jahren, der Indigo in Westindien und Südamerika stärker gebaut und häufiger in Europa eingeführt worden ist. Der Indigo wird vorgezogen, weil er allerdings eine schönere Farbe gibt; die Färbung mit Waid ist dagegen dauerhafter, und die Färber können denselben nicht ganz entbehren.

Waisenhäuser, eine der wohlthätigsten Anstalten für die Menschheit, um verlassene und hilflose Geschöpfe dem Verderben zu entreißen und sie zu nützlichen Mitgliefern der Gesellschaft zu bilden. Der Staat hat die größte Verpflichtung, für die Erziehung der Waisen zu sorgen, weil sie seines Schutzes und seiner Fürsorge mehr bedürfen als die Kinder der noch lebenden Bürger. Außer dem Mitleiden, das ihr hilfloser Zustand in Anspruch nimmt, erfordert es selbst der Vortheil des Staats, sich ihre Erziehung angelegen sein zu lassen, um nützliche Bürger und gute Hausmütter aus ihnen zu bilden. Die Geschichte der Entstehung der Waisenhäuser ist dunkel. Bei einigen alten Völkern waren öffentliche Erziehungsanstalten errichtet, in welche wahrscheinlich auch Waisen aufgenommen wurden. Was man bei den Römern unter *pueris* und *puellis alimentariis* verstand, kann nicht wohl mit unsern Waisenhäusern verglichen werden. Trajan, der zum Besten der Waisen sehr viel that, die Kaiser Antonine und Alexander Severus machten Stiftungen für sie. Doch waren es unstreitig keine eigentliche Waisenerziehungsanstalten. Erst nachdem die christliche Religion sich mehr verbreitet hatte, werden auch Anstalten für Waisen öfter erwähnt, ihre eigentliche Verfassung ist jedoch nicht bekannt. In der Folge gaben die durch Handel und Gewerbe reich und blühend gewordenen Städte, wie in vielen andern nützlichen Einrichtungen, so auch hierin ein löbliches und nachahmungswürdiges Beispiel. Dies gilt vorzüglich von den großen Handelsstädten in den Niederlanden. In Deutschland finden sich in den Reichsstädten die ersten Anstalten dieser Art, doch reicht ihr Ursprung nicht über das 16. Jahrh. hinaus. Man hatte bis dahin die ganz verlassenen vater- und mutterlosen Geschöpfe bei einzelnen Bürgern in die Kost gegeben, fand aber mit der Zeit diese Einrichtung nachtheilig und zweckwidrig, und so wurden denn Waisenhäuser errichtet, wo die Kinder unter einer gemeinschaftlichen Aufsicht erzogen werden konnten. Zu Augsburg wurde 1572 ein Waisenhaus errichtet. Eins der berühmtesten in Deutschland ist das von H. Franke (s. d.) zu Halle 1698 errichtete. In den neuesten Zeiten hat man für die vaterlosen Kinder gewisser Classen von Staatsbürgern besondere Erziehungsanstalten errichtet (militärische Erziehungshäuser in einigen Staaten; Erziehungshäuser für die Töchter von Mitgliefern der Ehrenlegion in Frankreich), die zum Theil einen bestimmten Zweck der Erziehung haben. — Was man früher nachtheilig gefunden hatte, die Waisen bei Privatleuten in Kost und Erziehung zu geben, hat man in spätern Zeiten als vortheilhaft für den Staat sowol als für die Kinder selbst angesehen, und es erhoben sich eine Menge Stimmen wider die fehlerhafte Einrichtung der Waisenhäuser: ein Vorwurf, von dem freilich wenige dieser Anstalten frei geblieben sind. Die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gab daher 1779 als Preisaufgabe eine auf Erfahrung gegründete Vergleichung, welche von diesen beiden Arten von Erziehung der Waisenkinder am vortheilhaftesten sei, auf. Die Gesellschaft erkannte den beiden Abhandlungen von Stark und Hanum: „Über die Erziehung der Waisenkinder in gewöhnlichen Waisenhäusern oder durch einzelne Beköstigung“ (Hamburg 1780) den Preis zu. Später erschien die Schrift von Goldbeck: „Über die Erziehung der Waisenkinder“ (Hamburg 1781). Durch sehr ins Einzelne gehende Berechnungen ist dargethan worden, daß es für den Staat oder die Anstalten selbst weit vortheilhafter sei, die Kinder in auswärtige Verpflegungen zu geben. Die bedeutenden Kosten für Unterhaltung der oft großen und weitläufigen Gebäude, der Aufseher oder Lehrer, die Zuschüsse, die bisweilen nothwendig werden, wenn die Einnahme zur Deckung der Ausgabe nicht hinreicht,

fallen dann weg. Aber noch größer ist der Vortheil, der für die Waisen selbst aus ihrer Vertheilung an Pfliegereltern entstehen muß. Zwar können in einer allgemeinen Waisenanstalt die Kinder vielleicht mehr Kenntnisse für den Verstand sammeln, aber ihre Gesundheit und selbst ihre Sittlichkeit — für welche letztere in den Waisenhäusern, ungeachtet der bisweilen zu häufigen Religionsübungen, nicht immer zweckmäßig gesorgt wird und bei einer zu großen Anzahl gesorgt werden kann — werden unfreitig besser gedeihen. Anstatt der in den Waisenhäusern gewöhnlichen einförmigen Beschäftigungen werden die Kinder in Privathäusern mehr mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens bekannt. Nur müssen die Pfliegereltern der Waisen gehörig ausgewählt, und stets unter einer genauen Aufsicht, die nicht so schwierig ist, als es scheinen möchte, gehalten werden. Die Pfliegereltern müssen den Vorstehern der Anstalt von Zeit zu Zeit vorgestellt, und über ihre Aufzucht müssen genaue Register geführt werden. Einige Waisenanstalten werden besonders beschwiegen gerühmt, daß sie die von ihnen entlassenen Waisen auch später noch unterstützen. So unterstützt z. B. das Waisenhaus zu Frankfurt a. M. Knaben, wenn sie studiren oder als Handwerker reisen wollen, Mädchen, bis sie bei fortbauender guter Aufzucht das 20. J. erreicht haben und Gelegenheit finden, sich zu verheirathen. Alle diese und andre löbliche Einrichtungen können auch bei der Vertheilung der Waisen außer den Häusern fortbestehen. Die Mehrheit der Stimmen hat sich in den neueren Zeiten für die partielle Erziehung der Waisenkinder erklärt, und man hat an mehreren Orten die Waisenhäuser abgeschafft und dagegen die Waisenvertheilung eingeführt. Der Erfolg dabon ist eine bedeutende Ersparniß der Ausgaben und eine sehr vermehrte Sterblichkeit unter den Kindern gewesen. Nun können zwar einsichtsvolle und menschenfreundliche Vorsteher von Waisenhäusern vielen Gebrechen derselben abhelfen und das Wohl der ihnen anvertrauten Jugend wesentlich befördern; aber es bleibt immer mißlich, das Wohl oder Wehe einer zahlreichen Jugend von den Einrichtungen und dem guten Willen eines einzelnen, vielleicht mit andern Geschäften belasteten Mannes abhängen zu lassen. Sollen Waisenhäuser noch ferner beibehalten werden, so ist für die physische Pflege der Zöglinge mehr Sorge zu tragen, als bisher gewöhnlich geschehen, vorzüglich aber darauf zu sehen, daß die Zahl der Kinder nicht zu hoch anwache. Unter einer großen Menge von Kindern ist die Gefahr der physischen und moralischen Ansteckung, auch bei dem besten Willen, nicht immer zu vermeiden. Ein großer Fehler, der sich bei vielen Waisenhäusern findet, ist der, daß man Waisen, preßhafte Arme und Züchtlinge in einer und derselben Anstalt vereinigt, wie dies unter andern bis 1811 in dem 1730 errichteten Armen- und Waisenhaus zu Torgau der Fall war. S. Rulf: „Wie sind Waisenhäuser anzulegen?“ (Gött. 1783); Niecke: „Soll man Waisenhäuser beibehalten?“ (Stuttg. 1805); Pfäum: „Über Einrichtung der Waisenhäuser“ (Stuttg. 1815). Die Schrift: „Die Waisen im Großherzogth. Sachsen-Weimar“, von Günther (Weim. 1825), enthält die Geschichte der Versorgungsanstalt der Waisen durch Privat-erziehung in Familien, nebst ihrem Erfolge binnen 40 Jahren. In Hamburg besteht ein wohl-eingerichtetes Waisenhaus unter der unmittelbaren Theilnahme der Bürger, welche sich besonders bei dem Kinderfeste, genannt das Waisengrün, zu äußern pflegt. S. Meno Günther Klehn: „Das hamburgische Waisenhaus“ (Hamb. 1821, Th. 1).

Ähnliche Anstalten sind die fast überall weit früher als die Waisenhäuser entstandenen Findelhäuser, in welchen ausgesetzte und gesunde neugeborene Kinder erzogen werden. Gewöhnlich sind sie aus unsittlichem Beistand entstanden. So sehr es nun die Pflicht des Staats ist, hilflosen menschlichen Geschöpfen Beistand zu gewähren, so darf man doch bezweifeln, ob er seine Anstalt dazu so einrichten sollte, daß darin das Kaster und der Leichtsin gegen alle unangenehme Folger und Besorgnisse, die aus ihnen entstehen, gedeckt werde? Es scheint vielmehr einer gesunden Politik gänzlich zuwider, dem Kaster Unterstützung zu gewähren; die

Schuld des Unglücks, das daraus entsteht, mögen die Schuldigen tragen. Der Staat hat nur da, wo er kann, den Gelegenheiten entgegen zu wirken, welche dergleichen unsittliche Handlungen hervorbringen. Dieses wird er thun, wenn er dem Müßiggange die Schlupfwinkel abschneidet, die Ursachen der Verirrung zerstört, und dabei die guten Sitten durch zweckmäßigen Unterricht und gute Beispiele fördert. Dann breitet sich das Wohlgefallen am ehelichen Leben und die Freude an der Häuslichkeit aus, die Verletzungen der Keuschheit bringen Unehre und Schande, und es entsteht ein strengsittlicher Sinn unter dem Volke, der Findelhäuser entbehrlich macht. Je mehr aber die Staatsanstalten dem Laster der Wollust zu Hülfe kommen, wie es die Findelhäuser ohne Zweifel thun, desto mehr wird dasselbe um sich greifen. Aber selbst von der Zweckwidrigkeit der Findelhäuser an sich abgesehen, wird die Erziehung, den daselbst gemachten Erfahrungen zufolge, so schlecht betrieben, daß die Sterblichkeit in denselben sehr groß ist; daher es weit besser sein möchte, hülflose Kinder bei Privatpersonen in die häusliche industriöse Erziehung zu geben, als sie in großen Häusern zusammenzupropfen.

Wakefield (Gilbert), Kritiker und Theolog, geb. 1756 zu Nottingham, erhielt von seinem Vater, der daselbst Geistlicher war, dann auf den Schulen zu Nottingham und Richmond den ersten Unterricht, worauf er seit 1772 im Jesus-Collegium zu Cambridge die alten Classiker mit vorzüglicher Liebe studirte. Mit Leichtigkeit lernte er die hebr. Sprache für sich, hierauf binnen 6 Monaten Syrisch, Chaldäisch, Samaritanisch, Koptisch, Ethiopisch, Arabisch und Persisch. Ohne seiner Urtheilskraft zu schaden, war f. Gedächtniß in jüngern Jahren so außerordentlich, daß er den Virgil und den Horaz, beinahe auch den Homer und den Pindar, sowie die Bibel, auswendig wußte. Er wurde Fellow und ließ 1776 „*Poemata latine partim scripta, partim reddita*“ (4.) drucken. Bald nach seiner Weihe zum Diakonius 1779 verließ er aus Gewissenszweifeln über die von ihm unterzeichneten 39 Artikel die engl. Kirche und lebte als Dissenter, ohne öffentliche Anstellung, erst als Lehrer bei einer Dissenter-Akademie, dann privatissime er zu Nottingham und Hackney, wo er mehre Schriften gegen die engl. Kirche und eine Übersetz. des N. Test. mit Anmerk. (Lond. 1792, 2. Aufl. 1795) herausgab. Endlich mischte sich dieser streitsüchtige Gelehrte seit 1794 durch Flugchriften gegen Pitt's Maßregeln auch in die politischen Angelegenheiten, wodurch er die Zahl seiner Feinde sehr vermehrte. Zu gleicher Zeit bekämpfte er den Thomas Payne und vertheidigte gegen ihn die Sache des Christenthums. Allein die Hestigkeit, womit er den Krieg gegen Frankreich tabelte, zog ihm 1798 zweijährige Gefängnißstrafe zu. Am 29. Mai 1801 verließ er, nach Erlegung einer starken Geldbuße, sein Gefängniß zu Dorchester und kehrte nach Hackney zurück, wo er den 9. Sept. 1801 starb. W. war als Mensch offen, gut, einfach, voll Eifer und Muth für Recht und Wahrheit, wodurch er im Umgange viele Freunde gewann; aber als Schriftsteller war er anmaßend, reizbar und rauh; doch enthalten viele seiner Schriften, ungeachtet des darin sichtbaren Mangels eines gebildeten kritischen Geschmacks und der Incorrectheit seines lateinischen Styls, einen Schatz trefflicher Bemerkungen und die überraschenden Ansichten eines von keinem Systemzwange gefesselten Geistes. Man schätzt insbesondere f. Ausgabe römischer und griech. Schriftsteller, z. B. des Horaz, Virgil, Lucrez, „*Tragoed. Delectus*“ u. a. m.; seine „*Silva critica*“ (5 Bde., Cambridge 1785—95). Im Gefängnisse schrieb er: „*Noctes carcerariae*“ (Lond. 1801). Vgl. „*Memoirs of the life of G. Wakefield, written by himself*“ (2 Bde., 2. Aufl., London 1804).

Eine in England geachtete Schriftstellerin, Mrs. Priscilla Wakefield, geb. Tremman, welche einen Hauptantheil an der ersten Errichtung der Sparbanken gehabt haben soll, hat sich seit 1795—1817 durch eine Menge brauchbarer Jugendschriften bekanntgemacht. Ihr ältester Sohn, Edward W., ist ein tüchtiger Land- und Staatwirth. Sein „*Account of Ireland, statistical and political*“

(2 Bde., 4., 1812) wird wegen vieler genauen Nachrichten von dem Zustande dieses Landes und wegen freimüthiger Beurtheilung der öffentlichen Verwaltung geschätzt. — Sein Bruder Daniel ist staatswirthschaftlicher Schriftsteller, vorzüglich im Finanzfache. Er hat seit 1796 mehrmals die Ansichten des Thomas Payne, des Lord Lauderdale, des Mr. Morgan u. A. zu widerlegen gesucht. 20.

Walachei, eine osmanische Schutzprovinz, hat 1100 (nach A. 1296) □M. und, ohne die türkische Moldau (570, nach A. 803 □M., mit 450,000 Einw.), 950,000 Einw. Sie liegt zwischen der Donau, der Moldau und Siebenbürgen. Die Hauptst. ist Bukarescht (s. d.). Zu den Zeiten der Römer machte die Walachei einen Theil von Dacien aus; sie erhielt im 12. und 13. Jahrh. ihre von Byzanz abhängigen Fürsten, die sich nach dem Verfall des byzantinischen Reichs bald an Ungarn, bald an Polen schlossen, je nachdem eins dieser Reiche einen glänzenden Zeitraum hatte, und ward endlich 1421 den Osmanen zinsbar. Doch ließen diese der Provinz, da sie sich freiwillig unterworfen hatte, ihre eignen Fürsten (Hospodare) und Verfassung, und den Einw. die ungehinderte Ausübung ihrer Religion; nur sie selbst hielten, um die Donau zu beherrschen, 3 Plätze: Ibrail, Puschirudschiu (Giurgewo) und Thurnul, besetzt. Die Vorrechte, welche die Pforte den Hospodaren ertheilte, betrafen jedoch allein diese und die Bojaren. Das Volk in der Moldau und Walachei blieb im strengsten Sinne Sklave der Bojaren. 1716 gelang es dem Pforten-Drigoman Nikol. Maurokordatos, Hospodar zu werden. Er war der erste Grieche, der sich zu dieser Würde emporschwang. Damals waren die Moldau und Walachei in dem Zustande gänzlicher Verwilderung; 9 Zehnthelle des Landes lagen brach. Die griechischen Hospodare civilisirten das Land. Maurokordatos errichtete eine Druckerei und eine Schule, wo man Slawonisch, Altgriechisch und Lateinisch lehrte. Sein Bruder Konstantin Maurokordatos befreite die walachischen Bauern von der drückendsten Leibeigenschaft, und führte den türkischen Weizen ein, der jetzt fast ihre einzige Nahrung ist. Die folgenden griech. Hospodare ließen die Bibel und die Liturgien der griech. Kirche in den Landesdialekt übersetzen. Die Hospodare Alex. Ypsilantis, Ghika, Kallimachi und Karadza ließen Gesetzbücher drucken, die noch gelten.

Die Walachei hat Korn, Taback, Lein, Pferde, Schafe und Salz im Überflusse. Sie könnte zu den reichsten Ländern des Erdbodens gehören, wenn die Bewohner gewerbleißiger und die Verfassung besser wären. Zweige der Karpathen durchziehen in mannigfaltigen Richtungen das Land und bilden fruchtbare Thäler, von unzähligen Bächen bewässert; auch fehlt es nicht an lachenden Ebenen. Auf den Bergen erheben sich ansehnliche Laub- und Nadelwäldungen. Der fetten Boden erzeugt Getreide im Überflusse, ungrachtet die Cultur nur mäßig ist. Obst und Taback sind vortrefflich; der Wein gibt dem ungarischen nichts nach. In den grasreichen Ebenen und auf kräuterreichen Höhen weiden zahllose Heerden; daher der beträchtliche Handel mit Vieh aller Art. Ebenso wenig fehlt es an Wildpret und an Fischen, als Haufen, Störe, Karpfen, Hechte, Forellen. Die Schätze des Mineralreichs sucht Niemand auf. Die Einw. sind der größern Masse nach entweder Walachen oder Zigeuner. Die ursprünglichen Bewohner sind, nach Thunmann, theils Albaner (Albaner, Nachkommen der alten Illyrier), der erste oder älteste Stamm der Walachen, theils vermisch mit Daciern, Bulgaren, Slawen, Goten und Römern, die sich selbst Römer nennen. Ihre Sprache ist ein Erzeugniß des Verkehrs ihrer barbarischen Sprache mit der *lingua romana rustica*. In ihrer Sommertracht gleichen sie ganz ihren Vorfahren im römischen Zeitalter, wie sie auf Trajan's Säule zu Rom abgebildet sind. Sie machen einen verderbten Volkshaufen aus, der sich durch angeborene Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wohlthust und Unempfindlichkeit auszeichnet. Die Zigeuner sind in großer Zahl vorhanden und sehen sich hier, wie in allen Ländern, wo sie eingewandert sind, gleich.

Die Bergbewohner, welche das Recht haben, Waffen zu tragen, werden in der Moldau und in der Walachei *Panduren* genannt, ein moldauisches Wort, das so viel als Grenzhüter, Wächter, bedeutet. Die Religion sämmtlicher Einw. ist die griechische. Die vornehmen Familien sprechen reingriechisch. Überhaupt haben sich unter den gebildeten Ständen griechische Sitt- und Sprache verbreitet. Auch lernt man Französisch und Deutsch. Die Verfassung war bisher völlig despotisch. Der Hospodar wurde von der Pforte ernannt, die ihn jährlich durch einen Firman bestätigen und nach Gutdünken absetzen konnte; er ward sonst immer aus einer der großen griech. Familien, die in Konstantinopel wohnten, genommen, und zahlte an die Pforte einen jährl. Tribut von 300.000 Löwanthalern, außer den jährl. Geschenken, die er für Bestätigung seines Firmans geben mußte. Dafür stand es ihm dann frei, das Land so methodisch auszuplündern als er wollte. Aus Habsucht oder Argwohn wegen Hochverrath (Einverständnis mit Rußland oder Preußen), oft nur verleumdet, wurden die Hospodare gewöhnlich abgesetzt; ja sie starben selten eines natürlichen Todes. Durch die Verträge von Kainardsch, Jassy und Bukarescht kamen die Fürstenthümer unter russ. Schutz; allein die Paschas der Donaufestungen setzten ihre Plackereien fort, und tüchtigste Aufkäufer rissen den Alleinhandel mit allen Früchten des Landes an sich. Der Vertrag, nach welchem ein Hospodar 7 Jahre im Amte bleiben, und in dieser Zeit unverlezt sein sollte, wurde häufig gebrochen. Ebenso drückend waren für das Land die Feudallasten und die willkürlichen Fröhnen, welche die Bauern den Grundeigenthümern leisten mußten. In dieser mißlichen Lage entzog sich der 1. te Fürst, Karadzja, im Oct. 1818 der von ihm befürdeten Abfertigung durch die Flucht, und begab sich mit seiner Familie und f. Säßen durch Ungarn nach Genf und Genua. Die Pforte ernannte im J. 1819 an seine Stelle den Fürsten Alexander Suzzo zum Hospodar. Allein dieser starb zu Bukarescht den 20. Jan. 1821. Der Augenblick seines Todes war gleichsam das Zeichen zu einem Aufstande, der zuerst in der Walachei und Moldau ausbrach, bald aber in Griechenland und den Inseln des ägäischen Meeres um sich griff. (S. Griechenland und Griechischer Aufstand.) Ein Bojar, Theodor Vladimiro, früher russ. Officier, ein kühner Mann, aber ein p'auloser Abenteurer, der durch Kornhandel einiger Vermögen und großen Anhang unter den Bauern gewonnen hatte, erlitt einen Verlust von 70.000 Piastern. Jetzt glaubte er, sei die beste Gelegenheit, dem Drucke der Bojaren und Hospodaren ein Ende zu machen. (Das Joch der Türken war nicht unmittelbar in der Walachei zu spüren, mithin von Abschüttelung desselben nicht die Rede.) Er stellte sich daher 1821 in der kleinen Walachei an die Spitze von 50 Getreuen, denen bald einige tausend Bauern zuströmten. Inzwischen ernannte die Pforte einen neuen Hospodar, Kallimachi; dieser und dessen vorausgeleiteter Stellvertreter suchten mit Theodor durch Vergleich zu Ende zu kommen, weil sonst Kallimachi seine ungeheure Summe, die ein Hospodar in Konstantinopel zur Erlangung der Stell. zu zahlen hatte, verlieren konnte. Wahrscheinlich würden Beide ihre Absicht erreicht haben. Allein schon hatte sich Alexander Ypsilanti (s. d.), der Nachkömmling eines 1806 die Walachei beherrschenden Hospodars und russ. Generalmajor, an die Spitze einer verbündeten Griechenschar in Jassy gestellt; dadurch entstand ein blutiger Kampf, in welchem die Hellenen unterlagen, und die Türken das Land wieder in ihre Gewalt brachten. Nunmehr ernannte der Sultan den 16. Juli 1822 zum Hospodar, statt eines Griechen, einen Eingeborenen, Gregor Ghika, der aber, von einer türkischen Leibwache umgeben, weniger zu sagen hatte als je. Nach jahrelanger Mißhandlung durch türkische Truppen räumten diese zwar das Land, und Fürst Ghika trat die Regierung an; allein seine Lage war unsicher, bis Rußland 1828 der Pforte wegen Verletzung des Tractats von Ackerman den Krieg erklärte, beide Fürstenthümer besetzte und in Bukarescht eine

besondere Verwaltung organisirte. Durch den Frieden zu Adrianopel (14. Sept. 1829) fielen die Fürstenthümer unter die Oberherrlichkeit der Pforte zurück, erhielten aber ihre eigne Verfassung und Verwaltung. Die Hospodaren behalten ihre Stelle lebenslänglich; doch können sie wegen Verbrechen abgesetzt werden. Alle Inseln des linken Donauufers gehören den Fürstenthümern. Die Pforte darf keinen besetzten Punkt auf dem linken Ufer mehr haben, und kein Türke im Lande wohnen, nur Kaufleute werden zugelassen. Die Fürstenthümer sind von Lieferungen jeder Art für die Pforte befreit; doch zahlen sie ferner den bisherigen (1802 bestimmten) Tribut, und außerdem als Entschädigung für jene Lieferungen eine noch zu bestimmende Summe. Im Fall einer neuen Ernennung des Hospodars wird der Pforte eine dem jährl. Tribute gleichkommende Summe entrichtet. Die Einwohner der Fürstenthümer dürfen Handel treiben im türkischen Gebiet, ohne irgend eine Belästigung von Steuern u. dgl. Die Hospodare können auch Sanitätscorbons ziehen, und schon 1830 wurden in der Walachei 7 Quarantainen und 5 Lazarethe errichtet. S. Wilkinson's „*Hist.-geogr.-polit. Gemälde der Moldau und Walachei*“ (a. d. Engl. ins Franz. überf. von Laroquette, 2. Aufl. 1824); und Jakobski Rizzo's „*Hist. de la Grèce depuis la chute de l'empire de l'occident jusqu'à la prise de Missolonghi*“. Rizzo war Großpostelnik (erster Minister) des Fürsten Karadza.

**Walcheren**, die bedeutendste der zeeländischen Inseln zwischen den Mündungen der Schelde und dem deutschen Meere. Sie ist in 4 Theile, Uitwateringen, getheilt, die nach den 4 Himmelsgegenden benannt und gegen das Meer durch kostbare Deiche verwahrt werden; doch schützen auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluten. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerbe bedeckt, und liefert den schönsten Weizen, besonders herrliche Färberrothe und die besten Kartoffeln Hollands. Sie gehört zur Provinz Zeeland; ihre Hauptstadt ist Middelburg, mit 20,000 Einw.; auch hat sie den guten, aber ungesunden Hafen der Festung **Wliefssingen** (s. d.). Britische Expedition 1809.

**Walckenaer** (Charles Athanase, Baron), Mitgl. der k. franz. Akad. der Inschriften und der schönen Wissenschaften, Ritter der Ehrenlegion, seit 1816 einer von den 12 Malers der Stadt Paris und Generalsecretair der Präfecture des Seine-Departements, geb. zu Paris den 25. Dec. 1771, studirte daselbst, machte während der Revolution Reisen in den Niederlanden und in England, setzte zu Glasgow in Schottland seine Studien fort und vollendete sie zu Paris in der Brücken- und Straßenbau- und in der polytechnischen Schule. Durch sein Vermögen unabhängig, lebte er auf seinem Landgute, 8 Stunden von Paris, der Wissenschaften. Im Oct. 1813 wurde er Mitgl. des kaiserl. Instituts in der Classe der Geschichte und alten Literatur. Ludwig XVIII. gab ihm 1814 den Orden der Ehrenlegion und ernannte ihn 1816 durch die Ordonnanz vom 21. März, welche das Institut umgestaltete, zum Mitgl. der Akad. der Inschriften. 1823 erhielt er die Stelle eines Requetenmeisters und den Titel Baron. Als Schriftsteller hat er sich seit 1798 in mehreren Fächern bekanntgemacht. Wir bemerken s. „*Faune parisienne*“ (nach dem Systeme des Fabricius, 2 Bde., Paris 1802); s. „*Geographie moderne*“ (nach Pinkerton, 6 Bde., 1804). Von der neuen Aufl., 1812, sind nur 2 Bde. erschienen; ein „*Abrégé*“ dieser Geographie hat 3 Aufl. erlebt. Wichtiger ist seine franz. Ausg. der „*Voyages dans l'Amérique méridionale*“ von Felix d'Azara (a. d. Span., mit Anmerk. von Cuvier, 4 Bde., Paris 1809, mit e. Atlas). (Die beiden letzten Bde. sind von Sonnini.) Von W.'s „*Histoire naturelle des Aranéides*“, 1807 fg., sind nur 5 Liefer. mit 50 Abbild. in geringer Zahl gedruckt worden. Auch gibt er eine „*Hist. générale des voyages*“ heraus, wovon der 18. Th. Paris 1830 erschien. Seine übrigen Schriften, die er zum Theil nur für Freunde hat drucken lassen, betreffen die Naturgeschichte der

Sienen, die neuere Geographie und die Geschichte des ostind. Archipels, Polynesiens und Australasiens; ferner das alte Corsica, das alte Aegypten, das cisalpinische und transalpinische Gallien; vorzüglich hat W. über die alte Geographie des Orients gründliche Untersuchungen angestellt. Seine „Recherches géographiques sur l'intérieur de l'Afrique septentrionale“ bilden einen Ergänzungsband zu der franz. Übers. der „Gesch. der Reisen und Entdeck. in Afrika“, von Leyden und Hugh Murray (Paris 1821 fg.). Noch hat er eine „Notice sur la vie et les ouvrages de Don F. Azara“, eine „Hist. de la vie et des ouvrages de Lafontaine“ (2 Bde.) und schätzbare Aufsätze in mehren wissenschaftl. Sammlungen und Zeitschriften, z. B. im „Classical journal“, verfaßt. 20.

Wald, s. Böhmischer und bairischer Wald.

Waldbau, s. Forstwesen. (Vgl. Cotta's „Anweisung zum Waldbau“, 4. Aufl., Dresden 1827, mit Kupf.)

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen der Grafen v. Waldburg 1803 gebildetes Fürstenthum, das in Schwaben zwischen der Donau und Iller liegt, durch die Rheinbundsacte unter bairische und würtemb. Hoheit kam, auf 13 $\frac{1}{2}$  □ M. 26,500 Einw. hat, und gegen 180,000 Thlr. Eink. gibt. Es besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolfegg, Friedberg und Trauchburg, den Herrschaften Waldburg (mit dem Berg- und Stammschloße Waldburg), Kitzlegg, Waldsee, Scheer, Marstätten u. a. m. Das Stammschloß Waldburg soll Gerhart, Graf v. Thann, im 4. Jahrh. n. Chr. (?) gebaut haben. Einer seiner Nachkommen, Babo, Graf v. Thann und Winterstetten, der um 680 lebte, wird für den Stammvater der Häuser Althann und Waldburg gehalten. Die Herren v. Waldburg besaßen bei den Herzogen v. Schwaben und bei den Kaisern aus diesem Hause das Truchseßamt (Dapifer). 1525 erlaubte ihnen Karl V., sich des h. römischen Reichs Erbtruchseße zu nennen, und 1528 ertheilte ihnen der Kurfürst von der Pfalz, als Erztruchseß, die Anwartschaft auf diese Würde, welche sie 1594 zuerst ausübten und seit der Zeit auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Johann, Herr v. Waldburg, der 1403 starb, ist der Stifter des Hauses Truchseß von Waldburg. Seine Söhne, Jakob und Georg, stifteten 2 Linien. Die ältere von Jakob verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelmische Linie, welche Scheer und Trauchburg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des deutschen Ordens, und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus (s. d. folg. N.) u. d. N. Truchseß von Waldburg noch blüht, ohne je an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Antheil gehabt zu haben; denn die Besitzungen des erloschenen Astes von Wilhelm sind an die jüngere von Georg gestiftete Linie gefallen. Die jüngere Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 1589 in 2 Linien. Jakobs, der im 5. Grade von Georg abstammte, älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Äste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte, von denen jener 1798 erlosch, und dieser dessen Besitzungen erbt. Jakobs jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jakob und Sebastian Wunibald, die beiden Äste derselben: Zeil-Zeil, auch Trauchburg genannt, und Wurzach. 1628 wurden alle Zweige der von Georg gestifteten Linie in den Reichsgrafenstand, und 1803 wurden die Häupter der einzelnen Äste in den Reichsfürstenstand, jedoch nach dem Rechte der Erstgeburt, sowie die sämmtlichen Besitzungen derselben zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Nach der Auflösung des deutschen Reichs legten sie den Namen Truchseß ab; erhielten aber am 23. Juli 1808 die Reichs-Erbhofmeisterwürde des Königreichs Württemberg, welche ebenfalls durch den jedesmaligen Senior der regierenden Fürsten verwaltet wird. Es gibt also gegenwärtig 3 regierende Fürsten

von der Georgischen Hauptlinie des Hauses Waldburg: 1) Fürst Joseph v. Waldburg, zu Wolfegg und Waldsee (besitzt in Baiern die Güter Rohrmos und Alpe; residirt zu Waldsee); 2) Fürst Franz v. Waldburg zu Zeil-Zeil und Trauchburg (residirt zu Zeil); 3) Fürst Leopold v. Waldburg zu Zeil-Wurzach (residirt zu Wurzach). Das Haus Waldburg ist katholisch.

Waldburg (Friedrich Ludwig), Graf Truchseß v. Waldburg, Erbherr auf Kapustigal, gehört zu dem in Preußen ansässigen jüngern Zweige (reform. Religion) der ausgef. ältern Linie des alten schwäbischen Dynastiegeschlechts der Truchseße von Waldburg (s. d.), ist k. preuß. Generalmajor und außerordentl. Gesandter zu Brüssel und im Haag, geb. d. 25. Oct. 1776, und seit 1803 verm. mit der Prinzessin Antoinette v. Hohenzollern-Hechingen. Er diente in der preuß. Garde und wurde in mehren Sendungen nach Württemberg gebraucht. Dann zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück. Als aber seine Gemahlin zur Oberhofmeisterin der Königin v. Westfalen ernannt worden war, trat auch er als Kammerherr in die Dienste des Königs Hieronymus. 1809 gab er seine Dienstverhältnisse in Kassel auf und machte eine Reise nach Italien. 1813 trat der Oberst Graf Truchseß v. W. als Volontair in die k. bairische Armee und vollzog mehre mündliche Aufträge des Königs von Baiern an den Kaiser Alexander. Bald nachher ward er wieder in der preuß. Armee angestellt. 1814, nach Napoleons Abdankung, begleitete er am 20. April als k. preuß. Abgeordneter den gewesenen Kaiser der Franzosen von Fontainebleau bis St.-Raphael bei Ferjus, wo Napoleon sich am 28. April, bloß von dem östreich. Abgeordneten, dem Feldmarschalllieut. v. Koller, und von dem engl. Abgeordneten, dem Obersten Campbell, begleitet, nach Elba einschiffte. Der russ. Abgeordnete, General Schwaloff, und der Oberst Truchseß kehrten nach Paris zurück. Damals fand der Oberst Truchseß in Toulon 300 Preußen, theils von der Schill'schen Schar, theils von der Besatzung von Danzig seit 1807, als Galeerenklaven, und bewirkte durch seine Anzeige in Paris deren Befreiung. Der Graf hat einen kurzen Bericht über die Abreise Napoleons von Fontainebleau nach Elba drucken lassen. In der Folge ward er Generalmajor und zum k. preuß. Gesandten in Turin und Florenz ernannt; im Mai 1827 ging er als außerord. Gesandter und bevollm. Minister an den königl. niederländ. Hof. Der Obistlieut. Baron v. Martens trat an seine Stelle in Turin und Florenz.

Waldeck. Das Fürstenthum oder die alte Grafschaft Waldeck (ehemals zum oberrheinischen Kreise gehörig) grenzt gegen S. und N. an Kurhessen, gegen W. und N. an die preuß. Provinz Westfalen. Es zählt auf  $21\frac{1}{2}$  □ M. 56,000 Einw. (darunter hat Pyrmont  $1\frac{3}{4}$  □ M., 4500 Einw.), in 14 Städten, 105 Dörfern und 46 Weilern und Schlössern. Der Boden ist größtentheils steinig und mit Waldungen bedeckt, doch wird mehr Getreide erbaut, als der Bedarf erfordert; die Viehzucht ist ansehnlich. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Eisen, Blei und Kupfer, etwas Goldsand findet sich in der Eder; auch gibt es Marmor- und Alabasterbrüche. Die Einw. sind, sowie das fürstliche Haus selbst, lutherischer Religion, doch leben auch 800 Katholiken, 600 Reformirte, Quäker und 500 Juden unter ihnen. Sie sind arbeitsam, aber nicht sehr wohlhabend; außer dem Ackerbau, der Viehzucht und den Berg- und Eisenwerken beschäftigen sie sich mit Verfertigung grober Tücher u. a. wollener Zeuche, auch mit Garnspinnen. Die seit langer Zeit eingeführten Landstände bestehen nach der zu Krossen den 19. April 1816, mittelst eines mit den versammelten Ständen abgeschlossenen Hausvertrags, bestimmten Verfassung 1) aus den Besitzern landtagsfähiger Rittergüter; 2) aus den Abgeordneten der 13 Städte; und 3) aus 10 Vertretern des Bauernstandes. Die Landescasse (eine Kammer) ist berechtigt, sämtliche Steuern zu ordnen und zu bewilligen, die Landescasse zu verwalten, Gesez- und andre Vorschläge einzureichen und bei der Gesezgebung durch Berathung und Einwilli-

gung mitzuwirken, über Mißbräuche Beschwerde zu führen, und mit zu wachen, daß untadelhafte Rechtspflege ausgeübt werde. Der landschaftliche Ausschuß versammelt sich jährlich zu Krolsen. Die sämmtlichen Einkünfte des Fürsten sollen über 400,000 Ebn., die Staatsschuld 1,200,000 betragen. Abgesondert von dem Fürstenthume Waldeck ist die dem Fürsten gehörende Grafschaft Pyrmont (s. d.). Die ehemals gräfliche, seit 1682 fürstl. Familie von Waldeck gehört zu den ältesten in Deutschland. Die Grafen von Waldeck theilten sich 1580 in die Linien Eisenberg und Wildungen; letztere erhielt 1682 die fürstl. Würde, starb aber 1692 aus, worauf ihr Fürstenrang 1711 auf die ältere Linie übertragen wurde. Von Josias (dem Bruder des ersten Fürsten der ältern Linie, Friedr. Ant. Ulrich) stammt die apantigie Linie der Grafen v. Waldeck-Bergheim ab. Die durch Heirath von Waldeck getrennte Grafschaft Pyrmont fiel 1625, nach Aussterben der Grafen v. Gleichen, an Waldeck zurück. Die Grafschaft Waldeck war seit 1438 ein Lehen des Gesammtaufes Hessen. Die Streitigkeiten über diese Lehenshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendet, der im westfälischen Frieden (1648) bestätigt wurde. Erst 1803 erhielt der Fürst eine Virilstimme bei dem Reichstage, und 1807 durch den Beitritt zum rheinischen Bunde die völlige Souverainität. Der jetzt regierende Fürst, Georg Friedr. Heinr., der s. Vater, Georg, am 9. Sept. 1813 in der Regierung folgte, trat von dem rheinischen Bunde ab. Bei dem Bundestage hat der Fürst mit den Häusern Hohenzollern, Lippe, Reuß und Liechtenstein eine Gesamtstimme, die 16., bei der weitern Bundesversammlung aber, oder im Pleno, Eine Stimme. Das Militair bestand ehemals, vermöge des Subsidienvertrags mit Holland, aus 1800 Mann. Zum deutschen Bundesheere stellt W. 518 Mann in die 1. Divis. des 10. Heerhaufens. Die Hauptstadt Korbach hat 400 Häuser, 2200 Einw., und ein gutes Gymnasium. Zu Krolsen, einer kleinen, regelmäßig gebauten Stadt mit 1750 Einw., befindet sich das Residenzschloß, ein ansehnliches Gebäude, in welchem sämmtliche Landescollegia ihren Sitz haben. Der geöfl. Nebenlinie gehören im Waldeck'schen die Güter Bergheim, Melbe und Königshagen. Ihr Wohnsitz ist zu Bergheim. Auch besitzt sie als Standesherrschaft im Württembergischen einen Theil der Grafschaft Limburg.

Waldenser. Diese als Vorläuferin der Reformation im Mittelalter berühmte christliche Sekte soll schon um 1100 nach alten Handschriften der Universit. Cambridge vorhanden gewesen sein. Nach der gewöhnlichen Meinung verdankt sie dem Petrus Walbus (Waldo, Vaud), einem reichen Bürger zu Lyon, Entstehung und Namen, obwol einige ihrer Schriftsteller die Benennung „Waldenser“ von Wallis, Vallée, ableiten und Thalbewohner, Waadtländer (Vaudois) heißen wollen. Um 1170 kam Walbus beim Lesen der Bibel und einiger Stellen aus den Kirchenvätern, die er sich in die Landessprache übersetzen ließ, auf den Entschluß, die Lebensart der Apostel und ersten Christen nachzuahmen, gab s. Güter den Armen, und sammelte sich durch s. Predigten zahlreiche Anhänger, meist aus der Classe der Handwerker, welche nach dem Orte ihrer Entstehung Leonisten oder Arme von Lyon, wegen ihrer freiwilligen Armuth, wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen (Sabots) Sabatati oder Insabatati, wegen ihrer Demuth Humiliaten genannt, und oft mit den Katharen, Patarenern, Albigensern und a. Kegern, deren Schicksale sie theilten, verwechselt wurden. Verachtung der ausgearteten Geistlichkeit und Widersetzlichkeit gegen die römische Priefterherrschaft hatten die Waldenser mit a. Sekten des Mittelalters gemein; aber indem sie, über die Absicht ihres Stifters, nur die Sitten zu verbessern und das Wort Gottes in der Landessprache für Jedermann frei zu predigen, hinausgehend, die Bibel allein zur Regel ihres Glaubens machten, und, was in ihr und dem apostolischen Alterthum nicht gegründet sei, verworfen, legten sie es auf eine Reform der ganzen christlichen Kirche an, sagten sich von den Lehren, Gebräuchen und Satzungen der römi-

sehen Kirche gänzlich los, und bildeten eine abgesonderte Religionsgesellschaft. Sie wurden daher schon 1184 auf dem Concilium zu Verona mit dem Fluche der Ketzerei belegt; doch eine allgemeine Verfolgung erfuhren sie erst, nachdem sie sich im südlichen Frankreich ausgebreitet und unter Begünstigung der Grafen von Toulouse und Foix befestigt hatten, in dem Kegerkriege gegen die Albigenser (s. b.). Viele Waldenser flohen damals (1209 — 30) nach Aragon, Savoyen und Piemont. Spanien litt sie nicht, in Languedoc wußten sie sich bis 1330, in der Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, wo das Parlament zu Arles sie auf die grausamste Weise vertilgen ließ, länger noch in der Dauphiné zu erhalten, und erst im Ewvnenkriege wurden die letzten Waldenser aus Frankreich vertrieben. In der Mitte des 14. Jahrh. waren einzelne Haufen dieser Sekte nach Calabrien und Apulien, wo sie bald unterdrückt wurden, andre nach Böhmen gekommen, und hießen hier Grubenheimer, weil sie sich in Höhlen und Gruben zu verbergen pflegten. Diese verlorren sich später unter die Hussiten, und die böhmischen Brüder leiten von ihnen die rechtmäßige apostolische Weihe ihrer Bischöfe ab. Dagegen gründeten sie in den von der Natur befestigten Thälern des westlichen Piemonts eine besondere Kirche, die mit allen auswärtigen Waldensern verbunden, bis jetzt der Hauptsitz ihrer Sekte geblieben ist. Ihre Lehre ruht lediglich auf dem Evangelium selbst, das sie nebst einigen Katechismen in ihrer alten, aus französischen und italienischen Sprachelementen gemischten Mundart besitzen. In dieser Sprache wurde auch ihr höchst einfacher Gottesdienst gehalten, bis 1603 ihre alten Väter (Väter, Dheime, Lehrer) ausgestorben waren. Sie erhielten nun Prediger aus Frankreich, und seitdem wird bei ihnen französisch gepredigt. Diese Lehrer bilden jedoch keinen besondern Priesterstand, und ergänzen sich von den Akademien der Reformirten. Ihre Gebräuche beschränken sich auf Taufe und Abendmahl, von dem sie Calvin's Vorstellung annahmen. Die Verfassung ihrer meist mit Weinbau und Viehzucht beschäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Synoden zusammenhängen, ist republikanisch; jeder steht ein aus Ältesten und Diakonen, unter Vorsitz des Predigers zusammengesetztes Consistorium vor, welches die strengste Sittenzucht handhabt und kleine Streitigkeiten schlichtet. Seit ihrer Entstehung waren die Waldenser durch reine Sitten, Fleiß und Betriebsamkeit vor ihren kathol. Nachbarn ausgezeichnet und als die besten Unterthanen geachtet. Nachdem sie im 16. Jahrh. mit den Reformirten in eichliche Gemeinschaft getreten waren, traf auch sie der allgemeine Sturm, welcher die Reformation vertilgen wollte, deren Grundzüge sie schon über 3 Jahrh. beobachtet hatten. Daher ihre Ausrottung in Frankreich und ihre wechselnden Schicksale in Piemont. Die im Marquisat Saluzzo angesiedelten wurden bis 1733 gänzlich vertilgt, und die in den übrigen Thälern, nachdem sie vom turiner Hofe erst 1654 eine neue Versicherung ihrer Religionsfreiheit erhalten hatten, mit der treulossten Hinterlist durch Mönche und Soldaten 1655 angegriffen, mit viehischer Grausamkeit gemißhandelt, und viele schmählich ermordet. Der Rest ihrer Mannschaft setzte sich zur Wehr, und nächst ihrer eignen Tapferkeit verschaffte ihnen die Verwendung der protest. Mächte endlich eine neue, obschon beschränktere Bestätigung ihrer Freiheiten, durch den am 18. Aug. 1655 zu Pignerol geschlossenen Vergleich. Neue Gewaltthätigkeiten veranlaßten 1664 neuen Kampf und Vergleich. Die 1685 durch franz. Einfluß betriebene Verfolgung nöthigte Tausende zur Auswanderung in protest. Länder. Sie verbanden sich in London mit den franz. Reformirten, in den Niederlanden mit den Wallonen, in Berlin mit der franz. Gemeinde; bei 2000 gingen in die Schweiz. Von diesen brachen einzelne Haufen mit gewaffneter Hand 1689 wieder in Piemont ein und behaupteten sich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückungen, denen endlich auf preuß. Fürsprache durch neue Zusicherungen des turiner Hofes 1725 Grenzen gesetzt wurden. Noch jetzt genießen sie in

Ihren alten Thälern von Lucerne, Perusa und St.-Martin im westlichen Piemont Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte, und zählen daselbst in 13 Kirchspielen gegen 20,000 Seelen. Ihren Kirchendienst ordnet die Synodalversammlung. Einige Hundert jener Flüchtlinge siedelten sich nach langen, durch den Religionsseifer der rübingischen Theologen sehr erschwerten Unterhandlungen 1699 im Württembergischen an, wo ihre Nachkommen jetzt in 10 Gemeinden 1600 Köpfe stark sind. Den Reformirten stehen sie durch ihren einfachen Gottesdienst und durch ihre Kirchenverfassung am nächsten, doch in der Geistesbildung hinter den übrigen Protestanten zurück. — In der neuern Zeit nahmen sich England und Preußen der Waldenser an. Durch Beiträge, welche sie 1824 in ganz Europa sammelten, errichteten sie ein Spital mit dem nöthigen ärztlichen Personale. Die neuesten Nachrichten enthält des engl. Geistlichen, W. St. Gilly, „Narrative of an excursion to the mountains of Piemont (1823) and researches among the Vaudois, protestant inhabitants of the Cottian Alps etc.“ (2. Aufl., Lond. 1825, 6.) Auch s. m. Hugh Dyke Afland's „Sketch of the history and present situation of the Waldenses in Piemont“ (Lond. 1826), sowie desselben Verf. „History of the glorious return of the Vaudois to their valley in 1689 (nach dem Originalberichte ihres Pastors, H. Arnaud) with a compendium of the history of that people etc.“ (Lond. 1827, 1. Bd.).

E.

Waldgötter, s. Faunen und Satyrn.

Waldhorn, s. Horn.

Walbis (Burkard), s. Burkard Walbis.

Waldmenschen. Viel wurde früher von Waldmenschen gefabelt, bis durch die Ausbildung der Naturgeschichte und durch die kritische Sichtung der vorhandenen Berichte der Reisenden, wie nicht weniger durch die in den neuesten Zeiten insbesondere betriebene vergleichende Anatomie, hervorging: daß es kein zwischen dem Affen und dem Menschen in der Mitte stehendes Wesen gebe, und daß zwischen beiden eine in geistiger wie in körperlicher Hinsicht bedeutende Kluft sei. Es gibt zwar sehr rohe wilde Völker, und diese mögen in frühern Zeiten vielleicht für nicht viel mehr als Thiere angesehen worden sein; allein öfter wurden die ungeschwänzten, zuweilen aufrecht gehenden Affenarten, der Schimpanse im innern Südafrika und der Orangutang in Ostindien, für eine Menschenart gehalten. Selbst Linné machte irrigerweise einen homo troglodytes daraus, und noch jetzt werden die genannten Affenarten oft Waldmenschen genannt.

Waldnympfen, s. Nymphen.

Waldstein-Wartemberg, Grafen v., Kathol. Religion; ein böhmisches Geschlecht, das seit d. 13. Jahrh. bekannt ist, und aus welchem Wallenstein (s. d.), Herzog v. Friedland, stammte. Es theilt sich in die Waldstein'sche und Arnow'sche Linie. Jene, die unter den schwäbischen Reichsgrafen Sitz und Stimme hatte, besitzt das Stammschloß Waldstein in der Herrschaft Großkall im böhmischen Kreise Bunzlau, das Oberst-Erbland-Vorschneideramt im Königreich Böhmen und die Magnatenfähigkeit in Ungarn. Beiden Linien gehören die Fideicommissherrschaften Münchengräß, Dur, Oberleutensdorf und Maltheuern in Böhmen, sowie die Senioratherrschaft Trebitz in Mähren und die Allodialgüter Großkall, Zwichan u. a., mit 90,000 Einw. Der letzte Besitzer dieser Herrschaft, Graf Franz Adam v. W., k. k. Kammerer, Oberstlieut. ic., geb. zu Wien d. 14. Febr. 1759, gest. zu Oberleutensdorf d. 24. Mai 1823, wählte die Naturwissenschaft, vorzüglich Botanik, zu s. Hauptstudium. Als Malteserritter nahm er an einigen Seekarabänen gegen die Barbareßen Theil; dann focht er als Officier in dem östreich. Heere, von 1787—89 gegen die Türken; hierauf nahm er als Rittmeister s. Abschied und lebte fast ausschließlich der Botanik. Mit dem Prof. Kitabel machte er auf eigne Kosten 7 J. lang botanische Reisen in Ungarn und gab mit demselben 1802 ein

Werk über die seltenen Pflanzen Ungarns heraus, von welchem 1812 eine Fortsetzung erschien: „Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae“ (Wien, 3 Bde., Fol.). Er wurde jetzt Mitglied der gel. Gesellschaften zu Berlin, Prag, Moskau u. a. Willdenow nannte in s. „Species plantarum Linnæi“ eine von ihm entdeckte Pflanzengattung *Waldstenia*. Während dieser Zeit hatte Graf W., als das franz. Heer unter Bonaparte 1797 in Steiermark eingedrungen war, sich bei dem in Wien errichteten adeligen Cavaleriecorps anstellen lassen. 1808 trat er in die neu errichtete Landwehr ein, und führte in dem Feldzuge 1809 als Major das 3. Bataillon der wiener Freiwilligen mit solcher Auszeichnung, daß der Kaiser ihn zum Oberstlieut. ernannte und ihm das Commandeurkreuz des Leopoldordens erteilte. Nach dem Tode s. Bruders 1814 übernahm er die Fideicommissherrschaften und Allodialgüter in Böhmen, wo er durch ökonomische und Fabrikanlagen den Wohlstand s. Gutsunterthanen sehr verbesserte. Der neue Bau des großen Schlosses zu Dux, die Einrichtung des dortigen Naturaliencabinets, der Porzellansammlung, der Kunstgalerie, der Waffenkammer u. s. w., sind s. Werk. Zugleich gründete er Schulen für die Landjugend und erhob aufs Neue die Tuchfabrik in Oberleutensdorf, welche 1815 ihr Säcularfest feierte. Die ganze Verwaltung s. Güter ist ein Denkmal s. edeln gemeinnützigen Lebens. Seine botanischen Schätze hat er dem böhmischen vaterländischen Museum zu Prag vermacht. Die Güter erbte s. Bruder, Graf Ernst Philipp, geb. d. 30. Oct. 1764, k. k. Kämmerer und Geheimerrath. 20.

Wales, s. Wallis.

Walhalla, Walhalla, s. Nordische Mythologie. — Auch heißt so ein vom König Ludw. von Baiern unweit Regensburg an den Uferhöhen der Donau gegründeter Tempel des deutschen Verdienstes, in welchem Büsten berühmter Deutschen und ein histor. Basrelief mit 600 Figuren vom Bildhauer Wagner aufgestellt werden sollen.

Walle n heißt das Auswaschen des gewebten Tuches, wodurch es von seinen während des Webens erhaltenen Unreinigkeiten befreit wird; mit dieser Reinigung wird zugleich sein Zusammenfilzen, d. i. s. größere Dichtigkeit, bezweckt. Man walkt das Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, um die Schlichte aufzulösen, dann mit Seife oder seifenartigen Dingen (Urin, Schweinekoth, Walkerde), und einer gehörigen Menge immer erneuerten Aufschlagewassers in einem Troge (Kumpen oder Walkstocke) durch Stampfen oder Hämmer durcharbeiten läßt. Die Zeit der Erfindung der eigentlichen Walkerkunst ist nicht bekannt; doch das Reinigen der Zeuche durch Treten u. s. w. verstanden schon die ältesten Griechen, wie uns Homer berichtet. — Walkerde (Füllerde) ist eine Thonerde, die statt der Seife zum Walken der Tücher gebraucht wird. Sie hat gewöhnlich eine graugelbliche und weißgraue Farbe, die ins Grünliche fällt, fühlt sich sehr sanft und glatt an, glänzt, mit dem Nagel gerieben, und schäumt wie Seife, im Wasser umgerührt. Sie hat die Eigenschaft, daß sie das Fett in sich saugt: daher ihre Verwendung zum Walken. Man findet an vielen Orten in Deutschland Walkerde, die beste aber gräbt man zu Hampshire in England.

Walkyren oder Disen, s. Nordische Mythologie.

Wall, der Erdaufwurf, welcher jeden zu besetzenden Platz umgibt, um ihn gegen das Geschütz des Feindes (ursprünglich auch gegen plötzlichen Angriff) zu decken. Insbesondere nennt man das höchste und stärkste Werk einer Festung den Hauptwall. Auf ihn stützt sich in der Regel das ganze Befestigungssystem des Ortes. Er erhebt sich zunächst des innern Theils der Festung steil und so hoch, als es der jedesmalige Zweck erfordert, also daß er Schutz dem Orte, Umsicht für die Vertheidiger, besonders zur gehörigen Wirksamkeit für deren Schußwaffen über die tiefer liegenden Werke gewähre, dem Feinde hingegen die Einsicht entziehe. Er muß stark genug sein, um den Wirkungen des feindlichen Geschützes widerstehen zu können, und hin-

längliche Breite haben, damit oben auf ihm eine Brustwehr zum besondern Schutze für die Vertheidiger aufgeführt und noch Raum erhalten werden könne für das Geschütz und den Wallgang, den Bauban zu 36 F. annimmt, zur Aufstellung von Mannschaften und dgl. An einigen Festungen hängt etwas tiefer, wie ein Absatz, noch ein schmälere, ebenfalls mit Brustwehr versehener Unterwall (fausse braye), wodurch die Vertheidigung verdoppelt wird. Im Walle befinden sich die Casematten, d. i. Gewölbe, die zur sichern Unterbringung der Garnison und Aufbewahrung der Vorräthe oder zur Vertheidigung bestimmt sind, im letztern Falle Defensivcasematten genannt, und zur Verhinderung jedes Establishments im bedeckten Wege oder auf der Contrescarpe unter die Facen der Bollwerke gelegt werden. Der Umriß des Walles hängt von der Länge der Linien ab, die den zu besetzenden Raum einschließen, und bildet wegen der nöthigen gegenseitigen Bestreichung aus- und eingehende Winkel; die Seitenvertheidigung, die in ältern Zeiten durch Thürme bewirkt ward, wird jetzt durch die Bastionen (s. b.) erlangt.

Wall (Anton), mit s. wahren Namen Christian Leberecht Heyne, geb. 1751 zu Leuben bei Lommahsch, einem Dorfe im Königreiche Sachsen, wo s. Vater Prediger war. Von s. frühern Erziehung ist nichts bekannt, außer daß er entweder die Dom- oder die Stadtschule in Naumburg besucht und dann in Leipzig Jurisprudenz, besonders Staatsrecht, Politik und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften studirt, und sich dabei mit den neuern Sprachen beschäftigt hat. Hier erschienen 1779 s. „Kriegslieder“ mit Melodien, zu welchen ihm ohne Zweifel der preuß. Grenadier (Glim) den Anstoß gegeben hatte. Dann folgten im Anfange der achtziger Jahre 2 Lustspiele (auch im „Römischen Theater der Franzosen für die Deutschen“, herausgeg. von F. G. Dyk, Leipz. 1777—86, 10 Thle.), nämlich „Die beiden Billets“, nach Florian, und „Die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode“, nach Collé. Überhaupt fällt in diese, ziemlich prosaisch dürftige Zeit die Hauptperiode s. schriftstellerischen Ruhms. Vorzüglich gefielen „Die beiden Billets“ in ihrer classischen Bearbeitung durch ihre eigenthümliche Laune und durch die Wahrheit der trefflich wiedergegebenen Charaktere so sehr, daß sie noch immer nicht von der Bühne verschwunden sind, und daß sie sogar mehreren Lustspielbüchern Veranlassung zu Fortsetzungen gegeben haben, unter welchen wir den „Bürgergeneral“ von Göthe nennen. W. selbst lieferte 1791 in demselben Geiste eine höchst gelungene Fortsetz. der „Beiden Billets“ im „Stammbaume“. Die „Dramatischen Kleinigkeiten“ (1783) bilden einen Theil der anmuthigen Darstellungen, welche später den Beifall des Publicums unter dem ausländischen, aber anspruchlosen Titel „Bagatellen“ (2 Bde., Leipz. 1786 und 1788) gewannen. Der Verf. hatte mehre Formen der Darstellung gewählt; in allen aber zeigte sich eine glückliche, wenn auch mehr durch Kunst nachgezauberte Leichtigkeit. Dabei hatte der Styl außer der strengsten Correctheit einen Grad von Polir und feinem Farbenschmelz, wie man ihn damals etwa nur bei dem Dichter der „Wilhelmine“ fand. Auch die Erfindung war, einigen Muthwillen abgerechnet, größtentheils fein und geistreich; in dieser Hinsicht verdient „Antonie“ eine besonders rühmliche Erwähnung. Seine „Erzählungen nach Marmontel“ (1787) wurden ebenfalls günstig aufgenommen. Unterdessen hatte W. Leipzig verlassen und lebte als Privatsecretair bei dem Kanzler Hofmann in Halle; von da ging er nach Berlin, wo er in den Jahren 1788, 1789, 1790, in der Wöllner'schen Periode privatisirte. Von s. literarischen Thätigkeit daselbst ist wenig laut geworden; doch hat er damals für A. Memoriale, Auszüge aus juridischen Schriften, Gutachten und a. Aufsätze dieser Art verfertigt, in welchen man schwerlich den Verf. der „Bagatellen“ erkennen möchte. Auch ward ihm von der preuß. Regierung eine ehrenvolle Stelle angeboten, die er aus Liebe zur literarischen Muße ausschlug. Nachdem er Berlin verlassen hatte, lebte er in verborgener Zurückgezogenheit erst in Rochlitz, dann in Geringswalde in Sachsen.

Von hier folgte er 1798 der Einladung des Buchhändlers Richter in Altenburg, welcher ihn, unter der Bedingung, für seinen Verlag einige Schriften auszuarbeiten, bei sich aufnahm. Hier leuchtete die fast erstorbene Geistesflamme noch einmal auf: es erschien unter f. Namen 1799 „Amathonte“, ein persisches Märchen, und gleich darauf das „Lamm unter den Wölfen“, als Anhang zur „Amathonte“. Zwar vermischte man etwas von der natürlichen Frischeit seines Colorits, er war hin und wieder geschwäßig und gefiel sich oft in einer gezielten Naivetät; doch blieben die genannten Werke immer eine erfreuliche Erscheinung. Weniger gefielen „Abelheid und Ximar“, eine Mischung von Ritter- und Liebesgeschichten, in welchen es nicht immer ganz rein zugeht. Dieser Roman, vorgeblich nach einem arabischen, in der That aber nach einem franz. Muster gebildet, erschien 1800. Der Ton der guten Laune ist in der darauf folgenden „Korane“ noch etwas weiter herabgestimmt als in der „Amathonte“; im „Murad“ verstummt er fast gänzlich. Diese beiden persischen Märchen kamen nach des unglücklichen Richter's Tode zu Altenburg 1801 in einem andern Verlage heraus. Seitdem versiel W. wieder in eine Art von Abspannung, sodas er nicht einmal den 2. Thl. des „Murad“ geschrieben hat, wiewol dieser unter f. Namen erschienen ist. Von 1805—9 lebte er in Ehrenberg, einem reizenden Kammergute bei Altenburg, auf Kosten der herzogl. Kammer. Man hoffte, das sich in der Freiheit und Schönheit der Natur f. abgesspannte Kraft stärken würde; allein mehre Umstände vereinigten sich, um ihn in jener Arbeitsruhe und geistigen Ohnmacht gefesselt zu halten. Kaum verlies er f. Zimmer, um sich einmal in freier Luft zu bewegen oder das Federweih im Hofe zu füttern. In diesem Zustande kam er im Mai 1809 nach Göpfnitz, einem Städtchen bei Altenburg, wo er bei einem Freunde in ziemlich blühender Gesundheit, doch ohne literarische Thätigkeit, 14 Wochen lang lebte. Von da ging er nach Altenhain bei Grimma zu einer Frau v. Burghardi als Hauslehrer, und da sich dieses Verhältniß löste, nach Zedwitz bei Hof zum Kammerh. v. Plotho, dessen jüngste Kinder er unterrichtete. Er hätte hier eine angenehme Lage finden können; allein er verlies auch diese Stelle bald und privatisirte in Hirschberg, einem Städtchen bei Hof im Voigtlande, wo er am 13. Jan 1821, gegen 70 J. alt, gestorben ist. — Sein jüngerer Bruder, Friedrich Adolf Heyne, herzogl. Coburg. saalfeld. Rath, geb. zu Leuben d. 3. Apr. 1760, hat sich durch Übersetz. und f. „Pflanzencalexender“ (2. Aufl. 1806) bekanntgemacht. Er starb zu Rochlitz d. 7. Aug. 1826.

Wallace (William), ein Schotte des 13. Jahrh., der in den Sagen des Volks unvergesslich ist. Damals lastete Eduards I. von England Joch auf Schottland. W., von unbegrenztem Muth, ungemainer Größe und Kraft des Körpers, und ebenso feurig als treu dem Vaterlande ergeben, fasste den Entschluß, das letztere zu befreien. Er hatte einen Engländer im Zweikampfe getödtet. Aus Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, floh er in die Wälder und stellte sich an die Spitze einer Menge Geächteter, mit denen er Einfälle in England machte. Seine Kenntniß des Landes, sein Muth, seine Umsicht machten ihn, der nur ein kleiner Gutsbesitzer war, zum Schrecken der Engländer. 1297 konnte er größere Dinge wagen, und es gesellten sich große Edle zu ihm. Doch 40,000 in Annandale einrückende Engländer, unter der Anführung von Eduard Warenne, schienen jede Unternehmung zu vereiteln. W. ging auf die Hochlande zurück, bis er den Feind an den Forch gezogen hatte. Hier ging er über denselben mit solcher verstellter Hast, das ein großer Theil des englischen Heeres nachfolgte, aber sogleich angegriffen und geschlagen wurde. Die Reste unter Warenne zogen unverzüglich heim. W.'s Ruhm war nun gegründet. Er drang selbst nach England vor. Alles hatte ihn zum Regenten von Schottland ausgerufen, dessen König gefangen in England war. Allein um die Eifersucht der Großen zu vermeiden, verzichtete er

gern auf diese Würde. Eduard bot alle Kräfte auf, den Widerstand zu beugen. Mit 90,000 Mann schlug er bei Falkirk 1298 die Schotten gänzlich. W.'s große Rolle hatte ein Ende. Er behauptete seine Freiheit nur mit wenigen Anhängern hoch oben im Norden. Neue 1303 unternommene Versuche führten zu nichts. Eduard hielt jedoch s. Macht nicht eher für gesichert, als bis er den Gefürchteten in seinen Händen hatte. Verrath überlieferte ihm denselben. Er wurde nach London gebracht, und obwohl er nie England Treue geschworen hatte, als Verräther 1305 hingerichtet. Sein Andenken erhielt sich in den Liedern der schottischen Volksänger, den Sagen des Landmanns, und ist auch bei uns durch Ruffenberg's Trauerspiel: „Wallas“, erneut worden. W.'s Schwert wurde erst vor wenigen Jahren von der Festung Dumbarton, wo es neben einer Schildwache auf der Wallmauer lag, nach London in den Tower gebracht.

Wallenstein (Albrecht, Graf v., eigentlich Waldstein), Herzog von Friedland, Generalissimus des östreich. Heeres im dreißigjährigen Kriege — ein Mann, dessen Name ein gemischtes Gefühl von Staunen und Abscheu erregt; denn W. that zwar Großes und Ungewöhnliches, kannte aber keinen andern Zweck als die Befriedigung seines Ehrgeizes, wozu er sich aller, auch der verderblichsten Mittel bediente. Dadurch ward er das Schrecken seiner Zeitgenossen, ohne sich die Achtung der Nachwelt zu erwerben. Er griff in dem engen Raume von 1625 — 34 mächtig ein in die Begebenheiten seiner Zeit, daher hat er viele Geschichtschreiber gefunden. Arndt („Ansichten der deutschen Geschichte“, I.) entwirft von ihm folgende Schilderung: „Was Muth und Unerstrockenheit Großes, was Herrschaft und Befehl Strenges und Gebieterisches, und was Freundlichkeit und Freigebigkeit Liebliches und Herzgewinnendes haben, was in der Geschwindigkeit und Kühnheit begeistert, in der Festigkeit stählt und in der Zuversicht ermuntert: — das Alles und eine stattliche Gestalt, einen heroischen Blick und einen königlichen Anstand hatte die Natur in diesem Einen Manne vereinigt. Dazu ein Reichthum von Kenntnissen und ein tiefer unergründlicher Sinn, ein dunkler und geheimner Aberglaube, der aus den Gestirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geschichte deuten wollte. Weil W. in seinem großen Gemüthe und in seinen Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen Menschen überlistet und ermordet werden. Welche seine Pläne, wie weit gereift, wohin sie zielten, ob er nicht ebenso gut für das deutsche Vaterland und Kaiser Ferdinand als gegen sie einlenken konnte, ob seiner Seele in den Sternen seines Herzens Alles schon bis zum Entschlusse klar und hell war, das deckte die Nacht zu, die ihn in seinem Blute schwimmen sah“. — Albrecht v. Waldstein (unter welchem Namen das Geschlecht zu Dux in Böhmen noch blüht), geb. 1583 zu Prag, stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie ab, die der protestant. Religion zugethan war. An dem Unterrichte, der ihm im väterlichen Hause und auf der damals berühmten protest. Schule zu Goldberg in Schlesiens ertheilt wurde, fand Albrecht keinen Geschmack; sein unruhiger, aufbrausender Geist widerstrebte der Zucht, und bei allen muthwilligen Streichen war er stets der Anführer s. Mitschüler, über die er eine gewisse Oberherrschschaft ausübte. Ebenso betrug er sich auf der Universität Altorf, die er 1594 bezogen hatte; verübter Unfug brachte ihn in das akademische Gefängniß. Albrecht kam hierauf als Page in die Dienste des Markgrafen Karl v. Burgau, eines Prinzen der österreichisch-tirolischen Seitenlinie, der zu Innsbruck residirte. Hier war es, wo er 2 Stock hoch, als er im Fensterbogen der Kirche eingeschlummert war, herabstürzte, ohne sich zu beschädigen. Er wurde jetzt tief sinniger, trat zur kath. Kirche über, und erhielt von seinem Herrn Unterstützung, eine Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien zu machen. Auf dieser Reise war das Studium des Heer- und Finanzwesens und die Beobachtung der verschiedenen Staatsmänner und Feldherren sein einziges Augenmerk. Dann studirte er eine Zeit lang auf der

damals berühmten Universität Padua Mathematik und Politik, vorzüglich aber Astrologie. Sein Lehrer in derselben, Argoli, scheint ihn durch Vorhersagung eines glänzenden Glücks besonders für diese Wissenschaft gewonnen und zu seinen spätern Entwürfen angeregt zu haben. 1606 machte W. bei dem kaisert. Heere einen Feldzug gegen die Türken in Ungarn mit, bewies viel persönliche Tapferkeit und wurde Hauptmann. Der Friede (11. Nov. 1606) endigte diesen Feldzug, und W. ging ohne Anstellung nach Böhmen zurück. Hier heirathete er eine sehr reiche, aber schon bejahrte Witwe, die ihm nach einer kurzen kinderlosen Ehe ein großes Vermögen hinterließ, welches ihn in den Stand setzte, an dem Hofe des Kaisers Matthias zu Wien eine glänzende Rolle zu spielen. In einem unbedeutenden Kriege, der 1617 zwischen dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark und der Republik Venedig in Friaul ausbrach, warb er auf eigene Kosten 200 Reiter und führte sie dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser Ferdinand II., zu, bei dem er sich dadurch in große Gunst setzte. Er zeichnete sich durch Tapferkeit und Klugheit bei dem Entsatze von Gradiſca aus, und erwarb sich die Anhänglichkeit der Officiere und Soldaten durch außerordentliche Freigebigkeit und durch die Sorgfalt, die er für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse bewies. Nach geendigtem Kriege ernannte ihn Ferdinand zum Obersten der Miliz in Mähren zu Olmütz. Damals heirathete er in zweiter Ehe Isabella, die Tochter des Grafen Harrach, eines Günstlings Ferdinands, und ward von Ferdinand in den Grafenstand erhoben. — Bei dem Ausbruche der Unruhen in Böhmen ergriff W. (1619) die östreich. Partei gegen die protestant. Böhmen. Von diesen gedrängt, mußte er Olmütz verlassen, rettete jedoch die ansehnliche Landes-casse nach Wien. Er hatte davon 12,000 Thlr. behalten; mit diesem und seinem eignen Gelde warb er 1000 Kürassiere an, die er dem östreich. General Boucquoi nach Böhmen zuführte. Hier zeichnete er sich als Oberster in verschiedenen Gefechten aus. Daß er, wie Hormayr sagt, bei der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag (8. Nov. 1620) zugegen gewesen, ist nicht erwiesen. Damals entspann sich auch zwischen ihm und Tilly die späterhin so folgereiche Abneigung. W. hatte nämlich die von Tilly gewählte Schlachtordnung getadelt. Nach jenem Siege ging er mit dem östreich. Heere unter Boucquoi nach Mähren, dessen feste Plätze sich den Siegern bald öffneten. W. wurde jetzt Militairgouverneur in Mähren, erhielt seine von den protest. Böhmen eingezogenen Güter zurück, und commandirte, zum Generalmajor ernannt, nachdem Boucquoi geblieben war, gegen den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, mit Glück. 1622 belehnte ihn der Kaiser mit der Herrschaft Friedland in Böhmen und erhob ihn 1623 zum Fürsten v. Friedland. — Als hierauf der Krieg auch das nördliche Deutschland ergriff, wo der König von Dänemark (1625) an die Spitze des niederländischen Kreises gegen die Ligue trat, befand sich der Kaiser in großer Verlegenheit, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. W. erbot sich, auf eigene Kosten und ohne den geringsten Beistand von Seiten des Kaisers ein Heer von 50,000 M. aufzustellen, mit der Bedingung, der oberste Befehlshaber desselben zu sein und die in den eroberten Ländern eingetriebenen Brandschätzungen für sich behalten zu dürfen. Es war in jenen Zeiten nicht ungewöhnlich, daß ein General ein Truppencorps auf eigene Kosten warb und sich dann in Feindes und Freundes Land für seinen Aufwand entschädigte. Aber daß W. ein so zahlreiches Heer aufstellen wollte, mußte als ein abenteuerlicher Plan erscheinen. Der Kaiser nahm jedoch W.'s Antrag auf jede Bedingung an und erhob ihn bald nachher zum Herzog. W.'s Name und die thätige Mitwirkung vieler ihm ergebenen Officiere machten, daß sich bald ein Heer von 25,000 M. unter seinen Fahnen bei Eger versammelte. Unverzüglich zog er mit demselben (1625) nach Franken, wo das Land sie eine Zeit lang unterhalten mußte, dann durch Schwaben und den oberrheinischen Kreis nach Niedersachsen, wo er den Winter in Hal-

berstadt zubrachte, und selbst einen Theil von Obersachsen besetzte. Überall mußten seine Truppen, deren Anzahl sich fortwährend vermehrte, von den Einwohnern unterhalten werden. Ihm stellte sich der berühmte Graf Peter Ernst von Mansfeld mit einem weit schwächeren Heere entgegen und belagerte den Brückenkopf an der Elbe bei Dessau, ward aber von W. (18. April 1626) gänzlich geschlagen. Doch sammelte er neue Truppen, mit denen er sich, um zu Böhmen Gabor zu stoßen (Juli 1626), durch Schlesien gegen Ungarn wandte. W. folgte ihm rasch; Gabor schloß Waffenstillstand, und Mansfeld zog sich nach Dalmatien zurück, wo er starb. Hierauf entsetzte W. das von den Türken belagerte Nosigrad und eroberte Waizen. Nachdem Gabor mit dem Kaiser Frieden gemacht hatte, zog W. 1627 aus Ungarn durch Schlesien, die Lausitz und die Mark Brandenburg (Aug. 1627) nach Niedersachsen zurück, wo er den König von Dänemark, der ihm und dem sächsischen Heere unter Tilly nicht widerstehen konnte, zum sänellen Rückzug nöthigte. In kurzer Zeit eroberte er Mecklenburg und Holstein, bis auf Glückstadt, sowie den größten Theil von Schleswig und Jütland, weil man auf einen so un erwarteten Angriff nicht vorbereitet war. Alle diese Länder wurden sehr hart behandelt und mit ungeheuren Brandschatzungen belegt. Da W. aus Mangel an Schiffen in die dänischen Inseln nicht eindringen konnte, so nahm er seine Winterquartiere längs der Küste, besetzte Pommern und dehnte seine Truppenlinie bis Berlin aus. Nur das feste Stralsund widerstand ihm. Der Kaiser bedrohte (durch den Erlaß vom 9. Juni 1629) die beiden Herzoge von Mecklenburg, weil sie die dänische Partei ergriffen hatten, mit der Acht, und belehnte (16. Juni 1629) mit ihren Ländern, sowie auch mit dem heimgefallenen Fürstenthume Sagan in Schlesien, W., den er schon 1628 zum General des oceanischen und baltischen Meeres ernannt hatte. Er sollte, wie man glaubt, den Kaiser zum Herrn der Ostseeküste machen und den Handel der mit Spanien entzweiten Holländer in diesem Meere zu Grunde richten. Allein die Hansstädte schlugen W.'s Ansuchen, ihm Schiffe zu liefern, ab. Auch mißlang ihm der Angriff auf das von Dänemark und Schweden unterstützte Stralsund, das er vom Mai bis Juli 1628 belagerte; er verlor dabei in verschiedenen Stürmen mehr als 12,000 M. Ebenso mußten seine Truppen vor Glückstadt und vor Magdeburg abziehen. Nochmals unternahm er (im Sept.) den Angriff auf Stralsund. „Die Stadt müsse sein werden, und wäre sie mit Ketten an den Himmel befestigt!“ Aber umsonst. Er mußte zum zweiten Male die Belagerung aufheben. Darauf eroberte er Kossack und schlug die Dänen bei Wolgast. Seine weitem Fortschritte hemmte der von ihm selbst, weil er den ruhigen Besitz von Mecklenburg dadurch zu erlangen glaubte, beförderte Friede zwischen dem Kaiser und Dänemark zu Lübeck (1629). Da aber W. von dem Lübecker Congresse die schwedischen Gesandten schimpflich weggewiesen und zugleich seinen Vertrauten, Arnheim, mit 12,000 M. dem König Sigismund von Polen zu Hilfe gegen Gustav Adolf geschickt hatte, so gab er dadurch Ursache zu dem schwedisch-deutschen Kriege. — Doch die weitausgehenden Entwürfe des Kaisers, sowie das übermüthige Betragen W.'s und die ungeheuren Erpressungen, die er und seine Truppen selbst in neutralen Ländern verübten (er hatte binnen 7 Jahren 600 Millionen Thlr. an Brandschatzungen in nördlichen Deutschland erhoben), bewogen die deutschen Fürsten, auf dem Reichstage zu Regensburg (1630), dem Kaiser das Versprechen abzuwürgen, sein Heer bis auf 30,000 M. herabzusetzen und W. den Oberbefehl desselben zu nehmen. Weil nun Ferdinand II. seinen Sohn zum römischen Könige gewählt zu sehen wünschte, so entschloß er sich, einen Feldherrn, der Östreich gerettet und auf den Gipfel der Macht gebracht hatte, auf eine kränkende Art zurückzusetzen. Vorzüglich trugen der von W.'s Stolz beleidigte Kurfürst von Baiern und Richelieu's Vertrauter, der

Pater Joseph\*), dazu bei. W., der mit dem Heerbefehl zugleich das Herzogthum Mecklenburg aufgeben mußte, schien diese Zurücksetzung gleichgültig zu ertragen, und lebte von der Zeit an in Prag als Privatmann, aber mit einem königl. Aufwande. Eigne Garden umgaben, 60 Pagen und 20 Kammerherren bedienten ihn. Er reiste auf 5 Güter mit einem Gefolge von 200 Wagen. Und Battista Seni, s. Astrolog, verkündigte ihm aus den Gestirnen eine neue glänzendere Laufbahn. Diese zeigte sich ihm nach Lilly's (s. d.) Tode. Gustav Adolfs Kriegsglück in Deutschland nöthigte nämlich den Kaiser zu dem demüthigenden Schritte, dem abgesetzten W. den Oberbefehl des Heeres wieder anzutragen. Nach einigem Zaudern nahm dieser den Antrag an, aber unter Bedingungen, die das Ansehen des Kaisers sehr herabsetzten. W. erhielt eine unumschränkte, vom Kaiser fast unabhängige Gewalt, nicht nur über das Heer, sondern auch in den Reichsländern rath Willkür zu handeln, Güter einzuziehen, zu strafen und zu belohnen. Für Mecklenburg hatte er sich Entschädigung und überdies als Belohnung ein kais. Erbland ausbedungen. In unglaublich kurzer Zeit versammelte er ein Heer von 40,000 M. bei Znaim. Er vertrieb zuerst aus Böhmen die Sachsen, die Prag und a. Städte eingenommen hatten, darauf vereinigte er sich mit den Truppen des Kurfürsten v. Baiern und zog nach Franken gegen Nürnberg. Aber schon war Gustav zum Schutze der Protestanten herbeigeeilt, und W., obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es doch, zu schlagen. Beide Theile verschanzten sich; Gustav wartete die ihm zueilenden Verstärkungen ab; W. unternahm keinen Angriff, und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Da er nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, so versuchte Gustav Adolf das östreich. Lager (24. Aug. 1632) zu erstürmen, aber der Sturm wurde wiederholt abgeschlagen. Das schwed. Heer wendete sich nun nach Nordschwaben und machte da neue Eroberungen, W. aber fiel plötzlich in das unbefetzte Sachsen ein, um den Kurfürsten von dem Bündnisse mit Schweden ab-zuziehen. Gustav Adolf folgte ihm dahin nach, und es kam (6. Nov.) zu der Schlacht bei Lützen (s. d.). W., selbst verwundet, mußte mit großem Verlust (auch Pappenheim war gefallen, und W. verlor s. ganzes Geschütz) das Schlachtfeld verlassen, das die Schweden, obgleich ihr großer König geblieben war, unter dem Herzog Bernhard v. Weimar behaupteten. W. zog sich nach Böhmen zurück und ließ zu Prag ein strenges Kriegsgericht über Officiere und Soldaten halten, die beschuldigt waren, daß sie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; Viele derselben wurden hingerichtet. — Im Mai 1633 rückte W. wieder ins Feld und ging nach Schlessen, wo sich ein schwed. Heer, mit sächsischen und brandenburgischen Truppen vereinigt, befand. W. unternahm anfangs, ungeachtet s. Überlegenheit, nichts Ernstliches. Diese Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Östreichs, stehe. Man legte ihm selbst die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum König von Böhmen zu machen. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, was kein Geheimniß. Daß diese aber bloß die Grundlage eines zu schließenden Friedens und nicht W.'s eignen Vortheil zugleich mit betrafen, geht wenigstens aus den bisher bekannt gewordenen Urkunden (z. B. aus dem v. Arnim'schen Archive) hervor.\*\*)

\*) Dieser Capuciner, den Richelieu der franz. Gesandtschaft bei Kaiser und Reich als einen ganz unverdächtigen Begleiter zugegeben hatte, war das Hauptwerkzeug der damaligen franz. Umtriebe in Deutschland, welche besonders gegen die weitere Ausbreitung der Macht des Hauses Östreich gerichtet waren. Sein Vater war Jean le Clerc du Tremblay, Président aux requêtes du palais bei dem Parlamente zu Paris, und Kanzler des Herzogs von Alençon. Bei der größten Anspruchslosigkeit in seinen äußern war Joseph einer der gewandtesten Diplomaten.

\*\*) D. Karrig in Berlin besitzt 200 ungedruckte Briefe von Wallenstein u. A. (a. b. T. 1627 — 34). Diese hat Friedr. Förster (in 3 Th., Berlin 1829) herausgeg. u. b. T.

los zu Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen W.'s in der übrigen Zeit dieses Feldzugs bloß darauf, daß er (18. Oct. 1633) ein schwed. Corps überfiel und gefangen nahm, verschiedene schlesische Städte besetzte und einen Einfall in die Lausitz und die Mark Brandenburg, selbst bis Berlin, machte. Allein den gefangenen Grafen Matth. Thurn, den Anstifter des ersten Aufstandes der Böhmen, entließ er frei und reich beschenkt mit geheimen Aufträgen zum schwed. Kanzler, worüber man in Wien sehr aufgebracht war. Der Herzog aber kümmerte sich nicht um die Gunst eines Hofes, den er als undankbar erkannt hatte und den er verachtete. Indes bewirkten s. Unternehmungen nichts Entscheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Zug, den W. auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bernhard v. Weimar weitere Fortschritte in Baiern aufzuhalten. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog W. bei der Annäherung des Herzogs zurück nach Böhmen und nahm da s. Winterquartiere. Diese Maßregel, die ganz wider den Willen des Kaisers war, der s. Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen W.'s Treue; seine Feinde am Hofe, besonders die spanische Partei, schilderten ihn als einen Verräther. Man legte dem Kaiser den Plan einer von W. gemachten Verschwörung vor, deren Zweck sein sollte, sich durch Hülfе der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen und sich in diesem Besitze durch den Beistand der Schweden und einiger protest. deutschen Fürsten zu behaupten. W. hatte nämlich d. 23. Juni und d. 1. Oct. 1633 einen doppelten Waffenstillstand in der Absicht geschlossen, die Kurfürsten v. Sachsen und v. Brandenburg von der schwedischen Partei abzuziehen und zu einem Separatfrieden zu bewegen. Als nun W. zu Pilsen am 11. Jan. 1634 einem versammelten Kriegerathe alle s. Beschwerden gegen den Kaiser vorlegte, so stellten die Generale daselbst am 12. Januar einen Revers aus, um W., der den Heerbefehl niederlegen wollte, daran zu verhindern. Dieser Revers enthielt nichts, was einem Hochverrathe ähnlich sah. Piccolomini und Galas aber glaubten Verrath zu bemerken, und Jener zeigte Alles in Wien an. Nun erließ Ferdinand II. 2 Patente, das erste vom 24. Jan. an Galas, das zweite vom 18. Febr. 1634 an Maradas in Prag, der dasselbe an Piccolomini schickte. In diesem entsetzte er W. des Oberbefehls der Armee und ächtete ihn, nebst zweien s. Generale, Illo und Tereka (spr. Tertschka), als Verräther und Rebellen. Es wurden zugleich die Generale, auf deren Treue man sich verlassen konnte, befehligt, sich W.'s todt oder lebendig zu bemächtigen. Während Ferdinand seinen Feldherrn ächtete, blieb er selbst mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel. Als Galas jetzt seinen Obersten befahl, von W. keine Befehle anzunehmen, erkannte W. s. Lage. Er hieß daher eine zweite Versamml. in Pilsen, und die Obersten setzten am 20. Febr. eine Erklärung auf, daß es bei dem Revers vom 12. Jan. nur darauf abgesehen gewesen wäre, den Herzog dem kais. Dienste zu erhalten. Als aber das zweite Patent in Pilsen ankam, begab sich W. mit einigen ihm treu gebliebenen Compagnien von Pilsen nach Eger und suchte durch Vermittelung des Herzogs Franz Albr. v. S. = Lauenburg mit Herzog Bernhard zu unterhandeln, der aber so wenig als Drenstjerna ihm traute. W.'s Ermordung machte allen s. wirklichen oder vermutheten Planen ein plötzliches Ende. Einige Officiere der Garnison zu Eger, der Oberst Leskle, ein kath. Irländer, dem W. Alles vertraut hatte, der Festungscommandant Buttler und der Oberstlieutenant Gordon, Beide protest. Schottländer, verschworen sich, da jeder Verzug Gefahr zu bringen schien, zu W.'s Untergang. Am 25. Febr. 1634 wurden bei einem in dieser Absicht von den Ver-

„Albr. v. Wallenst. ungedruckte, eigenhänd. Schreiben a. d. J. 1624 — 34, an von Arnim's u. A., nebst dem Briefwechsel mit Kaiser Ferdinand II. u. A., mit einer Charakteristik des Lebens und der Feldzüge W.'s“ (aus den v. Arnim'schen Familienpapieren und aus dem geh. Archiv des k. k. Hofkriegsraths). Auch D. Zober hat „Ungeedr. Briefe Albr. v. W.'s und Suft. Adolfs, nebst Beitr. z. Gesch. des dreißigjährigen Kriegs“ herausgegeben (Straß. 1830).

schworenen veranstalteten Gastmahl die vertrauesten Freunde W.'s, Illo, Wilh. Rinsky, Trzka und dessen Adjutant, der Rittmeister Neumann, von Buttler's Dragonern, unter Aufsührung des Majors Geradin, überfallen und getödtet. Darauf übertrugen sie dem Irländer Deverour und 6 Hellebardierern die Vollstreckung des Blutbefehls an W., der, in s. Schlafzimmer überfallen, schweigend mit ausgebreiteten Armen der Hellebarde tödtlichen Stoß in die feste Brust empfing und ohne einen Laut todt niederfiel. Er war noch nicht 52 J. alt. Kein Arm erhob sich, um s. Tod zu rächen, und er ward ohne Gepränge in der von ihm gestifteten Karthause zu Gieschin beigesetzt. Ihn beweinte allein eine trauernde Witwe; wahre Freunde hatte der kalte, stets verschlossene, herrische Mann nicht. Die beträchtliche Baarschaft, die man bei ihm fand, ward eine Beute der Verschworenen und ihrer Gehülften. Man hatte sich s. sämtlichen Papiere bemächtigt; aber es ist davon Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, das s. Verrätherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen und zum Theil Denjenigen gegeben, die s. Untergang hatten befördern helfen. — Die Haupturkunde zu W.'s Anklage ist der Bericht s. Unterhändlers Scesina an den Kaiser 1635, den Herr v. Murr im lat. Originale zuerst (Halle 1806) bekanntgemacht hat. Nach diesem Berichte hatte W. schon seit 1630 (vor und nach der Schlacht bei Leipzig) mit Gustav Adolf geheime Unterhandlungen angeknüpft. Allein jetzt weiß man, daß Scesina's Angaben, auf welche Rhevenhüller in s. Annalen und Herchenbahn in s. Leben Wallenstein's sich stützen, keinen Glauben verdienen. Die Rechtfertigungsschrift der Mörder W.'s, am 10. Tage nach der That in Eger gedruckt, ist wieder abgedruckt im „Morgenblatt“, 1816, Nr. 175 — 178. — W. war von großem, starkem Körperbau. Seine kleinen schwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Seine Miene war stets ernst, kalt und zurückstoßend. Er besaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüdende Thätigkeit. An s. immer sehr reichbesetzten Tafel war er selbst sehr mäßig, sowie er allen Lockungen der Sinne widerstand, und Nichts suchte als Befriedigung s. Ehrsucht und Herrschbegier. Doch verschwendete er viel in prächtigen Gebäuden und in einem zahlreichen, glänzenden Hofstaate. Seine eigne Kleidung war gewöhnlich nicht ohne feltame Zusammenfügung. Er besaß viel Klugheit, Menschenkenntniß und Arglist, besonders die Kunst, Andre zu erforschen und dabei seine eignen Absichten zu verbergen. Gegen Die, welche von ihm abhingen, war er hart und nicht selten grausam. Er war verschwenderisch, um Personen, die er zu s. Zwecken gebrauchen wollte, sich verbindlich zu machen; aber die Kunst, die Herzen zu gewinnen, besaß er nicht. Mit persönlichem Muth verband er eine gewisse Zuversicht auf sich selbst und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüberstehenden großen Taktikern, Gustav Wolf und Bernhard v. Weimar, nicht verglichen werden kann. Alle seine Unternehmungen baute er auf die Überlegenheit an Truppen, und s. Art Krieg zu führen war mehr Politik als Kriegswissenschaft. Ohne Achtung für die Religion selbst war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrerseits wieder haßte. Über die Vorurtheile s. Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor s. Tode von ihm trennte, war der ital. Astrolog Seni, der, wie man vermuthete, von dem kaiserl. Hofe erkaufte war, um ihn irrezuleiten. — Der verst. Baron v. Stenzsch hat ein aus urkundlichen Quellen geschöpftes und von den gewöhnlichen Berichten vielfach abweichendes Leben des Herz. v. Friedland hinterlassen; allein der Druck desselben wurde unterlagert. — Die dramat. Dichtungen Schiller's: „Wallenstein's Lager“, „Die Piccolomini“ und „Wallenstein's Tod“, sind anerkannte Meisterwerke der Kunst und ruhen auf historischem Grunde. Denn, wie Schiller selbst von W. sagt: „Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen“. Einige der handelnden Personen (Thekla und Max) sind bloß Geschöpfe der Phantasie des Dichters.

Wallerstein'sche Kunstsammlungen. Als der Fürst Ludwig Kraft Ernst v. Dittingen-Wallerstein 1812 das Erbe s. Väter aus der vormundtschaftlichen Verwaltung erhielt, überkam er auch auf dem Schlosse Wallerstein (im Neckarkreise Baiens, an der Grenze des alten Schwabens) außer einer Bibliothek von 100,000 Bdn., mehre altdeutsche Bilder, die den Gedanken einer Sammlung altdeutscher Kunstwerke anregten. Bald fand sich Gelegenheit von 1812 — 14, diesen wenig zahlreichen Anfang durch Ankäufe zu vermehren, und als 1815 die Sammlung des Gr. Jos. Rechberg hinzukam, ordnete man Alles in eine Aufstellung, die für die Geschichte des Mittelalters eine monumentale Belegsammlung bildet. Ein ganzer Flügel des Schlosses ward dazu eingerichtet; und weil nur „Mittelalterliches und Vormittelalterliches (?) hier zusammengebracht werden sollte“, so wurde auch in der äußern Verzierung diese Zeit berücksichtigt, und das Ganze in der Weise aufgestellt, als wenn ein der Kunst vertrauter Mann am Ende des 16. Jahrh. die Hervorbringungen der Zeit, die eben abließ, gewissenhaft und in gefälliger Ordnung einem kunstliebenden Enkelgeschlechte hätte erhalten wollen. Alles was in den Kreis der Belege für eine höhere Geistes thätigkeit jener Periode gehört, fand daher hier eine Stelle; doch ist von den mancherlei Schätzen noch keine befriedigende Nachricht in das Publicum gekommen; nur über die Gemäldesammlung hat das „Kunstblatt“, 1824, Nr. 80, 81, 89 und 90, einige Auskunst gegeben. Man hatte die Absicht, eine möglichst vollständige (?) Miniaturen-, Handzeichnung-, Kupferstich- und Holzschnittsammlung aufzustellen; die Arbeiten in Elfenbein sollten zahlreich und nicht unwichtig, die Reihe der Glasgemälde glänzend sein, auch mittelalterliche Münzen und Waffen nicht fehlen, die durch Erinnerungen an Ahnherren des ritterlichen Geschlechts der Dittinger ein locales Interesse haben. Bei der Aufstellung der Gemälde hatte man einen kunstgeschichtlichen Zweck im Auge. Der Stifter der Sammlung theilte nämlich die Werke der überdeutschen Malerei in Bilder der charakterlosen = und Entwickelungsmalerei (Übergangsbilder) und dann in 4 Kunstcycklen ab, die er nach den Namen des hervorragendsten Männer jedes Kunstcycklus, den Cycklus des Schoen, Zeitblom und Schaffner, den Cycklus des Wohlgemuth und Dürer, den Cycklus des Kranach und den Cycklus des Holbein nannte. Für diese Annahmen finden sich in der Wallerstein'schen Sammlung die beachtenswerthesten Beweiskstücke. Datirte Bilder von den namhaftesten Meistern Mart. Schoen, Hans Burgmeier, Siegm. Holbein, Barth. Zeitblom, Albr. Dürer und vielen U. noch viel zu wenig gekannten Meistern werden Wallerstein zu einem Drakelplake für Alle machen, welche sich in diesem schwierigen Theile der Kunstgeschichte versuchen wollen. Mancher Künstler wird dort erst s. Recht gewinnen können. Die Benennung und Vertheilung der namenlosen Bilder zu den einzelnen hier angenommenen Abgrenzungen geschah durch den verstorb. Director der k. Galerie zu München, Hrn. v. Dillis, und eine Autorität dieser Art kann wol Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit der Angaben einflößen. Mit diesen alten Kunstfälen wurde eine Capelle in Verbindung gebracht. Seit 1821 ist diese Sammlung zu einem Hausfideicommiss erklärt, und eigne Verträge sichern dem Schatze s. Erhaltung und sorgfältige Pflege. 1823 ist sie durch freiwillige Abtretung an des Fürsten Ludwig Kraft Ernst jüngern Bruder Friedrich übergegangen, der alles so sinnig Angefangene weiterzuführen übernommen hat. 19.

#### Wallfahrten, s. Procession.

Wallfischfang. Der Wallfisch, ein Säugethier, ist das größte unter allen jetzt auf der Erde lebenden Thieren. Ehemals, wo ihm noch nicht so sehr nachgestellt wurde, fand man ihn 200 Fuß lang; jetzt aber selten länger als 70 — 80, und den grönländischen nicht länger als 60 F. Die Höhle s. Nachens ist so groß und weit, daß sie ein Boot mit 8 Mann fassen kann. Seine Stärke ist unglaublich; er vermag mit einem Schlage s. Schwanzes den Narwal todzuschlagen. Das Gewicht eines Wallfisches von 60 Fuß beträgt wenigstens

100 Tonnen oder 224,000 Pfund. Das Weibchen gebiert ein lebendiges Junges, säugt es groß und vertheidigt es mit der größten Wuth. Das Gehirn, welches beim Menschen wenigstens ein Vierzigtheil s. Gesamtgewichts ausmacht, beträgt beim Wallfisch nur ein Dreitausendtheilchen desselben. Darum vielleicht zeigt sich dieses Geschlecht so stumpfsinnig. Über die Lebensweise der Wallfische weiß man wenig, da man sie nicht in der Nähe beobachten kann. Buffon meint, sie könnten wol 1000 Jahre alt werden. Man fängt den Wallfisch bloß des Throns und des Fischbeins wegen, und es gehen alljährlich mehre 100 Schiffe auf den Wallfischfang aus. Man gebraucht dazu große und starke Schiffe, weil kleinere der Gewalt des Tises nicht würden widerstehen können. Sobald man den Wallfisch erblickt, schickt man ihm einige Schaluppen entgegen, die möglichst nahe und behutsam an ihn rudern; sind sie ihm auf 30 Schuhe nahe, so wirft der Harpunier s. Harpune — eine 5 bis 6 Fuß lange, spizig, mit scharfen Widerhaken versehene Lanze — dem Thiere in den Leib. Ist er getroffen, so senkt er sich auf den Grund, erhebt sich aber bald wieder auf die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Mittelst des an der Harpune befestigten Seiles ziehen die Schiffer den Wallfisch, wenn er vom Blutverlust unter vielen Zuckungen gestorben ist, an das Schiff, und steigen auf den wie eine Insel hoch daliegenden Körper des Thieres, um den Speck und die Baarten herauszuhauen, welche letztere man des Fischbeins wegen aus dem Oberkiefer löst. Die Arbeiter haben, um auf der Haut des Wallfisches desto sicherer zu stehen, einschneidende Eisen unter den Schuhen. Das Fleisch mit dem ganzen Gerippe läßt man liegen; es wird eine Heute unzähliger Seeethiere und Vögel. Ein großer Wallfisch gibt an Speck und Baarten einem dreimastigen Schiffe volle Ladung und wird gegen 5000 Thlr. an Werth geschätzt. Jetzt ist der Wallfischfang wenig einträglich mehr, da die Zahl der Thiere und der Gebrauch des Fischbeins sehr vermindert ist. Die Kamtschadalen u. a. nördliche Völker gebrauchen vom Wallfisch nicht nur Speck und Baarten, sondern auch das Fleisch, die Haut, die Gedärme, die Knochen u. s. w. Vgl. Trampier's „Beschreibung des grönländischen Wallfischfanges“ (Leipzig 1771), und Will. Scoresby's d. J. „Account of the arctic regions with a history and description of the northern whalefishery“ (Edinburg 1820, 2 Bde.).

Wallis (Wales), ein Fürstenthum des eigentlichen Englands, grenzt gegen W. und N. an das irländische Meer und hat auf 340 □M. über 760,000 Einw. Es wird in Süd- und Nordwales getheilt; jedes enthält 6 Landschaften (shires). Das Land ist meistens bergig, daher nicht sehr fruchtbar, und mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet; doch gewinnen die Einw. ihren Getreidebedarf. Sie sind im Ganzen genommen arm; eine Hauptbeschäftigung ist Fischerei; in einigen Städten wird ein nicht unbedeutender Handel getrieben. Mineralien, besonders Kupfer, Steinkohlen und Torf, sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel. Die Hauptst. ist Pembroke. Zu Nordwales gehört die durch einen schmalen Meerarm von dem Lande getrennte Insel Anglesey. Die Walliser sind Abkömmlinge der alten Briten, die, von den Angelsachsen (450) aus ihren Wohnsitzen vertrieben, in dieses Gebirgsland, das vorher Cambria hieß, sich flüchteten. Sie reden noch jetzt ihre alte kimbriische Sprache, obgleich sehr verändert. Uelung hält sie für einen Dialekt des Teutonischen, die Hälfte ihrer Wurzelwörter sei germanisch, ein Viertel lateinisch, und nur ein Viertel celtisch. Die mittlere und niedere Volksklasse in Wales unterscheidet sich daher auch in ihren Sitten und überhaupt im Äußern von den Nationalengländern, die von ihnen keineswegs geliebt werden. Bei der großen Unwissenheit der Landleute sind Freischulen errichtet worden, in denen Schulmeister, die von einem Orte zum andern wandern, die ersten Anfangsgründe lehren. Auch wird seit Kurzem jährlich ein Preiskampf der walliser Barden und Harfenspieler gefeiert. Wales behauptete lange Zeit seine Freiheit gegen die Engländer, obgleich es ihnen einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Als aber der letzte

Fürst, Lewelyn (Lestlin), im Kriege gegen König Eduard I. (1282) umgekommen war, unterwarf sich dieser das Land und gab es 1290 seinem Sohne und Nachfolger Eduard II. zum Lehen. Er untersagte den Barden die Ausübung ihres blutigen Berufs und nahm ihnen ihre Privilegien. Mit Dwayn Glyndwer, der durch s. Gefang und s. Arm W. befreien wollte und unterlag, verschwand die letzte Spur der Barden des alten Britanniens. Heinrich VIII. vereinigte W. ganz mit England. Seit Eduards Zeiten führt der älteste Sohn des Königs v. England den Titel Prinz v. Wales, wozu er aber erst durch einen offenen Brief des Königs ernannt wird, wenn er einige Jahre alt geworden ist; denn bei s. Geburt erhält er den Titel eines Herzogs v. Cornwall. In Wales sind englische Gesetze und Gerichtsverfassung eingeführt. Jährlich 2 Mal werden 4 Advocaten aus England nach Wales geschickt, welche mit den Sheriffs jeder Landschaft die Gerichte (Assizes) in den Hauptstädten halten. Das Fürstenthum sendet 24 Abgeordnete zum Parlament. Über die Alterthümer von W. s. Peter Robert: „The Cambrian popular antiquities“ (Lond. 1815), und dessen „Collectanea Cambrica“. — Prinz = Wales = Insel, s. Yulo = Penang. — Auch in Australien hat man eine neu entdeckte Insel den Namen Prinz = Wales = Insel gegeben.

Wallis (das Walliser Land, franz. le Valais), einer der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, grenzt an die Cant. Waadt, Bern, Uri und T. s. sin, und an die königl. sardinischen Staaten. Er hat auf 78 $\frac{1}{2}$  □ M. 78,000 E. (26,000 Deutsche, 46,600 Franzosen oder Mischlinge, und 5200 Ital., sämmtl. Kathol.). Das in Ober- und Unterwallis getheilte Land besteht aus 16 kleinen Thälern und einem großen Hauptthale, das sich von D. gegen W. durch das Land erstreckt, und in der Mitte, vom Anfange bis zu Ende, von der Rhone durchströmt wird. Die südlichen Seitenthäler sind beträchtlicher als die nördlichen. Diese Thäler werden durch die 2 höchsten Gebirgsketten der Schweiz gebildet, welche von den Felsspitzen Dent de Midi und Dent de Morcle gegen S. und N. auseinander-, und im D. von Wallis am Gotthard zusammenlaufen. Die südliche Reihe, welche Wallis von Italien trennt, hat höhere Gipfel, z. B. den Rosa (s. d.), das Weiss- und Matterhorn; über den Bernhard und Simpon führen 2 Straßen nach Italien. In der nördlichen Reihe, welche Wallis von Bern trennt, liegen die berühmtesten Gipfel des bernischen Oberlandes, als das Finsteraarhorn, die Jungfrau, das Schreckhorn, die Grimsel und der Gemmi mit sehr gangbaren Pässen; am Gotthard liegt die Furca (s. d.). Klima und Erzeugnisse sind daher sehr verschieden. Die Berge sind fast stets mit Schnee und Eis bedeckt; die Thäler sind dagegen warm und fruchtbar, haben gute Viehzucht und bringen Getreide, edle Obstsorten und Weine von vorzüglicher Güte hervor; doch ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einw. Auch nähren sie sich von der starken Durchfuhr, besonders über den Simpon. W. hat gute mineralische Bäder, im Innern des Gebirges Eisen, Kupfer, Blei, Gold und treffliche Steinkohlen, auf welche aber nicht gebaut wird; dagegen benutzt man den sehr schönen Marmor, den weichen, an der Luft stets härter werdenden Tropfstein, den Gyps etc. Die Salzwerke zu Ber beuten jährlich ungefähr 13,000 Eutr. aus. Die Oberwalliser sprechen deutsch; die Unterwalliser französisch, doch in verdorbenen Mundarten. Allen wirft man Unreinlichkeit und Trägheit vor. Eine unter ihnen gewöhnliche Krankheit sind die Kröpfe, deren Entstehung man der schlechten Beschaffenheit des Wassers zuschreibt. — Die ursprünglichen Einw. wurden von den Römern unter Augustus bezwungen. Späterhin gehörte W. zum zweiten burgundischen Reiche, und kam 1032 mit demselben, unter Kaiser Konrad II., an das deutsche Reich. Eben dieser Kaiser überließ Unterwallis an Savoyen. Oberwallis machte sich in der Folge von dem deutschen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unterwallis und trat mit dem Canton Bern in einen Bund, der 1529 mit der Eidgenossenschaft auf ewig geschlossen wurde. Das walliser Land

wurde nun zu den zugewandten Orten der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils aristokratische, theils demokratische Verfassung. Als 1802 Unruhen in der Schweiz ausbrachen, sonderte sich Wallis, unter franz. Einflusse, von der Eidgenossenschaft ab, bildete eine für sich bestehende Republik und nahm eine demokratische Verfassung an. Frankreich übte eine gewisse Schutzherrschaft über Wallis aus, ließ die Republik im Auslande durch seine Gesandten vertreten, und hielt die Pässe des Landes, die ihm wegen der Verbindung mit Italien wichtig waren, besetzt. Auf Napoleons Befehl wurde die berühmte, 1806 vollendete Straße über den Simplon (s. d.) angelegt. Da die Walliser die bei Anlegung dieser Straße übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwischen Ober- und Unterwallis nicht aufhörten, so erklärte Napoleon am 12. Nov. 1810 die längst beabsichtigte Einverleibung des ganzen Landes, unter dem Namen des Depart. des Simplon, mit Frankreich. Die Ereignisse von 1814 änderten auch das Schicksal dieses Landes. Durch die Acte des wiener Congresses vom 9. Juni 1815 wurde das walliser Land als ein neuer Canton mit der Schweiz vereinigt und in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Der ganze Canton ist in 13 Zehnten abgetheilt, deren jeder aus einigen Gemeinben besteht. Jeder Zehnte und jede Gemeinde hat einen aus verschiedenen Mitgliedern bestehenden Rath. Die gesetzgebende Gewalt hat der Landrath, zu welchem jeder Zehnte und der Bischof 4 Abgeordnete schicken; die vollziehende Gewalt steht bei dem Staatsrathe und dem obersten Gerichte. Die Staatseinnahme belief sich 1824 auf 879,124 Fr., die Staatsausgabe auf 809,463 Fr. In geistlicher Hinsicht bildet der Canton ein eignes Bisthum; der vom Landrath gewählte Bischof hat seinen Sitz in der Hauptstadt Sion (Sitten) (2350 Einwohner mit einem Jesuitenfeminar). Der Canton stellt zum Bundesheere 1280 Mann und gibt zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen des Bundes 9600 Schweizer Franken.

Wallis (Johann), in Ashford 1616 geb., ein ausgezeichnete Mathematiker, war mehre Jahre Prediger. In dem bürgerlichen Kriege 1640 machte er sich in der Kunst, den Schlüssel zu den verborgenen Chiffren zu finden, bemerklich, hierauf durch mathematische Arbeiten und theologisch-polemische, während ee zugleich ernst und feurig für Karl I. sprach. 1649 ward er in Oxford Professor der Geometrie. Von der Zeit an blieb kein wichtiger Zweig der Mathematik von ihm unerforscht. Was s. Zeitgenossen in und außer England darin leisteten, ward von ihm beachtet, verbessert, bereichert, und während er 1654 in Oxford auch D. der Theologie wurde, berechnete er Sonnenfinsternisse, die Quadratur des Circels, entzifferte Geheimschriften und schrieb über die Berechnung der unendlichen Größen („Arithmetica infinitorum“, Oxford 1655, 4.), die Kegelschnitte, oder stritt darüber mit andern Mathematikern, namentlich mit Hobbes, mit Frenicle in Paris, mit Fermat in Toulouse. Die Zahl seiner Arbeiten in jedem Zweige der Mathematik ist bedeutend, und da er bei Lösung der schwierigsten Aufgaben auch noch Archivar und öffentlicher Lehrer in Oxford war, bleibt es fast unbegreiflich, wie ihm Zeit und Muße dazu wurde. Als Karl II. 1660 den Thron bestiegen hatte, ernannte er ihn zu seinem Kaplan. W. hatte in einer lateinisch geschriebenen Grammatik der engl. Sprache (1653) s. Beobachtungen über die Sprache und über die Art, wie Köne gebildet werden, mitgetheilt und seitdem fortgesetzt. Diese brachten ihn 1661 auf den Gedanken, zu versuchen, wie ein Taubstummer unterrichtet werden könne. Es glückte ihm. Sein Zögling lernte jedes Wort genau aussprechen. 1663 ward die so berühmt gewordene Royal Society gebildet, und er eins ihrer ersten Mitglieder. Seine mathematischen Arbeiten und die Beurtheilung der bei diesem Institute eingehenden fremden Abhandlungen gründeten mit den Ruf der Anstalt. Von dieser Zeit an mit Problemen, mit Herausgabe alter in seinem Fache bekannter Schriftsteller und mit Commentaren dazu beschäftigt, schien W.

der Theologie entfagt zu haben, als er 1687 wieder 3 Abhandlungen über die Psalmen, den Hiob und Melchisedek, und 1690 ein Werk über die Dreieinigkeit herausgab: Schriften, die, wäre nicht das Zeitalter dafür günstig gewesen, seinem Rufe, den immer neue mathematische Werke verjüngten, schwerlich förderlich gewesen sein würden. Von 1692 an ließ die Universität Dordrecht eine Ausgabe seiner sämmtl. Werke drucken. W. starb 88 J. alt 1703 mit dem Rufe, in der langen stürmischen Zeit gemäßigt, bescheiden als Geistlicher und in so mancher andern Art immer das Beste beabsichtigt und bewirkt zu haben. Die „Arithmetica infinitorum“ gilt unter s. vielen Arbeiten für die beste, obschon sie durch die von Newton herausgeg. „Analysis des Unendlichen“, die W. selbst 1696 gegen Leibnitz unparteiisch in Schutz nahm, ebenfalls in Schatten gestellt worden ist.

Wallonen nennt man die Bewohner des Zwischen der Schelde und der Lys gelegenen Landstrichs, wozu ein Theil des ehemaligen franz. Flanderns und die jetzigen franz. Depart. des Norden und des Canals (pas de Calais) gehören. Im weitern Sinne versteht man darunter diejenigen Bewohner des ehemaligen Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg, und zum Theil des ehemaligen Hochstiftes Lüttich, welche die sogen. wallonische oder altfranzösische Sprache reden, die von Einigen für den Überrest der alten gallischen Sprache gehalten wird. In den ältern geographischen Werken wird ein wälisches oder wallonisches Flandern und ein wallonisches Brabant aufgeführt. Die Benennung kommt entweder von Wall, so viel als Wasser oder Meer — weil diese Völker in Rücksicht Deutschlands nach dem Meere zu wohnen — oder von dem alten deutschen Worte Wähle, welches einen Ausländer, im engern Sinne aber einen Italiener — daher Wälchland statt Italien — bedeutete. — Die wallonische Garde, welche sonst einen Theil der königl. spanischen Haustruppen ausmachte, erhielt ihren Namen davon, daß diese Truppen aus dem wallonischen Theile Flanderns, so lange es unter span. Herrschaft war, gezogen wurden.

Wallraf (Ferdinand Franz), ein durch Gelehrsamkeit, Kunstsinne und Bürgerthugend ausgezeichneten Mann, geb. zu Köln am Rhein d. 20. Juli 1748, war der letzte Rector der ehemaligen kölnischen Universität. Von s. Vater, einem bemittelten Meister der Schneiderkunst, frühzeitig in die Stadtschule geschickt, zeigte er eine entschiedene Neigung zum Lernen. Von allen Seiten her suchte er alte Bücher zusammen und stellte sie in seinem Dachstübchen auf. Durch den Anblick der Kunstsammlungen seiner Vaterstadt ward in ihm der Schönheitsinn geweckt. Im 20. Jahre hatte er seine akademischen Studien beendigt; Philosophie, römische Sprachkunde und Geschichte waren s. Hauptstudien gewesen. Auch als Prof. am montanen Gymnasium setzte er das Studium der Alten und des Kunstschönen fort; zugleich studirte er Theologie und wurde 1772 Priester. Seine Lage als Lehrer war für ihn niederdrückend; dennoch überwand sein aufstrebender Geist jedes Hinderniß, und in s. 27. J. gab er Proben eines originellen Dichtertalents. Bei s. Studium der Tonkunst beschäftigte ihn vorzüglich das Geschichtliche. Auch stiftete er zu Köln einen Singverein. Der Fürst Primas v. Dalberg kam dadurch mit W. in Briefwechsel. 1783 begleitete W. den damaligen Domgrafen zu Köln, Reichsgrafen v. Sickingen-Waldern, auf einer Reise nach Schwaben. Da wurde zuerst die ihm eigenthümliche Kraft ganz geweckt, und er faßte bei sich den Entschluß, seine Vaterstadt von der Beschuldigung des Obscurantismus und der Unwissenheit zu befreien. 1784 ward ihm der Auftrag, die lat. Inschriften zur Leichenseier im Dome zu Köln anzufertigen; und seine dadurch bewährte Meisterschaft im römischen Capidarstyl war so anerkannt, daß von mehren gelehrten Anstalten Deutschlands, Englands und Italiens, auch aus Frankreich durch Talleyrand und Fontanes dieserhalb Gesuche bei W. eingingen. Um diese Zeit wurde er Mitglied der philosoph. Facultät der Universität; seitdem trug er die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten

und Wissenschaften vor. 1786 erhielt er eine ordentl. Professur der Naturgeschichte, Botanik und Aesthetik, nebst der Aufsicht über den botanischen Garten, für welchen er aus eignen Mitteln 2500 Pflanzen anschaffte. Seine Sammlung von Alterthümern und Naturalien nahm jetzt mit jedem Tage zu, und ebenso seine Fähigkeit zur Kenntniß und Beurtheilung von Kunstwerken. 1786 erhielt er von der kölnischen Universität den Doctorgrad der Medicin und Philosophie. 1794 wählte ihn die Universität zum Rector; allein nach 4 Jahren legte er dieses Amt nieder, weil er den von den Priestern geforderten Eid: „Haß dem Königthume!“ nicht schwören wollte. Nach Aufhebung der Universität erhielt er 1799 eine Professur der Geschichte und der belles lettres an der neuerrichteten Centralschule. Jetzt machte er sich dem Auslande auch als Numismatiker bekannt; s. „Beschreibung der Münzsammlung des Domherrn v. Merle“ ist classisch. Die Resultate seiner historischen Forschungen findet man in s. „Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen“. Von 1799—1804 gab er das an kunstgeschichtlichen Aufsätzen reichhaltige „Taschenbuch der Ueber“ heraus. Beweise seiner Kunstkritik sind darin seine Abhandlungen über Quellinus und Rubens, und über Rubens und van Dyk. Bei W.'s Eifer für das Studium der altdeutschen Kunst gelang es ihm in jener revolutionnären Zeit, mit Gefahr von Leben und Ehre, die Fenster der Domkirche, diese unschätzbaren Meisterstücke der Enkaustik, deren Wegnahme schon beschloffen war, zu retten. Im J. 1802 nahm er Antheil an der kirchlichen Organisation seiner Vaterstadt. 1804 wurde ihm ein dem Domcapitel gehöriges Haus, die Propstei, zum lebenslänglichen Eigenthum überlassen; hieher flüchtete er seine immer mehr anwachsenden Sammlungen, welche mehrmals zu verbrennen in Gefahr waren. 1812 unternahm W. eine kunstwissenschaftliche Reise nach Paris. Bald darauf trat er in nähere Verbindung mit Göthe, Werner, Fiorillo u. A. 1815 folgte er der Einladung, mit den Landesdeputirten in Nachen dem preuß. Königshause den Eid der Treue zu leisten. Bei dieser und bei andern Gelegenheiten erhielt der würdige Mann von den höchsten Personen ausgezeichnete Beweise der Achtung. Als er 1818 von einer schweren Krankheit genas, setzte er seine Vaterstadt Köln zur Erbin seiner an seltenen Gegenständen der Kunst und Wissenschaft überaus reichen Sammlung ein. Die von dem Stadtrath ihm dafür bewilligte Pension wendete er an, um eine Sammlung römischer Antiken, die eben nach England verkauft werden sollte, zu erwerben. Der König ertheilte ihm den rothen Adlerorden 3. Classe, und 1819 eine Pension. Jetzt führte W., der sein nahes Ende fühlte, noch eine längst gehegte Absicht aus. Er ließ an dem Hause, wo Rubens geboren ward und Maria von Medici starb, einen großen Denkstein mit von ihm verfaßten Inschriften einmauern. Thätig nahm er sich auch der Bauwerk- und Professionistenschule an, ging aus einer Werkstätte in die andre und ermunterte die Arbeiter zum Fleiß. Die 50jähr. Priesterjubiläumfeier des edeln Greises, am 20. Juli 1823, war ein allgemeines Fest des Volks und seiner Vaterstadt. Auch die königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher in Frankreich übersandte ihm zu diesem Tage das Diplom als correspondirendes Mitglied. W. starb am 18. März 1824. Die Würde des Menschen hat dieser seltene Mann in großen, reinen Tugden an sich dargestellt. Richtiger Blick, treues Urtheil, wahre Erfindung machten im schönen Verein seinen Genius aus. Von ihm sagte D. Gall, daß er keinen Schädel dem von Göthe ähnlicher gefunden als den seinigen. Seine Sammlungen, welche 521 Handschriften, 488 Urkunden, 1055 alte Drucke, 13,248 Bücher, 9923 Mineralien, 1616 Gemälde, 3875 Handzeichnungen, 38,254 Kupferliche, 3165 Holzschnitte, 104 vaterländische Alterthümer, 323 geschnittene Steine, 1297 Anticaglien u. s. w. enthalten, wurden 1827 in dem kölnischen Hofe aufgestellt und sind der Grund zu einem köln. Museum. Der Domkaplan Smets zu Köln hat über W. einen „Biographischen Versuch“ (Köln 1825) in Druck gegeben.

Wallrath (*sperma ceti*) ist der Name einer sehr weißen, feinen, fettigen und glänzenden Masse, welche in den größern Höhlungen und besonders in einem nach der ganzen Länge des Rückenmarks heruntergehenden Canale des Caschelotts oder Pottfisches in der Gestalt eines milchweißen Dets gefunden wird, die aber, sobald sie aus dem Fische herausgenommen wird, an der Luft sich verdickt und zu einem halb durchsichtigen Talge sich verhärtet. Wenn durch eine besondere Behandlung alle Unreinigkeiten geschieden worden sind, wird der gereinigte Wallrath in Stücken geschnitten und an der Luft völlig getrocknet. Der Wallrath ist glänzend weiß, fett und süßlich von Geschmack; der gelbliche und thranige taugt nichts. Man versendet ihn gewöhnlich in Gläsern, um zu verhüten, daß er ranzig werde. Er wird als Arznei innerlich und äußerlich, auch zur Schminke gebraucht. In Nordamerika und in England werden Lichter daraus verfertigt, mit denen ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. — Man hat auch eine weiße Masse, die man auf dem Meere schwimmend gefunden zu haben behauptet und für den verschütteten Samen der Wallfische (daher der lat. Name *sperma ceti*) gehalten hat, Wallrath genannt.

Walmoden (Ludwig, Graf v.), kais. östr. Feldmarschalllieutenant, geb. zu Wien 1769, wo sein Vater, Hans Ludwig, Graf v. W., als königl. großbrit. Gesandter angestellt war. Er trat in das hanöver. Leibgarderegiment, 1790 in preussische, und als Preußen in Folge des baseler Friedens die Waffen gegen Frankreich niederlegte, in östr. Kriegsdienste. Hier zeichnete er sich seit 1796 in allen Feldzügen als Parteigänger aus. Auch unterhandelte er und schloß den Hülfsgeldvertrug zwischen England und Östreich, als dieses 1809 von Neuem gegen Frankreich die Waffen ergriff. Aus London zurückgekehrt, wohnte er der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) bei, und erkämpfte sich den Theresienorden. Nach dem wiener Frieden ward er, nachdem er sich bereits zum Feldmarschalllieutenant aufgeschwungen hatte, Divisionnaire in Böhmen, wo er meist in Prag, fern von politischen Verührungen, lebte. 1813 trat W. mit gleichem Charakter in russ. Kriegsdienste, wo er Befehlshaber der deutschen Legion wurde. Er führte sie nach Mecklenburg, wo er der Übermacht Davoust's das Gleichgewicht hielt und im Treffen an der Gördte die franz. Division Pecheur vernichtete. Nach dem zweiten pariser Frieden verließ W. die russ. Kriegsdienste und kehrte nach Östreich zurück. 1817 ward er an des Grafen Nugent Stelle, der in neapolitanische Dienste trat, Oberbefehlshaber der im Königreiche Neapel geblienen östr. Truppen. 1821 befehligte er einen Haupttheil des gegen Neapel bestimmten östr. Heeres, welcher im Juni d. J. die Insel Sicilien besetzte. Er wurde 1823 zurückberufen. Ein durchdringender Verstand, ein besonnener Überblick alles Dessen, was zur Ausführung eines Unternehmens erforderlich ist, ruhige Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters sind, verbunden mit einem edlen Gemüth und großen Sinne, die Hauptzüge seines Wesens.

Walpole (Sir Robert), Graf v. Orford und Pair von Großbritannien, einer der berühmtesten englischen Minister, geb. 1674, gest. 1745. Er studirte zu Eton und Cambridge, ward nach dem Tode seines Vaters Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und, 26 Jahre alt, von einem kleinen Flecken ins Parlament gewählt. Hier zeichnete er sich durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit aus. W. gehörte zu der Partei der Whigs, die unter der Regierung Wilhelms III. und der Königin Anna dem Hofe ergeben war, und blieb sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsätzen getreu. 1708 erhielt er den wichtigen Posten eines Kriegssecretairs. Als aber 2 Jahre nachher die Tories die Oberhand am Hofe erhielten, und Marlborough gestürzt wurde, verlor auch W. seine Stelle, ward von seinen Gegnern angeklagt und ins Gefängniß gebracht. 1713 wieder zum Parlamentsgilde gewählt, zeigte er sich als einen eifrigen Vertheidiger der protestantischen

Erfolge in England. Als Georg I. (1714) den britischen Thron bestieg, gewannen die Whigs wieder die Oberhand bei Hofe; W. wurde zum Zahlmeister der Truppen ernannt und erlangte großes Ansehen. 1716 bewirkte sein Vorschlag, daß das seit Wilhelm III. 3jährig erneuerte Unterhaus in ein 7jähriges verwandelt wurde. 1721 zum Kanzler der Schatzkammer (so viel als erster Minister) ernannt, behauptete er sich, ungeachtet der heftigen Angriffe seiner Gegner, 20 Jahre hindurch in diesem Posten. Es ist bekannt, welchen großen Antheil England damals an allen wichtigen Welthändeln nahm. König Georg und seine Minister scheuten jedoch den Krieg, und suchten ihm durch Unterhandlungen und mächtige Verbindungen auszuweichen. Allein die Mittel, die sie in dieser Hinsicht anwendeten (starke Hülfsgelder an auswärtige Mächte und öftere Ausrüstungen großer Flotten), waren Ursache, daß die Nationalschuld, die bei Georgs I. Regierungsantritt 53 Mill. Pf. St. betrug, während seiner friedlichen Regierung nicht vermindert wurde. W. wendete aber auch einen Theil des Schazes zu Bestechungen an, um sich im Parlamente Anhänger zu verschaffen, die seine Grundsätze unterstützten. Er erklärte sich über diesen Punkt ziemlich offen in einer berühmten Rede, die er bei dem Ausbruche des Kriegs mit Spanien (1740) im Unterhause hielt. Überhaupt galten ihm die Mittel gleich, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichen konnte. Bei dem allen war W. ein großer Minister; das Wohl seines Vaterlandes lag ihm am Herzen, besonders suchte er den Handel desselben emporzubringen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Aus eben diesem Grunde suchte er auch jeden Krieg zu vermeiden. Als aber Spanien 1739 den zu Vardo geschlossenen Vertrag nicht erfüllte, sah er sich wider seine Neigung genöthigt, der Stimme der Nation nachzugeben und jener Macht den Krieg zu erklären. Man klagte in England vielleicht nicht ohne Grund über sein Zögern dabei. Als er aber einmal den Entschluß zum Kriege gefaßt hatte, ergriff er kräftige Maßregeln und bewies sich bei der Wahl der Befehlshaber ganz unparteiisch. Indessen machte die Nachgiebigkeit, die er gegen die öffentliche Meinung gezeigt hatte, seine Gegner, die wenigstens einen halben Sieg über ihn erhalten zu haben glaubten, desto muthiger; sie trugen im Parlament auf die Entfernung des Ministers an, die jedoch nicht erfolgte. Als aber W. beim weitern Fortgange des Kriegs fühlte, daß er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhause nicht mehr sicher rechnen konnte, legte er 1742 seine Stelle nieder. Er wurde vom Könige zum Pair von Großbritannien, unter d. N. eines Grafen von Orford, erhoben, und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pf. St. Seine Nachfolger im Ministerio befolgten dieselben Maßregeln, die sie vorher bestritten hatten, aber es fehlte ihnen W.'s Geist. Eine Untersuchung, welche die Gegner des entlassenen Ministers über seine Verwaltung, besonders über die von ihm in den letzten 10 Jahren für den geheimen Dienst ausgegebenen 8 Mill. Pf. St. verlangten, blieb ohne Erfolg, und W.'s Andenken ist in England noch immer in Ehren. S. „Memoirs of the life and administration of Sir Rob. Walpole“ (aus Originalpapieren und ungedr. authent. Quellen) von Will. Core (Lond. 1798, 3 Bde.). W.'s Schüler und Nachfolger war Henry Pelham (1743 bis 1754), dessen Verwaltungsgeschichte derselbe Core a. d. Quellen beschrieb. Diese Memoirs erschienen nach des Vfs. Tode in 2 Bdn. (Lond. 1829, 4.).

Walpole (Horatio, Lord), des Vorigen jüngster Sohn, ein witziger Schriftsteller und Beförderer der englischen Literatur, geb. 1718, gest. 1797. Seine Mutter leitete seine Jugendbildung und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er studirte auf der Schule zu Eton, wo er mit dem Dichter Gray ein Freundschaftsbündniß schloß und mit ihm 1739 einen Theil von Italien durchreiste. Von 1741 an 4 Mal nach einander ins Unterhaus gewählt, zeigte er bei allen Verhandlungen einen festen, unbestechlichen Charakter,

Aber von 1761 an gab er alle Theilnahme an politischen Geschäften auf, zog sich auf sein Landhaus unweit London zurück und widmete sich hier ganz seinen literarischen Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Landhause legte er eine eigne Buchdruckerei an, welche schöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare von ihm verschenkt wurden. Von seinen eignen Schriften sind die merkwürdigsten: „Verzeichniß aller englischen Könige und Großen, welche Schriftsteller gewesen sind, nebst der Angabe ihrer Schriften“, ein munter und witzig geschriebenes Werk, das viele literarische Notizen enthält; „Kleine Aufsätze“ („Fugitive pieces“); „Anekdoten über die Malerei in England“ (dieses Werk ward mehrmals aufgelegt und in andre Sprachen übersetzt); „Die Burg von Dtranto, eine gothische Geschichte“ (1765), ein grausenvoller Roman und das Urbild aller Geister- und Gespensterromane. Sein ebenso gräßliches Trauerspiel: „Die geheimnißvolle Mutter“ („The mysterious mother“), erschien 1788. Noch ist von ihm eine Beschreibung der auf dem Landsitze seiner Familie in Norfolk befindlichen, später an die Kaiserin Katharina von Rußland verkauften Gemälde und Kunstwerke, u. d. L. „Aedes Walpolianae“, und ein raisonnirendes Verzeichniß aller Kunstwerke seines in mehr als einer Rücksicht anziehenden Landhauses bei London zu erwähnen. Seine sämtlichen, von ihm selbst zum Druck geordneten Werke wurden nach seinem Tode in 5 großen Bdn., 4., mit 164 Kpfen. prächtig gedruckt. Einen Auszug Dessen, was darin auch für das Ausland Interesse haben kann, gab A. W. Schlegel in den „Historischen, literarischen und unterhaltenden Schriften von Horatio Walpole“ (1800). Seine „Briefe von 1745—82“ kamen 1818 zu London heraus. Seine „Geschichte von König Georgs II. 10 letzten Lebensjahren“ gibt die einzige genaue Kenntniß von dieses Königs Regierung. Seine „Zweifel über Richard III.“ sind als ein Muster historischer Kritik und Forschung zu betrachten. Von den „Works of Hor. Walp., Earl of Oxford“ erschien der 9. Bd. London 1825, 4., welcher f. Briefe an den Earl of Herford (Botschafter in Paris) von 1763—65 enthält. Anekdoten von ihm findet man in den „Reminiscences d'Hor. Walpole“ (Paris 1826). W. besaß viel Wiß, das Talent der Unterhaltung und einen reichen Schatz von Anekdoten über die europäischen Höfe und die berühmtesten Männer seines Zeitalters. Vorzüglich hatte er Alles, was zu seiner Zeit in England vorgefallen war, sorgfältig beobachtet, und zu diesem Behufe Alles, was seit Georgs I. Regierungsantritte in England gedruckt worden war, bis auf die kleinsten Pamphlets, mühsam gesammelt. Als Sonderling, der er den größten Theil seines Lebens hindurch gewesen war, zeigte er sich auch in seinem sehr weitläufigen Testamente, in welchem er besonders für die unveränderte Fortdauer seines Landhauses geforgt hatte.

Walpurga, Walburga, die Heilige, gewöhnlich Walpurgis, war in England geb., eine Schwester des heil. Willibald, des ersten Bischofs zu Eichstädt, und Schweftertochter des heil. Bonifaz, des Apostels der Deutschen. Sie ging, wie ihr Oheim und Bruder, nach Deutschland, in der Absicht, die christliche Religion auszubreiten, und wurde ungefähr in der Hälfte des 8. Jahrh. Äbtissin des neuerrichteten Klosters zu Heidenheim im Fränkischen. Sie muß ein gelehrtes Frauenzimmer gewesen sein, denn man hielt sie für die Verfasserin einer latein. Beschreibung der Reisen des heil. Willibald. Nach ihrem Tode (776 oder 778) ward sie ihrer großen Verdienste wegen unter die Heiligen versetzt, als Wunderthäterin verehrt, und es wurden ihr zu Ehren an verschiedenen Orten Capellen erbaut. Ein Öl, das unter ihrem Namen im katholischen Deutschland bekannt ist, wird gegen Krankheiten der Hausthiere gebraucht \*) Der Zufall, daß

\*) In einem Benedictinerkloster zu Eichstädt liegen in einer Höhle die sogen. Gebeine der heil. Walpurga. Aus dieser Höhle schwingt eine Fruchtigkeit; weshalb der Aberglaube vorgibt, sie quelle aus den längst verborren Knochen, und dieselbe ein Öl

in den deutschen Calendern der Name der Walpurgis bald allein, bald mit den Namen der Apostel Philipp und Jakob zugleich, auf den 1. Mai gesetzt worden, hat zu der Benennung der durch die vorgegebene Herrensahrt berüchtigt gewordenen Nacht vor dem 1. Mai Veranlassung gegeben. Der 1. Mai ist für die Landleute ein wichtiger Tag; mit ihm fängt sich das ökonomische Jahr an, viele Pachtcontracte treten mit diesem Termin in Wirksamkeit, die Feldarbeiten werden von dieser Zeit an betrieben. Kein Wunder also, daß der Aberglaube unserer Vorfahren, der jeden Unfall, vorzüglich in der Landwirthschaft, für eine Tücke des Teufels und seiner Gehülffinnen, der Heren, ansah, sich einbildete, daß zu dieser Zeit die Heren sich aufs Neue fertig machten, um Unheil anzurichten, und sich deswegen an einem gewissen Orte versammelten, die Befehle ihres Oberhauptes zu empfangen. Daher kam in verschiedenen Gegenden die Gewohnheit auf, in der Walpurgisnacht mit brennenden Strohwischen, die auf lange Stangen gesteckt wurden, herumzulaufen oder auf die benachbarten Berge — denn nicht bloß auf dem Brocken oder Blocksberge, sondern auch auf a. Bergen argwohnte man Herenzusammenkünfte — sich zu begeben, und wiederholt zu schießen, wahrscheinlich, um die Heren zu verschrecken.

Walther von der Vogelweide, einer der vorzüglichsten altdeutschen Liederdichter, unter den Minnesängern der vielseitigste, umfassendste und geistreichste, welcher mit seinen Gesängen nicht allein die Liebe und den Mai gepriesen, sondern in ihnen ein anschauliches Bild seiner Zeit und seines innern und äußern Lebens in und mit derselben gegeben hat. Er stammte aus einer adeligen, aber wenig begüterten Familie, deren Burg, Vogelweide, nach der gewöhnlichen Angabe in dem obern Thurgau lag. Die erste sichere geschichtliche Spur von Walther's Leben weist uns nach Osterreich hin, wo er singen und sagen lehrte. Er lebte hier am Hofe Friedrichs, des ältesten Sohnes Leopolds VI., des Tugendreichen, Herzogs von Osterreich und Steier. Friedrich nahm 1195 das Kreuz, reiste 1197 nach Palästina ab und starb im folgenden Jahre auf der Kreuzfahrt. W., welcher dessen Tod in einem spätem Gedicht schmerzlich beklagt, scheint gleich nach dem Verluste seines fürstlichen Gönners den Hof von Wien verlassen zu haben, und es beginnt mit diesem Jahre für ihn, wie für sein Vaterland, eine Zeit der Verwirrung und des unstillen Treibens, die Kämpfe der beiden Gegenkönige, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig. In dieser Periode der Zerrüttung tritt W. als vaterländischer Dichter auf, indem er über des Reichs Zwietracht, den Verfall alter Sitte, Zucht und Mannheit klagt. W. gehört in seiner Gesinnung zu der hohenschausenschen Partei; er klagt den Papst an, dessen Umtriebe den Zwiespalt seines Vaterlandes herbeigeführt, und ruft Philipp auf, der Verwirrung ein Ende zu machen. Nach Philipps Ermordung 1208 begab sich W. als fahrender Sänger auf die Wanderschaft; und wie er selbst sagt, hat er viele Lande gesehen. Am Hofe des Königs von Frankreich (Philipp Augusts) scheint er gute Aufnahme gefunden zu haben; aber am längsten hielt ihn der glänzende Hof des milden Landgrafen von Thüringen, Hermanns, fest, welcher fürstl. Freund und Schüler des deutschen Gesangs immer einen Kreis von Dichtern um sich vereinte, und jenen berühmten poetischen Wettstreit, den Krieg auf der Wartburg, (1207) veranstaltete, in welchem auch W. als ein Sprecher mit auftritt. Er preist zuerst den König von Frankreich, und scheint mit dem Ostreicher (Leopold VII., Friedrichs jüngern Bruder) unzufrieden, den er zwar nachher seine Sonne nennt, aber seinen Tag, den Landgrafen von Thüringen, über diese Sonne hoch erhebt. Durch den Letztern mag auch W. v. d. Vogelweide, ein Anhänger des hohenschausen-

nennt, ungeachtet sie weder brennt noch auf dem Wasser schwimmt, sondern sich mit diesem vermischt. Wahrscheinlich ist sie nichts Andres als der Dunst aus einem benachbarten Brauhause. (Nicolai's „Reise“, Bd. 9, 1795.)

schen Kaiserhauses, dem jungen freigebigen König Friedrich II. nahe gekommen sein. Er preist in vielen Liedern dessen fürstliche Tugenden, und zeigt sich in s. politischen Gedichten als ein warmer Vertheidiger der kaiserlichen Macht und Ehre gegen die Anmaßungen der ausgearteten Geistlichkeit und ihres Oberhauptes in Rom. So freimüthig aber auch W. gegen den weltlichen Übermuth und Ehrgeiz der Geistlichkeit und namentlich des Papstes zu Felde zieht, so gläubig und fromm ehrt er doch die heilige Kirche und ihre würdigen Diener, und ist ein feuriger Herold des Kreuzes, mit dem er sich in der Folge auch selbst bezeichnen ließ. Friedrich II. schenkte dem Dichter ein Reichslehn, worüber dieser s. Freude kaum ausdrücken kann, ohne uns jedoch zu sagen, wie es geheissen habe. Eine geraume Zeit nach Friedrichs II. Ankunft in Deutschland finden wir W. wieder an dem Hofe zu Wien, wo er an Leopold VII., dem jüngern Bruder s. ersten Gönners Friedrich, einen milden Herrn fand; und nicht minder war ihm dessen Oheim, Heinrich, gewogen, welcher bis 1223 lebte. Nach Leopolds Tode, 1230, scheint W. den Hof in Wien, über dessen Verfall er klagt, verlassen zu haben, und wir erfahren nun von seinem äußern Leben nur noch seine Theilnahme an einem Kreuzzuge, wahrscheinlich an dem, welchen Kaiser Friedrich II. 1227 nach Palästina unternahm. Das Jahr, in welchem W. starb, ist so wenig bestimmt wie das s. Geburt; jedoch muß er wenigstens bis nach 1230 gelebt haben. Die letzten Jahre s. Lebens widmete W. einer frommen und in sich zurückgezogenen Betrachtung der Welt in ihrer Nichtigkeit, des Todes und der Ewigkeit. Er starb zu Würzburg, oder ist doch dort begraben. W. v. d. W. wird nicht allein von den vorzüglichsten Dichtern s. Zeit als ein Meister im Gesange gepriesen, sondern auch bis in die Periode der Meistersänger klingt s. Name mit hellem Ruhme fort und wird unter den Zwölfen genannt, welche nach der Sage zu Kaiser Dittos des Großen Zeit die edle Singkunst erfunden und gestiftet haben. Seine Gedichte, sämmtlich lyrische, stehen in den handschriftlichen Liedersammlungen der Minnesänger (s. d.). Lachmann hat sie im Originaltext herausgeg. (Berl. 1827; vgl. W. Grimm in d. „Gött. gel. Anz.“, 1827, N. 204). Vgl. L. Uhland's gründliche und umfassende Darstellung des Lebens und Charakters dieses Dichters und s. Gedichte u. d. T.: „Walther von der Vogelweibe ic.“ (Stuttgart 1822). Die Gedichte W.'s v. d. W. stehen in dem Mittelpunkt der schönsten Blüthe des altdeutschen Minnegesanges und verbreiteten sich nach allen Richtungen der frühern und spätern lyrischen Kunst. Seine eigentlichen Minnelieder gefallen mehr durch Witz und freies Spiel der Empfindung als durch eine tiefe Innigkeit. W. ist überall Herr seines Gegenstandes, auch in der Liebe, und seine Vielseitigkeit verläugnet er selbst im Herzen nicht. Seine politischen, moralischen und religiösen Gedichte tragen das Gepräge der Welterfahrenheit, des Ernstes und der Betrachtung, welches jedoch nicht selten durch heitern Scherz und witzigen Spott geschmückt wird. Seine Versmaße und Reimweisen sind sehr mannigfach, von den prächtigen, großtrophischen und langgegliederten Weisen, in denen er Könige preist, bis zu dem leichthüpfenden Volksliede. Im Ganzen steht er auch in diesem Betracht in der Mitte zwischen der musikalischen Freiheit der ältesten Minnesänger und der strengen Mesekunst der in die Meistersängerei übergebenen.

**Walzer.** Ein deutscher Tanz von fröhlichem Charakter. Obgleich einförmig, ist er doch nicht ohne Bedeutung. Er stellt ein sich leicht drehendes, vertrautes Paar vor, das sich zur Fröhlichkeit vereinigt. Früher hatte er eine mäßige, unferm Nationalcharakter angemessene Bewegung, und ging bisweilen ins sehnüch-  
tig Zärtliche über. In der letztern Zeit dagegen, seitdem der wiener Walzer herrschend wurde, hat sich der Frohsinn und die Lustigkeit, die sich darin ausdrücken, bis zur bacchantischen Wuth gesteigert. Die Musik, die Seele des Tanzes, hat diese Perioden mit durchlaufen. Die Musikstücke werden in der Bewegung des  $\frac{3}{4}$  oder  $\frac{2}{4}$  Takts geschrieben. Um die Einförmigkeit derselben zu vermeiden, hat man

neuerdings mehre Walzermelodien auf einander folgen lassen, und sie in einem Anhange (Coda) verbunden. (S. Tanzmusik.)

**Walzwerk, Streckwerk,** nennt man eine Maschine, in welcher 2 mehr oder minder starke Cylinder oder Walzen, die entweder aus Gußeisen oder Stahl bestehen und ganz genau abgedreht und abpolirt sind, mit einer entgegengesetzten kreisförmigen Bewegung mittelst Wasser-, Thier- oder Dampfkraft, dicht über einander umgetrieben werden, um Metalle, als Eisen, Blech, Stahl, Messing, Kupfer, Zink, Blei u. auszudehnen und denselben eine gehörige Dicke und Breite zu geben. Indem nämlich das auszuwalzende Metall zwischen die beiden Walzen gesteckt wird, erhält es eine Stärke, die gleich dem Abstände der beiden Walzen von einander ist.

**Wandelstern, f. Planet.**

**Wandern.** Das Reisen der deutschen zünftigen Handwerker in fremde Länder, zur vollkommenern Erlernung ihres Gewerbes, scheint ebenso alt zu sein als der Ursprung der Handwerke in Deutschland selbst. Ein großer Theil der Handwerke entstand in den Städten, die Heinrich I. anlegte. Unter seinen Nachfolgern, den Ottonen, wurden die Züge der deutschen Könige nach Italien häufiger. Die Adligen und Freien in ihrem Gefolge nahmen Knechte mit, die sich in jenem Lande Kunstfertigkeiten erwarben, welche man in Deutschland noch nicht kannte. Dies scheint zuerst die Idee von der Nothwendigkeit erweckt zu haben, daß Künstler und Handwerker fremde Länder besuchen müßten, um sich in ihren Kunstfertigkeiten zu vervollkommen. Als nun Innungen, Zünfte (f. Gild e) aufkamen, da ward auch das Wandern der Handwerksgefallen als ein Hauptpunkt festgesetzt, in der Absicht, daß die jungen Leute die in andern Ländern eingeführten guten Erfindungen und Handgriffe, nebst andern nützlichen Kenntnissen, erlernen sollten; man machte es selbst zur Bedingung der Aufnahme in eine solche Zunft. Die gute Absicht dabei ist nicht zu verkennen. Aber wie die Zunftverfassung selbst, hat auch das Wandern der Handwerker seine gute und schlimme Seite. Seine unlängbaren Vortheile sind, daß die Gesellen dadurch mehr Geschäfts- und Menschenkenntniß und mehr Bildung im Allgemeinen erlangen, als in der Regel zu Haus, und dann, daß, wenn an einem Orte der Gesellen zu viel werden, mehre von ihnen an einem andern Orte ihr Unterkommen finden. Wenige Ausnahmen abgerechnet, ist der Unterricht, den die Handwerkslehrlinge von ihren Meistern erhalten, keineswegs geeignet, sie bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit in ihrem Gewerbe zu bringen. Nicht selten sucht der Meister, aus Eifer'sucht, gewisse Handgriffe selbst den Gesellen zu verbergen. Aber auch angenommen, daß ein Meister seinem Lehrlinge alles Das beibrächte, was er selbst in seinem Geschäfte weiß, so würde der Lehrling doch nur eine einseitige, mangelhafte Bildung erhalten, seinen Lehrherrn für den Kunstverständigsten halten und sich in der Folge nicht leicht über das Mittelmäßige in seinem Gewerbe erheben. Durch das Reisen lernt er mehre Handgriffe, oft auch die zu seinem Gewerbe erforderlichen Materialien nach ihrem Ursprunge und ihrer verschiednen Behandlung kennen. Das Besuchen fremder Werkstätten und die Beobachtung andrer Sitten und Gebräuche macht ihn gewandter, gibt ihm ein gewisses Selbstvertrauen und erwirbt ihm bei seinen dereinstigen Mitbürgern den Ruhm, sich etwas versucht zu haben. Indes sind auch die damit verbundenen mannigfaltigen Nachtheile nicht zu übersehen, die aber meistens in der Verböhltheit der Wandernnden selbst liegen, und größtentheils durch Verfügungen der Obrigkeit, durch größere Sorgfalt der Meister und Lehrherren, sowie der Ältern der jungen Leute selbst, verhütet werden könnten. Viele junge Handwerker gehen zu frühzeitig, ohne gehörige Vorbereitung, auf die Wanderschaft. Diese müssen dann freilich ihre Erfahrungen oft theuer genug erkaufen. Andre finden auf der Reise kein Unterkommen, entweder weil sie so ungeschickt sind, oder weil sie nicht

Luft haben, sich an eine feste Lebensart zu gewöhnen; sie wandern daher immer weiter, und mancher wandert sein ganzes Leben hindurch. Die unausbleibliche Folge davon ist Sittenverderbniß, Rohheit, Arbeitsfurcht und, bei entstehendem Mangel, Versuchung zu Betrügereien und Diebstählen. Ein anderer Nachtheil ist der, daß die wandernden Handwerker dem Publicum bisweilen sehr zur Last fallen. Nicht alle Handwerke gehören unter die Zahl der gesunkenen, d. h. derjenigen, bei welchen die wandernden Gesellen mit einem festgesetzten Geschenke zum Reisegelde versehen werden. Aber auch diese Gabe ist oft so gering, daß der von eignen Mitteln entblößte Reisende nicht dabei bestehen kann. Man hat in neuern Zeiten diesen Gegenstand öffentlich zur Sprache gebracht. Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen gab daher 1797 die Preisfrage auf: „Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert, und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden?“ Unter mehreren darüber eingegangenen Beantwortungen erhielten die beiden Schriften von Mohl und Utloff (zusammen herausgeg. Erlangen 1798; des Letztern Abhandlung auch einzeln, ebend.) den Preis. Eine löbliche Einrichtung unserer Zeit sind die an mehreren Orten errichteten Sonntagschulen für Handwerker, deren Nützlichkeit von denen, die es selbst am nächsten angeht, vielleicht oft am wenigsten erkannt wird. In den preuß. Staaten besteht schon lange ein Gesetz, welches den jungen Handwerkern das Auswandern in fremde Länder streng verbietet. In einigen deutschen Provinzen sind Wanderordnungen gegeben worden, die aber meistens nur örtlich sind. Anstatt der gewöhnlichen Wanderpässe oder Kundschaften, deren leichte und unerforscherte Erlangung mannigfaltige Mißbräuche beförderte, sind in Baiern 1808 und in Sachsen 1810 Wanderbücher eingeführt worden, welche unter obrigkeitlicher Aufsicht ausgefertigt werden. (S. auch „Preischrift vom Wandern der Handwerksgesellen“, Nürnberg 1809.)

Banken der Erdoare, Nutation. In dem Art. Vorrücken der Nachtgleichen sind die Gründe entwickelt, aus denen die Axe der Erdkugel, wegen der sphäroidischen Gestalt der letztern und der daher rührenden Unregelmäßigkeiten, in den Anziehungen der Sonne und des Mondes eine jährliche Stellungsveränderung von beiläufig 50" erleidet. Von diesen 50" kommen im Mittel 36" auf die Anziehung des Mondes. Er kann aber diese Wirkung wegen eigner, unternest eintretender Stellungsveränderung nicht auf eine gleichmäßige Weise hervorbringen, vielmehr ergeben sich aus diesen Veränderungen nicht nur Ungleichheiten in dem Maße der Vorrückung der Nachtgleichen, sondern auch ein gewisses Banken (nutatio) der Erdoare und also der Ebene des Äquators, in deren Folge sich die Gestirne demselben bald zu nähern und bald sich davon zu entfernen scheinen, welche geringe Verschiedenheiten in der Declination auch die Veranlassung zur Entdeckung dieser periodischen Änderung gegeben haben, die wir Bradley (s. d.) verdanken. Im Allgemeinen leuchtet von selbst ein, daß eine Verschiedenheit in der Stellung des Mondes gegen den sphäroidischen Erdkörper, besonders aber in dem Orte seiner Knoten, die einer eignen schnellen Bewegung unterworfen sind (s. Mond), und seiner Lage gegen den Äquator, die sich um 10° verändern kann, nothwendig Veränderungen in der Neigung der Ebene des letztern gegen die Ebene der Ekliptik hervorbringen, und also die Schiefe der Ekliptik, d. h. den Winkel zwischen den genannten beiden Ebenen, mit ändern muß. Von der Lage des Äquators gegen die Ekliptik und ihrer gemeinschaftlichen Durchschnittslinie ist aber, wie im angezogenen Art. ebenfalls gezeigt worden, andrerseits auch die Lage der Äquinoctialpunkte (welche man sich gewöhnen muß, als etwas nur Eingebildetes zu betrachten) und mit ihnen Rectascension, Declination und Länge (nur die Breite bleibt dabei ungeändert) abhängig; und wenn also, wie dies angegebenermaßen wirklich der Fall ist, in den Stellungen des Mondes periodische Verschiedenheiten

eintreten, so müssen davon periodische Verschiedenheiten in den aus a. Gründen hervorgehenden secularen Veränderungen der Schiefe der Ekliptik und der Lage der Äquinoctialpunkte die Folge sein. Auf diese periodische Veränderung jener beiden Secularungleichheiten beschränkt sich aber die Erscheinung der Nutation. Der Analysis eines d'Alembert („Recherches sur la précession des équinoxes et sur la nutation“, Paris 1749, 4.) und Laplace („Mechanik des Himmels“, in der deutschen Übers., 2. Bd., Satz 4 fg.) ist es gelungen, alle diese verwickelten Erscheinungen auf das Gesetz der Schwerkraft (Gravitation) zurückzuführen, und die dafür berechneten und in den astronom. Tafeln angeführten Berichtigungen stimmen mit den Beobachtungen vollkommen überein.

D. N.

**Wanken des Mondes, Libration.** Fortgesetzte Beobachtungen haben schon früher gelehrt, daß der Mond der Erde immer eine und dieselbe Seite zukehrt. Zugleich bemerkt man aber, daß sich diese der Erde zugewendete Halbkugel zu gewissen Zeiten etwas verrückt, indem die den Rändern nahe stehenden Flecke bald verschwinden, bald wieder erscheinen, die dem Mittelpunkte näher gelegenen aber gegen die Ränder zu rücken scheinen, Alles jedoch ohne Veränderung ihrer gegenseitigen Lage. Dieser Vorgang nun wird das Wanken (libratio) des Mondes genannt. Die Ursache davon ist der Umstand, daß die während eines Umlaufs um die Erde erfolgende Umwälzung des Mondes um seine Ase mit gleichförmiger, der Umlauf um die Erde aber mit ungleichförmiger Geschwindigkeit geschieht. Hat also der Mond seinen Viertelsumlauf vollendet, so hat er indes nicht auch gerade eine Viertelsapendrehung gemacht. Außer diesem Wanken, wodurch die Länge der Mondflecke verändert wird, und welches deshalb das Wanken in der Länge heißt, beobachtet man auch ein Wanken in der Breite. Die Umlaufaxe des Mondes steht nämlich auf der Ebene seiner Bahn nicht senkrecht. Sowie daher aus demselben Grunde die Erde der Sonne bald den Nord- und bald den Südpol zuwendet, so muß hinwiederum der Mond der Erde bald seinen einen und bald seinen andern Pol zukehren; also zugleich ein abwechselndes Erheben und Senken der Flecken gegen die Ebene der Bahn, und somit zugleich Veränderungen in der Lage gegen die Ebene der Ekliptik, d. h. in der Breite, bewirken. Hierzu tritt noch ein tägliches Schwanken, welches daher rührt, daß der Mond nicht aus dem Mittelpunkte der Erde, sondern von ihrer Oberfläche aus beobachtet wird, woraus eine neue Verschiedenheit in der Erscheinung des Umrisses der Mondscheibe entspringen muß. (S. Littrow's „Popul. Astronomie“, Wien 1825.)

D. N.

**Wanker** (Ferdinand Geminian), D. der Theol., großh. badiſcher geistlicher Rath, Prof. der Moral zu Freiburg im Breisgau und designirter Erzbischof. Dieser ausgezeichnete kath. Theolog der neuern Zeit wurde zu Freiburg am 1. Oct. 1758 geb. Bei einem schwächlichen und kleinen Körperbau entwickelte sich desto rüstiger und kräftiger s. Geist. Anfangs für das väterliche Gewerbe (die Wachsspinnerei) bestimmt, erhielt er gleichwol, nach s. Neigung, die Erlaubniß zum Studiren; er zeichnete sich aus und wurde in dem unter Joseph II. gestift. Sapienzcollegium, und später, 1782, als Priester in dem Seminar aufgenommen, das durch vorgenannten Monarchen die wohlthätigste Richtung empfangen hatte. Bei s. Rückkehr nach der Vaterstadt begann W. als Vicar zu Feldkirch, einem den Hrn. v. Wessenberg, die er unterrichtete, zugehörigen Dorfe; darauf wurde er Hofmeister eines jungen Adligen in Freiburg; später ernannte ihn die Universität zum Pfarrer von Wenbelzheim; endlich bezog er als erster Subrector das Josephinische Seminar, 1783. Obgleich sehr jung für eine so bedeutende Stelle, behauptete er dennoch durch angestregten Eifer in den Wissenschaften sowol als durch einen äußerst sittlichen Charakter allgemeine Achtung. In diesem Berufe schrieb er auch s. „Lehrbuch über die Pastoral“, welches er in spätern Zeiten vollständiger auszuarbeiten gedachte. Ebenso legte er die Grundzüge zu seinem später erschienenen

Conv.-Lex. Siebente Aufl. Bd. XII. †

5

„Lehrgebäude der christlichen Moral“ nieder. Die Universität erkannte W.'s Verdienste an durch s. Ernennung zum Prof. der Moral (1788). In diesem Wirkungskreise übte er sowol auf den Geist der Facultät als auf den der Studirenden einen wichtigen Einfluß. Eine neue Schule bildete sich unter den Theologen, welche diese Hochschule besuchten, recht eigentlich durch W., und während der langen Dauer s. Lehramtes kann man mehre tausend junge Männer mit Sicherheit annehmen, die von der Stätte, wo früher bloß Jesuitismus oder Pedanterie geherrscht, liberalere Grundsätze und gebiegenes Wissen mit nach Hause nahmen und weiter verpflanzten. „Deutschland — so drückt ein Berichtstatter über ihn sich aus — zählt viele Schriftsteller, deren Name genannter als der W.'s ist; dennoch hat manche dieser Celebritäten bedeutend weniger auf die Jugend s. Zeit, und namentlich auf einer kathol. Hochschule, in so vorzüglichem Maße gewirkt als der Verewigte. Sein inneres Leben strömte mit jedem Jahre neu in das Herz und in den Verstand einer Menge von Zuhörern, und regte durch das lebendige Wort des Vortrags mehr an, als wenn es, auf Massen von Papier in die enge Norm flüchtig und zahlreich hinter einander geschriebener Lehrbücher eingezwängt, die Messkataloge geziert hätte“. — Als Schriftsteller zeichnete sich W. durch s. „Lehrbuch der christlichen Sittenlehre“ aus, welches als eins der vollkommnen Werke in dieser Hinsicht gelten kann. Es erhielt unter den vielen auf die Auffoderung der östr. Regierung erschienenen einen unbestrittenen Vorzug, und hat, die Nachdrücke abgerechnet, 3. Aufl. erlebt. Der Tod hinderte den Verf. an gänzlicher Umarbeitung desselben. Noch erschienen von W. Schriften kleinern Umfangs, als: „Über Vernunft und Offenbarung, mit Hinsicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschheit“ (Wien 1804, 2. U., zu Freib.); ferner: „Über die Verbindung der sittlichen Cultur der Geistlichen mit der wissenschaftlichen“ (im Archiv des Bisthums Konstanz, redig. von Wessenberg, 1806), und endlich: „Über das Band der Ehe nach ihrer naturrechtlichen und reinen moralischen Ansicht“ (ebend., 1810). Das Gutachten, welches die theol. Facultät zu Freiburg in Bezug auf die geschworenen Geistlichen zu Gunsten des franz. Nationalconvents ausstellte, und welches im kath. Deutschland damals so großes Aufsehen erregte, soll ebenfalls aus W.'s Feder geflossen sein. W.'s Verdienste als Hochlehrer und Priester, s. religiösen und polit. Hauptansichten und Grundsätze, welche durch einen ebenso liberalen und aufgeklärten als religiösen und echtchristlichen Charakter sich auszeichneten, schildert die von seinem Freunde Hug erschienene und von Münch (im 1. H. des „Deutsch. Museums“, 1824) commentirte „Gedächtnisrede“ auf W. Seine Bezeichnung zum Erzbischof von Freiburg war, nach Wessenberg's Zurücktritt oder Entfernung, die einzige tröstliche Entschädigung für diesen unerseßlichen Verlust. Leider erlebte W. die Bestätigung von Rom aus nicht mehr, sondern starb d. 19. Jan. 1824 an einer Gebärmertzündung. Sein Tod wurde, in banger Erwartung des rücksichtlich der Kirchenverhältnisse nun Folgenden, doppelt schmerzhaft empfunden. Wankler und Werkmeister werden lange noch unvergeßliche Namen bleiben.

67.

Wappen sind Zeichen von Ländern, Städten, Körperschaften, Familien und einzelnen Personen, die mit gewissen, aus der Natur oder dem Gebiete der Kunst hergenommenen, oder auch nach Willkür erfundenen Bildern, und mit Farben und Metallen vorgestellt werden, und die dazu dienen, Familien, einzelne Personen u. von einander zu unterscheiden, vorzüglich aber eine Würde oder den Besitz eines Landes, wenigstens eines Rechtes zu demselben, anzuzeigen. Über ihre Entstehung s. Heraldik. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verschiedener Form ist, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes heißt das Feld, dessen Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt ist, auf welchem das unterscheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es sind 7 Farben dafür angenommen, die, wenn man sich der wirklichen Farben nicht bedient, auf folgende Weise angedeutet werden: Gold durch Punkte, Silber durch weißen Grund,

roth durch senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün durch schräge, nach der rechten Seite, und purpurrothe durch schräge, nach der linken Seite des Beschauers herumlaufende, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Diejenige Seite des Wappens, welche der rechten Seite des Beschauers gegenüber steht, heißt die linke, und die, welche der linken des Beschauers gegenüber steht, die rechte Seite des Wappens. Die Wappenschilder kamen erst im Anfange des 13. Jahrh. auf. Zur Verzierung der Wappen gehören die Kronen bei kais. und königl., gräfl. und freiherrl., die Hüte und Mützen bei fürstl. Häusern, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, und die Helme bei dem Adel. Die Kronen sind sehr verschiedener Art, wie denn auch überhaupt bei der Bildung und Zusammensetzung derselben von jeher viel Willkür geherrscht hat, und noch herrscht. Die Helme sind entweder geschlossen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Visir, mit Koften oder Bügeln. Auf den Helmen werden zur Zierrath große Federbüsche angebracht. Zur Verzierung der Wappenschilder gehören noch der Wappenmantel oder Balдахин (franz. Pavillon), die Schildhalter und die Ordenszeichen.

Wappenkönig, Wappenherold, ein Beamter, der die Wappenkunde verstehen muß, um die Nichtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden ehemals besonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung sie nach den üblichen Gesetzen oder Gewohnheiten anordneten; auch hatten sie dabei das Geschäft, die Wappen der Ritter zu untersuchen und ihre Turnierfähigkeit danach zu beurtheilen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Kleidung, auf welche das Wappen ihres Fürsten gestickt war (Wappenröcke).

Wappenkunde, s. Heraldik.

Wara, s. Nordische Mythologie.

Warburton (William), ein scharfsinniger theologischer Schriftsteller, geb. 1698 zu Newark in der engl. Grafschaft Nottingham, beschäftigte sich anfangs, nach dem Beispiele s. Vaters, mit der Advocatur, wählte jedoch späterhin den geistlichen Stand, und ward 1728 Rector der Schule zu Bunt-Broughton. Aufsehen in der Literatur machte er zuerst durch s. Abhandl. über die Verbindung des Staats mit der Kirche, in welcher er schon s. Werk über die göttliche Sendung des Moses ankündigte, das 1736 erschien. Hier suchte er mit dem größten Aufwande von Kunst und Wissenschaft zu zeigen, daß von den alten Gesetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande zur Erhaltung der bürgerlichen Anstalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden; nur Moses habe eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze bloß durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwieken gewußt. Es entstand daraus zwischen ihm und s. Feinden ein wissenschaftlicher Streit, der mit großer Heftigkeit geführt wurde. In der Folge übernahm er die Vertheidigung von Pope's „Versuch über den Menschen“, wodurch eine dauernde Freundschaft zwischen ihm und dem Dichter begründet wurde, der ihm auch die Hälfte seiner Bibliothek und die Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum seiner Schriften vermachte. 1749 vertheidigte daher W. den Charakter s. Freundes mit großem Eifer gegen Volingbrocke, und bald darauf veranstaltete er eine vollständige Ausg. von Pope's Werken, dessen Leben er auch etwas panegyrisch beschrieb. Ungeachtet seines literarischen Rufes gelangte er doch erst spät zu den höchsten Würden in der Kirche; 1754 ward er Capellan des Königs, Kanonicus von Durham und Bischof von Glocester. Der Schmerz über den Tod s. einzigen Sohnes machte tiefen Eindruck auf ihn; er überlebte ihn nicht lange, sondern starb d. 7. Juni 1779. W., einer der größten Gelehrten Englands, verband, was so selten

vereintigt ist, einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntnissen und eine höchst lebendige Phantasie; als Theolog und Kritiker machte er 50 J. lang gleich großes Aufsehen. Seine Werke, unter denen wir außer den erwähnten s. Abhandl. über den Ursprung der Ritterbücher und s. Predigten noch anführen müssen, sind 1789 in 8 Bdn. 4. erschienen. Außerdem hat er auch die Herausg. vieler fremden Werke besorgt und sie mit s. Anmerkungen bereichert.

**W a r d e i n** (auch **Guardein**), ein Beamter, der den Gehalt der Erze und der Münzen zu untersuchen hat. Bei dem Bergwesen heißt er Bergwardein, bei der Münze **M ü n z w a r d e i n** (s. d.). Der Name kommt von einem alten, jetzt noch im Niedersächs. üblichen Worte, Warden, Wardiren, her, das so viel bedeutet als den Werth bestimmen, den Gehalt vermischter Metalle untersuchen, probiren, würdigen. Wardein ist daher richtiger als die Schreibart Guardein, bei welcher man das Wort a. d. Italien., von *guardare*, Acht geben, herleitete.

**W a r e n d o r f**, an der Ems, eine ehemals bischöfl. münsterische, jetzt preussische Stadt in dem westfälischen Regierungsbezirk Münster, mit 748 H. und 4200 E., bekannt durch ihre starke Leinweberei und ihren Leinenhandel; doch wird ein großer Theil der sogen. warendorfer Leinwand, jährlich mehr als 16,000 Stück oder 960,000 Ellen, von den Landleuten der umliegenden Gegend im Winter, wo die Hände von der Felarbeit ruhen, gefertigt. Berühmt sind auch die hiesigen sogen. Baumseidenfabriken und die Bleichen.

**W a r m b r u n n**, ein Badeort im schlesischen Gebirge, eine Stunde von Hirschberg, 1077 F. über der Meeresfläche. Der Flecken selbst enthält etwa 300 H. mit 1900 E., ist gut gebaut, und nähert sich von dem Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, der Weberei, Handwerken, vorzüglich Glas- und Steinschleifen, wozu noch der stete Aufenthalt der Grafen Schafgotsch, als Herren des Orts, kommt. Seinen Ursprung verdankt Warmbrunn den warmen Quellen. Diese sollen schon im Anfange des 12. Jahrh. entdeckt worden sein; spätestens ist dies 1295 unter Herzog Boleslaus Crispus geschehen. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthardt v. Schafgotsch, der 1403 hier eine Propstei stiftete, derselben, weshalb es das Propsteibad genannt wird. Außer jenem ist noch das gräfl. oder Schafgotsch'sche Bad vorhanden. Beide sind gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quelle gehört zu den alkalischen Schwefelquellen; sie sammelt ihr Wasser in einem Becken, in welchem sich die Kranken, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, in angemessener Kleidung baden; Mittags und Abends wird das Bad verschlossen. Zum Aus- und Ankleiden sind mehre Zimmer um den Badesaal her angebracht. Seit 1771 trinkt man auch Brunnen, jetzt in den Morgenstunden bis 6 Uhr. Im gräfl. Bade wird auch das Wasser zum Wannenbade gewärmt. Nützlich ist das Bad bei Gicht, Rheumatismen, Verstopfungen im Unterleibe, Hautauschlägen, Urticaria, Bleichheit u. s. w. Zum Aufenthalt der Fremden sind gute Einrichtungen getroffen. Für 24 arme Kranke hat der Graf Schafgotsch 1820 ein treffl. Hospitium erbaut. Spaziergänge und entferntere Ausflüge macht man von hier nach Hirschberg, Hermsdorf, dem Rynast, dem Zackenfall u. s. w.

**W ä r m e**. Die Wärme spielt in der Natur eine ebenso wesentliche Rolle als das Licht, mit welchem sie auch einerseits nahe verwandt zu sein scheint, während sie andrerseits desto mehr von ihm verschieden ist. Wir nehmen die Wärme durch das Gefühl wahr, und erkennen ihre sonstigen empirischen (erfahrungsgemäßen) Eigenschaften an den Veränderungen, welche sie in den verschiedenen Körpern hervorbringt. Bei der Theorie der Wärme sind folgende Punkte wissenschaftlich zu erörtern: 1) Die Quellen der Wärme, d. h. die verschiedenen Arten, wie sie erregt oder hervorgerufen wird, welche theils natürliche, theils künstliche sind. 2) Sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften oder (empirische) Natur der Wärme. 3) Geseze der Fortpflanzung oder Verbreitung. 4) Der Unterschied zwischen gebundener und

freier Wärme, Temperaturvertheilung. 5) Verhältniß der Wärme zum Lichte, Ähnlichkeit und Unterschied beider. 6) Universelle Bedeutung oder philosophische Ansicht von der Natur der Wärme. — 1) Zu den Quellen der Wärme, Erzeugungs- und Erzeugungsarten, gehört vorzüglich die Sonne oder das Sonnenlicht, worin sich die Wechselwirkung zwischen der Sonne und den Planeten offenbart. (S. Licht.) Diese von der Sonne erzeugte Wärme muß zunächst von allen übrigen Wärmequellen, die ihre Stätte auf unserm Planeten haben, wohl unterschieden werden. Manche Naturforscher halten diese Entstehungsart der Wärme, und wahrscheinlich mit Recht, für die Urquelle, wodurch alle andre Quellen erst möglich werden. Wenigstens kann man die durch das Wechselspiel zwischen der Sonne und dem Planeten erzeugte Wärme durch die Benennung kosmische Wärme scheidlich bezeichnen, zum Unterschied von derjenigen, die durch eigenthümliche Kräfte des Planeten erzeugt wird, welche dann planetische oder tellurische Wärme heißen muß. Letztere entsteht unter anscheinend sehr verschiedenen Umständen: a) Durch Reiben, vorzüglich fester Körper an einander. So erhitzen und entzünden sich trockene Hölzer, wenn sie heftig aneinandergerieben werden, so verkohlt sich das Holz an der Oberfläche, wenn der Drechsler, beim schnellen Umdrehen des auf der Drehbank befestigten Holzes, ein Stück trockenes Holz (am besten Eichenholz) an die umlaufende Arbeit anhält, wodurch schwarze Ringe zur Verzierung entstehen; so entzünden beim Feueranschlagen abgeriebene Stahltheile, und erscheinen als Funken (s. Feuerzeug); so erhitzen sich die eisernen Zapfen der Mähnelen in ihren Pfannen, wenn sie nicht fleißig mit Fett oder Öl bestrichen werden, und beim Kanonenbohren wird, selbst wenn es unter Wasser geschieht, sehr viel Wärme erzeugt. b) Durch Stossen, Schlagen oder Zusammenpressen. So kann z. B. ein Stück Eisen durch starkes und schnelles Hämmern sehr erhitzt und endlich zum Glühen gebracht werden. Daher kann sich das Schießpulver beim Stampfen in der Pulvermühle leicht entzünden, wenn es nicht sorgfältig feucht erhalten wird, daher kann man durch schnelles Zusammendrücken der atmosphärischen Luft, mittelst einer kleinen Pumpe, Zunderschwamm entzünden. c) Durch chemische Veränderungen, durch Mischungen, wodurch während des Wechsels des Aggregatzustandes der Verbrennungsproceß angeregt wird. So erhitzt sich das Wasser plötzlich und unter heftigem Aufbrausen, wenn es mit Vitriolöl (concentrierter Schwefelsäure) vermischt wird, und Nelkenöl entzündet sich mit Flamme beim Zusammengießen mit rauchendem Salpetersäure. Sogar d) bei der bloßen Berührung mancher sehr entgegengesetzter Substanzen wird Wärme plötzlich hervorgerufen, wie bei der Berührung des Wasserstoffgases (als der leichtesten und brennbarsten Substanz) mit staubförmigem Platin (als dem schwersten Metall), wobei letzteres sogleich erglüht (eine sehr merkwürdige neue Entdeckung von Döbereiner). Endlich wird auch e) die tellurische Wärme auf organische Weise in den organischen Körpern, besonders im Organismus der höhern Thiere und der Menschen, erzeugt, bei welcher Erzeugung der Proceß des Athmens vorzüglich wirksam zu sein scheint. Alle diese Quellen der tellurischen Wärme sind aber im Grunde nur scheinbar verschieden, und lassen sich auf eine Hauptquelle, auf den Verbrennungsproceß (Vorgang des Verbrennens) zurückführen, welcher mit der Electricität in sehr enger Beziehung und Verwandtschaft steht. Von der nahen Verwandtschaft der Electricität mit dem Verbrennen zeugt vorzüglich der elektrische Funke, in welchem sich die elektrische Spannung oder Polarität endigt; der Funke erscheint als Licht und Wärme zugleich, mithin als (elektrisches) Feuer, worin sich der Streit der entgegengesetzten elektrischen Pole oder Stoffe durch Vereinigung beider ausgleicht. Der elektrische Proceß endigt also bei seiner höchsten Steigerung in Verbrennung; denn bei allem Verbrennen erfolgt eine solche Ausgleichung entgegengesetzter Stoffe, und das Product dieser Ausgleichung ist ein Dryd, d. h. ein mit Sauerstoff ver-

lundener, zuvor brennbarer Körper, der durch diese Verbindung seiner Verbrennlichkeit beraubt ist und nun ein verbrannter Körper heißt. Bei der Verbrennung ist also der Sauerstoff im Gegensatz und Wechselwirkung mit verbrennlichen Stoffen, vorzüglich mit dem Wasserstoff, dem verbrennlichsten in der Natur. Eine Hauptbedingung des Verbrennens ist daher der Sauerstoff des atmosphärischen Gases (s. d. und Gasarten), und es ist begreiflich, daß die Verbrennung um so lebhafter erfolgen muß, je mehr Sauerstoff eine Gasart in seiner Mischung enthält, und daß mithin die Verbrennung im Sauerstoffgas die vollkommenste ist. Das Sauerstoffgas wird aber durch das Verbrennen zersetzt, weil sich der Sauerstoff mit dem brennenden Körper verbindet, und wenn dieses Gas als eine Verbindung des Sauerstoffs mit Wärmestoff betrachtet wird, so erhellt aus dieser Ansicht, daß durch die Zersetzung des Sauerstoffgases beim Verbrennen der Wärmestoff frei werden muß, der nun einerseits sich dem Gefühl als Wärme, andererseits dem Auge als Licht offenbart; denn Licht und Wärme müssen als zwei verschiedene Zustände einer Substanz betrachtet werden. Bei der Elektrizität sind nun dieselben Stoffe thätig oder in Wechselwirkung begriffen, aber bei den geringen Graden dieses Processes kommt es noch zu keiner Zersetzung und neuen Verbindung der wechselwirkenden Kräfte und Stoffe: diese erfolgt erst, wenn der elektrische Proceß aufs höchste gesteigert ist, d. h. wenn er in Verbrennung ausschlägt. Die oben behauptete Einheit der genannten verschiedenen Quellen der tellurischen Wärme wird sich nun besser nachweisen lassen. Durch das Reiben werden die entgegengesetzten Kräfte der Körper erregt, ihre Polarität (polare Wechselwirkung) wird erhöht, und es entsteht zuerst Elektrizität; durch heftiges Reiben wird letztere gesteigert, und wenn die Körper brennbar sind, so werden sie sich entzünden, d. h. der elektrische Proceß wird in Verbrennung übergehen. Die Flamme ist sonach eine elektrische Erscheinung, und sie kann als eine stetige (ununterbrochene) Folge elektrischer Funken betrachtet werden, wobei sich einerseits der brennbare Stoff des Körpers in Gas verwandelt, andererseits das Sauerstoffgas der Luft in steter Zersetzung, und daher in fortwährender Wärme- und Lichtentwicklung begriffen ist. Bei schwer verbrennlichen Körpern (z. B. Eisen) entsteht durch das Reiben ein schwächerer Grad der Verbrennung, es erfolgt Wärme und endlich Glut (Glühen), mehr Wärme als Licht, wobei die Oberfläche des getriebenen Körpers (z. B. des Eisens oder sonstigen strengflüssigen Metalls) oxydirt oder verbleht, d. h. mit Sauerstoff verbunden wird. Wenn nun auf diese Art die Wirkung des Reibens zur Erzeugung der Wärme oder des Feuers (Wärme in Verbindung mit Licht) begreiflich wird, so ist damit zugleich auch die Erzeugung der Wärme durch Schlagen oder Hämmern und durch Zusammenpressung erklärt. Denn diese Verrichtungen oder Veränderungen sind ja im Grunde ebenfalls ein Reiben, indem beim Hämmern eines Metalls die Theile desselben gewaltsam verschoben werden und sich daher an einander reiben; Dasselbe findet begreiflicherweise auch beim Zusammendrücken der Luft statt. Was nun die Wärmeerzeugung durch chemische Mischung betrifft, so weiß man, daß bei jeder chemischen Verbindung auch Zersetzungen (Trennungen) vorgehen, besonders in der dem chemischen Vorgange benachbarten atmosphärischen Luft, wobei also wieder das Sauerstoffgas die Hauptquelle der entstehenden Wärme ist. Da ferner bei allen chemischen Vorgängen der Sauerstoff mit seinem Gegensatz, dem Brennstoff, in mancherlei Gestalten im Wechselspiel begriffen ist, so läßt sich überhaupt der chemische Proceß, trotz seiner sehr mannigfaltigen Formen, einerseits auf eine Verbrennung (Oxydation), die im Wasser (im Flüssigen) vor sich geht, andererseits auf Reduction (Desoxydation), d. h. auf Wiederherstellung verbrannter Materien in brennbaren Zustand, zurückführen. Daß endlich durch bloße Berührung sehr entgegengesetzter Substanzen das Verbrennen erregt, mithin Wärme hervorgebracht wird, ist auch nicht schwer zu begreifen, da der Grad der

Erregung mit der Stärke des Gegenfases in geradem Verhältniß stehen muß, und da überdies auch das Reiben nichts Andres als eine oft wiederholte, stets veränderte Berührung ist. Und somit wäre die obige Behauptung, daß alle Wärmeerzeugung (Wärmequellen) auf unserm Planeten sich im Verbrennungsproceß vereinigt, hinlänglich nachgewiesen, wenn noch bemerkt wird, daß auch die organische Wärmeerzeugung auf einem Verbrennen beruht, auf dem Athmen nämlich, welches ein organischer Verbrennungsproceß ist, indem durch diesen organischen Vorgang das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft zerlegt wird. — 2) Durch die Eigenschaften der Wärme, wenn man darauf achtet, lernt man ihre Natur kennen, insoweit sich diese Kenntniß auf Erfahrung gründet; denn in den Eigenschaften eines Dinges, die es in der Wechselbeziehung mit andern Dingen kundgibt, offenbart sich eben seine Natur (sein Wesen). Daher bezieht sich alles Folgende nothwendig auf die Eigenschaften oder die Natur der Wärme, und es kann unter dieser Nummer nur von den Haupteigenschaften die Rede sein; es sind folgende: a) Die Wärme durchdringt alle Körper, auch die dichtesten (die Metalle), wodurch sie sich von aller planetischen Materie, von allen irdischen Körpern unterscheidet, welche im Gegentheil (auf mechanische Weise) undurchdringlich und daher auch nicht durchdringend sind. Daher kann auch die Wärme nicht eingesperrt und nicht gezogen werden, d. h. sie gehört (in der Sprache der Chemiker) zu den unsperbaren und unwägbarren Stoffen. b) Indem die (freie, fühlbare) Wärme die Körper durchdringt, werden diese dadurch in einen größern Raum, und zwar nach allen Dimensionen oder Richtungen, ausgedehnt (sie nehmen ein größeres Volumen an). Diese Eigenschaft der Wärme, die Körper auszudehnen und dadurch specifisch leichter zu machen, ist allgemein (bezieht sich auf alle Körper), und Jeder kann sich durch die tägliche Erfahrung davon überzeugen. Am meisten wird aber die Luft und das Wasser durch die Wärme ausgedehnt. Man nehme z. B. eine festverbundene Blase, die nur zum Theil mit Luft erfüllt ist, und halte sie über ein Kohlenfeuer, so wird sie sogleich aufschwellen, straff ausgespannt werden und auch wol zerplagen, wenn die Hitze sehr verstärkt wird. Daher kommt es, daß die Luft am geheizten Ofen beständig aufsteigt, wenn im Gegentheil im Winter beim Öffnen eines Fensters, einer Thür, die einströmende kalte Luft zu Boden sinkt; denn die Kälte hat die entgegengesetzte Eigenschaft, die Körper zu verengern, zusammenzuziehen (das Volumen zu vermindern). Auf jene Eigenschaft der Wärme und diese entgegengesetzte der Kälte (die keineswegs bloßer Mangel der Wärme ist) gründet sich das *Thermometer* (Wärmemesser) und *Pyrometer* (Hitzemesser, Feuermesser) (s. d.), wovon das erstere bekanntlich ein so wichtiges Werkzeug für die Meteorologie ist. Am auffallendsten ist aber die ungeheure Ausdehnung des Wassers, wenn es durch das Feuer in Dampf (s. d.) verwandelt wird. Eben diese Eigenschaft ist auch die Ursache des Weichwerdens der Körper in der Wärme, wie des Schmelzens bei höhern Wärmegraden, in welcher Hinsicht die Glut ihre Gewalt auf die härtesten Metalle ausübt. Daraus ersieht man, daß die ausdehnende Kraft der Wärme der Cohäsion (Kraft des Zusammenhanges der Theile) feindlich entgegenwirkt, die Bande der Startheit zu lösen strebt. Körper, die mit der Luft viel Verwandtschaft haben (welches die leicht entzündlichen sind), werden aus gleicher Ursache verflüchtigt, d. h. durch die ausdehnende (lösende) Kraft der Wärme vergasigt (in Gas verwandelt). Die entgegengesetzte Eigenschaft, das Flüchtige wo möglich zu sammeln, das Dünne zu verdichten, das Weiche zu verfesten, das Flüssige zu erstarren, hat bekanntlich die Kälte, die daher der Cohäsion (eine Eigenschaft der tellurischen Materie) günstig ist. — 3) Gesetze der Fortpflanzung der Wärme. Man nennt die Fortpflanzung der Wärme auch Mittheilung, Verbreitung und in gewisser Hinsicht Vertheilung, in andrer Hinsicht Leitung der Wärme. Wenn nämlich ein Körper erwärmt ist, so bleibt seine Wärme nicht unverändert, sie erhält sich nicht, ja

keinen Augenblick in demselben Grade, sondern wird vermindert, sie geht in die angrenzenden Körper zum Theil über, sie pflanzt sich durch diese fort, der erwärmte Körper theilt seine Wärme den benachbarten Körpern mit, oder sie wird durch diese fortgeleitet. Bei diesem Fortleiten der Wärme darf man sich aber die Körper nicht bloß leidend, sondern vielmehr thätig vorstellen, und man spricht daher von einer wärmeleitenden Kraft der Körper. Hier zeigt sich nun bei verschiedenen Körpern ein großer Unterschied, indem einige Körper die Wärme gut und daher schnell, andre schlecht, d. h. langsam, andre vielleicht gar nicht oder doch in höchst geringem Grade leiten. Die ersten heißen in dieser Beziehung gute Wärmeleiter, die andern schlechte, und die letzten Nichtleiter der Wärme. Die besten Wärmeleiter sind die Metalle, schlechte dagegen z. B. Glas, Steine, Ziegel- oder Backsteine (überhaupt gebrannter Thon), und es nimmt die Wärmeleitungskraft durch eine Reihe von Körpern, z. B. trockenes Holz, Kohle, Stroh, Federn, Haare, Wolle allmählig ab, bis auf die Gasarten, welche die besten Nichtleiter der Wärme sind. Vergleicht man die mineralischen Körper in dieser Hinsicht mit einander, so findet man, daß die Leitungskraft nicht sowol mit der Dichtigkeit als vielmehr mit der Sprödigkeit in Beziehung steht, und mit letzterer zwar in umgekehrtem Verhältniß, d. h. je mehr in der Reihe der Körper die Sprödigkeit zunimmt, desto mehr vermindert sich die Leitungsfähigkeit. Letztere paart sich daher mit dem Gegentheil der Sprödigkeit, welche Dehnbarkeit oder Streckbarkeit heißt: eine Eigenschaft, die sich in hohem Grade bei den edeln Metallen (Gold, Silber, Platina) findet, welche eben auch die besten Wärmeleiter sind. Die Wärmeleitungskraft steht also mit der Dehnbarkeit in geradem, mit der Sprödigkeit in umgekehrtem Verhältniß. — Die Kenntniß der Gesetze der Wärmeleitung, wie überhaupt die Theorie der Wärme oder des Feuers, ist auch in technischer Hinsicht (in Betreff der künstlichen Benützung dieser allgemeinen Naturkraft für das Leben) von großer Wichtigkeit. (S. H e i z u n g.)

4) Gebundene und freie Wärmetemperatur. Der Grad, in welchem ein Körper erwärmt ist, ohne Rücksicht auf die Quelle der Ursache seiner Erwärmung, heißt *Temperatur*, nach Einigen auch die thermometrische Wärme des Körpers, weil das Thermometer den Grad dieser freien Wärme anzeigt, indem sie ihm mitgetheilt wird. Durch die Mittheilung oder Leitung der freien Wärme nach bestimmten Gesetzen ist ein Gleichgewicht der Temperatur bedingt, welches, so oft es auch gestört wird, sich immer wieder herzustellen im Begriff ist. Um aber Körpern von ungleichartiger Natur eine bestimmte Temperatur zu geben, dazu werden oft sehr verschiedene Quantitäten freier Wärme erfordert, und es sind dadurch bestimmte Gesetze der Vertheilung der Wärme gegeben, auf welche wir durch Folgendes aufmerksam machen. Wenn nämlich 2 gleichartige Körper von ungleichartiger Temperatur einander berühren oder mit einander gemengt werden, so vertheilt sich der Unterschied (Überschuß) freier Wärme, welchen der wärmere Körper enthält, unter beide nach dem Verhältniß ihrer Massen, die Wärme setzt sich unter beiden ins Gleichgewicht, sodasß sie nun beide gleiche Temperatur haben, und die neue Temperatur verhält sich wie die halbe Summe der Temperaturen der einzelnen Körper vor ihrer Berührung oder Vermischung. Es werde z. B. 1 Pfund Wasser von 80° R. mit 1 Pf. Wasser von 10° R. gemengt, so wird die Temperatur der Mischung  $80 + 10 = 45^\circ$  sein. Sind dagegen die Körper ungleichartig, so geschieht die

2

Vertheilung der Wärme, hinsichtlich der entstehenden Temperatur bei der Mischung, nach einem ganz andern Gesetz. Mengt man z. B. 1 Pf. Quecksilber von 44° R. mit 1 Pf. Wasser von 110° R., so wird die Temperatur des Gemenges nicht 77°, wie man nach jenem Gesetz erwarten sollte, sondern 107° sein. Das Wasser hat also nur 3° verloren, während das Quecksilber 63° gewonnen hat. Wenn umgekehrt das Pfund Wasser 44° und das Quecksilber von gleichem Ges

wicht  $110^{\circ}$  R. hat, so wird die Temperatur des Gemenges nur  $47^{\circ}$  sein; hier hat also das Quecksilber  $63^{\circ}$  Wärme abgegeben und das Wasser dadurch nur  $3^{\circ}$  wärmer gemacht. Dies klingt nun sehr paradox, wenn man sich die Mittheilung der freien Wärme als Ab- und Zufluß eines eigenthümlichen Wärmestoffs denkt. Die Chemiker, die dieser Ansicht hulldigen, erklären sich diese Erscheinung so, daß im letzten Falle das Wasser von den  $63^{\circ}$  Wärme, welche ihm das Quecksilber abgegeben hat,  $60^{\circ}$  gebunden oder verschluckt, und daher nur  $3^{\circ}$  an freier Wärme gewonnen habe. Im ersten Falle dagegen waren  $3^{\circ}$  Wärme, welche das Wasser dem Quecksilber mittheilte, hinreichend, um dieses zur Entbindung von  $60^{\circ}$  Wärme zu bestimmen. Diese Eigenschaft ungleichartiger Körper, bei gleichen Gewichtsmassen ungleiche Summen Wärme zu erfodern, um zu gleichen Graden der Temperatur zu gelangen, heißt (nach Crawford) die *Capacität* (Empfänglichkeit) der Körper für die Wärme. Je mehr freie Wärme nämlich ein Körper braucht, um eine gewisse Temperatur zu erlangen, desto größer ist seine Capacität, und umgekehrt, je weniger, desto geringer. In obigen Beispielen also zeigt das Wasser eine große, das Quecksilber eine geringe Capacität. Dieser Ausdruck hat seinen Ursprung ebenfalls in jener Ansicht, welche die Körper in Beziehung auf den Wärmestoff als rein leidend (absolut passiv) betrachtet, was freilich nicht philosophisch (wissenschaftlich) ist. Die verschiedene sogen. Capacität der Körper hängt vielmehr von ihren verschiedenen Graden der Thätigkeit ab, wodurch sie, angeregt durch freie Wärme von Außen, Wärme aus sich entwickeln oder freie Wärme ab- und ausstoßen. Je erregbarer die Körper in dieser Hinsicht sind, desto geringer ist ihre Capacität, d. h. desto weniger freier Wärme bedarf es, um ihre Temperatur zu erhöhen, um sie zur thätigen Ausströmung freier Wärme in bedeutendem Grade zu bestimmen. Bei chemischen Veränderungen der Körper, besonders beim Verbrennen, wird jedes Mal ihr Verhältniß zur Wärme, ihre Capacität, zugleich mit ihrem Aggregatzustande (chemischen Zusammensetzung) verändert; oder umgekehrt, wenn ein Körper seine Wärmecapacität verändert, so geschieht es nun zugleich mit der Veränderung seines Aggregatzustandes. So steigt die Temperatur des Wassers, welches dem Feuer ausgesetzt, d. h. durch freie Wärme erregt wird, nur bis zu einem bestimmten Grade (bis zur Siedhitze nämlich =  $212^{\circ}$  F., s. Sieden), weil es, wie alle Körper, eine bestimmte Wärmecapacität hat. In dem Augenblicke also, da dieser dem flüssigen Wasser eigenthümliche Wärmegrad überstiegen wird, verändert es seinen Aggregatzustand, es wird in Dampf verwandelt (geht in Gasform über), der nun eine andre, weit geringere Capacität hat, mithin durch eine gleiche Quantität freier Wärme viel stärker erhitzt werden kann als das flüssige Wasser. Daher kommt es, daß alle Körper bei einem bestimmten Wärmegrade, bei einem solchen nämlich, der ihre Capacität übersteigt, entweder schmelzen (flüssig werden) oder verbrennen, sei es mit Flamme (wobei sie ganz oder zum Theil verflüchtigt werden, die Gasform annehmen) oder ohne Flamme (wodurch sie oxydirt werden, sich mit Sauerstoff verbinden, wie die meisten Metalle). Im letzten Falle wird die Capacität jedes Mal erhöht, denn verbrannte (oxydirte) Körper haben eine weit geringere Erregbarkeit durch die freie Wärme, d. h. eine weit größere Wärmecapacität als vor dem Verbrennen, da sie noch als verbrennliche Körper existirten. — 5) *Verhältniß der Wärme zum Lichte*. Bei genauer Vergleichung der Eigenschaften oder Bestimmungen der Wärme mit denen des Lichts bemerkt man fast durchgängig ein entgegengesetztes Verhalten, woraus man schließen muß, daß Licht und Wärme, obgleich beide in den höchsten Graden der Verbrennung (im sichtbaren Feuer) zugleich und in Verbindung mit einander erscheinen, von sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Natur sind. Dies verräth sich schon durch die Verschiedenheit der Sinne, deren Gegenstände Licht und Wärme sind. Letztere nehmen wir durch das Gefühl, ersteres durch den Sinn des Gesichts wahr; das Gefühl ist aber der niederste,

das Gesicht dagegen der höchste oder edelste Sinn im ganzen System der Sinne. (S. d. und Thier.) Vergleicht man ferner diese beiden allgemeinen Naturkräfte hinsichtlich ihrer Fortleitung mit einander, so zeigt sich ein ungeheurer Unterschied in der Geschwindigkeit, mit welcher diese Fortpflanzung geschieht. Die Wärme wird selbst in den Metallen (den besten Wärmeleitern) nur langsam fortgeleitet; denn man kann z. B. eine mehre Fuß lange Eisenstange, die an einem Ende schon glüht, noch einige Zeit in der Hand halten, bis man eine Erhöhung ihrer Temperatur verspürt. Dagegen ist die Geschwindigkeit des Lichts fast zeitlos, indem es sich bekanntlich von der Sonne bis zur Erde (ein Raum von mehr als 20 Mill. Meilen) in einer Zeit von 8 Minuten fortpflanzt. Man muß daher annehmen, daß die Wärme, welche das Sonnenlicht hervorbringt, nicht von der Sonne mit dem Lichte zugleich auf die Erde herabströmt, sondern nur durch das Licht erregt wird; denn in jenem Falle müßte man zugeben, daß die Wärme durch gute Leiter sich langsam, durch schlechte oder Nichtleiter der Wärme (vergleichen die Luft ist) mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzt, was ein Widerspruch wäre. Man bemerke außerdem noch folgende Unterschiede: Die durchsichtigen Körper, welche das Licht leiten, sind gerade schlechte oder Nichtleiter der Wärme; die undurchsichtigsten Körper (die Metalle) sind Nichtleiter des Lichts, aber dafür die besten Wärmeleiter. Ferner: die hellen Farben, besonders die weiße, sind unter allen am wenigsten für die Erwärmung empfänglich, aber desto mehr für die Erleuchtung; das Gegentheil findet sich bei den dunkeln, besonders bei der schwarzen Farbe, indem die Erfahrung lehrt, daß dunkelfarbige Körper, besonders die schwarzen, durch das Sonnenlicht leicht erwärmt, aber theils nur schwach, theils gar nicht erleuchtet werden; denn das Dunkle oder Lichte der Farben ist eben Eins mit ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit, erleuchtet zu werden, d. h. durch das Licht von Außen erregt, selbst oder mitzuleuchten. (Vgl. Tageslicht.) Auch ist aus Obigem klar, daß Wärme und Drydation (Sauerstoffung) in steter und nothwendiger Wechselwirkung mit einander stehen, sodaß die Drydation, als der wesentlichste Vorgang beim Verbrennen, Wärme entwickelt, aber auch umgekehrt die Wärme, wo sie mitgetheilt wird, die Drydation hervorruft, d. h. oxydirend wirkt. Auch in dieser Beziehung hat das Licht die entgegengesetzte Eigenschaft, indem es desoxydirend (den Sauerstoff entziehend) wirkt. Davon kann man sich durch Beobachtung des Farbenwechsels überzeugen, der beim Drydiren und Desoxydiren der Körper vor sich geht. Die Drydation wirkt nämlich färbend, die Desoxydation entfärbend. So ist z. B. die grüne Farbe des Pflanzenlaubes die Folge des Einathmens der Luft (denn das Laub ist das Athemorgan der Pflanze), mithin Folge einer Drydation; auch haben die Metallkalke (Metalloxyde), besonders die Bleikalke (Bleigelb, Mennige), meist sehr lebhaft Farben. Das Sonnenlicht dagegen bleicht bekanntlich die Körper, d. h. es entzieht ihnen die Farben, und dies vermöge seiner desoxydierenden Kraft. Endlich zeigt sich auch bei der Fortpflanzung, hinsichtlich der Richtung, ein Unterschied zwischen Licht und Wärme. Die Wärme durchdringt die Körper nach allen Dimensionen, das Licht befolgt dagegen bei seinem Fortgange nur Eine Dimension, nämlich die Länge (Linie), es pflanzt sich in geraden Linien fort. Das Letztere behauptet man neuerlich auch von der Wärme. Man spricht von einer strahlenden Wärme, von einer Reflexion (Zurückstrahlung) der Wärme, und sogar von einer Refraction (Brechung) der Wärmestrahlen. Und hierin wäre sonach die Wärme bei ihrer Fortpflanzung dem Lichte ganz ähnlich, und es wäre dieses die einzige Ähnlichkeit bei aller sonstigen Entgegensetzung. Diese geradlinige Fortpflanzung der Wärme geschieht aber bloß in der Luft (nicht in andern Wärmeleitern), während das Licht in allen Lichtleitern (durchsichtigen Körpern) seine gerade Richtung beibehält. Und doch ist eben die Luft, durch welche die Wärmestrahlen gehen, der beste Nichtleiter der Wärme, was keinem Zweifel unterworfen ist. Man achte genau auf folgenden Unterschied: Da in der Luft die

gewöhnliche Fortleitung der Wärme nicht vor sich gehen kann, so würde z. B. ein Zimmer nicht geheizt werden können, wenn nicht die den heißen Ofen berührende Luft sogleich aufsteigen und anderer Platz machen müßte, welche, durch Wärme ausgedehnt, ebenfals in die Höhe steigt, sodas die Wärme durch Circulation der zunächst am Ofen erwärmten Luft allmählig im ganzen Zimmer verbreitet wird. Diese Art der Erwärmung kann aber nur langsam erfolgen. Man halte dagegen ein glühendes Eisen in einiger Entfernung vom Gesichte, oder stelle sich in die Nähe eines lebhaften Feuers, z. B. eines Schmiedekohlenfeuers, und man bemerkt sogleich eine Wärme, die von dem Feuer oder glühenden Eisen gegen das Gesicht auszustrahlen scheint und vergleichungsweise ein Wärmeschein genannt werden kann. Diese strahlende Wärme bewegt sich auch keineswegs langsam, sondern vielmehr mit einer dem Lichte ähnlichen Geschwindigkeit. Denn man kann durch eine vorgehaltene Scheibe, ohne seinen Stand zu verändern, den Wärmeschein von sich abhalten, aber er ist im Augenblicke wieder da, sobald man die Scheibe entfernt. So viel ist also gewiß, daß die Wärme sich auf zweierlei Arten fortpflanzt: hier langsam auf dem Wege der gewöhnlichen Fortleitung in Metallen und andern Wärmeleitern, dort schnell und strahlend wie das Licht, und zwar in einem Medium, welches ein Nichtleiter der Wärme ist. Über die Ursachen dieser verschiedenen Fortpflanzung der Wärme ist man in der Theorie noch nicht im Reinen; übrigens erstreckt sich der Wärmeschein oder die strahlende Wärme auch beim stärksten Feuer nur auf eine beträchtliche Weite, während dagegen das Licht in unendliche Fernen strahlt. — 6) Universelle Bedeutung der Wärme, oder philosophische (wissenschaftliche) Ansicht von der Natur der Wärme. Der wissenschaftliche Begriff (die Idee) der Wärme läßt sich nicht für sich ohne die Idee des Lichts klar machen, mit welchem, wie im Vorhergehenden gezeigt wurde, die Wärme durchgängig im Gegensatz und daher in Wechselwirkung steht. (M. vgl. daher d. Art. Licht.) Da allen Gegensätzen eine Einheit (eine Indifferenz) zum Grunde liegt, aus welcher der Gegensatz hervorgeht, oder in welcher die entgegengesetzten Pole entstehen, so werden auch Licht und Wärme wissenschaftlich nicht als 2 verschiedene Stoffe, sondern als 2 entgegengesetzte Zustände eines Ur- und Grundstoffs betrachtet, worauf oben schon hingedeutet wurde. Diesem Urstoff, dieser Uegrundlage der ganzen materiellen Welt hat man verschiedene Benennungen gegeben, z. B. Urmaterie, Urelement, allgemeine Weltsubstanz, Urfeuer (Elementarfeuer), Äther, auch Menstruum universale (in der Sprache der Alchimisten, nämlich: allgemeines Lösungsmittel) u. c.; da es auf den Namen nicht ankommt, so wählen wir hier der Kürze wegen den Namen Äther. Durch Äther bezeichnet man also den ursprünglichen, höchst ausge dehnten Zustand der Materie, in welchen sie unter Umständen wieder übergehen kann. Dieser Übergang ist eine Befreiung der Materie aus den Banden der Cohäsion (des Zusammenhangs der Theile der festen Körper), welcher nur theilweise stattfindet und durch einen Streit der solaren Kräfte der Materie mit den tellurischen, des Lichts mit dem Magnetismus oder den Cohäsionskräften bedingt ist, und dieser Streit eben ist es, welcher als Wärme erscheint. Der unmittelbare Erfolg dieses Streites ist theilweise Sieg auf beiden Seiten; hier werden freie Kräfte gebunden, was in der Drypation beim Verbrennen geschieht, dort gebundene Kräfte frei, was die bei der Drypation erscheinende Wärme anzeigt, noch mehr aber die beim Verbrennen erscheinende Flamme. Daher auch die wesentlichste Eigenschaft der Wärme, die Körper auszu dehnen; denn die ausdehnende Kraft der Wärme ist nichts Andres als das Streben der Materie, sich in Äther, in solare Materie aufzulösen, welchem Streben aber die tellurischen Kräfte entgegenwirken, die es nicht zur vollkommenen Auflösung kommen lassen. Jede polare Einwirkung auf Körper ist eine Aufforderung zur Cohäsionsveränderung, deren Erfolg zunächst als Temperaturveränderung erscheint. So z. B. das Reiben, wodurch die Körper im Innersten aufgeregt und jener Streit der solaren

und tellurischen Kräfte eingeleitet wird; daher gleichzeitig mit der Erwärmung auch die Neigung zur Drydation sich steigert. — Die consequente Entwicklung und Anwendung oder Durchführung dieser Grundsätze gibt die wissenschaftliche Theorie der Wärme, die aber noch ihrer Ausbildung entgegensteht, und deren erste Grundzüge hier nur angedeutet werden konnten. Vgl. Meyer, „Über die Geseze und Modification des Wärmestoffs“ (Erl. 1792); Prevost's „Recherches sur la chaleur“ (Paris 1792); Rumford's „Mémoire sur la chaleur“ (Paris 1804) [voll der interessantesten Versuche und neuer Ansichten]; Leslie, „An experimental inquiry into the nature and propagation of heat“ (Lond. 1804). (Vgl. Wärmevertheilung.) Ausführlicher und unter neuen Gesichtspunkten handelt über dieselbe Rumford im 44. Bde. von Gilbert's „Annalen der Physik“.

**Wärmemesser** (Calorimètre). Die sinnreiche Einrichtung dieses Werkzeuges, dessen Erfindung wir Lavoisier und Laplace verdanken, beruht auf dem Grundsätze, daß, so lange der Wärmestoff auf Änderung des Aggregatzustandes der Körper verwendet wird, sich keine fühlbare (dem Thermometer bemerkliche) Wärme zeigt. Wenn man also Eis, welches genau die Temperatur des Gefrierpunktes hat\*), auch der größten Hitze aussetzt, so wird man doch so lange nur eiskaltes Wasser erhalten, als noch Eis zum Schmelzen vorhanden ist; erst nachher wird das Wasser sich zu erwärmen anfangen. Also aller, einem in eine hinreichende Menge Eis von der angegebenen Temperatur gehüllten Körper entzogener Wärmestoff wird auf Bildung eiskalten Wassers verwendet, dessen Menge daher offenbar der entzogenen Menge Wärmestoffs gemäß ist. Nun haben die verschiedenen Körper auch eine verschiedene Fähigkeit für den Wärmestoff, d. h. sie werden weder durch Aufnahme gleicher Mengen desselben auf einen gleich hohen Temperaturgrad erhoben, noch durch Entziehung gleicher Mengen desselben bis zu einem gleichen Grade erkältet; und diese Verschiedenheit ihrer eigenthüml. (specifischen) Wärme mißt man nach Maßgabe des Vorangeführten an den verschiedenen Eismengen ab, die sie beim Herabsinken von einem gleich hohen auf einen gleich niedern Grad der Temperatur respective zu schmelzen im Stande waren. Die dazu vorgericthete Maschine aber, bei welcher noch Einrichtungen getroffen sind, um das zum Experimente selbst bestimmte Eis durch eine zweite Eislage vor fremdartigen Temperatureinflüssen zu schützen, heißt, wenngleich sich noch einige Bedenklichkeiten gegen die vollkommene Zuverlässigkeit der dadurch erhaltenen Ergebnisse aufbringen, immer noch paßlich genug, Wärmemesser. D. N.

**Wärmevertheilung** auf der Erdoberfläche. Einige Physiker, wie De la Métherie, nehmen eine ursprüngliche Wärme des Erdballs als Grund der uranfänglich flüssigen Gestalt desselben vor der Niederschlagsbildung an. Diese Urwärme, glaubt man, sei noch immer in der Centralwärme des Erdkörpers vorhanden; denn Wärme (s. d.) sei überhaupt eine der Materie an sich inwohnende Eigenschaft, welche die ohne sie todte Masse belebe, woraus die Ausdehnungskraft der durch gegenseitige Anziehung zur Ruhe sich hinneigenden Körpertheilchen entstehe. Um den Grad dieser noch vorhandenen Erdwärme zu bestimmen, müßte man tiefer, als bisher möglich war, in das Innere des Erdballs eindringen. Mehre Beobachtungen haben zwar gezeigt, daß die unterirdische Wärme mit der Tiefe selbst zunimmt; allein die Temperatur hat in unserer Breite in einer Tiefe der Erdschichten von 100 — 2400 und 3000 Fuß, selten mehr als 10 — 12° R. über dem Gefrierpunkte betragen. Die Wärme auf der Oberfläche der Erdkugel ist verschieden sowol nach der Breite oder Polhöhe (s. Erdstrich und Schneelinie) und nach den physischen Jahreszeiten, als auch nach der Höhe und nach der Beschaffenheit des Bodens. Sie hängt demnach zuerst ab von der Höhe der Sonne über dem Horizonte und von

\*) Wäre das Eis kälter, so würde seine Temperatur erst bis auf diesen Punkt erhöht werden.

der Länge der Zeit, in welcher die Sonne auf die Erdoberfläche wirkt. Je senkrechter die Strahlen herabfallen und je mehr sie sich kreuzen, oder je länger und anhaltender sie die Erdoberfläche beschienen, desto wärmer wird dieselbe, und diese Wärme theilt sie der Atmosphäre mit, welche selbst keine merkliche ursprüngliche Wärme von der Sonne zu erhalten scheint. Was Erde und Luft des Tages durch die Sonne an Wärme gewinnen, verlieren sie des Nachts wieder. Daher ist die größte Hitze immer erst des Nachmittags, und die stärkste Kälte gegen Morgen. Zwischen den Wendekreisen, wo die Nächte den Tagen fast gleich sind, kann sich die Luft mehr abkühlen als in unsern Gegenden, wo im Sommer die Sonne nur eine kurze Zeit unter dem Horizonte bleibt. Daher sind auch die Nächte in dem heißen Erdstriche sehr kühl. Das Land, von welchem die Sonnenstrahlen zurückprallen, erwärmt die Luft weit eher als das Meer, welches die Strahlen verschluckt, wird aber auch weit leichter kalt. Die Wirkung der Sonne ist um den Sommerstillstand zwar am stärksten, da aber noch 4 — 6 Wochen die Erwärmung größer ist als die Abkühlung, so nimmt die Hitze zu. Der Unterschied zwischen den heißesten und kältesten Monaten innerhalb 20° vom Äquator ist meistens unbeträchtlich, nimmt aber zu, sowie die Breite größer wird. Zu Petersburg z. B. ist die mittlere größte Sommerhitze 79°, die mittlere größte Kälte 25° unter dem Gefrierpunkte. Jede bewohnbare Breite empfängt eine Hitze von wenigstens 60° auf 2 Monate, zum Wachsthum und zur Reife des Getreides. Zweitens hängt der Wärmegrad der Erdoberfläche von der Höhe des Bodens über der Oberfläche des Meeres ab; denn die Luftschichten werden immer kälter, je mehr sie über die Oberfläche erhöht sind. Drittens wirkt die Lage und Beschaffenheit des Bodens, z. B. die Nähe der Wälder, des Meeres, die Richtung der Stromthäler und die Abdachung, der Mangel an Anbau, die morastige oder sandige Umgebung eines Orts, eine große Masse von Salztheilen u. auf die Lufttemperatur ein. Davon hängt das physische Klima eines Orts oder Landes ab. (Vgl. *Physische Geographie*.) — Im Allgemeinen ist die südl. Halbkugel beträchtlich kälter als die nördliche. So sind die Falklandsinseln unter 51° S. Br. viel kälter als die Länder in unserer Hemisphäre unter demselben Breitenkreise, der mitten durch Deutschland geht. Die Berge des Feuerlandes, Staatenlandes, Südgeorgiens und des Sandwichlandes, die zwischen 54 und 59° S. Br. liegen (mit denen also die brit. Inseln, Norddeutschland, Dänemark u. a. Länder gleiche, aber N. Br. haben), sind selbst im vorigen Sommer, folglich beständig, bis an die Seeküste herab mit Schnee und Eis bedeckt. Um 60° S. Br. steht das Thermometer mitten im Sommer nie 5° über dem Gefrierpunkte, oft aber unter demselben; häufig fallen Schnee und Schlofen, und es friert nicht selten des Nachts. In der nördl. Hemisphäre ist unter diesem Breitenkreise und noch weit nördlicher eine Hitze von 75—82°. Nach Forster's sehr wahrscheinlicher Meinung ist der Mangel eines südl. großen Landes die Ursache dieses Unterschiedes. Um den Nordpol liegen bis über den 66° der Br. hinaus viele Länder, die bewohnt, zum Theil sogar bebaut sind und Früchte tragen. Hier erwärmen die vom Lande zurückprallenden Sonnenstrahlen im Sommer die Luft bis zu einem Grade, der der Hitze im heißen Erdstriche wenig nachsteht. Auf der südl. Halbkugel erreicht die Südspitze von Afrika nicht den 40., die Südspitze von Neuhoolland nicht den 50. und die Südspitze von Amerika nicht den 60.° der Br., und alle diese Continente laufen gegen Süden schmal aus. Außer diesen Landmassen liegen in den bemerkten südl. Breiten nur kleine Inselgruppen. Die übrigen 30 Grade nach dem Südpole sind Wasser und Eis, bis auf kleine, vor Kurzem erst entdeckte, unwirthbare Felseneilande. Nun findet aber auf dem Meere kein Zurückprallen, Brechen und Kreuzen der Sonnenstrahlen statt, wodurch hauptsächlich die Luftwärme entsteht. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Sonne in den nördl. Zeichen des Thierkreises 8 Tage länger verweilt als in den südlichen, folglich wird der Winter der südl. Halbkugel um 8 Tage verlängert, wodurch die Kälte, wie

man berechnet hat, um den 16., oder wenigstens beinahe um den 23. Theil größer werden kann als in der nördl. Halbkugel. — Im 3. Bde. der deutschen Übers. von Kirwan's physisch-chemischen Schriften findet man Nachrichten von der Temperatur in verschiedenen Breiten.

Warnberger (Simon), Landschaftmaler zu München, geb. 1769 zu Pullach im Landgerichte Wolfratshausen, lernte die Zeichnungskunst bei dem Thiermaler und Kupferstecher Jos. Georg Winter, hierauf bei Mettenleitner in München. Als er sich für die Landschaftmalerei entschied, blieb er eine Zeit lang ohne Anleitung sich selbst überlassen und hielt sich ganz an die Natur. Von ihr erlernte er nach und nach durch Betrachten und Vergleichen Das, was die Schule sonst durch Regeln und vielfältige Übung im Nachzeichnen zu lehren pflegt. Baierns malerische Gebirgsgegenden boten ihm Stoff zu guten Studien. Bald erlangte er die Fertigkeit, die Natur in ihren schönsten Partien aufzufassen, die verschiedenen Gründe richtig anzuordnen und ihre Entfernungen durch die Linienperspective genau anzudeuten; hierauf fing er an in Aquarell zu malen. Seine Leistungen bewogen den Staat, ihm die zu einer Kunstreise nach Wien und später nach Italien nöthige Unterstützung zu bewilligen. Er brachte 1807 aus Italien eine reiche Sammlung von Studien mit. Jetzt ging W. zur Simalerei über. Indes hatte er sich durch die Aquarellfarben so verwöhnt, daß in den frühern Ölgemälden von ihm jener trockene, matte und kraftlose Ton des Aquarells noch sichtbar ist, und er nur langsam den bessern Ton sich aneignete, der s. spätern Werke auszeichnet. Diesen Umschwung s. Kunst verdankt er der Anleitung des verst. Galeriedirectors v. Mannlich und dem Studium des ernstern Charakters der bairischen Gebirgsgegenden. Er malt oft selbst nach der Natur s. Skizzen in Öl, wodurch er immer glücklicher auf dem Wege der Kraft, Wahrheit, Harmonie und des Hellbunkels der Färbung fortgeschritten ist. Seine vorzüglichsten Werke sind: der Staffel- und Kochelsee (beide im Schlosse zu Nymphenburg), dann Gegenden von Tegernsee. Auch die Galerie zu Schleißheim enthält von ihm einige gute Bilder. Die ständische Galerie zu Prag besitzt von ihm die Ansicht von Ariccia, 5 Stunden von Rom, mit der Aussicht auf das Meer. 1825 vollendete er s. Waldpartie am Tegernsee.

Warschau, poln. Warszawa, die Hauptst. des russ. Königreichs Polen und der Wojwodtschaft Masowien, in einer angenehmen Lage, besteht aus der in die Alt- und Neustadt getheilten eigentlichen Stadt und aus mehren Vorstädten, wohin zuweilen auch das auf dem rechten Ufer der Weichsel belegene, mit der Stadt durch eine Schiffsbrücke verbundene Praga (s. d.) gerechnet wird. Die Stadt ist nicht eigentlich fest, doch mit Linien umgeben. Unter den Vorstädten zeichnen sich Krakau und die neue Welt durch Regelmäßigkeit und schöne Gebäude aus. W. hat mit den Vorstädten einen Umfang von 3 Meilen, worin aber viele Gärten und Felder mit eingeschlossen sind, 300 Straßen, 4500 H. (mit Praga) und 135,800 E., darunter 28,000 Juden, 6000 Protestanten. Unter vielen prachtvollen Gebäuden zeichnen sich das von Sigismund III. (gest. 1632), welcher die Residenz von Krakau nach Warschau verlegte, erbaute königl. Schloß (mit Gemälden von Dankerse, Vacciarelli u. A.), der sächs. Palast, die Münze, das Zeughaus und 115 Paläste poln. Magnaten aus. W. hat eine Menge Klöster und prachtvolle Kirchen aller geduldeten Religionen, 6 Hospitäler, 5 Buchhandlungen und 22 Buchdruckereien, welche 141 Werke im J. 1829 gedruckt haben. W. vereinigt, so viel Armuth und Elend es auch mit einschließt, Alles, was Polen Großes und Schönes hat: hier ist der Versammlungsort des Reichstags, der Sitz des Vicekönigs und der höchsten Behörden des Königreichs; hier bestehen Akademien der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Physik und eine Menge Unterrichtsanstalten und Kunstschulen, auch Sammlungen, wie die reiche archäologische des zu Warschau 1826 verst. Wiesnolowski. Die Bibliothek von 150,000 Bdn. hat 15,000 poln. B., 7000 Incuna-

keln, darunter einen Krakauer Kalender von 1490 (der älteste poln. Druck) und 1260 Bbe. Handschriften. In Warschau befindet sich ein Hauptfilial der engl. Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Auch finden Kunstausstellungen statt. Die 1816 gestiftete Universität, seit 1830 Kaiser Alexanders-Universität genannt, zählt in dies. J. 800 Studenten. Sie hat 5 Facultäten: 1) die theolog., 2) die jurist. und comeralist., 3) die medicin., 4) die philosoph., 5) die der schönen Künste und Wissenschaften, zusammen 46 Professoren. In W. vereinigt sich ein Theil des poln. Gewerbfleißes und der ganze poln. Binnenhandel, durch die schiffbare Weichsel, durch 5 Banken und 2 Messen begünstigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker aller Art und über 50 größere Handelshäuser. Vor dem Krakauischen Thore steht die metallene und vergoldete Statue des Königs Sigismund, auf einer marmornen, 25 Fuß hohen Säule. Auch ist hier die große Saluski'sche Bibliothek. 1828 befahl der Kaiser Nicolaus, in W. eine Nationalbank zu errichten, die bestimmt ist, die Nationalschuld abzutragen und den Handel zu befördern. Auch ließ er in der Kapuzinerkirche zur Erinnerung an den Türken-Besieger, Johann III., ein Denkmal errichten, welches das Herz dieses Königs einschließt. 1830 wurden die Standbilder des Astronomen Kopernicus (vor dem Palaste der kön. Gesellschaft der Freunde der Wissensch.) und des Fürsten Jos. Poniatowski aufgestellt, welche der poln. Künstler Tatarkevitsch unter Thormaldsen's Leitung ausgeführt hat. — S. Cas. Wladisl. Woycicki's histor. Beschreib. W.'s in poln. Sprache.

Wartburg, ein altes Bergschloß in einer schönen Gegend,  $\frac{1}{2}$  Stunde von Eisenach, dem Großherzoge von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ward zwischen 1069 u. 1072 vom Grafen Ludwig II. (dem Springer) erbaut. Als Residenz der thüring. Landgrafen war es berühmt wegen der glänzenden Turn- und Ritterspiele, welche daselbst vorzüglich in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. am Hofe des Landgrafen Hermann I. und des Markgrafen Heinrich des Erlauchten durch die Wettsänge der ersten deutschen Minnesänger gefeiert wurden. (S. Thon's „Beschreib. der Wartburg“; ferner: „Das Schloß Wartburg, ein Beitr. zur Kunde der Vorzeit“, 3. A. 1815, und vgl. Wartburg, Krieg auf.) Hier saß Friedrich der Gebissene, als Gefangener s. Vaters, 1281 ein Jahr lang im Kerker. Kurfürst Friedrich der Weise v. Sachsen ließ den auf dem Reichstage in Worms geächteten D. Luther auf diese Feste in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Föрге verborgen vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522 an der Übers. der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat, so auch das Modell des von Johann Friedrich dem Mittlern zu Gotha erbauten festen Schlosses Grimmenstein.

Wartburg (Krieg auf), eine der ältesten dramatischen oder auch dialogisirten Dichtungen der deutschen Sprache. Um 1207 hatten sich auf der Wartburg, unter Landgraf Hermanns und s. Gemahlin Sophie Schus, 6 der berühmtesten altdeutschen Säger zusammengefunden: Heinrich der Schreiber (Heinr. v. Rispach), auch der tugendhafte Schreiber genannt), Walther v. d. Vogelweibe, Wolfram v. Eschenbach, Bitterolf, Heinrich v. Osterdingen und Reimer v. Zweter oder Zwegen. Die Ursache ihres scherzhaften Kampfes mag Folgendes gewesen sein. Heinr. v. Osterdingen scheint in s. Gesängen mehr dem wirklich altdeutschen Sagen- und Heldenkreise gefolgt zu sein, während Wolfr. v. Eschenbach sich fast allein an die von a. Völkern, besonders von Franzosen und Engländern, zu uns gekommenen Kreise von Arthur und der Tafelrunde gehalten hat. Dieser Gegensatz der beiden Sagenkreise gab Veranlassung zu jenem Sängerkriege, welchen Heinr. v. Osterdingen mit dem Preis Leopolds VII., Erzherzogs v. Östreich, eröffnet, während seine Gegner, vor allen Eschenbach, den König v. Frankreich als Muster aller Rittertschaft erheben und ihm und seinem Streben nach Kräften zusetzen, also, daß er zuletzt zur Landgräfin flieht und sie um ihren Schutz bittet. Sie wird Mittlerin, und Alle kommen dahin überein, daß Osterdingen nach Siebenbürgen ziehen und den

hochberühmten Dichter und Zauberer Klingsohr von Ungarland oder Klinfor als Richter und Entscheider herbeiholen solle. Er erscheint, und es entsteht zwischen ihm und Eschenbach eine Art theolog. Disputation, nach welcher Klingsohr endlich die Sänger versöhnt. Klingsohr zieht beschenkt von dannen. — Dieses Gedicht ist in 2 Bearbeitungen in der Manesse'schen Sammlung und in der jenaïschen Handschrift der Minnesänger vorhanden, woraus Zeune es 1818 hat abdrucken lassen (aber ganz unkritisch). Über den Dichter sind die Meinungen verschieden. Dorn sprach es dem Wolfram, Andre schreiben wenigstens den größten Theil der Strophen einem thüring. oder henneberg. Dichter zu. Das Ganze ist in große Unordnung gerathen, welche schwer zu heben sein möchte. Vgl. Docen's „Miscellaneen“. E. T. A. Hoffmann hat den Stoff der alten Dichtung zu einem Märchen benutzt. F. Bar. de la Motte Fouqué hat den „Sängerkrieg auf der Wartburg“ als ein Dichterspiel dargestellt (Berlin 1828).

Wartburgsfest der Jünglinge von Deutschlands protestantischen Hochschulen, am 18. Oct. 1817. Jene ehrwürdige Burg, mit ihren Erinnerungen an das lebendige Wort der Kraft, welches hier durch die glorreichste Begebenheit der neuern Menschengeschichte aus den Tiefen der Wahrheit und des Glaubens hervorgerufen wurde, erhielt in der neuesten Zeit eine folgenreiche Berühmtheit durch das Fest, mit welchem eine Schar deutscher Jünglinge einen doppelten Sieg der Wahrheit und des Rechts über die Macht der Unterdrückung, zur eignen Erhebung für das Edle und Große feiern wollte: den Sieg der Geister, im Reiche der Überzeugung vor 3 Jahrh. durch Luther errungen; den Sieg der Völker in dem Gesammleben des Bürgerthums, durch die Eintracht des Muthes und der Vaterlandsliebe der Fürsten und Völker auf den Feldern von Leipzig erkämpft. Dieses Fest der edelsten Begeisterung, das der (1828 verst.) Großherzog v. Sachsen-Weimar ganz in seinem reinen Sinne sich dachte und genehmigte, hat durch zufällige und bedenkliche Äußerungen des kocken Sinnes einer lebensfrohen Jugend ganz andre Folgen gehabt, als die Unternehmer desselben sich dachten. Da Einige von den strengern Beurtheilern vom Scheine getäuscht, A. aus Unfähigkeit, das jugendliche Gefühl psychologisch zu würdigen, noch A. endlich aus gekränkter Eigenliebe, oder aus Furcht vor jeder kräftigen Lebensregung, oder aus Haß gegen alles Freisinnige überhaupt, das ganze Fest als demagogisch angeklagt haben, so verdient es hier eine genauere Darstellung. Um an dem Jahrestage des 18. Oct. 1813 zugleich das 3. Säkularfest der Reformation, d. 31. Oct. 1817, als eine Doppelfeier der beiden größten Ereignisse in der Geschichte des deutschen Vaterlandes auf der Wartburg zu begehen, erließ die Burschenschaft zu Jena eine Einladung an die Studirenden auf den protest. Hochschulen Deutschlands, nach Eisenach zu der gemeinschaftlichen Feier jenes Festes Abgeordnete zu schicken. Der Großherzog gab die Erlaubniß, und verfügte, daß die Studirenden von den Bürgern Eisenachs unentgeltlich aufgenommen würden. Auch ward das zu den Octoberfeuern nöthige Holz unentgeltlich geliefert, und zur Erleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Festes nahte, zogen von allen Seiten her die studirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Gesang in Eisenach ein. Hier versprach Jeder, sich aller Händel zu enthalten, und dem durch die Stimmenmehrheit ernannten Ausschusse, der das Fest ordnete, in Beziehung darauf Folge zu leisten. Es hatten sich namentlich eingezeichnet und zu den Kosten des Festes beigetragen, 468 von 12 Universitäten, darunter über 200 von Jena, 70—80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der kath. Universität Würzburg, unter denen die Mehrzahl an dem Befreiungskriege thätig Theil genommen hatte. Außerdem erschienen Einige von Halle, Einige von Genf, und mehre ehemalige akademische Bürger aus freier Theilnahme; keiner aber von Greifswald, Königsberg und Breslau. Am 18. Oct. früh um 6 Uhr rief das Geläute aller Glocken sammtl. Studenten auf den Markt, von wo sie auf die

Wartburg zogen. Hier ward in dem altdeutschen Minnesänger- oder Rittersaale, wo sich außer den öffentlichen Behörden 4 Professoren aus Jena, Geh. Hofrath Schweiger, Hofr. Dken, Hofr. Fries und Hofr. Kieser, und mehre Fremde versammelt hatten, die Feier des Tages mit dem Gesange: „Eine feste Burg ist unser Gott“, eröffnet. Darauf hielt Niemann, Student in Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine Rede, in welcher er im Namen Aller gelobte, „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend“. Nach dem Gesange: „Nun danket alle Gott“, hielt Hofr. Fries, dazu aufgefodert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endete sich mit dem: „Der Herr segne uns!“ — Darauf vertheilte man sich auf dem Burghofe, wo man sich über die Art besprach, wie alle Spaltungen des akademischen Vereins in Landsmannschaften aufzuheben seien (was Jena bereits gethan), um sämtliche Hochschulen zu einer Burschenschaft zu vereinigen. Auch Karl Sand war bei dieser Gelegenheit sehr thätig, den von der studirenden Jugend beabsichtigten Zweck dieses Bundes: eine edlere Bildung des deutschen Unversitätenwesens, zu befördern. Noch sprach Hofr. Dken im Sinne der Rede, welche späterhin im Druck („Jfiss“, 1817) erschienen ist. Darauf ward im Rittersaale gespeist, wo die Beamten des Festes der deutschen Freiheit, dem Andenken Luther's, dem Großherzog v. Sachsen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Hochschulen Trinksprüche ausbrachten. Nach dem Mahle begab sich der Zug nach Eisenach in die Kirche, wo der Gen.-Super. Nebe den Festgottesdienst hielt. Zuletzt ward auf dem Markte ein Lied des Gen.-Sup. Nebe abgesungen, und ein Lebehoch ausgebracht. Damit schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick derselben durch irgend eine Übereilung entweiht worden wäre. — Hierauf unterhielten sich mehre Jünglinge mit Turnspielen bis zum Abend, wo der Fackelzug nach dem nahe gelegenen Wartenberge unternommen wurde, um daselbst, gemeinschaftlich mit dem eisenacher Landsturm, das Siegesfeuer der Octoberschlacht anzuzünden. Die Studenten schlossen einen Kreis um die flammende Berghöhe. Es wurden Lieder gesungen, und ein Jenaer, Namens Röbbiger, hielt eine Rede, die das Gefühl der Begeisterung, ohne Leichtsinns oder Unbesonnenheit, ausdrückte, worauf die Feier des Tages mit einer Spende für die Armen beschlossen wurde. Die Meisten kehrten zurück. Die Professoren Kieser und Dken waren gar nicht auf dem Berge, sondern in der Stadt bei Freunden gewesen; Schweiger war bereits nach Jena abgereist, und Fries hatte den Berg, nebst der Mehrzahl der Studenten, gleich nach Röbbiger's Rede verlassen. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geschah es, daß den ernstlichen Eindruck des geendigten Festes der Muthwille Einzelner störte. Diese hatten nämlich, ganz ohne Vorwissen oder Mitwissen des Ausschusses der sämtlichen Hochschulen, von welchem das Fest, dem genehmigten Entwürfe gemäß, geleitet worden war, den Einfall, einige Sachen ins Feuer zu werfen, welche nach ihrer Meinung der allgemeinen Stimmung des deutschen Volks nicht zusagten. Es waren die Titel von 28 Büchern, und zum Theil die Bücher selbst; darunter: Dabelow, „Über den 13. Art. der deutschen Bundesacte“; K. A. v. Kamps, „Coder der Gensdarmarie“; v. Kogebue, „Geschichte des deutschen Reichs“; K. L. v. Haller, „Restauration der Staatswissenschaft“; v. Cölln, „Vertraute Briefe“; Saul Ascher, „Die Germanomanie“; der „Code Napoleon“, und Zacharia über denselben; Schriften gegen die Turnkunst; die Statuten der Adelskette; W. Reinhard, „Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie deutscher Landstände“; einige Schriften von Schmalz, die „Alemannia“ und ähnliche. Außerdem wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürcleib, ein Haarzopf und ein Corporalstock. Zum Schluß sang man noch ein Lied, und die Studenten zogen mit den Landsturmännern gegen Mitternacht nach Eisenach zurück. — Jenes Verbrennen der Bü-

cher ward mit Recht gerügt. Die Handlung hatte etwas Öffentliches, obwohl sie durchaus nicht in dem Plane des Ganzen lag; darum ward sie polizeiwidrig, und gerade an diesem Tage höchst muthwillig, sowie an sich, moralisch genommen, sehr anmaßend und unbescheiden. Dies wirft aber keinen Schatten auf das Fest selbst, dessen Bedeutung edel, und dessen Ausführung würdig war. Denna wie einst die Griechen die großen Tage ihres Vaterlandes feierten, so durften wol auch Deutschlands Jünglinge die weit größern Tage unserer Zeit festlich begehen. Wenn übrigens der damals besprochene Entwurf, dem Unfuge der Landsmannschaften und Orden, sowie dem Unwesen der Duelle, ein Ende zu machen, und die studirenden Jünglinge zu Einem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung zu verbinden, zu Stande gekommen wäre, so würde das Wartburgsfest durch den eignen Geist der Studirenden (der sich nur mittelst der sogen. akademischen Freiheit ausbilden kann) Etwas erreicht haben, das bisher keiner akademischen oder Staatsgesetzgebung zu bewirken möglich gewesen war. In jener Absicht versammelten sich die noch anwesenden Studirenden den 19. früh auf der Wartburg, wo man eine Rede von Fries vertheilte; auch sprachen Mehre für die Aufhebung aller Landsmannschaften und für eine allgemeine Vereiningung, vorzüglich Carove von der Hochschule zu Heidelberg, dessen Rede in F. J. Frommann's „Beschreibung des Burschensfestes auf der Wartburg“ (Jena 1818) abgedruckt ist. Dies machte solchen Eindruck, daß die eifrigsten Anhänger der Landsmannschaften zu jener Verbrüderung die Hand boten, und durch fast allgemeine Theilnahme an dem Mahle des Herrn, noch an demselben Tage in der Kirche zu Eisenach, ihre gegenseitige Ausöhnung besiegelten, worauf Alle Eisenach verließen. Die falschen Nachrichten, welche öffentliche Blätter über das Fest verbreiteten, und eine an die Regierung in Weimar eingereichte Denunciation der Wartburgversammlung, welche das Verbrennen der Schriften als einen Frevel darstellte, veranlaßten gerichtliche Untersuchungen. Noch mehr reizte eine Erklärung des Hofraths Fries im „Oppositionsblatt“ vom 24. Dec., welche, jene falschen Gerüchte widerlegend, der Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, sowie die Maßmannische (nach schiefen Ansichten abgefaßte) „Beschreibung des Burschensfestes auf der Wartburg“, und Dken's „Fiss“, Bl. 195: „Der Studentenstreiden auf der Wartburg“, den Zorn der beleidigten Schriftsteller. Das letztere Blatt ward, wegen der Sinnbilder neben den Namen der verbrannten Gegenstände, unterdrückt, und der Verf. selbst in Untersuchung gezogen. Auch Hofrath Fries kam in Criminaluntersuchung, da sich aber ergab, „daß der Verdacht einer Theilnahme desselben an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Majestätsbeleidigung verschwinde“, so erkannte die Regierung den 29. Dec. 1817, „daß eine Criminaluntersuchung gegen ihn nicht stattfindet“. Endlich kam die Angelegenheit auch in der Conferenz des preuß. Staatskanzlers, Fürsten v. Hardenberg, und des östr. Gesandten am berliner Hofe, Grafen v. Zichy, mit dem Großherzog in Weimar am 14. Dec. zur Sprache; doch der Blick dieser Staatsmänner unterschied sogleich das Wesentliche des Wartburgsfestes von dem Unwesentlichen, was gegen die Anordnung desselben zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beschwerden Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherz. Staatsministers Freih. v. Fritsch an den Großherzog über das Fest der Wartburg („Allgem. Zeit.“, 1817, Nr. 355) rechtfertigte ebenfalls die Studirenden in Jena. Dasselbe bezugte der großherz. Staatsm. Ge. v. Edling in s. Mundschreiben vom 19. Dec. an sämtliche großherz. Residenten bei den verschiedenen Höfen („Allgem. Zeit.“, 1818, Nr. 15), in welchem u. A. auch die Überzeugung des k. östr. Gesandten angeführt ist, „daß die Sache nicht so sei, wie man sie dargestellt habe“. (Vgl. D. Kieser's Schrift: „Das Wartburgsfest am 18. October 1817“, Jena 1818, 146 S.) Als aber dessenungeachtet einige Schriftsteller in der jugendlichen Begeisterung nur revolutionnaire Schwärmerei, und in der allgemeinen Burschenschaft

eine Verschwörung zur Republikanisirung Deutschlands erblickten (z. B. S. Nöcher, „Die Wartburgfeier, mit Hinsicht auf Deutschlands religiöse und politische Stimmung“, Berlin 1818), so ward durch diese Beschuldigungen und andre von ihnen herbeigeführte Umstände eine solche Erbitterung erregt, daß einzelne Jünglinge die Besonnenheit verloren, hier Nothheit, dort Anmaßung zeigten, und Unordnungen bezüglicher Hochschulen und ihrer Lehrer den Vorwand liehen. Endlich glaubte ein schwärmerischer, von s. Zeit überhaupt zur fixen Idee des Märtyrertums hingetriebener Jüngling (s. S a n d) sich durch ein Verbrechen dem Tode für das Vaterland weihen zu müssen; nun klagte man den Geist aller Hochschulen Dessen an, was der unsehlige Wahnsinn jenes Unglücklichen verübt hatte; der Bundestag stellte alle deutsche Hochschulen unter besondere polizeiliche Aufsicht, und jede ähnliche Versammlung, sowie die Theilnahme an der Burschenschaft, ward als strafbar untersagt. K.

W a r t e, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Feudzeiten nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Gegend übersehen, und die Annäherung eines Feindes, oder auch Reisender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchen Thurne, der auch Schauturm, Hochwacht genannt wurde, Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts, der davon seinen Namen hatte. Jetzt ist dieses Wort nur noch in der Benennung Sternwarte (Observatorium) gebräuchlich.

W a r t e g e l d, eine Art Pension, welche man Denjenigen gibt, die zum Staatsdienste bestimmt und für fähig oder berechtigt dazu anerkannt sind, deren Eintritt in die wickl. Dienstthätigkeit aber durch äußere Umstände aufgehalten wird. Die gewöhnlichsten Fälle sind Auflösung e. Staatsbehörde, eines Armeecorps, Abtretung einer Provinz, wobei man Demjenigen, welchen man für den Staatsdienst disponibel erhalten will, bis zur Wiederanstellung e. Interimsgelalt bewilligt. 37.

W a r t e n b u r g (T r e f f e n b e i), am 3. Oct. 1813. Der Feldmarschall Blücher, entschlossen, durch die Versetzung seines Heeres auf das linke Elbufer dem Krieg eine entscheidende Wendung zu geben, brach am 26. Sept. aus dem Lager bei Baugen auf und marschirte mit Pontons bis zum 3. Oct. über Ramenz, Eissterwerda, Herzberg, Tessen nach Elster: eine Bewegung, deren Ausföhrung für immer in der Kriegsgeschichte Epoche machen wird. Der großen franz. Armee blieb dieser Marsch verborgen, doch traf am 2. Oct. das 4. franz. Corps und ein Theil des 7. unter General Bertrand bei Wartenburg ein, um diesen Übergangspunkt zu decken, der als solcher bereits durch kleine Abtheilungen der Nordarmee gefährdet worden war. Jenes Corps vertrieb die wenigen auf das linke Elbufer übergezangenen Truppen der Nordarmee, und besetzte die Dörfer Globig, Bloddin, Wartenburg — letzteres als Mittelpunkt —, sowie die daran liegende durchschnitene buschige Gegend; die Fronte war nur auf wenigen durch Batterien gedeckten Dämmen zugänglich, von einem todten Arme der Elbe geschützt. Die Preußen schlugen 2 Schiffbrücken. York ging zuerst über; ihm folgten Langeron und Sacken. Das Corps des Generallieut. v. York — der von diesem Tage den Ehrennamen Graf York v. Wartenburg führt — begann den Angriff auf die unüberwindlich scheinende Stellung des Feindes am Morgen des 3. Oct. Zuerst suchte eine Brigade in der Fronte von Wartenburg Terrain zu gewinnen, eine andre unter dem Prinzen Karl v. Mecklenburg strebte, Bloddin zu nehmen und so den Feind rechts zu umgehen. Während jene vorwärts Wartenburg ein blutiges, aber unentschiedenes Gefecht bestand, eroberte diese nicht ohne Verlust Bloddin, schwenkte rechts und drang nach Globig. Jetzt rückten die 3 übrigen Brigaden des Corps — die des Gen. Maj. v. Horn an der Spitze — gerade auf die feindliche Stellung an. Der Zugang nach Wartenburg war nur auf einem schmalen Damme möglich, die Truppen ließen

sich zum Feuern verleiten und verloren dabei unverhältnißmäßig, ohne daß der Zweck des Gefechts erreicht worden wäre. Da setzte sich der Gen.-Major v. Horn an die Spitze des 2. Bataillons vom Leibinfanterieregiment, und führte es mit dem Ausrufe: „Ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut!“ vorwärts, und in einem Anlaufe ward das Dorf mit dem Bajonnet genommen. Die Umgehung desselben durch Abtheilungen links und rechts machte den Sieg vollständig; der abziehende Feind stieß auf die während des immer weiter in seiner rechten Flanke und Rücken angerückte Brigade des Prinzen Karl, und gerieth dadurch vollends in Unordnung. Nachmittags um 2 Uhr hatte die preuß. Tapferkeit den Sieg entschieden. Das Corps des Generallieut. v. York, ungefähr 24,000 M. stark, hatte 70 Officiere, 2000 M. todt und verw., der Feind (20,000 M. mit 60 Kan.) verlor einige Tausend Todte und Verw., 1000 Gef., 13 Kan., 80 Kriegswagen. Der Gen. Bertrand würde die natürlichen Vertheidigungsmittel besser benutzt und unter so günstigen Verhältnissen den Übergang vielleicht unthunlich gemacht haben, wenn ihm Zeit geblieben wäre, sich von den örtlichen Verhältnissen seiner Stellung genau zu unterrichten; er zog sich gegen Wittenberg zurück. Das Ergebnis dieses Treffens war die Festsetzung der schlesischen Armee auf dem linken Elbuser, was ihre Vereinigung mit der Nordarmee entschied. Jenem braven Bataillon danke der heldenmüthige Heerführer auf eine Art, welche den Geist der Armee überhaupt bezeichnet. Als nämlich das Corps nach der Schlacht vor dem General v. York desfilirte, grüßte er alle Bataillonsführer, doch als jenes nahe, und seine Frage, ob dieses das 2. Bataillon vom Leibregiment sei, von dessen erstem Zuge bejaht wurde, zog er schweigend den Hut und bedeckte sich nicht eher, als bis das ganze Bataillon vorüber war.

Warze, im Allgemeinen ein unregelmäßiger Auswuchs auf der Oberfläche eines organischen und thierischen Körpers. Bei dem Menschen insbesondere ist es ein solcher Auswuchs auf der Hand, welcher die Größe eines Hirsenkorns bis zu der einer Erbse und noch mehr erreicht. Man hält sie gewöhnlich bloß für eine Verdickung des Oberhäutchens (der Epidermis); dies ist sie aber nicht, denn sie kommt mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, ist zwar anfangs noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber diese bald, indem sie weiter heranwächst. Man muß sie für das Erzeugniß einer Ausartung des Bildungstriebes der Haut halten, und manche Menschen haben eine besonders starke Anlage dazu, bei denen sie häufig, vorzüglich an den Händen, zum Vorschein kommen. Sie werden nicht anders geheilt, als durch Zerstörung ihrer Wurzeln, durch Ausschneiden, Brennen oder durch Ätzmittel. Nicht selten stirbt jedoch die Wurzel von selbst ab, und die Warze verschwindet.

Wasa, ein alter Ritteritz in der schwedischen Provinz Upland, 3 Meilen von Stockholm, ist das Stammhaus des Geschlechts d. N. (S. K. Gustav I). Der letzte Sproß dieses Hauses in Schweden, die Prinzessin Sophie Albertine, die Schwester Gustavs III. und Karls XIII., die Schwesertochter Friedrichs d. Gr. und die letzte Äbtissin des Stiftes Quedlinburg, starb am 17. März 1829 zu Stockholm. Seit dem Mai 1829 führt der Prinz Gustav v. Schweden den Titel eines Prinzen v. Wasa.

Wasa, See- und Handelsstadt im russischen Gouvernement Finnland, mit breiten geraden Straßen, dem verfallenen Schlosse Karlsholm, dem schönen Gustavöplate und einem Schiffwerfte, hat gegen 2800 Einw., welche Schifffahrt und Handel mit Theer, Pech und Roggen treiben. Die Schiffe müssen in dem neuen Hafen Smultrondren anlegen, da der alte unbrauchbar ist. Der schwedische König Karl IX. legte Wasa 1606 an, und nannte sie nach dem Namen der königl. Familie. Seit 1809 ist sie mit dem übrigen Finnland an Rußland abgetreten worden.

Waser (Johann Heinrich), Pfarrer zu Kreuz, einem Dorfe im schweizeri-

schen Canton Zürich, bekannt wegen seines unglücklichen Endes, geb. zu Zürich, wo sein Vater Bäcker war, hatte gute natürliche Anlagen und widmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber aus Neigung mit Physik und Mathematik. Er erhielt sehr bald die Priesterstelle zu Kreuz, ward aber derselben entsetzt, weil er bei Untersuchung der Almosenrechnungen mit den Boigten des Dorfs in Zwist gerieth und von diesen bei dem Rathe zu Zürich, obwohl ohne hinreichende Beweise, verklagt wurde. Diese Bestrafung erregte in ihm einen unauslöschlichen Haß gegen die Regierung des Cantons. Er lebte hierauf, ohne Anstellung, zu Zürich von dem Vermögen seiner Frau, und als dieses aufgezehret war, vom Ertrage literarischer Arbeiten. Sein großer Hang zur Politik ließ ihn an den Begebenheiten seines Vaterlandes einen vielleicht zu leidenschaftlichen Antheil nehmen, wodurch er einen Theil s. Mitbürger wider sich ausbrachte. Als ein fähiger Kopf ward er auch von bedeutenden Männern in Staatsgeschäften gebraucht. Es schien jedoch, als wenn er, aus Haß gegen die Regierung, mehr wider als für sein Vaterland arbeite, und dieses in eine allgemeine Verwirrung stürzen wolle. Man beschuldigte ihn dieser Absicht, besonders bei der Gelegenheit, als zwischen Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als er bei einem über den Zürichersee zwischen den Cantonen Zürich und Schwyz entstandenen Prozesse in öffentlichen Schriften die Partei des letztern gegen seinen vaterländischen Canton nahm. Ein Vorfall, der sich damals in Zürich ereignete, daß nach der Abendmahlsfeier mehre Personen erkrankten, welches man einer Vergiftung des dabei gebrauchten Weines zuschrieb, ward ihm ebenfalls Schuld gegeben; doch konnte diese Beschuldigung nicht erwiesen werden. Eine sehr wichtige Urkunde, die ihm der Stadtschreiber zu Zürich aus dem Stadtarchive zu einem gewissen Behufe anvertraut hatte, suchte er zu unterschlagen. Deswegen, und weil er in auswärtigen Zeitschriften geheime Nachrichten über die Verfassung der Schweiz bekanntgemacht hatte, ward er gefänglich eingezogen. Er suchte sich zwar durch eine gefährliche Flucht zu retten, aber der Versuch mißlang. Nach langem Prozesse räumte er endlich die Entwendung wichtiger Bücher und Handschriften von der Stadtbibliothek und militairischer Pläne und Zeichnungen ein, und ward daher der Landesverrätherei schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt, den er 1780 auf dem Blutgerüste mit Fassung erlitt. Sein „Historisch-diplomatisches Jahrbuch zur Prüfung der Urkunden u.“ (Zürich 1799) ist ein brauchbares und geschätztes Werk; so auch seine Uebers. von Lucian's Schriften a. d. Griech. (Zürich 1769 — 73, 4 Thle.).

Wasgau, s. Vogesen.

Washington (George), Nordamerikas erster Bürger, Feldherr und oberster Beamter, im Sinne des Alterthums einer der größten Männer seiner Zeit, wurde 1733 in der Grafschaft Fairfax in Virginien geb., wo sein Vater ein reicher Pflanzler war, und wo ungefähr 60 Jahre früher sein Großvater, der aus England der damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, sich niedergelassen hatte. Der junge W. erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, dann auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginien's. Bei glücklichen Anlagen machte er gute Fortschritte, und studirte besonders Mathematik. Nach beendigten Studien lebte er, wie die meisten Gutsbesitzer in Virginien, auf seiner Pflanzung, und trat, wie andre Staatsbürger, unter die Miliz. Als 1752 zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika, wegen der Befestigungen, welche die Letztern am Ohio anlegten, Feindseligkeiten ausbrachen, wurde W. von dem engl. Gouverneur in Virginien an den franz. Befehlshaber als Unterhändler abgesendet. Er kam zurück, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, hatte sich aber bei dieser Gelegenheit genaue Kenntniß der Umstände verschafft, ward nun, als Major, mit 300 M. virginischer Miliz gegen die neuen Anlagen der Franzosen am Ohio abgeschickt, und vertheidigte sich muthvoll und klug gegen

eine weit überlegene Anzahl Feinde. 1755 ward er Oberst und Adjutant des Generals Braddon, führte ein Corps virginischer Scharfschützen und Freiwilliger an, zeichnete sich als Parteigänger im kleinen Kriege aus und erwarb sich dadurch die Achtung seiner Mitbürger. 1759 gab er den Kriegsdienst auf, heirathete eine reiche Erbin und lebte nun auf seinen Pflanzungen ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Als 1773 die Mißhelligkeiten zwischen den engl. Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in wirkliche Unruhen ausbrachen (s. Verein. Staaten), bewaffnete W., zum Theil auf eigene Kosten, die Miliz von Virginien, übte sie in den Waffen und stellte sich an ihre Spitze. Nachdem bei Lexington (19. April 1775) das erste Blut in diesem Kriege vergossen worden war, beschloß am 10. Mai der zu Philadelphia versammelte Congress die Errichtung eines stehenden, von sämmtlichen Provinzen zu befolgenden Heeres, und ernannte W. einmüthig zum obersten Befehlshaber desselben. Nicht leicht hat ein Feldherr unter mißlichen Umständen sein Amt angetreten. Es fehlte den Amerikanern beinahe an allen Kriegsbedürfnissen, und die Truppen, größtentheils Freiwillige, konnten einer strengen Zucht nicht unterworfen werden. W.'s seitdem bekannt gewordene Berichte an den Congress schildern seine damalige Lage. Es gelang ihm jedoch, die Schwierigkeiten nach und nach zu beseitigen, und mehr durch Vorsicht, durch die er sich während des Kriegs wirklich groß bewiesen hat, und durch die geschickte Anwendung des Tirailleursystems als durch gewagte Unternehmungen die geübtern Truppen des Feindes zu bekämpfen. Im Anfange 1776 nöthigte W. den engl. General Howe, Boston zu verlassen, aber die folgenden Kriegsbegebenheiten d. J. fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Der meisterhafte Rückzug W.'s von Long-Island, und seine Geschicklichkeit, einem Haupttreffen auszuweichen, verhinderte größere Unfälle. Durch einige gelungene Unternehmungen, den Überfall eines heftigen Corps bei Trenton und eines englischen bei Princetown, gab W. den Amerikanern neuen Muth. Die ausgedehnte Vollmacht, welche er nun vom Congress erhielt, setzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennehmung eines engl. Corps unter Burgoyne (17. Oct. 1777) bei Saratoga und der Beistand Frankreichs gaben der Sache Amerikas ein großes Übergewicht. Endlich entschied den Kampf die Gefangennehmung von 7000 Engländern u. s. w. unter Lord Cornwallis bei Yorktown (19. Oct. 1781): ein Sieg, der W.'s Feldherrntalent verewigt hat. Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen, und knüpfte Unterhandlungen an, welche den pariser Frieden (3. Sept. 1783) zur Folge hatten. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner wurde von England anerkannt. W. legte nun die Befehlshaberstelle nieder, ging, von dem Danke und der Achtung seiner Mitbürger begleitet, auf seinen Landsitz Mount-Vernon in Virginien zurück und verlebte hier einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, ward im Sept. 1787 ein Convent zu Philadelphia versammelt, und W. einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Von jetzt an entsagte er seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd, auf immer. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende Verfassung der Vereinigten Staaten, in deren Gemäßheit 1789 ein neuer Congress zusammenberufen, und W. zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten 4 Jahre, und nach Verfluß derselben zum zweiten Male wieder gewählt wurde. Er verwaltete den Staat mit Weisheit, Tugend und Würde. Ihm zur Seite stand der geistvolle, beredte, aufgeklärte Hamilton, sein Freund und einer der größten Staatsmänner Nordamerikas. Es ist Thatsache, sagt Bristed, daß die Vereinigten Staaten in der 8jährigen Periode der Verwaltung W.'s aus der tiefsten Nationalzerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehens, des innern Wohlstandes und des Ruhms erhoben. Der

öffentliche, vorher gänzlich vernichtet gewesene Credit lebte wieder auf; das Vertrauen kehrte in die fast aufgelösten Privatverbindungen zurück; der gelähmte Handel ward frei und umspannte die alte und die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchgeschriehen zu sein schien, erhielt eine sichere Bürgschaft, und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlstande und dem Fleiße des Volks, ohne auf beiden zu lasten, der Rechtsgang fand die freie und sichere Bahn des Gesetzes; der Charakter des Volks entfaltete sich zu einem edlen Bürgerthume, und Europa sah mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk der von W. gegründeten und in das Leben eingeführten Verfassung, ob schon, nach Brissot, Hamilton's Verfassungsplan der Unionsregierung noch mehr Kraft und Einfluß gesichert haben würde, als der von dem vorsichtigen W. entworfene mildere Unionsvertrag. Ungeachtet dieser Verdienste, die W.'s Namen in der Geschichte der Menschheit unsterblich machen, mußten unverdiente Beschuldigungen, die der Parteigeist in den letzten Jahren gegen ihn erhob, bittere Gefühle in ihm erregen. Als sein Amt als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf sein Landgut zurück, mit dem Bewußtsein redlich erfüllter Pflichten und dem Beifall aller Guten. Er starb hier am 14. Dec. 1799 in einem Alter von 67 J. Sein Tod ward in den Verein. Staaten mit aller Feierlichkeit und selbst im Auslande betrauert. Die Bundesstadt, die seinen Namen führt, erhält sein Andenken. In seinem Testamente gab er seinen Sklaven die Freiheit, und vermachte beträchtliche Summen zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder. Das Grab des großen Mannes in seinem Garten zu Mount-Vernon, am Ufer des Potowmac, bezeichnet kein Stein noch Inschrift. Aber nach einem Beschlusse des Congresses vom J. 1830 wurden W.'s Überreste nach Washington gebracht und in dem daselbst ihm errichteten Denkmale beigesezt. W.'s Statue von Canova steht in Raleigh, der Hauptst. Nordcarolinens, eine andre, von Chantrey, steht in Boston, eine dritte in Baltimore. W.'s Bildniß und Namen begegnet man in den Ver. St. überall in den Straßen, Canelen, Gasthofszeichen, Compagnien und Taufregistern. — W. hatte eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Ausdauernde Kraft bei rings umher sich anhäufenden und mehrmals zu einer furchtbaren Größe anwachsenden Schwierigkeiten, unerschütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Kränkungen, eine bei dem lebhaftesten Ehrgefühl auch den politischen Verhältnissen gebührende Achtung und Bescheidenheit, Festigkeit bei entscheidender Einsicht, ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit, und die schöne Verbindung vernünftiger Strenge mit vernünftiger Milde; diese Eigenschaften bezeichnen den Charakter des ebenso liebeichen als kraftvollen, ebenso großen als guten Mannes. S. Marshall's und Bancroft's „Essay on the life of G. Washington“ (Worcester in Nordamer. 1807); Josch's „Washington u. die nordamer. Revolution“ (Gießen 1817). Jared Sparks gibt die in Mount-Vernon hinterlass. Papiere W.'s u. d. L.: „The works of G. Washington“ (mit Anm., in 8 — 12 Bdn., Boston 1828 fg.) heraus. K.

Washington, die Haupt- und Bundesstadt der Verein. Staaten (301° 2' 3" N. L. u. 38° 53' N. B.), auf einer von 2 Armen des Potowmac gebildeten Landzunge, und zwar auf der maryländischen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von dessen Mündung, in dem Districte Columbia (s. d.), der unter den Gesetzen des Congresses steht. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Hauptstadt für den verbündeten Staat fühlte, entschlossen sich die Staaten Maryland und Virginia, zu diesem Behufe einen fast im damaligen Mittelpunkte der Republik belegenen Platz dazu anzuweisen, 280 engl. Meilen vom Meere entfernt. In der Mitte desselben erbaute man nun eine Stadt, die man nach dem Helden der amerikanischen Freiheit benannte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen

Plan, und Washington dürfte, wenn es einmal vollendet sein wird, eine der schönsten Städte des Erdbodens werden. Die Umgebungen sind vortreflich; die Querstraßen sämmtlich 90 — 100, die Hauptstraßen 130 — 160 Fuß breit, alle schnurgerade gezogen, die öffentlichen Plätze groß und majestätisch, die Häuser nach einem Ebenmaße im neuesten Geschmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel stehende Capitol, der Palast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Casernen prachtvoll, aber noch ist keine Straße ganz ausgebaut. Im J. 1810 enthielt W. 1700 H. und 9200 E., worunter 5900 Weiße und 2300 Neger; im J. 1819: 11,300 Einw., 43 öffentliche Gebäude, 2028 Wohnhäuser, 129 Läden und Handelsgebäude; im J. 1830: 2300 Häuf. und 17,000 Einw. — Georgetown (7400 Einw.), mit einer katholischen Universität und dem Hafen, ist bloß durch den Fluß von ihr getrennt. Die neu angelegten Straßen, welche nach den Staaten, in die sie führen, benannt sind, bilden zum Theil Winkel, welche man Avenuen nennt. Von der Umgegend unterscheiden sie sich an einigen Stellen nur durch Reihen ital. Pappeln. Man findet 4 Kirchen, für die Episkopalen, für die Presbyterianer, für die Baptisten und für die Katholiken. Seit 1801 befindet sich in W. der Sitz des Generalcongresses (in dem Capitol; im Saale der Kammer der Repräsentanten ist Lafayette's Marmorbüste aufgestellt), des diplomatischen Corps, der Unionsbank und aller Centralbehörden; auch hat W. eine Bibliothek, eine Sternwarte, das Colombiainstitut, eine medic. u. a. Gesellsch., öffentliche Schulen, Druckereien, viele Handwerker und Handel. Der geräumige Hafen ist für große Schiffe zugänglich; schon 1813 wurden aus demselben für 1,327,000 Dollars Waaren versendet. Am 24. Aug. 1814 traf die Stadt das Unglück, daß die Briten daselbst einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palast des Präsidenten, das Schatzkammergebäude, das Zeughaus, die Werste, die Repschlägereien, selbst die 3 Brücken über den Potowmac zerstörten; ein Schaden, der auf 2,303,000 Dollars geschätzt wurde. Das Capitol und die Wohnung des Präsidenten sind wiederhergestellt. 90 marmorne Capitälcr, mit großen Kosten aus Italien eingeführt, schmücken die Säulen des Capitols, dessen Bau 225,000 Pf. St. (1 Mill. Dollars) gekostet hat. Ihm gegenüber steht Washington's Bildsäule zu Pferde. — Eine dritte Stadt in dem Districte Columbia, Alexandria (8200 E.), am rechten Ufer des Potowmac, hat Schiffbau und Handel. — Washingtonia, eine Colonie auf der Landzunge von Korinth, in der Nähe des Hafens Cenchrea, welche der nordamerik. Griechenverein zu Newyork und Boston, im Jahr 1829 für die ehemaligen Bewohner von Scio, Nivati und Athen gegründet hat.

Washington's - Inseln (oder die neuen 8 Marquesas - Inseln, 139° 5' — 140° 13' W. L. von Greenwich, 7° 50' — 9° 30' S. Br.). Unter ihnen ist Nukahiva (s. d.) die wichtigste. Sie wurden entdeckt und benannt vom amerik. Cap. Robert 1792, beschrieben vom Cap. H. v. Krusenstern und neuerlich vom amerik. Cap. Porter (in seinem „Journal of a cruise made to the pacific ocean 1812 — 14“, Newyork 1825, 2 Bde.). Porter nahm diese Inseln für die Vereinigten Staaten in Besitz, ohne dazu beauftragt zu sein.

Wassanah ist eine erst 1816 durch einen arabischen Kaufmann, Sidi Hamet, in Nigritien aufgefundene Stadt, beinahe 2 deutsche Meilen im Umfange, 60 Tagereisen südöstlich von Tombuctu (Timbuctu). Auf der Südseite fließt der große Strom Sadi, den die Einw. Jolibib nennen, vorüber. Die Stadtmauern sind stärker und höher als die zu Tombuctu und bestehen aus großen, ohne allen Mörtel aufeinandergelegten Steinen. Die Stadt ist viereckig, hat auf jeder Seite ein großes Thor, und besteht aus niedern Hütten, ebenfalls von Steinen ohne Mörtel gebaut, mit Dächern aus Rohrstäben gefertigt, über welche breite Palm- oder ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwischen diesen niedern Hütten befinden

sich enge Durchgänge. Das königl. große und hohe Wohnhaus hat ebenfalls eine viereckige Gestalt, ist aber aus Steinen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht so harten weissen Masse zusammengefügt sind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt so viel Einw. als Tombuktu, wenigstens besteht ihre Anzahl aus mehr als 300.000 Seelen. Die Vornehmen von Waffanah tragen Hemden von weissem und blauem Zeuche, weisse kurze Beinkleider und zum Theil noch einen langen Kaftan, mit einem vielfarbigen Gürtel. Die unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts, welche fast alle sehr wohlbeleibt sind, kleiden sich in weisse und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib befestigte Gewänder, und schmücken sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und Haare mit einer Menge kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muschelschalen. Der König führt den Titel *Altu*, d. h. guter Sultan, trägt ein weisses Hemde, lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose, und einen rothen Kaftan mit Ärmeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidnen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er trägt auch Arm- und Fußbänder von feiner bunter Seide und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reicht ihm von der Brust bis zu den Hüften und ist mit den schönfarbigen Enden um seine Arme und Beine geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen, feingefärbten, mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit goldenen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend, auf der Brust einen Büschel blendender Steine und Muscheln und an der Seite einen goldenen Dolch in einer solchen Scheide. Er reitet auf einem Zement (schwarzen Elefanten), ein Thier, welches 3 Mal höher als das größte Kameel ist. Der Charakter dieser schwarzen Einwohner von Waffanah ist gastfrei, gutmüthig und ehelich, wenigstens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus Gerste, Reis, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu sein. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum, werfen sich nieder, zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und beim Neumonde begeben sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen, die in Singen, taktmäßigem Schlagen auf Felle, welche über ausgehöhlte Hölzer gespannt sind, und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder auch Kokoschalen besteht. Vom Lesen und Schreiben haben sie gar keine Kenntniß, wohl aber einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Flusse mit Bötten von ausgehöhlten Baumstämmen, die 15 — 20 Neger fassen, betreiben. Sie tauschen für Sklaven Elefantenzähne, Gelsteine, Gold und Schalthiergehäuse, andre auch europäische Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird mit dem Spaten angebaut. An der Flussseite wächst Reis. Ochsen, Kühe und Esel sieht man daselbst häufig; Kameele, Pferde, Maulthiere und Ziegen fehlen; desto mehr gibt es in und bei Waffanah schönfarbiges Geflügel, Eier und Fische in Menge. Auch Krokodille werden hier gefunden. S. James Riley's „Reise“ (London 1807).

**W a s s e r.** Dem elastischen, trockenen, durchsichtigen Naturkörper, der Luft, steht das unelastische Flüssige, das alles spezifisch Gebildete auflösende, alle Trennung und Wiedervereinigung befördernde Masse, das Wasser, entgegen. Es durchfließt die Erdrinde, umgibt sie als Meer, erfüllt als Dunst und Dampf den Luftkreis bis zu einer gewissen Höhe, ist eine Bedingung alles organischen Lebens, wirkt selbst bei der Gestaltung vieler unorganischen Körper, und wird, bei unaufhörlicher Zersetzung und Wiederausammensetzung, stets in den Urquell, woraus es in den mannigfaltigsten Gestalten entspringt, zurückgeführt. Schon früh hielt man es für einen einfachen Urstoff (Element), bis man später (wie schon Newton aus der Lichtbrechenden Kraft desselben geschlossen hatte) durch die nähere Kenntniß des Wasserstoffgases ein Zusammengesetztes darin erkannte. Die Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers gehört dem Engländer, Heinrich Cavendish, der 1781

durch seine Versuche darauf geführt wurde. Sie wurde durch die franz. Chemiker, besonders Lavoisier, Bucquet, Fourcroy, Bauquelin bestätigt. Man fand, daß reines Wasser aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas besteht, und zwar, wie neuere genaue Versuche ergaben, von jenem 11,06, und von diesem 88,94 Gewichttheile enthält. Es wurde nämlich Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in Apparaten verbrannt, wo man das Gewicht der Gasarten vor dem Verbrennen mit dem Gewichte des dadurch erhaltenen Wassers und des übriggebliebenen Gases genau bestimmen konnte, und fand jedesmal, daß das erhaltene Wasser so viel als die verschwundenen Gase wog. Neuere Naturforscher sind durch die elektrischen Erscheinungen veranlaßt worden, wieder zu der ältesten Ansicht, daß das Wasser ein Element sei, zurückzukehren, indem sie das indifferente Wasser sich durch die beiden *E l e k t r i c i t ä t e n* (s. d.) in jene beiden, einander polarisch entgegengesetzten Stoffe umwandeln lassen. Das reinste Wasser ist dasjenige, das der in hohen Gegenden aufgefangene Regen oder Schnee liefert, und worin sich keine Spuren fremder Stoffe entdecken lassen. Da dies jedoch selten der Fall ist, so verschafft man sich reines Wasser durch Destillation. Es ist in dem Zustande seiner Reinheit eine farblose, vollkommen durchsichtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Bei der Mitteltemperatur unserer Atmosphäre bleibt das Wasser stets flüssig, vermindert sich aber die Wärme bis unter 0 des Thermometers (oder 32° Fahrenheit), so gefriert es. In verschlossenen Gefäßen, oder wenn man die Oberfläche mit Öl bedeckt, kann es noch einige Grade unter 0 flüssig bleiben, so lange keine Bewegung stattfindet. Wenn das Wasser erstarbt, nimmt es, wie die meisten übrigen Körper, Krystallgestalt an. (S. Eis.) Diese Krystalle zeigen mancherlei Gestalten, die theils von der Heftigkeit der Kälte und der Schnelligkeit ihrer Bildung, theils von den verschiedenen Graden der Ruhe beim Frieren und ähnlichen Umständen abhängen. Die spießigen Krystalle zeigen sich unter einem Winkel von 60 — 120 Graden, und bilden so die Dendriten an den Fenstern, oder die hzackige Gestalt des Schnees. Wasser, das andre Stoffe, z. B. Säuren, Salze u. dgl., enthält, gefriert in der Regel langsamer, und zwar nach Verhältnis der Menge dieser Beimischungen. Wenn ein Theil einer solchen Auflösung erstarbt, so gefriert gewöhnlich fast nur das Wasser, und die rückständige Auflösung ist dann um so viel mehr concentrirt. Wenn das Eis aufthaut, erhalten sich die regelmäßigen Krystalle nebst den zuerst gebildeten Nadeln länger als das übrige, weniger regelmäßig Angeschossene. Die Dichtigkeit des Wassers ist nicht beim Nullpunkt des Thermometers am größten, sondern erst bei 3½ Réaumur über diesem Punkte. Von diesem Punkte an dehnt es sich beständig aus, sowol beim Abkühlen als bei der Erwärmung. Diese Ausnahme von den für die Einwirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper bestehenden Regeln ist von großer Wichtigkeit; denn wenn sie nicht stattfände, so würde ein großer Theil der kältern Erdstriche ganz unbewohnt bleiben. Das Wasser würde nämlich im Winter ziemlich bald, selbst in den größten Seen, bis zum Nullpunkt und darunter abgekühlt werden, und seiner ganzen Masse nach auf einmal erstarren. So aber sinkt das Wasser, sobald es bis zu 3½ abgekühlt ist, in den Seen zu Boden, und wenn endlich die ganze See diese Temperatur angenommen hat, so kann nur die Oberfläche derselben noch unter diesen Grad abgekühlt werden, weil nun das kältere Wasser leichter als das warme ist, und weil das Wasser, wie alle tropfbare Flüssigkeiten, den Wärmestoff sehr langsam leitet. Der Grund der Seen behält die angegebene Temperatur von 3½°, und das Wasser, das aus ihnen ausfließt, ist stets 3 — 4 Grade über dem Eispunkt erwärmt; es behält diese Temperatur auch auf dem Boden der Flüsse, daher selbst in den kältesten Wintern Ströme und Bäche selten bis auf den Boden gefrieren. Wird das Wasser von 3½° an erwärmt, so dehnt es sich allmählig aus, bis es unter 80° zu sieden anfängt. Einige Augenblicke vor dem Sieden hört man zuweilen einen tönenden Laut, der

baher rührt, daß die Blasen von Wassergas, die sich auf dem Boden bilden, während des Aufsteigens sich abkühlen und verdichten, wodurch ein luftleerer Raum entsteht, der vom Wasser ausgefüllt wird. Sobald die ganze Wassermasse die Temperatur von 80° angenommen hat, steigen die Dämpfe empor, und es entsteht das gewöhnliche Geräusch des Siedens. Der Wasserdunst folgt bei seiner Ausdehnung durch die Wärme den gewöhnlichen Gesetzen der Gasarten. Er hat einen so hohen Grad von Elasticität, daß er, in die stärksten Gefäße eingeschlossen, dieselben bei steigender Hitze zersprengt. Auf dieser Eigenschaft des Wassergases beruht der Mechanismus der Dampfmaschine (s. b.). Dem unsichtbaren Wasserdunst wird durch kalte Körper die Wärme entzogen, indem er sich in dem Verhältniß der Abkühlung verdichtet und sichtbar wird. Daraus beruht die Theorie der Bildung der Wolken, des Dampfes, der Nebel und anderer meteorischen Erscheinungen. Daher sehen wir den Hauch in kalter Luft, und daher beschlagen kalte Körper in warmen Zimmern. — Meteorwasser nennt man das durch die Luft aufgelöste und in Dunstform in die höhern Regionen geführte Wasser, das sich durch die Einwirkung der höhern und kältern oder der hinzuströmenden Luftschichten ein wenig verdichtet, in kleine Dampfbläschen umwandelt und bei stärkerer Verdichtung sich wieder auf die Erde ergießt. Es erscheint als Regen, Nebel, Thau, Schnee, Reif, Hagel. Es ist dem destillirten Wasser gleich, da aber die Atmosphäre bei nicht feuchter Witterung mit unzähligen Staubtheilchen und im Sommer mit Insekten, Gesämen und Blüthentheilchen angefüllt ist, durch die stromende Bewegung der Luft und Winde Stoffe verschiedener Art aus sehr entfernten Gegenden herbeigeführt werden, und das Wasser fast alle Stoffe auflöst, so hängt die Reinheit des Meteorwassers von Zufälligkeiten ab, und nach Maßgabe solcher zufälligen Umstände wird man daher in den Meteorwassern auch verschiedene hegemischte Stoffe entdecken. Alles Wasser auf der Erde (das tellurische Wasser) verdankt seinen Ursprung dem Meteorwasser, das in den oben genannten Formen, und zwar am häufigsten als Thau und wässriger Nebel, auf die Erde fällt, und theils über die Oberfläche wegrinnt, theils von der Dammerde eingesogen wird, oder sich in die Klüfte und Spalten der Gebirge senkt. So scheint das auf unserm Planeten befindliche Wasser in einem steten Kreislaufe zu sein, da es bald als Dampf in die Luft aufsteigt, dann von den, vermöge ihrer Dichtigkeit, kältern Höhen und Berggipfeln angezogen, und zu Quellen wird, bald als Regen von Neuem in tropfbar flüssiger Gestalt nach den tiefern Regionen zurückkommt. Die Annahme, welche die Quellen aus dem Anziehen der atmosphärischen Wasserdämpfe durch die Höhen entstehen läßt, erscheint im Allgemeinen als die wahrscheinlichste, wiewol auch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß in gewissen Fällen die aus dem Innern der Erde durch unterirdisches Feuer emporgetriebenen und in den höhern Luftschichten zu tropfbarer Flüssigkeit verdichteten Dämpfe wirksam seien. Weniger wahrscheinlich ist die Ansicht, daß das Innere der Erde ein ungeheures Wasserbehältniß sei, obgleich das Dasein großer unterirdischer Wassermassen und Flüsse nicht unerwiesen zu sein scheint. Während das mit Luft und kohlenfaurem Gas geschwängerte Wasser durch die Gebirgsmassen rinnt, löst es alle auflösbliche Stoffe auf, und zwar mehr oder minder, je nachdem es mit denselben längere oder kürzere Zeit in Berührung ist, sowie nach Verhältniß der Auflösbarkeit jener Stoffe und der Temperatur der Gebirge. Auf diese Weise ist es begreiflich, daß manche Quellen Jahrhunderte lang reichlich mit Substanzen geschwängert sind, wovon man im freien Zustande kaum Spuren an den Orten der Quellen gewahr wird. Noch wirksamer ist das Wasser, wenn es durch Erzeugung einer größeren Menge von Kohlensäure aus organischen Stoffen, oder von Schwefelsäure aus Schwefelkiesen und Schwefel die Felsen desto kräftiger durchdringen kann. Die durch Kalkberge rinnenden kohlenfauren Wasser kommen als incrusti-

rende Quellen zu Tage, oder bilden die Stalaktiten in Grotten und Höhlen. Die mineralischen Wasser hängen überhaupt einzig von der Beschaffenheit der Gebirge und Erblagen, welchen sie entspringen, und der chemischen Verwandtschaft und Masse ab. Der größte Theil der aus den Bergen entspringenden Quellen ist nur sehr schwach mineralisch. Beim Fortströmen entweicht vollends die darin enthaltene Kohlensäure, und die kalkigen und andern mineralischen Theile werden niedergeschlagen, weshalb die daraus entstehenden Flüsse immer sehr weiches Wasser enthalten. Das Brunnenwasser hingegen ist, mit Ausnahme der aus Flüssen entstehenden Quellen, immer schwach mineralisch, weil viele das flache Land durchziehende Wasseradern wenigstens immer Kohlensäure, Kalk, Kochsalz, Gyps finden. Das beste Trinkwasser liefert dasjenige Brunnenwasser, das völlig klar und geruchlos ist und den geringsten Gehalt von Erden, aber den größten Antheil von Kohlensäure hat. Man theilt die Erdwasser hinsichtlich ihres Gebrauchs in weiche, die das filtrirte Seifenwasser nicht zersetzen, und harte, bei welchen dies der Fall ist, die jedoch allmählig in jene, durch Abnahme aller oder einiger mineralischen Bestandtheile, übergehen. Die harten Wasser theilt man in gemeine Brunnenwasser, die weder specifisch auf den Organismus wirken noch technisch benützt werden, und in Mineralwasser. Diese zerfallen in Sauerbrunnen, Schwefelquellen (die theils eisenfrei, theils eisenhaltig sind), alkalische Wasser, Stahlquellen, Bitterwasser, Salpeterwasser, boraxhaltige Wasser, vitriolische Wasser, Eämentwasser, Kieselwasser, schwefeligsäure Wasser (in der Nähe der Vulkane), seifenartige Wasser, Salswasser, giftige Wasser. Vgl. Biot's „Erfahrungs-Naturlehre“ (3. A., 1. Bd.), worin auch mehre Versuche über die bald behauptete und bald bestrittene Zusammendrückbarkeit des Wassers vorkommen, über welche man bereits ein Werkchen von Zimmermann: „Über die Elasticität des Wassers“ (Leipzig 1779) besitzt. Gebrängt, aber sachreich unter dem chemischen Gesichtspunkte, mit ausführlichen literarischen Notizen ist der Art. Wasser in John's „Handwörterbuch der Chemie“ (Leipz. 1818, 4 Bde.).

**Wasserblei**, Molybdän, ein 1778 von Scheele und 1782 von Lyljetm entdecktes Metall von silberweißer Farbe, fast dem Glanze und der Härte des Silbers und 8,6fachem specif. Gewicht. Es ist fast spröde und zeigt nur wenig Geschmeidigkeit. Ohne Luftzutritt bleibt es in der stärksten Glühhitze unverändert und ist außerordentlich schwer zum Schmelzen zu bringen, indem es strengflüssiger als Stabeisen ist. Eine Art des Molybdänoxyds oder Kalkes gibt, in Wasser aufgelöst, die molybdänige Säure. In der Natur findet sich das Metall in dem Molybdänlanz und Selbbleterze.

**Wasserbruch**, s. Bruch.

**Wasserdampf**, s. Dampf.

**Wasserfall** (franz. cascade, von dem Ital. cascara, fallen), auch Catarakt (von dem Griech. καταρκτης, gewaltsamer Sturz), der Ort, wo das Wasser von einer Höhe in die Tiefe fällt, auch das fallende Wasser selbst. Es gibt natürliche und künstliche Wasserfälle. Unter den ersten sind die berühmtesten: in Europa der Rheinfluss bei Schaffhausen; in Afrika die Fälle des Nil; in Nordamerika der große Wasserfall im Lorenzflusse bei dem Fort Niagara (s. b.), und in Südamerika der große Fall des Parana, in Paraguay. Die schönsten künstlichen Wasserfälle sind in Frankreich, zu Marly unweit Versailles und zu St.-Cloud; bei dem Lustschlosse Loo in Göttern und auf der Wilhelmshöhe bei Kassel.

**Wassergalle**, auch Regengalle, ein Stück von einem Regenbogen, in einer einzelnen oder zerrissenen Wolke.

**Wasserhose**, eine furchtbare Erscheinung auf dem Meere, welche, jedoch mit abweichenden Nebenumständen, darin besteht, daß sich eine Wasserfäule aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, wobei sich das

Ihr entgegenstehende Meereswasser gleichfalls zu einem Regal erhebt, dessen Axe mit der des obern einerlei Richtung hat und sich mit demselben verbindet, oder fast umgekehrt ein Wasserregal aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt und sich mit dieser verbindet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher stillstand, fort, und zerplatzt nach einiger Zeit, wobei die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Krachen mit solcher Gewalt ins Meer stürzt, daß die Schiffe, welche sich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Thevenot sah beim Entstehen einer Wasserhose das Meereswasser zuerst gleichsam kochen, und sich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weißlich aussah und einen dicken schwarzen Rauch über sich zu haben schien. Dabei hörte man ein dumpfes Geräusch; bald schien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, wie vom Rauch, nach den Wolken in die Höhe zu steigen, welche bald verschwand, indeß andre an ihre Stelle traten. Zugleich senkten sich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Diese Röhren waren weiß und durchsichtig, anfangs leer, füllten sich aber mit Wasser, sobald sie die von unten aufgestiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre Dicke bis zum Umfange eines Baumstammes zu, den ein Mann umfassen kann. In den Röhren schlängelte sich das Wasser deutlich in die Höhe, sodasß sie einem mit Wasser gefüllten Darne glichen. Eine davon dauerte länger als die andre, verengte und erweiterte sich mehrmals und verschwand, nachdem das vom Meere zu ihr hinaufgehobene Wasser sich gesenkt und von dem aus der Wolke herabhängenden Theile getrennt hatte. Thevenot bemerkte zugleich, daß solche Wasserfäulen sich zuweilen in die Segel der Schiffe verwickeln, und daß sie im Stande sind, kleine Fahrzeuge emporzuziehen. S. R. Forster in seinen „Bemerk. auf einer Reise um die Welt“ (Berl. 1783) gibt von einer zwischen den Inseln von Neuseeland beobachteten Wasserhose folgende Nachricht: „Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am Morgen beinahe eine gänzliche Windstille; es stiegen einige Wolken am Himmel auf, und in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule heraufstieg, die sich mit einer andern, aus der Wolke herabkommenden, vereinigte. Bald nachher entstanden auf gleiche Art noch 3 andre Säulen. Die nächste war ungefähr  $\frac{1}{4}$  einer deutschen Meile vom Schiffe entfernt; sie schien unten an dem Meere einen Durchmesser von 70 — 80 Klaftern zu haben; hier tobte das Meer heftig, und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker als in der Mitte, woselbst er kaum 2 — 3 Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur eine hohle Röhre zu bilden, und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit vorrückten, erhielten diese eine schiefe Richtung und krümmten sich sogar bisweilen; auch ging die eine schneller als die andre. Je mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm dabei ein Geräusch, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffes, es regnete mehrmals und blizte, ohne daß man einen Donner gehört hätte“. Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo sie, nach Art der Wirbelwinde, große Verwüstungen anrichten. — Die wichtigsten Erfahrungen über die Wasserhosen lassen sich in Folgendem zusammenstellen: 1) Man nimmt sie nicht einzeln wahr, sondern 3, 4, 6 in kleinen Abständen, oder gleich nach einander; 2) immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Was-

ser in kochende Bewegung; 3) es findet dabei ein merkliches Geräusch statt, das unter dem Wasser zu sein scheint; 4) es bildet sich ein Nebel, ein Rauch, ein Dunst, der aufsteigt; 5) er macht ein eigenes, von dem vorigen genau zu unterscheidendes Geräusch; 6) es befindet sich jederzeit eine Wolke über der Wasserhose, die man nicht immer im Anfange bemerkt; 7) die Wolke ist nicht immer mit der Wasserhose verbunden, sondern steigt oft erst herab, dem sie hebenden Nebel entgegen, mit dem sie sich vereinigt; 8) die Wassersäule schreitet stoß- oder sprungweise vor; 9) die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortschreitenden Säule, unter welcher das Wasser bewegt ist; 10) fast niemals mit gleichem Schritte, sondern meistens langsamer; 11) die Wassersäule wurde niemals gleich dick wahrgenommen, sondern ihr Durchmesser war in der Mitte am kleinsten, an der Oberfläche des Wassers und nach den Wolken am größten; 12) ohne Ausnahme ward es kalt nach und bei einer Wasserhose; 13) gemeinlich zeigen sich Wasserhosen nur bei warmer Witterung; 14) es blitzt gewöhnlich dabei, oder mindestens zeigt die Wassersäule elektrisches Licht; 15) es regnet immer dazwischen; der Regen ist süß; es fällt stets, wo sie nahe kommt, Hagel; 16) sie entstand immer da, wo die Winde von der Lage der Landspitzen fast genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17) ihre Wirkungen, sobald sie aufs Land kommen, sind ganz den Wirkungen der Wirbel gleich; 18) sie sind mitten auf dem festen Lande nie, selten nur an den Küstenländern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen fast ohne Ausnahme von der See; 19) häufig fällt gegen ihr Ende eine Menge Wasser herunter. — Die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen sind noch nicht genügend aufgeklärt. S. Nimitz's treffliches Buch „Vom Blitze“ (Hamb. 1778), wo die elektrische Natur des Phänomens wahrscheinlich gemacht wird.

**Wasserkopf**, Hydrocephalus, im Allgemeinen gleichbedeutend mit Kopfwassersucht, möge diese nun in den äußern Theilen des Kopfes, oder zwischen den Hirnhäuten, oder im Gehirne selbst ihren Sitz haben, welche letztere beide Arten zu den häufigen und gefährlichsten Kinderkrankheiten gehören.

**Wasserleitung**, s. Aquäduct.

**Wasserprobe**, s. Orballen.

**Wasserscheu** (Hydrophobie) nennt man 1) im Allgemeinen den Zufall (das Symptom) bei einem Kranken, da er nicht im Stande ist, eine Flüssigkeit in den Mund zu nehmen und hinunterzuschlucken. Dieser Zufall hat seinen Grund in einer krampfhaften Zusammenziehung der Schlundmuskeln, und findet in mehreren, besonders in Nervenkrankheiten, die mit Krämpfen verbunden sind, statt. Am heftigsten, anhaltendsten und von den furchtbarsten Umständen begleitet, stellt er sich 2) in einer eignen Krankheit ein, die man deshalb auch mit diesem Namen bezeichnet hat. Diese Krankheit wird von dem kranken Thiere auf den Menschen übertragen und stellt in dieser Hinsicht ein furchtbares Gegenstück der wohlthätigen Kuhpocken dar. Die Wasserscheu entsteht in dem Menschen durch die Mittheilung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, am gewöhnlichsten von einem Hunde oder einer Katze, entweder durch den Biss oder durch eine andre Einbringung des giftigen Speichels dieser Thiere in eine Wunde an dem Menschen. (Vgl. Hundswuth.) Die Krankheit selbst bricht zuweilen bald nach geschehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus; zuweilen später. So ist z. B. in den „Verhandlungen der medicinischen Societät in London“ (5. Bd.) ein Fall erzählt, in welchem erst 9 Monate nach geschehener Verwundung die ersten Merkmale der Wasserscheu sich zeigten. Ihre Zufälle und Erscheinungen sind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingebracht ist, wird wieder roth, entzündet sich von Neuem, bricht wieder auf, und oft zieht sich von der Stelle der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatischen Gefäße. Zugleich stellt sich Niedergeschlagenheit des Gemüths, besondere Angst, und ein

trüber, scheuer Blick der Augen ein, es entstehen überhaupt mehre Zufälle eines wahren Nervenfiebers, Frösteln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verschiedenen Theilen des Körpers, der Puls wird meistens schnell, häufig und etwas hart. Das Athmen wird ängstlich, schnell und kurz, es erfolgt Ekel, Erbrechen, Schmerz in der Magengegend, Zusammenziehen des Schlundes. Letztere Erscheinung vermehrt sich endlich so sehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande ist, Wasser oder irgend eine andre Flüssigkeit zu sich zu nehmen, ja schon der bloße Anblick derselben oder sogar einer andern Sache mit glänzender Oberfläche kann, wenn die Krankheit ihre Höhe erreicht hat, den Anfall von heftigen Verzuckungen und zusammenschnürenden Krämpfen des Halses erwecken. Harte Speisen kann er jedoch noch verschlucken. Dabei verändert sich die Stimme des Kranken, er spricht hastig und in einem heisern Tone, sodas seine Sprache mit dem Wollen eines Hundes zuweilen eine Ähnlichkeit hat. Aus dem Munde sondert sich eine Menge Speichel ab, und es zeigt sich in den periodischen Wuthanfällen des Kranken eine besondere Neigung zu beißen und nach Allem, was er erlangen kann, zu schnappen. Der Speichel eines solchen Kranken, wenn er in die Wundwunde kommt, kann wieder anstecken und dieselbe Krankheit hervorbringen. Endlich erschöpfen sich die Naturkräfte in dem entseßlichen Kampfe, und der Tod erfolgt gewöhnlich am 6. oder 7. Tage, zuweilen auch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter Verzuckungen. Die Furcht vor dieser Krankheit hat in ältern Zeiten beinahe alle nähere Untersuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neuern Versuchen zufolge ist höchst wahrscheinlich das Wesen derselben in einer durchgreifenden eigentümlichen Entzündung, welche den ganzen Körper, vorzüglich aber das Nervengewebe der Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet. Diese Entzündung muß deshalb eine eigentümliche sein, weil sie von einem eigentümlichen thierischen Gifte, dem eingebrachten Wuthgifte, verursacht wird, und sie ergreift die thierisch-organische Sphäre der Reproduction so gewaltsam, daß sie diese zu der Erzeugung eines gleichen Giftes zwingt, und daher selbst die Thätigkeit der Nervensphäre, als der Beherrscherin der Reproduction, auf das heftigste verrückt. Hieraus sind alle bei der Krankheit vorkommende Erscheinungen, die Fieberbewegung, die periodischen Anfälle von Angst und Wuth, die Verzuckungen, die Krämpfe im Halse, die Veränderung der Sprache, endlich die Erzeugung des im Speichel befindlichen Wuthgiftes, abzuleiten. Daß durch diese Krankheit die Erhaltung des Körpers in der Quelle angegriffen, die Masse verändert wird, ist schon daraus ersichtlich, weil das Blut der Kranken, wenn es aus der Vene gelassen wird, ganz verändert ist, und statt die gewöhnliche dunkelrothe Farbe zu haben, eine gelblichgraue Farbe hat und aufgelöst, zersezt, ganz wässerig, dünn und flüssig erscheint. Die Heilung dieser fürchterlichen Krankheit ist zwar schon mit mancherlei Mitteln versucht worden, allein es hat noch keins sich unter allen Umständen bewährt gezeigt. Ein wichtiger Gegenstand der Cur ist zuvörderst die Verhütung des Ausbruchs der Krankheit. Ohne der mancherlei Mittel, welche der Aberglaube oder die Gewinnucht empfiehlt, einer Erwähnung zu würdigen, erinnern wir bloß an die Mairwürmer und an die von Münch empfohlene Belladonna; auch andre Nervenmittel sind von Ärzten empfohlen worden. Eine andre Methode, die streng antiphlogistische, ist in neuerer Zeit wieder hervorgesucht worden, und sie hat, außerdem, daß sie der neuesten Ansicht von dieser Krankheit entspricht, auch noch Dieses für sich, daß mehre auffallende Beispiele glücklicher Heilung sie empfehlen. Da die bei dem starken Aderlaß erfolgende Ohnmacht hauptsächlich eine Bedingung der heilsamen Wirkung desselben, gleichsam ein Wendepunkt der Krankheit sein soll, so haben einerseits mehre Ärzte angerathen, die Oeffnung bei dem Aderlaß ungewöhnlich groß zu machen, damit durch den schnelleren Abfluß des Blutes die Ohnmacht schneller herbeigeführt werde, anderntheils hat man den Vor-

schlag gethan, Ohnmacht ohne Abreiß zu bewirken. D. Nasse macht in dieser Rücksicht aufmerksam auf das von Parry versuchte Zusammendrücken der beiden Kopfschlagadern, auf das er in einem Falle Schlaf, in einem andern deutliche Vorboten der Ohnmacht beobachtet habe. Auch kann in dieser Beziehung ein von Rossi beobachteter Fall wichtig sein, wo ein von einem tollen Hunde gebissener und an Wasserscheu leidender Mann, nachdem er der Einwirkung einer Volta'schen Säule von 20 Plattenpaaren ausgesetzt worden, sofort von seinem Übel befreit ward, indem während des Schließens der Kette Ohnmacht stattfand. Am wichtigsten ist es, der Wasserscheu durch Verminderung der unnützen Hunde vorzubauen; die ekelhafte Narrheit der Hundeliebhaberei stürzt Tausende von Menschen in diesen schaudervollen Tod. Auch mit dem Magnetismus hat man, mittelst des Baquets, Versuche zur Heilung dieser Krankheit und Verhütung derselben, doch bis jetzt ohne entscheidenden Erfolg, angestellt. S. Wolfart's „Jahrbücher für den Lebensmagnetismus“.

**Wasserschraube** (Archimedische) oder **Wasserschnecke**, eine nach ihrem Erfinder benannte, sehr sinnreiche hydraulische Maschine, zur Erhebung des Wassers. Um eine gegen den Horizont schief liegende Spindel wendet sich, nach Art eines Schraubenganges, eine Röhre, welche oben und unten eine Öffnung hat. Die untere tritt ins Wasser, wird davon erfüllt, und dasselbe, beim Umdrehen der Spindel, allmählig durch die Schraubengänge geführt, bis es oben ausläuft. An der Theorie dieser Maschine haben sich die berühmtesten Geometer ohne befriedigenden Erfolg versucht. Ihre praktische Anwendung ist äußerst mannigfaltig. Weitere Erörterungen darüber findet man in Karsten's „Lehrbegr. der gesammten Mathematik“ (Greifswald 1771), im 6. Thl., Abschn. 36 u. 37.

**Wasserkstoffgas**, s. Gas.

**Wasserstraßen**. Nichts befördert besser den Verkehr unter den Menschen als die Wasserstraßen. Den vielen Wasserstraßen, die Griechenland wegen seiner Inselgattung hatte, verdankt es einen großen Theil seiner frühern Bildung. Dasselbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meisten Küsten und die höchste Bildung hat. Lag es geschlossen, wie Afrika, so ward es dieser Bildung nie theilhaftig. Die natürlichen Wasserstraßen hat man noch künstliche zu vermehren gesucht. Dies sind die Canäle (s. d.), deren Holland so viele hat, und auf deren Bau Frankreich und England so große Summen verwenden. In nördlichen Ländern haben die Canäle das Unangenehme, daß sie einen Theil des Jahres nicht fahrbar sind, wo sie das Eis bedeckt; dann tritt jedoch Schlittenbahn ein und verbindet die Menschen. Die wohlfeilste Wasserstraße ist aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff, bei günstigem Winde, in einem Tage 45 Meilen zurücklegt. Auch sind keine Frachten in der Welt so wohlfeil als die Seefrachten. Man rechnet, daß 500 Meilen Seefracht mit 25 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Strom) und 6 Meilen Landfracht gleich stehen. Welchen Einfluß dieses auf den Handel, besonders auf den Kornhandel hat, ist leicht zu erachten.

**Wassersucht** ist derjenige krankhafte Zustand des thierischen und menschlichen Körpers, welcher in einer regelwidrigen Anhäufung wässeriger oder lymphatischer Flüssigkeit sowol in einer von den Höhlen des Körpers als auch unter der äußern Haut besteht. Es gibt daher verschiedene Arten von Wassersucht. Ist die lymphatische Flüssigkeit innerhalb der Höhle des Schädels, so heißt es **Hirnwassersucht**, auch innerer **Wasserkopf** (s. d.). Ist die Wasseranhäufung zwischen dem Brustfell und den Lungen in der Brusthöhle, so heißt die Krankheit **Brustwassersucht**. Die **Herzbeutelwassersucht** besteht in einer Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in dem häutigen Sack, welcher das Herz umschließt. Bei der **Bauchwassersucht** sammelt sich diese Flüssigkeit in der Bauchhöhle. Als eigne Art wird die **Sackwassersucht** hieher gezählt, bei welcher

cher das Wasser in einem besondern häutigen Sacke im Unterleibe eingeschlossen ist. Die Hautwassersucht (Ödem) besteht in einer Ansammlung des Wassers in dem Zellgewebe unter der Haut. Der innere Wasserkopf findet am öftesten bei Kindern, seltener bei Erwachsenen statt. Er verräth sich bei denselben durch die ungewöhnliche Größe und Ausdehnung des Schädels, wobei die Fontanelle sehr groß ist, die Nähte getrennt, und die Schädelknochen bisweilen durchlöchert sind; ferner durch beständige Schläfrigkeit, Neigung zum Liegen, Stumpfsinn, sehr weite, für den Lichtreiz unempfindliche Pupillen, wozu endlich noch Lähmung der untern Glieder, oder Verzücungen, Erbrechen zc. kommt, unter welchen Zufällen der Tod erfolgt. Zu der Hirnwassersucht können wir die Rückenmarkswassersucht rechnen, die bei Kindern als Rückenpalte erscheint und oft mit dem innern Wasserkopfe verbunden ist. Bei dieser Krankheit pflegt an den Lendenwirbelbeinen ein Stück zu fehlen, wodurch eine Öffnung entsteht, aus welcher eine weiche Geschwulst sich hervordrängt. Manche Fälle von Lähmung bei Erwachsenen rühren wahrscheinlich auch von Wasseransammlung in den Hirnhöhlen und in der Rückenmarkshöhle her. Brustwassersucht ist im Anfange schwer zu erkennen, weil die Zeichen davon trüglisch sind, und von andern leichten Kränklichkeiten entstehen können. Angstliche und hypochondrische Menschen bilden sich daher ein, Brustwassersucht zu haben, wenn sie einmal einen Schmerz in der Brust, Beklemmung, Herzklopfen u. dgl. verspüren, was Alles von vorübergehenden Ursachen entstehen kann. Der Arzt kann aber nicht sorgfältig genug sein, auch bei den kleinsten Ausserungen dieser Krankheit dem Grunde derselben nachzuforschen, um sie in der Entstehung heilen zu können. Die Bauchwassersucht verräth sich bald durch die Geschwulst des Unterleibes, welche beim Stehen sich nach unten, beim Liegen auf die Seite senkt, auf welcher der Kranke liegt. Diese Geschwulst ist elastisch und gibt beim Anschlagen eine wellenförmige Bewegung zu erkennen. Dabei ist Kurzatmen bei Bewegung, Schwäche, Abzehrung, Durst, Abgang eines sparsamen, feurigen Urins zu bemerken; endlich gefellt sich noch auszehrendes Fieber hinzu. Der das Wasser einschließende Sack in der Sackwassersucht wird oft von dem Bauchfell allein, zuweilen auch von einem eignen Häutchen im Unterleibe gebildet. Die übrigen Gesundheitsumstände, der Urinabgang, Eßlust, Durst zc., sind bei dieser Wassersucht am wenigsten verändert, und sie kann, ohne lebensgefährlich zu werden, lange dauern. Die Hautwassersucht wird durch die Geschwulst in der Haut sichtbar, welche dem Fingerdrucke nachgibt und eine Zeit lang eine Vertiefung behält. Gewöhnlich fängt diese Geschwulst an den Füßen an und steigt allmählig höher. In der Folge gefellt sich oft innere Wassersucht dazu, nicht selten aber ist auch die Hautwassersucht Folge einer innerlichen. Die Haut mancher Theile kann in dieser Krankheit oft zu einem ungeheuern Umfang ausgebehnt werden, wodurch ihre Organisation so geschwächt, ihr Gewebe so ausgebehnt wird, daß endlich die Feuchtigkeit durchdringt, oft auch Lähmung der Lebenskraft der Haut eintritt. Dies geschieht um so schneller, wenn eine Entzündung, sie sei nun von Rothlauf oder von einer Verletzung, die geringe Lebenskraft vollends schnell aufreibt, wodurch meistens der Brand dazu kommt. — Die Entstehung der Wassersucht erklärt man sich auf folgende Weise. Die meisten innern Höhlen des Körpers sind mit einer dünnen, aber festen Haut (membrana serosa) umkleidet, welche mit einer unzählbaren Menge der feinsten Aderchen (Haargefäße) versehen ist. Diese hauchen beständig einen wässerigen Dunst aus, welcher die Wände der Höhle glatt und schlüpfrig erhalten und die Reibung derselben an einander und mit den in ihnen enthaltenen Theilen (z. B. den Lungen) vermindern soll. So öffnen sich auch in das Zellgewebe der Haut und unter derselben unzählige solche aushauchende Adern. Diese ausgehauchte dunst- und luftförmige Flüssigkeit wird aber in gesundem Zustande von den einsaugenden Aderchen aufgenommen und in die Blutmasse zurückgeführt. In dem krankhaften Zustande, welcher die Wasser-

sucht begründet, wird von den absondernden Haargefäßen anstatt des Dunstes eine tropfbare Flüssigkeit abgesetzt, und diese sammelt sich bei geschwächter oder gelähmter Thätigkeit der einsaugenden Aderchen so an, daß sie allmählig die Höhle anfüllt und immer mehr ausdehnt. Der krankhafte Zustand, welcher die Verrihtung der aushauchenden Gefäße so verändert, kann Folge von Entzündung, oder Lähmung derselben, oder zu wässeriger Beschaffenheit des Blutes sein. Sowie der entzündliche Zustand eines absondernden Organs die Absonderung desselben vermehren und verändern kann, so auch der der serösen Häute, welche daher häufigere und dichtere Stoffe ausscheiden. Bleibt die Thätigkeit der einsaugenden Haargefäße unvermindert, oder wird sie durch eigne erregende Mittel verstärkt, so kann die Anhäufung lange Zeit verhindert, oder wenn sie schon stattgefunden hätte, die abgeforderte Flüssigkeit wieder fortgeschafft werden. Indem aber durch den entzündlichen Zustand das aushauchende Gefäßsystem in seiner Thätigkeit erregt wird, wird der Gegensatz desselben, das einsaugende System, um so mehr herabgesetzt, und dessen Thätigkeit vermindert. Es kann indeß auch durch allgemeine Schwächung des Körpers, oder durch besondere des arteriellen Aderensystems, von welchem das absondernde Haargefäßsystem gleichsam als die Grenze anzusehen ist, eine Art von Lähmung stattfinden, wodurch es außer Stand gesetzt wird, dem Andrang der Flüssigkeit zu widerstehen, und daher das Blutwasser unzersezt durchläßt. Der unmäßige Genuß starker, hitziger Getränke gibt meistens Veranlassung zur Wassersucht, theils weil durch die Ueberreizung des arteriellen Blutsystems eine Erschöpfung der Lebenskraft der ausaugenden Haargefäße bewirkt, und durch vermehrte Blutbewegung und Andrang des Blutes unterhalten wird, theils auch weil das Blut dadurch verschlechtert und dünnflüssiger gemacht wird. Auf heftige Entzündungen der Häute der innern Höhlen des Körpers, z. B. Hirnentzündung, Brustentzündung u., folgt daher oft auch Ergießung von lymphatischer Flüssigkeit. Nicht selten ist ein reichlicher Blutverlust Ursache, zuweilen aber auch Vorbote der Wassersucht, indem er einerseits die Schwächung des Aderensystems verursacht, oder von ihr herkommt, andererseits auch von der schlechten und wässerigen Beschaffenheit des Blutes veranlaßt wird. So kann plötzliche und anhaltende Erkältung zur Wassersucht, besonders der Haut, den Grund legen, indem die zurückgebrangte Ausdünstung sich nach Innen wendet, in die Zellchen des Gewebes der Haut, unter der Haut, und zwischen den Muskeln sich ansammelt. Manche Krankheiten hinterlassen eine Neigung zu Wasseranhäufungen, z. B. das Wechselfieber, das Scharlachfieber, die Hirnentzündung der Kinder. Am meisten ist in dieser Hinsicht von den beiden letztern zu fürchten, weil die nach ihnen entstehende Wassersucht schwer zu heben ist und leicht tödlich wird. In andern Krankheiten gesellt sich noch Wassersucht als das letzte Zeichen, als Vorläufer des Todes. Ältere Personen, welche im Genuße hitziger Getränke ausschweiften, entgehen selten der Bauch- oder Brustwassersucht, wenn nicht eine andre Krankheit sie vor der Zeit weggrafft. Am schnellsten entfernt man die Wassersucht durch das Abzapfen des Wassers mittelst einer Öffnung in der Geschwulst. Nur ist diese Hülf meistens vorübergehend, und erzeugt oft neue Gefahren, nämlich Entzündung und Brand. Die abgelassene Flüssigkeit wird erst zwar in etwas längerer Zeit, dann aber in immer kürzern Zwischenräumen wieder ersetzt, sodaß die Operation immer von Neuem nöthig wird. Indessen ist es ein Linderungsmittel und befördert die Wirksamkeit der Arzneimittel, daher kann das Leben des Kranken oft lange dadurch gestützt werden. Bei der Hautwassersucht leitet man durch kleine Einschnitte oder Stiche in die Geschwulst der Füße die wässerige Flüssigkeit ab, sodaß sie sich von dem ganzen Körper heruntersenkt und allmählig zu den in die Haut gemachten Öffnungen herausziehet. Allein dies muß frühzeitig geschehen, außerdem ist zu befürchten, daß von den Wunden eine Entzündung ausgeht, welche schwer heilende Geschwüre verursacht, und endlich den Brand herbeiführt.

Wasseruhr, s. Uhr.

Wasservögel, s. Vögel.

Wasserwage, Libelle, ist ein Werkzeug, mittelst dessen man eine Horizontallinie von einem Orte zu einem andern absehen oder verlängern kann, um zu erfahren, wie viel dieser tiefer als jener liege. Dahin gehört die Schrot- oder Sez-  
wage, an der ein Neiloth so angebracht ist, daß es auf einen gewissen bezeichneten Punkt einspielt, wenn es gegen die Grundfläche des Werkzeugs lothrecht gerichtet ist. In dieser Lage ist alsdann die Grundfläche horizontal, und jede in ihr gezogene Linie eine Horizontallinie. Picard versah dies Instrument zuerst mit Dioptern, die man nachher gegen das Fernrohr mit dem Fadenkreuz vertauschte. Die eigentlich sogen. Wasserwage besteht aus einer an beiden Enden, die im rechten Winkel umgebogen sind, offenen Metallröhre. In jedes Ende ist eine Glasröhre eingefügt; beide stehen mittelst der Metallröhre mit einander in Verbindung. Nun gießt man so viel gefärbtes Wasser hinein, daß selbiges in beide Glasröhren tritt. Steht das Wasser ruhig, so müssen sich die Oberflächen desselben in beiden Glasröhren in einerlei Horizontalebene befinden. Außerdem hat man noch viele andre Wasserwagen, deren Beschreibung hier zu weitläufig sein würde.

Wasserweihe heißt ein hohes Fest, das die griech. Kirche am 6. Jan., ober Theophaniasstage, zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächsten Flusses gehauen und mit grünen Nadelholzweigen geschmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienstes zieht die Geistlichkeit, mit Kerzen, Räucherpfannen und Agenden, nebst der Gemeinde, unter Gesang bis an das aus diesem Loche hervorquellende Wasser, das nun Jordan heißt und vom ersten Priester durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Sodann taucht derselbe eine Quaste in das geheiligte Wasser und bestreicht oder besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Gebete und Gesänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, begleiten die Feierlichkeit, nach deren Beendigung, wer nur kann, sich Flaschen und Schüsseln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geistige Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In Rußland gehört die Wasserweihe zu den höchsten und glänzendsten Festen; die kais. Familie mit ihrem Hofstaate nimmt in der Residenz andächtig Theil daran, und das paratirende Militair begleitet die Weihe mit Säben.

E.

Wasserziehen. Man sagt, die Sonne ziehe Wasser, wenn die Sonnenstrahlen nur durch Wolkenrizen bringen und so nur gewisse Luftstriche erleuchten, indeß die angrenzenden dunkel bleiben, weshalb die erstern als helle Striemen auf dunklem Grunde erscheinen. Da die Erleuchtung derselben sich nur auf die in ihnen schwimmenden Dünste beziehen kann, welche der Luft ihre sonstige Durchsichtigkeit rauben, so hat man Grund, auf diese Erscheinung Regen zu erwarten.

Watelet (Claude Henry), Generaleinnehmer, Mitgl. der franz. Akad. 1c., geb. zu Paris 1718, ward früh schon mit Kunst und Wissenschaft durch eine glückliche Erziehung bekannt, und durfte sich sorglos dieser Neigung hingeben, da das Glück ihn mit s. Gütern reichlich bedacht hatte. Reisen vollendeten die Bildung s. Geschmacks. Er liebte die Gartenkunst über Alles; die herrlichen Anlagen von Moulins-Joli am Ufer der Seine waren Beweise seines Geschmacks. Er besang diese von ihm geliebte und grünte Kunst auch in einem Gedichte, das aber nichts Ausgezeichnetes hat, als daß es den zarten Sinn des Vfs. verräth. Von s. Lehrgebichte: „Art de peindre“ (Amsterd. 1761), läßt sich ungefähr Dasselbe sagen. Er war Künstler und Gelehrter, sagt Marmontel, ohne jene glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, sondern nur mit jenen glücklichen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Verbindet man damit eine

besondere Annehmlichkeit der Sitten, eine strenge Rechtschaffenheit, und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe stets mit sich in die erfreulichsten Verhältnisse zu setzen weiß, so hat man ein treues Bild von W.'s Charakter. In den letzten Jahren s. Lebens (er starb 1786) mußte er eine unvorbereitete Genügsamkeit zeigen; er verlor sein ganzes Vermögen. Als Gelehrter hat er sich ein großes Verdienst durch sein nachgelassenes „Dictionnaire de peinture, de sculpture et de gravure“ (Paris 1792) erworben. Seine Beiträge zu Diderot's „Encyclopädie“, welche die sämtlichen zeichnenden Künste umfassen, werden sehr geschätzt.

Waterländer, s. Taufgesinnte.

Waterloo, ein belgisches Kirchdorf, auf der Straße von Charleroi nach Brüssel, 2 deutsche Meilen von letzterer Stadt entfernt, am Eingange des Waldes von Soigne. Eine Sunde von da fiel d. 18. Juni 1815 die denkwürdige Schlacht vor, welche Wellington nach seinem Hauptquartiere Waterloo, Blücher nach dem Drehpunkte des Kampfes Belle-Alliance, die Franzosen aber nach dem Hauptzweck ihres Angriffs Mont St.-Jean nannten. Wellington war nach dem Treffen bei Quatre-Bras (s. d.) und in Folge der Schlacht bei Ligny bis an den Wald von Soigne zurückgegangen, und hatte am 17. Juni auf der Höhe, die sich von dem Städtchen Braine la Leud bis Dhain zieht, eine vortheilhafte Stellung bezogen. Er beschloß auf die Zusicherung des Fürsten Blücher, ihn mit seiner ganzen Armee zu unterstützen, hier ein Treffen anzunehmen. Das Corps des Prinzen v. Dranien, welches den rechten Flügel bildete, lehnte sich an die Straße, die von Nivelles kommt und sich bei Mont St.-Jean mit der charleroier Chaussee vereinigt; es hatte den Pacht Hof Hougomont und das dortige Wäldchen stark besetzt. Das Centrum stand 1000 Schritte vorwärts Mont St.-Jean und hielt die noch weiter vor an der charleroier Straße liegende Meierei la Haye Sainte fest. Der linke Flügel dehnte sich, einen mit Hecken besetzten Hohlweg vor der Front habend, von dieser Straße bis an die Meiereien la Haye und Lovette aus, und hatte Truppen in den Meierhof Papelotte geworfen. Das Corps des Lords Hill bildete die Reserve des rechten Flügels und stand 1000 Schritte hinter der ersten Linie bei Merbes-Braine. Alle Reiterei war dicht hinter dem Fußvolk als 3. Treffen aufmarschirt. Endlich stand ein Beobachtungscorps bei Wautier-Braine, das jede überleitete Verfolgung der Franzosen im Rücken genommen haben würde. Napoleons Tabel (in den „Mémoires“, 1), daß Wellington's Stellung fehlerhaft gewählt gewesen, ist daher unbegründet. Ein Rückzug auf den Straßen durch den Wald hätte unter diesen Umständen nichts Gefährliches gehabt. Napoleon war dem engl. Heere auf dem Fuße gefolgt und hatte einen Kanonenschuß von dem britischen Lager auf der Höhe von Belle-Alliance ein Bivacht bezogen. Sein Heer bestand aus 3 Infanterie-, aus 2 Cavalericorps und aus sämtlichen Garben; gegen 90,000 M. \*) Dagegen betrug die englisch-niederländische Macht, da der niederländ. Prinz Friedrich mit 19,000 M. bei Hall zurückgeblieben war, etwa 60,000 M. Nach Gourgaub's Bericht wollte Napoleon die Mitte der Engländer sprengen und beim Eingange des Waldes ihren Rückzug abschneiden, in allen Fällen aber sie von den Preußen trennen. Die Schlacht begann den 18. Juni Mittags 12 Uhr mit einem Angriffe des 2. franz. Corps auf Hougomont. Das dortige Wäldchen wurde von den Franzosen genommen, das Vorwerk hingegen von der engl. Garde und den Nassauern behauptet. Gegen 2 Uhr rückten 4 franz. Infanteriemassen von Belle-Alliance gegen das britische Centrum vor. Reiterei unterstützte sie und durchbrach das erste engl. Treffen, wurde jedoch bald darauf durch britische Reiterei, das nachrückende Fußvolk aber durch das gutgerichtete Feuer des engl. ersten Treffens zurückgeworfen. Englische Reiterei benutzte dies zu einem

\*) Nach Gourgaub zählte Napoleons Heer 67,100 M. und 240 Stück Geschütz; Marshall Brouchy marschirte den 17. auf Wavre mit 35,220 M. und 110 Stück Geschütz.

Angriffe, bei dem es ihr gelang, die Bespannung von 15 franz. Kanonen niederzustoßen und diese dadurch außer dem Gefechte zu bringen. Anrückende franz. Cavalerie zwang jedoch die engl. Cavalerie wieder zum Rückzuge, und bald darauf führte Marschall Ney neue Infanteriemassen auf der großen Straße gegen das engl. Centrum vor. Er nahm la Haye Sainte, rückte aber mit der Reiterei der franz. Garde zu weit vor. Schon hatte diese Garde mehre engl. Feuerschlünde genommen, als eine herbeieilende Batterie Congreve'scher Raketen Tod und Verderben unter den überraschten Feinden verbreitete. Sie flohen, und mit Kartätschenhagel rächte die britische Artillerie den augenblicklichen Verlust ihres Geschüzes. Aufgebracht über den geringen Erfolg seiner Anstrengungen, warf nun Napoleon seine Kürassiere auf die engl. Linie zwischen beiden Chausséen. Sie sprengten zwischen den Quarrés durch, wurden aber von der englisch-niederländischen Reiterei angegriffen und geworfen. Während des Gefechts fuhren mehre franz. Batterien nur einige 100 Schritte vor der engl. Front auf, und richteten große Verwüstung an. — Es war 5 Uhr, der oft wiederholte Angriff der Übermacht hatte die engl. Linie schon bedeutend geschwächt, und der Sieg begann sich auf die Seite der Franzosen zu neigen. Da zeigte sich plötzlich der Vortrab des preuß. 4. Corps (das die Franzosen anfänglich für das von Grouchy hielten), unter dem Befehle des Generals Bülow, vorwärts des Waldes von Frichemont in der rechten Flanke und dem Rücken des Feindes. Der Donner von 16 Geschüzen verkündete seine Ankunft und machte bei den vorrückenden Franzosen großen Eindruck. Das Corps war schon am Morgen von Wavre (s. d.) aufgebrochen, und hatte, durch die Gegenwart des Fürsten Blücher angefeuert, alle Hindernisse des Marsches überwunden. Das 6. franz. Corps, bisher als Reserve des rechten Flügels aufgestellt, rückte ihm sogleich entgegen, und es entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem die Brigade des Obersten Hiller für einen Augenblick bis Planchenoit vordrang und dort einige Kanonen und den Kirchhof nahm. Es war 6 Uhr, als dies geschah. Napoleon hatte indessen, als er den Angriff der Preußen bemerkte, seine Aufmerksamkeit auf die britische Linie nicht vermindert, sondern sogar einen Angriff mit sämtlichen Streitkräften auf dieselbe beschlossen. Wohl sah er ein, daß nicht seitwärts, sondern vor ihm des Streites Entscheidung lag. Das 2. franz. Corps, die ganze Reiterei und sämtliche Garde setzten sich daher in Bewegung. Ruhig erwartete Wellington die Ankunft der Massen, brach dann mit 6 Bataillons in Linie hinter der Höhe hervor, und erst als die dicht gedrängten Colonnen (die er, wie es sein sehr nachahmungswerther Grundsatz ist, in die wirksamste Schußweite kommen ließ) ganz nahe waren, richtete er ein so mörderisches Feuer auf sie, daß sie vom Vordringen abstehen und selbst zu feuern beginnen mußten. Mit dem Centrum zugleich war auch der rechte Flügel der Franzosen vorgegangen, hatte das bisher unbedeutende Tirailleurgefecht in einen ernstlichen Angriff umgewandelt und die Nassauer aus Papelotte verdrängt, die Preußen aber in Frichemont angegriffen. Diese Bewegung hob die bisher stattgefundene Verbindung der Preußen mit dem engl. linken Flügel für einen Augenblick auf und machte die Lage der Schlacht auf diesem Punkt etwas bedenklich. Da erschienen plötzlich die ersten Brigaden des 1. preuß. Corps unter dem General Ziethen und entschieden die Schlacht.\*) Ihre Ankunft war bisher durch eine nöthige Änderung

\*) Die Preußen entschieden den Sieg. Denn 1) hatte der Herzog v. Wellington in seiner 60,000 M. starken Armee nur 30,000 M. reguläre Truppen. 2) Schon von 2 Uhr an erwartete der Herzog v. Wellington die Ankunft des preuß. Heeres. 3) Um 6 Uhr sind über 20,000 M. vom britischen Heer außer dem Gefechte gewesen. 4) Der Feldmarschall Blücher fand es dringend, mit 2 Brigaden, sowie sie angekommen waren, anzugreifen, ohne die Ankunft der übrigen abzuwarten. 5) Das ganze 6. feindliche Corps wurde den Preußen entgegengeworfen, welches also noch disponibel und wahrscheinlich zum letzten Druck vorbehalten war. Es war 20,000 M. stark. (Vgl. Gesch. d. Feldz. der engl.-handv.-niederr.-braunschw. Armee unter dem Herzoge v.

des Marsches und durch die Engpässe des weiten Weges verzögert worden. Diese Tapfern nahmen sofort die Pachtöfse Papelotte und Smoufen, trennten das franz. Corps vom übrigen Heere, und brachten durch 24 im Rücken der Franzosen aufgefahrene Geschütze die Gegner zur wildesten Flucht. In demselben Augenblicke hatte aber auch die engl. Reiterei das bei la Haye aufgestellte Fußvolk nach einem tapfern Widerstande geworfen und zerstreut. Die Flucht dieser Truppen traf gerade bei Belle-Alliance mit dem Rückzuge der von dem ersten preuß. Corps verfolgten Franzosen zusammen, und die Niederlage der Letztern wurde hierdurch vollendet. Alles stürzte der Chaussee zu. Engländer und Preußen folgten im Sturm schritt und unter fortwährendem Feuer. Die Unordnung der Franzosen überstieg alles bis jetzt Gesehene. Gehorsam und Ordnung hatten aufgehört, im bunten Gemisch bildeten Infanterie und Reiterei, Generale und Trainknechte, Soldaten und Officiere ein unaufsöbliches Chaos; Jeder dachte nur auf eigne Rettung. Alles Geschüs und Gepäc blieb stehen. Zuletzt stieg die Verwirrung bis zum Unglaublichen, als Planchenoit durch die vereinten Anstrengungen der Hiller'schen Brigade und eines Theils des jetzt auch herbeigerufenen 2. Armeecorps genommen wurde. Bei Belle-Alliance trafen die siegenden Feldherren zusammen. Fürst Blücher erbot sich sogleich zur raschen Verfolgung und ließ dieselbe unter des Generals Grafen Sneyenau persönlicher Führung durch alle verwendbare Truppen ausführen. Der Feind floh, wo sich Preußen zeigten. In Genappe, das durch raschen Angriff von einem Füsilierbataillon des 15. Infant.-Regim. genommen wurde, fiel der Reisetwagen Napoleons mit seinen Edelsteinen, seinem Silberzeug u. a. Kostbarkeiten, sowie viele Kriegsschaffen und das übrige Gepäc der franz. Arme, und 80 Kanonen den Siegern in die Hände. Hätte sich Napoleon, was er versuchte, in Genappe gehalten, so würde er Grouchy, der 4 Stunden davon bei Wavres stand, nach Charleroi hin an sich haben ziehen können. Die rasche Verfolgung entschied Napoleons Fall, weil er von Grouchy abgeschnitten wurde. Über 200 Kan., 2 Adler und 6000 Gef. waren die Trophäen dieses Sieges. Die ganze franz. Arme war zersprengt und für die Folge des Kriegs unbrauchbar. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 35,000. Die engl. Arme verlor am 18. an Todten 2 Generale, 173 Officiere und 3242 Gemeine, und mit den Verwundeten (worunter 5 Generale und 803 Officiere), überhaupt 10,580 M.; die Niederländer verloren an diesem Tage 2000 M. Der Verlust des preuß. Heeres betrug 207 Officiere und 6984 M. Napoleon eilte nach Paris. Grouchy aber kehrte über Namur, das die Verbündeten nicht besetzt hatten, und wo ihn die Preußen mit einem Verluste von 1600 M. angriffen, auf der Chaussee über Rethel nach Laon zurück. General Gourgaud in s. „Campagne de 1815“ (mit den Notizen eines deutschen Officiers, Berlin 1819) bürdet den Verlust der Schlacht den vom Marschall Ney begangenen Fehlern auf. Allein der Expräfect Gamot hat durch den Abdruck der Originalbefehle, nach welchen Ney nicht anders handeln konnte, den Marschall gerechtfertigt. Gleichwol bleibt es wahr, daß Ney die Reiterei zu weit vorgeführt hat. Auch Marchand hat Gourgaud's Bericht widerlegt. General Berton in s. „Précis hist., milit. et critiques des batailles de Fleurus et Waterloo en juin 1815“ (Paris 1815) setzt die Niederlage bei Waterloo gänzlich auf Rechnung der Fehler, welche die Führer von 2 detachirten Corps begangen hätten; Graf Erlou Wellington und der preuß. Arme unter dem Fürsten Blücher, 1815“, von C. v. W. Stuttgart. 1817, mit Planen.) Außer den übrigen Berichten über diese Schlacht ist vorzüglich der spanische vom General Mava (in den „Official accounts of the battle of Waterloo“), welcher sich damals an der Seite des Herzogs v. Wellington befand (dann spanischer Gesandter im Haag, im Sept. 1823 General der Cortes in Cadix), zu bemerken. Ein Kupferstück von dem seitdem in Gießeszerüttung gefallenen Stenell: Schlacht von Waterloo, erschien London 1821. J. W. Piemann's großes Gemälde: Die Schlacht bei Waterloo, hat der König der Niederlande 1828 für 40,000 Gldn. gekauft.

sei nämlich am 16. mit dem ersten Corps, statt nach Boy zu marschiren, dem Befehle Ney's zufolge, auf den linken Flügel zurückmarschirt (s. *Quatre-Bras*), und Grouchy, der mit 35,000 M. bei Wavre gestanden, habe am 18. nicht auf dem kürzesten Wege die Dyle überschritten, um sich mit dem rechten franz. Flügel bei Mont St.-Jean zu vereinigen. Insbesondere sucht General Berton Rogniat's Bemerkungen über die Schlacht bei Waterloo (s. Rogniat's „*Considérations sur l'art de la guerre*“) nach Jomini's System zu widerlegen. — Napoleon selbst führt 2 Ursachen an, warum er die Schlacht verloren habe: 1) Hätten die Grenadiers à cheval und die Reservecavalerie ohne seinen Befehl und ohne sein Wissen angegriffen; 2) Grouchy sei nicht eingetroffen; allein Grouchy hatte den von Napoleon Vormittags gegebenen Befehl, sich auf den rechten Flügel der Franzosen heranzuziehen, durch den Obersten Zenowicz erst am 18. Abends nach 7 Uhr erhalten. S. „*Opinion sur l'affaire de Waterloo*“ (vom Obersten Zenowicz, 1820). Gen. Gérard hatte jedoch dem Gen. Grouchy gerathen „de marcher sur le canon de l'empereur“. Allein Grouchy wollte ohne Befehl von Napoleon keine „*guerre d'inspiration*“ führen und blieb zu Sart à Walain stehen. — Napoleon befand sich, wie er selbst erzählt, persönlich in großer Gefahr. Als die Engländer gegen das Ende der Schlacht ihrerseits angriffen, kam ein Theil ihrer Reiterei mit Schauffschützen dem Plaze nahe, wo Napoleon sich befand. Dieser stellte sich an die Spitze eines Bataillons, ließ feuern, wollte angreifen und sterben; allein Soult fiel seinem Pferde in den Sattel und rief: „Man wird Sie gefangen nehmen, Sie, und nicht tödten!“ Dadurch gelang es ihm und den Generalen Drouot, Bertrand und Gourgaud, den Kaiser vom Schlachtfelde zu entfernen. Doch Napoleon rief öfters aus, und noch auf Helena: „*J'aurais dû mourir à Waterloo!*“ — Ein anschauliches Bild von dieser Schlacht, wemgleich nicht von einem militairischen Gesichtspunkte, hat W. Scott in s. „*Paul's letters on his kinsfolk*“ entworfen. M. vgl. „*Quelq. documens sur la bat. de Waterloo*“ vom Gen. Gérard, 1829, und „*Dernières observations du Gén. Gérard sur la bat. de W. en réponse à Mr. de Grouchy*“ (Paris 1830). — Am Tage vor der Schlacht hatte der Gen.-Maj. v. Bourmont (Kriegsminister 1829) Napoleon verlassen und war zu den Engländern übergegangen. Darauf bezieht sich das mehrmals aufgelegte Gedicht: „*Waterloo au Gén. Bourmont*“, von Méry und Barthélemy (Paris 1829). P—r. — K.

Waterloo (Anton), ein geschätzter niederländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Utrecht (n. A. zu Amsterdam 1618), lebte fast immer in Utrecht und stellte in s. Werken meist nur Gegenden und Landschaften von Utrecht dar. Seine Landschaften hat Weening mit Menschen- und Thierfiguren staffirt. Sie sind treue Naturdarstellungen, durch klare Beleuchtung gehoben. Auch rabirte und stach er viel, was man bei Bartsch angeführt finden kann. Er soll in Dürftigkeit im Hospital gestorben sein.

Watt (James), der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine (s. d.), geb. d. 19. Jan. 1736 zu Greenock, wo s. Vater Kaufmann und ein eifriger Beförderer vieler gemeinnützigen Unternehmungen war, wurde bei sehr schwächlicher Gesundheit schon als Knabe zu jener Gewohnheit des einsamen Fleißes hingezogen, der er während s. ganzen Lebens treu blieb. In s. 18. J. ging er nach London und arbeitete unter einem Werkmeister, der wegen seiner mathematischen Instrumente berühmt war; nach einem Jahre aber nöthigte ihn s. Kränklichkeit, in die Heimath zurückzukehren, und dies scheint der einzige Unterricht gewesen zu sein, den er empfing. Alle s. übrigen Kenntnisse verdankte er dem eignen Fleiße; s. Talente entwickelten sich aber so früh, daß ihn in s. 21. J. die Universität zu Glasgow als Verfertiger mathematischer Instrumente in Dienst nahm. Schon 1764 begann er s. Verbesserungen der Dampfmaschine, worauf er jedoch erst 5 J. später ein Patent erwarb. Seitdem lebte er bis 1774 als Baumeister in Glasgow, wo er zu mehren

Canälen u. a. Arbeiten Plane entwarf. Die umfassende Wichtigkeit, welche jetzt die Dampfmaschine, als der große Hebel der britischen Gewerbsamkeit, hat, verdankt sie allein W.'s Verbesserungen. Der zufällige Umstand, daß man ihm in Glasgow das Modell einer Dampfmaschine zur Ausbesserung gab, war die Veranlassung zu diesen großen Erfolgen. Er sah, daß bei der Maschine viel Hitze und folglich Feuerungsstoff dadurch verschwendet wurde, daß man die Dämpfe in dem Cylinder verdrichtete, worin der Stempel sich befand. Dieser Cylinder von Gußeisen wurde durch dasselbe Wasser abgekühlt, welches die Dämpfe condensirte, und wenn frische Dämpfe hereintraten, wurde viel davon verbraucht, erst den Cylinder wieder zu erhitzen. Um diese Verschwendung der Hitze zu vermeiden, fiel er auf den Gedanken, daß bei einem hölzernen Cylinder dieser Nachtheil nicht stattfinden würde; aber obgleich sich dies bestätigte, so war doch das Holz in andrer Hinsicht nicht ein tauglicher Stoff. Er kam nun auf den glücklichen Einfall, die Dämpfe in ein besonderes Gefäß übergeben zu lassen, um sie zu condensiren, sodaß der Cylinder nicht mehr durch kaltes Wasser abgekühlt zu werden brauchte, und daher nicht mehr  $\frac{3}{4}$  Viertel der eingetretenen frischen Dämpfe verzehret wurden, um denselben den nöthigen Hitzeegrad zu geben. Damit war die große Verbesserung begründet, aber die Schwierigkeiten begannen nun erst für den Erfinder; denn obgleich er den Werth seiner Entdeckung einsah, so kam es doch darauf an, Andre davon zu überzeugen und sich die Mittel zur Vervollkommnung zu verschaffen, was für W. bei seiner an Blödigkeit grenzenden Bescheidenheit desto schwerer sein mußte. Endlich verband sich ein kenntnißreicher Mann, D. Roebuck, mit ihm, um das Unternehmen auszuführen, wozu jedoch s. Mittel nicht hinreichten, und W. war im Begriff, s. Entwürfe aufzugeben, als Boulton, der große Manufacturist in Birmingham, von der Erfindung hörte. Wenige Männer waren besser im Stande, den Werth der Entdeckung zu würdigen, wenige geneigter zu freigebiger Unterstützung, und noch weniger hatten so viel Sinn für große und schwierige Unternehmungen. Er zahlte Roebuck den geleisteten Vorschuß, vergütete ihm s. Verlust und zog W. nach Birmingham. Noch waren große Schwierigkeiten zu besiegen. Die gebräuchlichen Maschinen konnten nicht geändert werden, und man mußte ganz neue erbauen, wenn die Bergwerksbesitzer die neue Erfindung benutzen sollten. Boulton und W. erbauten ihre erste Maschine zu Soho bei Birmingham. Als Versuche über den Werth derselben entschieden hatten, wurden deren verschiedene in den Bergwerken zu Cornwall, wo die Steinkohlen sehr theuer sind, angelegt, und W., der ein Patent erlangt hatte, erhielt dafür den Werth von einem Drittheil des jährlich durch die Einrichtung s. Maschine ersparten Kohlenbedarfs. Schon 1779 brachten die Brüder Perrier eine in Soho verfertigte Dampfmaschine nach Paris, die bei der Wasserleitung angewendet werden sollte. Sie verfertigten nach diesem Muster einige andre mit vieler Geschicklichkeit; aber dieses untergeordnete Verdienst wurde von dem franz. Mechaniker de Prony in s. „Geschichte der verbesserten Dampfmaschine“ überschätzt, indem er ihnen die Erfindung beilegte, ohne W.'s Namen auch nur zu nennen. — Die Dampfmaschine wurde, ungeachtet jener wichtigen Verbesserung, bis 1780 nur zur Hebung des Wassers benützt, und wenn man sie bei Mühlenwerken benutzen wollte, mußte man das gehobene Wasser auf ein oberflächliches Rad von der gewöhnlichen Art bringen, wobei viel Kraft verloren ging. W. erfand daher die zweite große Verbesserung, die unmittelbar zu der Umwandlung der mechanischen Welt, und endlich zu dem großen Ergebnis führte, daß jetzt, wie man berechnet hat, die Kraft von 3 Mill. Menschen durch Dämpfe ersetzt wird, und daß, was noch wichtiger ist, durch Dämpfe Wirkungen hervorgebracht werden, die durch kein andres uns bekanntes Mittel hervorbringen sind. Die Aufgabe war, eine wechselnde Bewegung in eine drehende zu verwandeln, um die Dampfmaschine zu Mühlenwerken zu benutzen. W. war schon 1780 mit diesem Entwurfe beschäftigt und verfertigte ein Modell, das nach dem Vorbilde

des Mechanismus, einer Drechselbank, auf der Anwendung der Kurbel beruhte. Dieses Modell wurde ihm jedoch entwendet, und setzte einen gewissen Richards in Stand, eine Mahlmühle in Birmingham durch Dämpfe zu treiben und darauf ein Patent zu gewinnen, wodurch W. genöthigt wurde, die ursprünglich von ihm herührende Erfindung durch eine andre zu ersetzen. Dies geschah auf eine höchst sinnreiche Weise durch die sogen. Sonnen- und Planetenbewegung. Auch hier zeigte sich, mit welchen Schwierigkeiten Erfinder zu kämpfen haben, und daß bei Erfindungen die verwickelteste Lösung der Aufgabe gewöhnlich zuerst sich darbietet. Man durfte nur das gewöhnliche Spinnrad zum Vorbilde nehmen, und nach vielen Beschwerden und Kosten kam man endlich auch dahin. Die Anwendung der Dämpfe zur Bewegung von Maschinen war jedoch, auch nach der Umwandlung der wechselnden Bewegung in eine drehende, noch immer unvollkommen, so lange die Stange des Stempels mit dem Hebel der Maschine mittelst einer Kette verbunden war, die diese wol heraufziehen, aber nicht herabstoßen konnte. Durch eine der sinnreichsten Erfindungen, die sich jedoch ohne Zeichnung nicht deutlich machen läßt, gelang es W., jene Bewegung des Stempels immer in senkrechter Richtung geschehen zu lassen, obgleich das Ende des Hebels sich in einem Kreise bewegte. Die Maschine erhielt dadurch zugleich Genauigkeit und Sicherheit in ihren Bewegungen und wurde weniger kostbar. Sie verzehrte in dieser vervollkommenen Einrichtung nicht nur ein Drittel Kohlen weniger als die alte, sondern alle Theile derselben, sowie der Raum, wo sie aufgestellt war, waren kleiner und daher wohlfeiler. Während W. mit diesen Verbesserungen beschäftigt war, erfand er 1779 eine Maschine zum Copiren von Briefen, die seitdem allgemein eingeführt worden ist. In den spätern J. s. Lebens überließ er die Manufactur s. Sohne, der sie in Gemeinschaft mit Boulton's Sohne fortsetzte. W. starb als Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissensch. zu London und der franz. Akademie d. 25. Aug. 1819, im 84. J., in s. Landhause zu Heathfield bei Birmingham. W.'s Bildsäule, vom Bildhauer Francis Chantler, wurde 1827 zu Birmingham errichtet, und ein andres Denkmal zu Handsworth vom Bildhauer Chantry.

**W a t t e n** nennt man die seichten Stellen in der Nordsee längs der Küste von Nordholland bis zur Mündung der Elbe. Wegen der häufigen Sandbänke in der Nähe des festen Landes kann man diese Küsten nur mit einer gewissen Art Fahrzeuge, **S m a c k e n**, auch **W a t t e n f a h r e r** genannt, die vorn und hinten breit sind und nicht mehr als 6 Fuß tief im Wasser gehen, beschiffen. In Kriegszeiten wird diese Schifffahrt sehr benutzt, weil man dabei vor allen Angriffen der tiefer gehenden Kriegsfahrzeuge gesichert ist.

**W a v e r l e y - N o v e l l e n** (historische Romane). Der Autor dieser Romane, welche die Theilnahme des ganzen gebildeten Europa und des europäischen Amerika auf seltene Weise erregt haben, hat sich erst seit Kurzem (23. Febr. 1827) genannt. Auf dem Continent erschienen sie schon längst u. d. N. des schottischen Dichters **S i r W a l t e r S c o t t** (s. d.); allein in England herrschten noch immer Zweifel, ob dieser mit dem berühmten Waverley-Autor identisch sei. Indeß sprach für die Identität des Dichters und Novellisten auch der Umstand, daß seit dem Erscheinen der Romane der Dichter, früher nicht minder productiv als der Novellist, bis auf wenige, mehr den Charakter der Gelegenheitsgedichte tragende Schöpfungen, verstummte war. Daß **S i r W. S c o t t**, die Vaterchaft so geehrter Kinder bisher anzuerkennen verweigern, die an ihn ergangenen Fragen ausweichend beantwortete, erklärt man aus dem Vorurtheile, welches in England den Romanschreibern den niedrigsten Platz in der literarischen Republik anweist. Erst als der Verleger dieser Romane, **Constable** in Edinburg, 1826 bankrutt wurde, erfuhr man, daß der Verf. der Waverley-Romane durch diesen Bankrutt fast s. ganzes Vermögen verloren und sich nun gerichtlich dazu bekant habe. — Der Autor der Waverley-Novellen

hat dahin gewirkt, das Vorurtheil gegen die Romanschreiber zu vernichten. Er hat, was f. engl. Vorgängern bisher nicht gelungen, den Anforderungen der Poesie und der getreuen Portraitirung des Lebens in f. Erscheinungen (worein Smollet und Fielding die alleinige Aufgabe des Romanschreibers setzten) zugleich zu genügen gewußt; und indem er die Geschichte auf eine bisher unbenutzte Art in den Hintergrund f. Dichtungen stellte, historische Romane geliefert, welche, völlig von der mit Recht verworfenen, sonst u. d. N. verstandenen Zwittergattung verschieden, als Muster einer neuen Gattung gelten können. Die engl. Romane eines Fielding und Smollet (lange als Muster betrachtet) erfüllten treulich ihres Autors Zweck, das Leben, Glück und Mißgeschick schlichter Erdenöhne auf ihrer Reise durch die Welt, ihren Kampf mit derselben, und vor Allem jener fogen. Helden derbe Menschlichkeit zu schildern. Überall Wahrheit und Leben, aber fast allzu viel von beiden. W. Scott hat mehr geäußert; ohne sich von der Portraitirung der Natur zu entfernen, hat er es doch verstanden, Wesentliches vom Unwesentlichen zu sondern. Dazu wies er f. Personen eine höhere Sphäre an, in welcher es ihnen möglich wird, ihre menschlichen Kräfte weiter zu entfalten als in den Küchen- und Alltagsseinen, worauf die Helden der ältern engl. Novellisten beschränkt waren. Es ist die Geschichte. Wir kennen eine doppelte Auffassung derselben, um sie in die Formen unserer menschlichen Poesie zu bringen; einmal in ihren großen Momenten, wo die Heroen auftreten in ihrer angeborenen Gestalt, wo der Dichter nur der Bildhauer ist, der die Theile vom rohen Blocke weghaut, welche die schon geborene Heldengestalt verhüllen. Diese Auffassung verbleibt heutzutage, wo die Zeit des Epos verstrichen, dem frei und schärfer blickenden Auge des Dramatikers auch da noch gefählich, weil die Mühle des Terzino, wo die Helden der Vorzeit zerschroten und zermahlen als zierliche Püppchen eingeknetet herauskommen, immer noch nahe steht. Aus dem Epos hat unsere Zeit den Roman empfangen. Wie wir von dem Leben der Altvordern nur die wichtigsten Momente wissen, und jenes überhaupt einfach und nur in wenigen Zügen von Bedeutung war, so stellt uns auch das Epos in gedrängter Kürze nur das Wichtigste und Bediegenste vor. Während wir nur die Thaten erfahren, bleibt das Stillleben der Helden unberührt. Bei unserm Culturzustande erschließt hingegen das Außerordentliche im Einzelnen nur selten, die Bildung macht aber auch das Ungeöhnliche zu etwas Bedeutenderm in höherer Rücksicht. So enthält auch der Roman nicht die außerordentlichen, in epischer Kraft zusammengedrängten Thaten und Begebenheiten des Einzelnen, sondern den ruhigen Lebenslauf, dargestellt in der Entwicklung. Momentaner Reiz und fortwährende Spannung können nicht das Hauptverdienst eines Kunstwerks sein, das auf den dauernden Elementen naturgetreuer Entfaltung der Charaktere und Darstellung der sichtbaren Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen basiert ist. In diesem gebehlichen Stillleben des Romans kann aber ein Dichter, ohne sich an die repräsentirenden Heroen zu wagen, die ganze Geschichte eines Volks lebendiger und interessanter ausleben lassen als der Dramatiker und Epiker. So zaubert W. Scott in f. bessern Romanen, indem er die Eigenthümlichkeiten, Sitten, Ansichten und Meinungen einer Epoche f. Vaterlandes aufführt und f. fingirten Personen in deren Geiste aufzutreten, die wirklich geschichtlichen aber nur gleich Heroen, zu groß, um noch von menschlicher Künstlei bearbeitet zu werden, im Hintergrunde vorüberschreiten läßt, das Wesen der alten Zeit in f. neue Dichtung. Man wirft ihm wol zuweilen Ideen- und Gedankenarmuth vor; wer aber den Geist geschichtlicher Perioden gleich ihm aufzufassen versteht, gegen den ist jener Vorwurf ebenso wenig begründet als der der mangelnden Gedanken, da es immer das Zeichen des höhern Kunstwerks sein wird, wo das innere Leben ausgeprägt im äußern, der Gedanke plastisch und nicht in Reflexionen erscheint. Früchte des Verstandes und Blüthen des Gefühls können auch reichlich bei ihm gesammelt werden; sie liegen aber nicht oben auf, sondern im grünen Laube verborgen. Er reflectirt

als Historiker durch Aufstellung der That; mitunter bricht das Gefühl hervor, und die Betrachtungen sind dann die Belege einer auf reifen Verstand begründeten Weltansicht. Bei verkehrten Richtungen waltet mehr die Behmuth als die Bitterkeit des Hohns, indem ihn das überall erblickte Princip des Guten an Nichts verzweifeln läßt. Gleich tiefe Blicke, wie in die geschichtlichen Begebenheiten, wirft er in das innere Leben unbedeutender Charaktere; dabei gefällt die Behaglichkeit des Humors. So befriedigt der historische Dichter auch den Liebhaber gemüthlicher Darstellungen aus dem innern Leben. Selten geht er auf Effect und Spannung aus, kein Pomp der Worte stört, ebenso wenig wird die wahre Theilnahme an der schlichten Darstellung durch künstliches Abbrechen gestört. Als echter Nationaldichter verdiente er einen von wenigen Poeten erworbenen Lorber. Wie es Shakspeare vergönnt war, am Wendepunkte des poesiereichen Mittelalters und der von Gedanken geschwängerten Cultur der neuankommenden Zeit stehend, zurückzublicken auf die noch in stattlichen Ruinen glänzenden Erscheinungen der Vorwelt und mit freudiger Ahnung hinauszuschauen auf ein neues Reich des Lichts und des Geistes, so hörte auch der W.-Autor noch die Sagen von der spät hinausdauernden patriarchalischen Heldenzeit der schottischen Stämme. Homerische Heldenkämpfe fanden noch statt unter denselben Insulanern, welche die Zeitschrift den „Spectator“ lasen. So konnte der poetische Geist Nahrung in den Contrasten finden, reich genug, ihn an die vaterländische Poesie zu fesseln. — Die Romane sind als Kunstwerke größtentheils gut abgerundet. Den Vorwurf der Weitschweifigkeit kann man nicht überall ablehnen. Wir befinden uns auf einem ruhigen breiten Strome; doch können wir zu beiden Seiten weit ins Land hineinsteuern und hier die flachen, reizenden Wiesenufer, dort schroffe Felsen, Schluchten, Höhlen und den Fluß beherrschende Schloßstrümmen erblicken. Selten oder nie stemmen sich Felstriften und untenliegende Klippen gegen den Strom und zwingen ihn zum Sturze. Die Weitschweifigkeit ist von einem andern Fehler begleitet: die Entwicklung stürzt am Ausgange lawinenartig herbei, und in Übereilung werden die letzten so sorgsam aufgerollten Fäden wieder abgehaspelt; daher auch das englische Register von den Schlusschicksalen der Nebenpersonen nach dem Ausgange der Haupthandlung. Neben dem schnellen wird auch mit Recht zuweilen der grelle Ausgang getadelt, die Nemesis waltet mit zu criminalistischer Genauigkeit und engl. Ausführlichkeit. Die descriptive poesy der Engländer, welcher auch W. Scott oft über das Maß hulbigt, verführt ihn hier zu einer Ausmalung, wodurch das Schreckliche oft ins Widerwärtige übergeht. Die oft vernommene Klage, daß er zu Helden unbedeutende junge Menschen, deren Charakter nur eine fortgesetzte Negative bilde, erwähle, beruht wol nur auf dem Mißverständniß der Bedeutung eines Romanhelden; begründeter ist die, daß wir häufig verwandten Gestalten begegnen, sowie, daß der Verf. für die Erhaltung seines Ruhms neuerdings zu productiv erscheint. — Die Reihe der berühmten Waverley-Romane begann mit dem „Waverley, or 'tis sixty years ago“. Erst spät erhielt er die verdiente Aufmerksamkeit und zugleich den gerechten Beifall. Er zeichnet die Periode der schottischen und englischen Geschichte, wo die Stuarts unter dem ritterlichen Prätendenten Karl Eduard den letzten durch die Schlacht bei Culloden vereitelten Versuch machten, den Thron ihrer Väter wiederzuerlangen. Mehr Sittengemälde als (well plotted) Roman; als Ersteres meisterhaft. An Charakterzeichnung, großartiger Nahrung, Präcision des Stils und einfacher Darstellung die ausgezeichnetste unter den Waverley-Novellen. Charaktere, wie Fergus Mac Ivor, der alte Bradwardine, Flora, der Cameronianer, der Prätendent u. A., würden allein den Ruf des Dichters begründen. Der ganze Roman mag als Einleitung zu den übrigen hochschottischen dienen, s. Einleitung verknüpft ihn geschickt mit den ältern englischen, erscheint aber dem deutschen, nach Spannung begierigen Leser zu gebehnt. Diesem wurde er erst spät

durch Lindau's Übertragung unter dem unpassenden Namen „Eduard“ bekannt. Hier ist von der Einleitung zu viel für den engl. Roman weggelassen und zu viel für den deutschen geblieben. — „Guy Mannering, or the astrologer“ spielt bei getreu nationalen Schilderungen mehr ins Privatleben hinüber. Hinsichts romantischer Composition, gleichartiger Entwicklung und buftiger Frische einer der ausgezeichnetsten Romane; voll Momente der höchsten Poesie und jugendlich-kraftiger Phantasie. Die Zigeunerin Meg Merrilies ist die Königin unter allen vom Autor mit besonderer Liebe gezeichneten alten geheimnißvollen Frauen, daneben sind Dick Hetterick, Magister Sampson, Glossin, der Pächter Dimmont die kräftigsten Gestalten. Durch Lindau's Überetzung ward er am frühesten bei uns bekannt. — Wie dürftig in „The antiquary“ (Der Alterthümer, zuerst von Lindau deutsch) die äußere Fabel erscheint, so reichhaltig ist der Roman an innerm Leben. Jene, die breitgehaltene Entwicklung einer in der Vorzeit spielenden nicht uninteressanten Novelle, weiß dem Interesse, aus den Charakteren von Personen hervorgehend, welche scheinbar der Zufall zusammenführt, ein schreckliches Vergehen in seinen Folgen vergessen zu machen. Der Alterthümer Ddbook, ein treffliches Bild humoristischen Stilllebens, der gemüthliche Bettler Schiltree, Auftritte wie die Flutscene, die Verzweiflung der Fischerfamilie, leihen dem schlichten Romane das großartigste Interesse. Ein seltsamer Zusammenhang zwischen Vorwelt und Gegenwart durchweht die Dichtung, in welcher ein deutscher Betrüger, Dousterwivel, besonders das Interesse der Engländer erregt hat. — Wenn der „Rob Roy“ („Robin der Rothe“, deutsch zuerst durch Lindau) weniger durch helle und lebendige Bilder ausgezeichnet ist als „Der Alterthümer“, so übertrifft er ihn an tief angelegten Charakteren — Diana Vernon, Nashleigh, Robin —, durch vollendetere Abrundung des Ganzen und Gediegenheit der Form. Die Sage von einem berühmten Freibeuter, verbunden mit den fruchtlosen Anstrengungen der Stuart'schen Anhänger 1715, bilden die Grundlage des classischen Romans, welcher s. Brüdern den Eintritt in Deutschland bahnte. — „The black dwarf“, eine Arbeit von minderer Phantasie und Bedeutung, hat mehr personelles als historisches Interesse. — In der Legende von Montrose ist zwar einer der Lieblingshelden des Dichters auch der des Romans, die Muse hat ihm aber trotz einiger phantastischen Erfindungen und Dalgetty's trefflicher Charakteristik, weniger gelächelt. Deutsch zuerst im Auszuge u. d. N.: „Annot Lyle“ von Log, mehr überetzt von Sophie May u. d. L.: „Mac Aulay, oder der Seher des Hochlandes“. — In „Old mortality“ (deutsch: „Die Schwärmer“, von Lindau, auch u. d. L.: „Der Presbyterianer“) zeigt der Verf. die furchtbaren Verfolgungen der schottischen Presbyterianer, besonders der sogen. Feldconventikler unter Karl II. Der Menschenkenner bewährt sich in der Graduirung der einzelnen Schwärmer von der ehrenfesten Einseitigkeit bis zum offenbaren Wahnsinn. Ein Gemälde voll des höchsten Interesses, so lange die Verfolgten unser Mitleid in Anspruch nehmen; ein grauenhaftes Gemälde, wenn wir in dem blinden Parteilhas nur ein getreues Conterfei der Wirklichkeit sehen. Belfour von Buclely ist eine gigantische Erscheinung, voll psychologischer, wenn auch weniger historischer Wahrheit. — „The bride of Lammermoor“ (deutsch: „Die Braut“, durch Lindau gekauft) tritt aus dem Kreise der übrigen Romane durch eine harmonische Diction, süßlichen Schmelz, Einheit und Rundung hervor, welche sie den besten Novellen Goethe's und Cervantes's an die Seite stellt. Es ist ein Gemälde großartiger Nüchternheit, den endlichen Ausgang eines alten Hauses in dessen letztem, trotz jugendlicher Schönheit und Kraft, in tiefe Schwermuth versunkenen Sproßling darstellend. Die alte Stuart'sche Zeit in ihrem letzten schönen Aufleuchten, während die stiegende noch den herben pietistischen Beigeschmack aus der Zeit der Unterdrückung beibehalten hat. In jeder Hinsicht ein vollendeter Roman. — „The heart of

Mid-Lothian" (deutsch als „Der Kerker von Edinburg" durch die Vf. der „Rolands-Abenteuer"), ein treffliches Miniaturgemälde, ausgezeichnet durch die Charakteristik zweier weiblicher Gestalten, deßhalb wol überschätzt, verhält sich zu jenen Romanen wie ein gelungenes bürgerliches Trauerspiel zu großartigen vollendeten Tragödien. Spielt meist in der Behaglichkeit niederer Sphären, die moralische Tendenz thut indessen der Poesie Eintrag, und die furchtbare Handhabung der moralischen Gerechtigkeit, die Unschuldigen mehr als die Schuldigen treffend, macht den Schluß grell, ja empörend. — „The monastery" und „The abbot" („Das Kloster" und „Der Abt", deutsch von Lindau und Meth. Müller), 2 zusammenhängende Romane, tragen bei glänzenden Einzelheiten schon die Spuren des schwächern Baues; jener enthält Momente aus Schottlands Reformationgeschichte, dieser dreht sich, ohne ein besonderes andres Interesse, um die erste Gefangenschaft der Maria Stuart und ihre Flucht nach England. Bruder Eustach im ersten und die Königin Maria im zweiten Romane sind treffliche Charakterzeichnungen. — „Ivanhoe" (deutsch durch Meth. Müller) ist ein interessanter Ritterroman, in England zur Zeit Richards Löwenherz spielend, aber trotz schöner Charaktere und meisterhafter Einzelheiten mehr das Product des Studiums als poetischer Eingebung, wie in den echt schottischen Romanen. Die grelle Sonderung der England damals bewohnenden Volksstämme ist belustigend, aber unmöglich der Wahrheit getreu. — „Kenilworth" (deutsch zuerst durch Loh) spielt in den gefeierten Zeiten der Elisabeth, und daher unserm Culturzustande weit näher als „Ivanhoe". Dennoch mußte der Vf. sich auch in diese Zeit erst durch Studium versehen, da Elisabeths glänzender Hof nicht mit denselben Farben, welche für Schottlands Moorgründe ausreichten, gezeichnet werden durfte. Graf Leicester's Verhältniß zur Elisabeth im Zwiespalt mit seiner Liebe zu Emmy Robsart, bildet die Fabel des mit hohem dramatischen Interesse, aber allzu künstlich componirten Romans. — „The pirate" („Der Pirat"; deutsch durch Spiker, Meth. Müller und Henriette v. Montenglaut), unter den skandinavischen Bewohnern der Schottlandsinseln spielend, ist ein durchaus gemachtes Werk. Intention statt des freien Flugs der Poesie. Norna nur eine Copie der Meg Merrilies in Kanzleiscriptur. Auch die Natur- und Sittenschilderungen nur Abschrift aus Reisebeschreibungen. — „The fortunes of Nigel" („Nigel's Schicksale", von Meth. Müller), das Bürger- und Hofleben Londons zur Zeit Jakobs I. von England schildernd, verspricht anfänglich mehr, als später erfüllt wird. Das Einzelne besser als der ganze Roman. — „Peveril of the peak" („Peveril vom Gipfel", von Michaelis), ein romanhafter Roman, umfaßt die Zeiten der engl. Restauration und die Geschichte des papistischen Complots unter Karl II. Interessante Lecture ohne innere Wahrheit der Darstellung. — „Quentin Durward" (deutsch von Spiker) schildert einige der bedeutendsten Momente aus dem Leben Ludwigs XI. von Frankreich im Zusammen treffen mit Karl dem Kühnen von Burgund. Ersterer ist gelungener als der Letztere gezeichnet. Die Fabel bildet ein schottischer Abenteuerer, welcher am franz. Hofe sein Glück sucht und über Erwarten es findet. Der Roman gehört, der Charakteristik wegen, zu den bessern des Autors, obgleich ihm jener die ältern Romane durchwehende Hauch freier Eingebung fehlt. Die humoristische Einleitung ist musterhaft. — In „St.-Ronans-well" („St.-Ronans-Brunnen", deutsch von Sophie May) hat sich der Autor als Zielscheibe seines humoristischen Witzes die Modetheorien der neuen Badegesellschaften auserwählt; seine Pfeile sind treffend, die romanhafte Begebenheit aber mit zu grellen Richardson'schen Farben aufgetragen. Der Schluß empört. — Der „Redgauntlet" (deutsch von Sophie May) spielt wieder auf dem lange verlassenen Gebiete der schottischen Kämpfe zwischen den zur Stuartzeit herrschenden Factionen und Sekten, ohne an Interesse den frühern Romanen gleichzukommen. Dazu vieles Unwahrscheinliche und Romanhafte. —

Die „Tales of the crusaders“ („Erzählungen von d. Kreuzfahrern“) zerfallen in 2 völlig abgegebene Romane: „Die Verlobten“ (deutsch von Sophie May) und „Richard Löwenherz in Palästina“ (deutsch von Michaelis). Jener spielt an den Grenzen von Wales zur Zeit König Heinrichs II. von England, leidet aber bei manchen anziehenden Partien an zu großer Weitschweifigkeit und zu geringer Wärme. Unterhaltender und spannender ist der zweite, im gelobten Lande zu Richards Löwenherz Zeiten spielend. Jedoch bleibt es unbegreiflich, wie ein Historiker hat so willkürlich mit der Geschichte umspringen können, sowie daß die verleumderische Entstellung derselben zu Ungunsten der Deutschen noch von keinem Deutschen gerügt wurde. In der humoristischen Vorrede kündigt einer der Mitarbeiter und Actieninhaber der Societät zur Verfertigung von Waverley-Novellen statt aller Romane das Leben Napoleon Bonaparte's an. Bald darauf hörte man, daß S. Walter Scott eine Reise nach Paris gemacht und sich daselbst längere Zeit aufgehalten habe, um an diesem Werke zu arbeiten. Warum erschien das Werk, das seinen Namen nicht unsterblich machen würde, wenn er weiter Nichts geschrieben? — Unverkennbar gehören W. Scott's Romane zu den bessern, welche auf den Hintergrund schottischer Sitten und Geschichte aus der Zeit des Wendepunkts zur neuen Cultur gebaut sind. Die Sage, als sollten die Romane nur Vorstudien einer großen Geschichte Schottlands werden, scheint nicht unbegründet, obchon es zweifelhaft bleibt, ob der durch die leichtern und einträglichen Vorstudien der schwärern Arbeit entwöhnte Autor sich im spätern Alter zu dieser entschließen werde. Übrigens bilden die echt-schottischen Romane schon an sich eine historische Reihenfolge, in der man die Bedeutung eines größern Kunstwerks nicht verkennen darf. Das Kloster beginnt mit der Reformation in Schottland (die frühere Zeit, als dem mythischen Heroenalter verwandt, gehört mehr der epischen Poesie als dem sittenschildernden Romane an); im „Abt“ und „Abt“ siegt der neue Glaube, noch bleiben aber die alten Sitten; dann folgt das Ringen der Freiheit mit dem Despotismus der Stuarts; die vorzüglichsten Romane endlich schildern den fruchtlosen Kampf der Stuarts und ihrer Partei zur Wiedergewinnung des Thrones. Hier treten schon alte und neue Sitten in grollem Contraste auf. Alte Verfassung, alte Verhältnisse gehen unter. Den rohern Bewohnern der Berge dünkt das allgemein herrschende Gesetz drückender als die ehemalige Willkür unter der patriarchalischen Herrschaft ihrer angeborenen Clanhäuptlinge. Im „Astrologen“ ist schon Alles dem Gesetz unterworfen, und nur in den niedern Classen, Zigeunern, Schleichhändlern, zeigt sich noch starre Vorliebe für die gesetzlose Freiheit. Im „Alterthümer“ endlich sucht Dibbock mit Kopfbrechen und lächerlichem Eifer nach den Überbleibseln jener Zeiten, in deren Reichthum an Charakteristik die frühern Romane schwelgen. Woodstock ist einer der lezttern, minder erheblichen Romane. — Die deutsche Übersetzungswuth hat sich neuerdings an diesen Romanen erprobt. Außer den Übersetzungen für den ersten Griff und die Leihbibliotheken, oft dreifach erscheinend, anfangs von Lindau, der frei, aber mit der meisten Gewandtheit übertrug, dann von Spitzer, der hier noch nicht den wohlgefälligen Styl f. spätern Übertragungen W. Irving's errungen hatte, Meth. Müller, Log, v. Halem, Michaelis, Sophie May und Adolf Wagner, sind nun schon 5 gesammte sogen. Groschenübersetzungen erschienen, 2 der Gebr. Schumann in Zwickau (die 4- und die 8 Groschen-), die Gerhardt'sche in Danzig (die 6 Groschen-), die Hennings'sche in Gotha vom Shakespeare-Übersetzer Meyer (die 4 Groschen-) und die stuttgarter Franck'sche (die 2 Groschenausgabe). Die bei Glebitch neu übers., mit histor. Anm. versehene Ausg. in 50 Theilen kostet 36 Thlr. Zu ihr ist als Forts. noch die „Chronik von Canongate“ hinzugekommen (übers. von Leidenfroß). Bei dem Aufsehen, welches die W.-Novellen machten, war es nicht zu verwundern, daß Nachahmungen erschienen, ja daß jedes Land seinen französischen, deutschen, selbst schlesischen Walter

Scott (van der Welde) besitzen wollte. Unter den engl. Nachahmungen machten sich am bemerklichsten: „Der Cavalier“ und „Elan Albin“. Letzterer, auf der pyrenäischen Halbinsel spielend, fand auch bei uns Beifall und Glauben an die Echtheit; der weibliche Autor ließ sich jedoch nicht verläugnen. — Das meiste Aufsehen machte der Verivroman „Walladmor“, angeblich nach Manuscript übersetzt (Berlin, Herbig, 1824), und erlebte selbst, als die ironische Tendenz gegen die Scottomanie in Deutschland aus dem 3. Bde. klar geworden war, noch eine 2. Aufl. In der humoristischen Kritik eines Engländers (wie man vermuthet, des W.-Autors selbst), im „London magazine“, Oct. 1824, wird dieser Roman „der kühnste Veritstreich unserer Zeiten“ genannt. „Das getäuschte Deutschland“, heißt es, „lachte, weil es nicht wußte, daß es Täuschung war, daß eine glänzende Seifenblase statt des Ballons, von Leipzig über ganz Germanien hinslog, und das getäuschte Deutschland lachte, als es die Täuschung erkannte. Das Lachen des Willkommens schritt ihm voran, Tauschen und Tübeln des Triumphs folgte hinterdrein“ u. Die engl. Rückübersetzung (2 Bde.) ist eine völlige Umbildung, in welcher Alles die Satyre Charakterisirende ausgelassen ist; vermuthlich aus falscher Artigkeit des sogen. Rückübersetzers gegen den W.-Autor. Die franz. Übersetzung des Romans mit dem seltsamen Titel: „Walladmor, roman attribué en Allemagne à Sir Walter Scott, traduit de l'anglais par M. A. J. B. Defauconpret“ (1825), beginnt die „Bibliothèque des romans modernes anglais et américains“ (!) (Paris, bei Gouffelin). Der W.-Autor schreibt in der humoristischen Vorrede zu den Kreuzfahrern die Autorschaft des „Walladmor“ dem ingenüösen Talent Doustierwre el's zu; in Deutschland hielt man ziemlich allgemein Willibald Alexis für den Verfasser, obgleich man am Rhein den echt engl. Ursprung behauptet, auch die „Heidelberger Jahrbücher“ noch Ende 1825 den Roman unter den W. Scott'schen ohne Bedenken aufgezählt haben. Die Vermuthung, daß er von W. Irving oder Coleridge herühre, hat Böttiger gründlich widerlegt. — Der „Verivte“, auf dem Vorder-titel den Namen W. Scott tragend, ist eine bunte Compilation telbialer Satyren, von denen einige gegen den W.-Autor gerichtet sind. Am bittersten, zugleich am ungerechtesten, greift ihn der unbekannte Verf. (Paulding?) des amerik. Romans „Koningsmark or the long Finne“ an.

Wavre, ein kleines, in Belgien an dem Flüsschen Dyle gelegenes Städtchen mit ungefähr 3000 E., ist durch das am 18. und 19. Juni 1815 zwischen den Franzosen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden. Blücher hatte sich nämlich am 17. Juni nach der verlorenen Schlacht von Ligny (s. Duatrebras) mit seinem 1., 2. und 3. Armeecorps auf den steilen Höhen jenseits Wavre vortheilhaft aufgestellt, theils um dort das 4. von Lüttich kommende Armeecorps zu erwarten, theils um die Vereinigung mit Wellington, der sich auch seinerseits in eine günstige Stellung bei Mont St.-Jean gezogen hatte, leichter vollziehen zu können. Beide Feldherren verabredeten, daß Wellington seine Stellung so lange als möglich vertheidigen, Blücher aber ihm mit dem ganzen preuß. Heere zu Hülfe eilen solle. Diesem Versprechen zufolge ließ der Held den 18. das 4. Corps aus seinem Viwacht jenseits Wavre aufbrechen, es in dem in Brand gerathenen Städtchen Wavre die Dyle passiren und auf St.-Lambert marschiren; ihm folgte das 2. Corps. Das 1. brach gegen Mittag auf, um gegen Dhaln vorzurücken, das 3. sollte gegen Chapelle St.-Lambert dirigirt werden und die Reserve bilden. Alles, außer dem 3. Corps, war nun schon in Marsch, als plötzlich der Marschall Grouchy mit dem 3. und 4. franz. Armeecorps und 2 Reiterdivisionen erschien und das Städtchen Wavre angriff. General Thielmann wendete sich sogleich gegen ihn, und es entstand nun ein Artillerie- und Tirailleursgefecht längs der ganzen Dyle, dessen Hauptpunkt indessen stets Wavre blieb. Alle andre Corps blieben im Marsch, um ihre wichtigere Bestimmung zu erfüllen (s. Waterloo), nur das

19. Infanterieregiment und einige Cavalerieschwadronen, welche den Nachtrab des 1. Corps bildeten, wurden gegen das Dorf Limale, welches am äußersten rechten Flügel des Thielmann'schen Corps lag, detachirt. Sie fanden die dortige Brücke und einen Theil des Dorfs schon vom Feinde besetzt, widerstanden aber dennoch der von dort vordringenden Übermacht und hinderten das Vordringen des Feindes, bis es völlig dunkel wurde. Das am Abend abgebrochene Gefecht wurde am Morgen fortgesetzt, der Feind bemächtigte sich der Höhen von Limale, und Gen. Thielmann beschloß, da die Fortsetzung des Gefechts überdies durch die Nachricht vom Siege der Hauptarmee zwecklos geworden war, eine andre Stellung 2 Stunden rückwärts zu nehmen. Er ward auf dem Marsche dahin nicht beunruhigt und erfuhr am Abend, daß auch die Franzosen sich zurückgezogen hatten. General Thielmann folgte hierauf dem Feinde, konnte jedoch nur die Spitze seines Nachtrabs einholen. Der Verlust jedes Theiles mochte gegen 4000 M. betragen. \*) P—r.

W e b e n heißt, durch kreuzendes Flechten von Fäden einen Zeug bereiten; es geschieht auf dem Weberstuhle, der eine Erfindung der alten Ägypter ist, aber durch neuere Verbesserungen große Abänderungen erlitten hat. So unterscheidet man, nach der Arbeit, wozu er bestimmt ist, den Stuhl der Tuchmacher, Leinweber, Raschmacher, Seidenwirker, Pofamentirer u. s. w. Der einfache Stuhl der Tuchmacher besteht aus 4 senkrecht aufgerichteten Pfosten, die durch Querspasten Haltung bekommen. Vorn, ungefähr in seiner Mitte, hat er eine drehbare Walze, den Brustbaum, der nebst dem tiefern Unterbaume das Zeug aufnimmt. Dem Brustbaum gegenüber, hinten, nur etwas höher, befindet sich der ähnliche runde oder seckige bewegliche Kettbaum, auf den die Kettfäden gewickelt, und gleichlaufend bis nach vorn zum Brustbaum ausgespannt sind. Diese Kettfäden, welche man auch Kette, Zettel, Werste, Scherung, Schierung, Aufzug nennt, bilden die Längenfäden des Gewebes. Sie werden alle auf ein Mal mittelst des Kettbaums auf den Stuhl gespannt, oder geschoren; die Quersfäden, auch Einschuß oder Einschlag genannt, aber werden einzeln durch jene hindurchgeflochten. Damit dies leicht geschehe, ist eine Vorrichtung (Geschirr, Kämme oder Schäfte) angebracht, wodurch die eine Hälfte der Kettfäden in die Höhe gehoben wird, während die andre herabgezogen ist. Durch die Öffnung der von einander gezogenen Kettfäden dicht hinter dem Brustbaum wird ein kleines Kästchen (der Schütze, Schiff), der inwendig auf der Backenspule den aufgerollten Faden hat, welcher sich durch eine Seitenöffnung des Schützens abwickelt, durchgeworfen. Der Kämme sind beim einfachen Gewebe 2, jeder besteht aus 2 Stäben, wovon einer über der Kette, der andre sich darunter befindet, und die beide durch so viele Fäden zusammengebunden sind, als die halbe Kette Fäden hat. Diese Geschirrfäden haben in ihrer Mitte Röhre, durch diese sind die Kettfäden gezogen, sodas der erste Faden an den ersten Schaft, der zweite an den zweiten, der dritte wieder an den ersten zc. kommt, und dadurch wird es möglich, mittelst Fußstritten, Schnüren und Rollen, die eine Hälfte (Obergelese) der Kette über die andre Hälfte (Untergelese) hervorzuhoben und zwischen die entfernten Gelese den Einschuß durchzuflechten. Doch damit dieser sich

\*) Thielmann hatte dieses 2tägige Gefecht bei Wavre mit 3 Brigaden, oder 15,000 M., gegen den ungleich stärkern Feind (unter Grouchy, Wandamme, Gerard und Pajol), der 53 Bataillone, 63 Escadrons und 14 Batterien zählte, muthig bestanden. Kam das 2. von Blücher den 19. abgeforderte preuß. Corps, unter Pirch, im Rücken des Feindes an, so ward Grouchy ganz abgeschnitten. Allein es kam nicht, Grouchy erreichte den 19. Gemblour, und Creelmann's Cavalerie Namur. Das 2. u. 3. preuß. Corps brängten sich zwar, griffen aber Namur vergeblich an. Grouchy vollzog s. Rückzug über Dinant, und jene beiden Corps erhielten Befehl, sich wieder der Hauptarmee anzuschließen. Napoleon und Ney aber wußten nichts von Grouchy und Wandamme. Sie hielten diese Armee für verloren. Hätte Napoleon geahnet, daß Grouchy und Wandamme vor den Verbündeten mit 40,000 M. bei Paris ankommen könnten, so würde er in Paris anders gehandelt haben.

fest und dicht zwischen den Gelesen einzwänge, schlägt ihn der Weber nach dem Durchschießen noch mit der Lade fest; diese Lade besteht ebenfalls aus 2 handhoch voneinanderstehenden Stäben oder Decken, die beide durch so viel Nietstifte von Draht, als die Kette Fäden hat, zusammengehalten werden, und deren oberer Deckel über der Kette, der untere unter ihr ist, so daß jeder Kettfaden durch einen Zwischenraum der Lade hindurchgezogen ist. Sie hängt übrigens an den senkrechten vordern Pfosten schwebend und befindet sich etwas hinter dem Brustbaume. Beim Weben bindet der Weber den Einschuffaden an der rechten Ecke der Kette an, entfernt die Lade von dem Brustbaume, hebt durch den Fußtritt das Obergelese und senkt das Untergelese, wirft durch die entstanden-Öffnung der Gelese den Schützen, schlägt den Einschuß mit den Stiften der Lade fest zwischen die Kette und fährt fort, nachdem er das Untergelese herauf- und das Obergelese heruntergetreten und dadurch eine Kreuzung der Kette hinter dem Einschuffaden bewirkt hat, dasselbe Verfahren von Links nach Rechts zu wiederholen. Einfache wollene Zeuche, wie Stamin, Damis, Perkan, werden auf dem Raschmacherstuhle gewirkt, der die Kette nicht, wie jener, horizontal, sondern perpendicular trägt, indem der Kettenbaum oben auf dem Geselle steht. Eine ähnliche Einrichtung hat der Stuhl der Tapezetenwirker (Hautelisse), nur ist er viel zusammengesetzter. Gehöpte Zeuche werden mit 4 Schäften gewebt. Auf den ersten kommt der erste, auf den zweiten der zweite Faden und Kette u. s. f. bis zum vierten; der fünfte aber wird wieder auf den ersten Schaft gezogen, beim Weben tritt der Weber den ersten und zweiten Schaft, dann den zweiten und dritten, dann den dritten und vierten, dann wieder den vierten und ersten zugleich, daß jeder Einschuß über 2 Ketten zugleich geht. Bei geblümter Arbeit sind eigne Vorrichtungen (durch mehre Schäfte, durch einen Regel mit Gegengewichten, oder einen Harnisch) angebracht, um diejenigen Kettfäden einzeln zu erheben, welche die Blumen geben sollen. Sammetartige Zeuche haben 2 Ketten, wovon die eine halb so viel Fäden hat als die Grundkette und Polkette heißt, auch auf einen eignen Baum gewickelt ist. Ihre Fäden werden über Ruthen hinweggewebt, und sogleich, nach dem Einklemmen durch den Einschuß, aufgeschnitten, wodurch eben das Spiegelartige dieser Zeuche entsteht. Weit zusammengesetzter ist der Zampelstuhl zum Damast und für die brodirten Zeuche, wie denn auch schon Spiegeltaffet und ähnliche außer der Vielfältigung der Ketten, Schäfte und vielfarbigen Einschüsse, noch mehre zusammengesetzte Einrichtungen an den Stühlen nöthig machen. Wie sehr unterscheidet davon sich der inländische Stuhl, der noch die ursprüngliche Einfachheit hat. Er trägt die Kette senkrecht, hat aber weder Schäfte noch Schützen, sondern man flechtet den Einschuß aus freier Hand in Nadeln gefädelt.

Weber (Bernhard Anselm), k. preuß. Capellmeister zu Berlin, und des eisernen Kreuzes Ritter, geb. zu Manheim 1766. Er war früher von seinen Athern zum geistlichen Stande bestimmt, bekam aber schon durch den Unterricht, welchen er als Kind in den ersten Anfangsgründen des Clavierspiels von dem berühmten Abt Vogler, dann im Gesange von Holzbauer, und später im Generalbasse von einem geschickten Schüler Vogler's erhielt, die erste musikalische Richtung, so daß Vogler nach seiner Zurückkunft aus Italien ihn als 14jährigen Knaben zu sich nach München kommen ließ und ihn des weitem Unterrichts in der Composition und im Clavierspiel würdigte, ihn auch mit sich nach Stockholm nahm. Als aber W. dort keine Anstellung finden konnte, ging er nach Deutschland zurück, reiste einige Jahre als Virtuos, kam 1787 nach Hanover und übernahm daselbst die Directorstelle bei dem ausgezeichneten Großmann'schen Theaterorchester zu Hanover, welches er 3 J. lang mit großem Nutzen für sein Studium der dramatischen Musik leitete. Daraus reiste er durch einen Theil von Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden, und beschäftigte sich bei einem 10 Monate langen Aufent-

halte in Stockholm, unter Vogler's unmittelbarer Leitung, mit dem Studium der declamatorischen Musik und des Contrapunktes, wobei vorzüglich Gluck sein Vorbild war, aus dessen damals in Stockholm unter Vogler vortrefflich ausgeführten Opern er große Nahrung für seinen Geist schöpfte. Auch schrieb er einige Kirchenstücke unter seines Meisters Augen, begleitete darauf denselben auf einer Reise bis nach Hamburg, und ging 1792 nach Berlin. Hier ward er zuerst als Mitdirector des Orchesters bei der deutschen Oper angestellt, reiste 1793 durch einen Theil Deutschlands, um Sänger und Sängerinnen zu gewinnen, und ward in Wien mit der theatralischen Musik und Gluck's großen Werken noch mehr vertraut gemacht. 1796 erhielt er, wegen abgelehnten Rufes nach Rheinsberg, einen erhöhten Gehalt, blieb von dieser Zeit an in Berlin als Musikdirector, und unternahm nur kleinere Reisen, auf welchen er hier und da seine Compositionen aufführte. 1803 begleitete er August v. Kogebue auf ein Jahr nach Paris und wurde zum Capellmeister ernannt. Er war ein guter Musikdirector und in der Behandlung seines Orchesters ausgezeichnet. Dagegen warf man ihm geräuschvolles Tactiren bei Aufführungen und eine einseitige Vorliebe für Gluck'sche Musik vor. Doch hat diese zur Behauptung eines bessern Geschmacks in der dramatischen Musik in Berlin sehr heilsam gewirkt. In seinen eignen Compositionen, von denen die meisten aus einzelnen Musikstücken zu Schauspielen (zu „Tell“, „Braut von Messina“, „Jungfrau von Orleans“, Werner's „Weihe der Kraft“, Kogebue's „Husaren“) und andern Gelegenheitsstücken (Musik zu Göthe's „Epimenides“) bestehen, erkennt man dieses Vorbild allerdings auch, aber dabei auch Streben nach poetischer Charakteristik, die jedoch zuweilen in die Breite geht (wie in der Duvertüre zu „Wilhelm Tell“), Kenntniß großer Orchestereffekte, Klarheit, kräftigen Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie, bei weniger Originalität und Mannigfaltigkeit der Gedanken. Sein Duodram „Sulmalle“ (1802), seine Oper „Deodata“ (1810), und seine „Hermann und Thulden“, welche 1819 auf die Bühne kam, beide mit Texten von Kogebue, sowie das kleine Singspiel „Die Wette“ (1807), sind außer Berlin nicht sehr bekannt. Mehr sind es seine herausgeg. melodiosen und charaktervollen Gesänge mit Begleitung des Pianoforte (die meisten zu Schauspielen gehörig), und seine melodramatische Composition der Schiller'schen Ballade: „Fridolin, oder der Gang nach dem Eisenhammer“. Auch soll er früher ein fertiger und gründlicher Clavierspieler gewesen sein. Er starb zu Berlin 1821.

Weber (Karl Maria v.), k. sächs. Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper in Dresden, war den 18. Dec. 1786 zu Eutin im Hollsteinschen g. b., und genoss einer sehr sorgfältigen Erziehung. Malerei und Musik theilten sich hauptsächlich in seine Jugendmuße. Nicht ohne Glück versuchte er sich in mehreren Zweigen der erstern. Aber die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, allmählig ihre Schwester gänzlich. Eigenthümliche Neigung bewog seinen Vater, den Major v. Weber, zuweilen seinen Aufenthaltsort zu wechseln, womit denn freilich für den Sohn der Nachtheil verbunden war, auch seine Lehrer öfter wechseln zu müssen. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796). Je mehr der Vater die allmählige Entwicklung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. 1798 ließ W.'s Vater zu dessen Ermunterung 6 Fuggetten von ihm drucken, sein erstes g. drucktes Werk, welches von der leipziger „Allgem. musikal. Zeitung“ freundlich angezeigt wurde. Zu Ende 1798 kam W. nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Waleff, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kälcher Unterricht. Dem

sorgfältigen, klaren und stufenweise fortschreitenden Unterrichte des Lehrters verdankt er größtentheils die Beherrschung und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz. W. arbeitete mit unermüdetem Fleiße seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: „Die Nacht der Liebe und des Weins“; daneben aber auch eine Messe und andre Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geist die Idee, dem damals von Sennfelder erfundenen Steindrucke den Rang abzugewinnen; er glaubte endlich dieselbe Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigeren Maschine versehen. Um die Sache ins Große zu treiben, zog er nebst seinem Vater nach Freiberg in Sachsen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Die Weillustigkeit und das Mechanische, Geisttödtende des Geschäftes aber ließen ihn gar bald davon wieder absehen und mit verdoppelter Lust die Composition fortsetzen. Doch sind 6 Variationen für das Pianoforte damals von ihm in München gedruckt worden. Als 14jähriger Knabe schrieb er die vom Ritter v. Steinsberg gedichtete Oper: „Das Walmädchen“, welche im Nov. 1800 auch gegeben wurde, und sich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter verbreitete, als dem Künstler späterhin lieb war, der es als ein höchst unreifes, nur vielleicht nicht ganz erfindungsleeres Product ansah. Ein Artikel der „Allg. musikal. Zeitung“ weckte in dem jungen Componisten die Idee, auf ganz neue Weise zu schreiben und die älteren vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Dem gemäß setzte er, als er damals in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereist war, die Oper: „Peter Schmall und seine Nachbarn“ (1801), die, wie natürlich, in Augsburg ohne sonderlichen Erfolg aufgeführt wurde. Die Duvirture dazu hat er späterhin umgearbeitet stehen lassen. 1802 machte er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit dem größten Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studirte, aber durch mannigfaltige Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen, sich sein eignes musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meister durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens, und zum ersten Male trat er allein in diese Welt. Hier lernte er unter mehren großen Männern den unvergesslichen Vater Haydn und den originellen Abt Vogler kennen, der mit Liebe dem ernstern Streben des Jünglings entgegenkam und ihm mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens aufschloß. Auf Vogler's Rath gab W. damals, nicht ohne schwere Entsagung, das Ausarbeiten größerer Musikstücke auf, und widmete nun beinahe 2 Jahre dem ämstigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baues, der Ideen- ausführung und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte und sich durch eigne Studien anzueignen suchte. Auch bildete er sich als Pianofortspieler eigenthümlich aus. Öffentlich erschienen in dieser Zeit nur ein paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Vogler'schen Oper „Samori“ von ihm. Ein Ruf als Musikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Producte, und componirte die von Rhode gedichtete Oper „Rübezahl“ zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienstgeschäfte an eignen Arbeiten. 1806 zog ihn der kunstliebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Karlsruhe in Schlessien. Hier schrieb er 2 Symphonien, mehre Concerte und Harmoniestücke. Als aber der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart zurückkehrte. Hier schrieb er seine Oper „Silvana“, nach

dem Sujet des „Walzmädchens“ von Hiemer neu bearbeitet (späterhin im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin herausgeg.), arbeitete seine Cantate: „Der erste Ton“, nebst einigen Ouverturen und Symphonien um, und schrieb viele Clavierstücke. 1810 trat er abermals eine Kunstreise an. In Frankreich, München, Berlin u. wurden seine Opern gegeben und seine Concerte besucht. Im Verein mit 2 talentvollen Jünglingen, Meyerbeer und Gänsbacher, genoß er, selbst gereifter und zur Prüfung fähiger, nochmals Vogler's tiefe Erfahrungen und schrieb seine Oper „Abu-Hassan“ (Darmst. 1810). Von 1813 — 16 leitete er als Musikdirector die Oper in Prag, die er ganz neu organisirte, und hier componirte er auch die große Cantate: „Kampf und Sieg“ (Clavierauszug, Berlin bei Schlesinger), welche durch Größe und Fülle der Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, aber noch keinen bestimmten Styl zeigt. Nur seiner Kunst lebend, legte er diese Stelle nieder, als sein Zweck für dort erreicht war. Darauf zog er abermals frei in die Welt. 1816 hielt er sich längere Zeit in Berlin in dem Hause eines kunstsinigen Freundes auf und schrieb daselbst 3 seiner schönsten Pianofortesonaten. Viele und schöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs Neue festhalten, und diesem Geschäfte widmete er seit 1817 seine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Hier schrieb er, außer mehreren Instrumentalstücken, verschiedenen Gelegenheitscantaten, z. B. der Cantate zum Regierungsjubiläum des Königs von Sachsen, der Jubelouvertüre, mehren Vermählungscantaten, die gebiegene zum Namenstage des Königs componirte Messe nebst Offertorium (1818), der seitdem eine zweite gefolgt ist, und seine nach Rind's Art gearbeitete Oper: „Der Freischütz“, welche zuerst 1821 in Berlin aufgeführt wurde und seitdem durch die ganze civilisirte Welt geklungen ist. Daneben arbeitete er die originelle Musik zur „Preciosa“, welche mit diesem Schauspiel schon 1820 auf die berliner Bühne kam. Der unerhörte Erfolg des „Freischütz“, welcher durch seine volksthümlichen Melodien einestheils, sowie andertheils durch das imponirende Zauberwerk des Kugelgießens in der Wolfschlucht zu erklären ist, verschaffte ihm den Antrag, eine neue Oper für Wien zu componiren, wozu Frau von Chezy ihm nach einer altfranzösischen Erzählung die „Eurynthe“ gedichtet hat. Von 1822 bis zum Herbst 1823 hat ihn dieses Werk vornehmlich beschäftigt, und im Sept. d. J. reiste er nach Wien, um es dort selbst aufzuführen, was am 25. Oct. 1823 zum ersten Mal geschah. Er erwarb sich großen Beifall. Der Verfasser dieser Skizze hat ein ausführliches Urtheil über diese großartige Musik in Philipp's „Mercur“ (St. 71 — 73, 1825) und in der „Berliner musk. Zeitung“ (St. 2 99., 1826) ausgesprochen. 1824 erhielt W. von London aus den Auftrag, „Oberon“ für das Coventgarden-theater zu schreiben, und den 1. Act. dazu. Als Vorarbeit beschäftigte er sich ernstlich mit der engl. Sprache. Aber seine angestrengten Berufsarbeiten, zumal da er zugleich die Arbeit seines kränklichen und oft nach Italien reisenden Collegen Morlacchi übernehmen mußte, griffen in Verbindung mit seinen Studien seine Gesundheit an. Er reiste im Sommer 1825 nach Gmz; zu Ende 1825 brachte er seine „Eurynthe“ in Berlin auf die Bühne. Sein Hals- und Brustübel verschlimmerte sich 1826. Angestrengt setzte er seine Composition des „Oberon“ fort, entriß sich den Armen seiner besorgten Freunde, ging im Febr. nach London, wo er seinen herrlichen „Oberon“ vollendete, aufführte, und am Tage, wo der „Freischütz“ zu seinem Vortheil gegeben werden sollte (d. 5. Juni), sein tonreiches Leben aushauchte. Man begrub ihn als Katholik freilich in der Moorfieldscapelle. — Er hat in der musikalisch-dramatischen Composition Epoche gemacht, vieles Neue geschaffen, die Instrumente mit einziger, tiefer Wirkung angewendet, den Volksgesang veredelt und dem Singspiel ein neues Leben eingehaucht. Die Geistergesänge seines „Oberon“ gehören zu den idyllischen Charakter-

siken, die je aufgestellt worden sind. Leider hat er die komische Oper: „Die drei Pintos“ (nach dem Texte von Theodor Hell), an welcher er seit mehreren Jahren unterbrochen arbeitete, unvollendet hinterlassen. W. verband übrigens die glänzendsten Eigenschaften in Einer Person; er war nicht nur einer der originellsten Tonsetzer, ein großer ausübender Künstler, der im Pianofortespiel große Eigenthümlichkeit beurfundete, ein ebenso feuriger als besonnener, einsichtsvoller und umfassender Director, ein in dem ästhetischen und grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischer Theoretiker, sondern auch einer der gebildetsten und geistreichsten Männer, der das Leben von einem höhern Standpunkt aus betrachtete, als die meisten Künstler zu thun pflegen. Die große Anzahl seiner übrigen im Stich erschienenen Compositionen enthält eine Menge von Instrumentalstücken, besonders für concertirende Instrumente und sehr geübte Spieler berechnet (Concerte, Concertinos, Potpourris und Harmoniestücke für Pianoforte, Clarinette, Fagott, Horn, Violoncell, Sonaten, Variationen, Polonaisen und Tänze, ein Clarinettenquintett und einige Symphonien), verschiedene Cantaten, Concertarien, viestimmige Gesangstücke und Lieder zum Clavier (besonders die mit großem Beifall aufgenommene Liederammlung: „Leier und Schwert“, worin man überall den poetischen und declamatorischen Tonsetzer erkennt). Viel Interesse haben die in Kind's „Muse“ mitgetheilten Fragmente, in welchen W. seine Ansichten und Erfahrungen u. d. T.: „Künstlerleben“, ausspricht. Das Ganze gibt sein Freund, der um die Familie sehr verdiente Theod. Hell, u. d. T. heraus: „Hinterlassene Schriften von K. M. v. Weber“ (Dresden 1828 fg., 3 Bde.). Durch Benefizvorstellungen ist ein Fonds für die Erziehung seiner Kinder gegründet worden. — Wir haben die hier gegebenen Notizen aus seinen eignen Mittheilungen geschöpft.

Weber (Gottfried), ein verdienter Theoretiker und praktischer Tonsetzer, zugleich wissenschaftlich gebildeter Geschäftsmann, ist geb. zu Freinsheim, 4 St. von Mannheim, 1779. Er studirte die Rechte, wurde Advocat und Kammerfiscal. Dabei bildete er sich durch guten Unterricht, sowie durch Anhören fremder Künstler in Wien, München, Kassel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden Musiker und erreichte auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad von Kunstfertigkeit, widmete sich aber späterhin fast vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik, wovon er nicht nur in mehreren Aufsätzen der leipziger und der wiener „Musikal. Zeitung“, sowie der großen „Encyclopädie“ (herausgeg. von Erich und Gruber), ferner in der von ihm seit 1824 herausgeg. musikal. Zeitschrift „Cäcilia“ u. vielen musikal. Recensionen in den „Heidelberger Jahrbüchern d. Literatur“, in der „Jenaischen Lit.-Zeitung“, sondern auch in dem ausgezeichneten „Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht, mit Bemerkungen für Gelehrtere“ (in 2 Bdn., Mainz 1817; 2. A. 1824 fg., in 4 Bdn.), und in seiner „Allgemeinen Musiklehre für Lehrer und Lernende“ (Darmst. 1822), sehr schätzenswerthe Proben abgelegt hat. Er war eine Zeit lang Director der Kirchenmusik und des musikal. Conservatoriums in Mannheim. Darauf verwaltete er das Amt eines Kriegsrichters in Mainz und war Mitglied des Theaterausschusses daselbst. Zuletzt ist er als großherzogl. Hofgerichtsrath und Generaladvocat des Cassationshofes nach Darmstadt versetzt und zum Ritter des großherzogl. hessischen Hausordens ernannt worden. Die philosophische Facultät der Universität Gießen hat seine Verdienste durch Zusendung des Doctordiploms anerkannt, sowie die musikal. Akademie zu Stockholm ihn zum Doctor der Musik ernannt hat. Von seinen Compositionen, welche ein großes Streben nach Einfachheit und declamatorischem Charakter auszeichnet, sind einige neuere Kirchenstücke, mehre Missen, ein Te Deum 1812, eine Missa funebris oder Requiem, den Manen der Sieger bei Leipzig gewidmet 1813, an mehreren Orten bekannt und mit Beifall aufgeführt worden. Unter den von ihm geschriebenen Ge-

sängen sind 12 vierstimmige Vögler bedicirt, 12 für eine Singstimme mit Guitarenbegleitung (Wonn 1812), Gefänge von Göthe ic., Lieder von Schiller ic., 4 Hefte einer „Leier und Schwert“ überschriebenen und bekannten Sammlung (mit den unter demselben Titel erschienenen Liedern K. M. v. Weber's nicht zu verwechseln), und eine achtsimmige fugirte Hymne für die berliner Singakademie (1812). Außerdem hat er eine K. M. v. Weber bedicirte Clavierfonate (Wonn 1811), ein Trio und ein Tema con variazioni für Guitare und Violoncell (1807) u. a. herausgegeben. Auch hat er den musikal. Chronometer erfunden. (S. Faktmeser.) Zuletzt haben ihn seine Untersuchungen über die Echtheit des Mozartschen Requiem in mancherlei literar. Fehden verwickelt. Vgl. die „Cécilia“.

Weber (Weit), s. Wächter.

Wechabiten, s. Wahabi.

Wechsel (lettre de change, bill of exchange) heißt im Allgemeinen so viel als Tausch; Dasselbe bedeutet das Wort cambium, womit es übersetzt wird. In der engeren Bedeutung, von welcher hier die Rede ist, versteht man unter Wechsel, Wechselbrief, eine schriftliche, das Wort Wechsel ausdrücklich enthaltende Anweisung, wodurch der Aussteller, oder wer in seine Verbindlichkeit getreten ist, bei Vermeidung persönlicher Haft, eine bestimmte Summe zu gewisser Zeit (Verfallzeit genannt) zu zahlen verspricht. Hieraus folgt, daß dem Wechsel immer ein Vertrag zum Grunde liegt, der durch den Wechsel schriftlich gemacht wird, und dieser Vertrag hat die größte Bestimmtheit, sodas eine Schrift, die das Wort Wechsel oder nach Wechselrecht nicht enthält, nie für einen Wechsel angesehen und nach den strengen Wirkungen desselben beurtheilt wird. In England ist dies jedoch nicht nöthig. S. v. Boset, „Der Wechselcontract nach seinen historischen u. s. w. Ansichten“ (Prag 1812). Das Versprechen, daß man sich der persönlichen Haft bei Nichtzahlung unterwerfen wolle, wird schon aus dem angegebenen Worte Wechsel oder Wechselrecht gefolgert. Die Wechsel werden eingetheilt in 1) eigne Wechsel, d. h. diejenigen, in welchen der Aussteller die Zahlung selbst zu leisten verspricht. Diese heißen auch uneigentliche, trockene Wechsel (cambia sicca). Hier kommen nur 2 Personen in Betracht, nämlich der Aussteller und der Empfänger. 2) Draffirte Wechsel, Dratten, d. h. diejenigen Wechsel, in welchen der Aussteller die Zahlung durch eine fremde Person leisten zu lassen verspricht. Sie heißen auch eigentliche Wechsel deswegen, weil die größten Handelsgeschäfte nur mit diesen Wechseln gemacht werden, daher auch Kaufmannswechsel (cambia mercantilia), auch nasse Wechsel (cambia trajectitia), weil sie oft über die See gehen. Bei diesen Wechseln werden 4 Personen, welche dabei vorkommen, ob sie gleich nicht immer 4 verschiedene Subjecte sind, unterschieden. 1) Der Draffant, der den Wechsel ausstellt oder verkauft und das empfangene Geld an einem a. Orte wieder auszahlen läßt. 2) Der Remittent, d. i. Der, welcher den Wechsel kauft, das Geld zahlt, um das Geld an einem a. Orte wieder ausgezahlt zu erhalten. 3) Der Präsentant, d. i. Der, welcher die Schuld zu heben angewiesen ist, und dessen erstes Geschäft darin besteht, den empfangenen Wechsel Dem, der ihn begablen soll, zur Acceptation zu präsentiren. Die Präsentation ist eine an den Acceptanten oder Draffanten gerichtete Frage, ob er den Wechsel honoriren will. Die Zeit dieser Präsentation hängt nicht von dem Willen des Inhabers ab, sondern ist an gewisse Vorschriften gebunden, welche sich nach den Worten richten, die in dem Wechsel stehen. 4) Der Draffat, d. i. Der, auf welchen der Wechsel gestellt ist; da derselbe durch die Unterschrift s. Namens sich zur Zahlung bereit erklärt, so heißt er auch Acceptant. Die Acceptation ist eine unter den Wechselbrief gesetzte Erklärung, wodurch sich der Draffat zur Zahlung nach Wechselrecht verbindlich macht. Hierzu bedarf es bloß des Wortes „acceptirt“ mit dem Namen des Draffaten. Acceptation per onor di lettera ist die Annehmung eines

Wechsels von Seiten eines Dritten zu Gunsten und zur Ehre des Ausstellers oder eines der Indossanten, welche zu diesem Endzwecke solche dritte Personen als Nothadressen unten auf den Wechseln zu notiren pflegen, gemeinlich mit dem Ausdruck: *Nöthigenfalls bei N. N. (Au besoin chez . . .)*. Mündlich und außer dem Wechsel kann die Acceptation nur dann erfolgen, wenn es besondere Wechselordnungen erlauben, z. B. mit Zeugen. Sie muß aber erfolgen sogleich, wenn der Wechsel präsentirt ist. Die Zahlung nach erfolgter Acceptation richtet sich nach der Zeitbestimmung im Wechsel, wovon nachher. Indessen trifft es sich oft, daß Jemand an eben dem Orte zu fordern hat, wo er bezahlen soll, in diesem Fall braucht er keinen Wechsel zu kaufen, sondern wird Remittent und Trassant zugleich. — Der Remittent wird durch den vor seinem Namen im Wechsel befindlichen Zusatz: an die Ordre, berechtigt, sein Recht auch an Andre abzutreten. Dies thut er durch die *Indossation* (s. d.), durch sie kann der Wechsel von Hand zu Hand abgetreten werden, welches *giriren* genannt wird (s. *Giro*); aber jeder Indossant übernimmt dabei auch die Verpflichtung des Trassanten, für den baaren Werth des Wechsels zu stehen. Wer also im Auslande zu zahlen hat, kann einen Wechsel kaufen und diesen, auf seinen Gläubiger indossirt, ihm an Zahlungsstatt schicken; wer im Auslande zu fordern hat, kann einen Wechsel ziehen und an seinem Wohnorte verkaufen. Die Zeit der Zahlung wird auf verschiedene Weise bestimmt: 1) nach der Ausstellung 14 Tage, 1, 2 — 6 Monate nach derselben u. s. f. (*Datowechsel*); 2) nach der Zeit der Präsentation, 14 Tage nach Sicht (*Sichtwechsel*, *W. a vista*); 3) nach dem Herkommen, *a uso* (*Usowechsel*, s. b.). Für *Sichtwechsel* muß der Trassant unbestimmt und so lange haften, bis der Wechsel dem Trassanten zu Gesicht gekommen ist. In diesem Falle muß der Wechsel binnen 24 Stunden nach der Ankunft präsentirt und in 24 Stunden nach Acceptation bezahlt werden. Doch kann oder muß der Inhaber einer acceptirten Tratte auch nach der Verfallzeit gewisse Tage noch abwarten, ehe er nach Wechselrecht verfährt (*Discretions- oder Respecttage*), je nachdem die Tage (in Hamburg 11, sonst gewöhnlich 3) bestimmt sind. In den meisten neuen Wechselordnungen werden sie ganz abgeschafft. Sie fallen weg bei Wechseln, welche in der Messe zahlbar sind. Die wirkliche Zahlung des Wechsels muß in der Regel baar, und sie kann nur mit Einwilligung des Wechselinhabers durch *Assignation* oder *Delegation*, welche hier *Scन्द्रito* heißt, erfolgen. Zuweilen wird der Wechsel prolongirt, d. h. die Verbindlichkeit zu zahlen auf längere Zeit hinausgeschoben. Dies wird im Wechsel selbst angezeigt, z. B. durch die Worte „*prolongirt bis ic.*“ In diesem Falle geht der Schaden auf Rechnung des Inhabers, z. B. wenn der Trassant unterdessen bankrott wird. Sonst wird durch *Prolongation* die Verjährung unterbrochen. Der Verjährungstermin für Wechsel ist gewöhnlich kürzer bestimmt als der der gemeinen Verjährung. — Was die Form der Wechsel anlangt, so wird bei allen Wechseln 1) das Datum der Ausstellung und die Summe, welche der Gegenstand der Wechselverbindlichkeit ist, darüber gesetzt. Weicht die Angabe dieser Summe von der im Wechsel selbst ausgeschriebenen Zahl ab, so gilt die letztere Angabe. Einige Gerichtshöfe lassen aber bei einer solchen Abweichung, und wenn des Ausstellers Vorname fehlt, keine Verhaftung zu. 2) Wird das Schlusswort beigefügt: *Valuta habe baar erhalten, oder Werth in Rechnung*. Nach einigen Wechselordnungen kann jedoch diese Form auch fehlen. 3) Muß die Unterschrift von dem Aussteller beigefügt sein, und zwar eine solche, die ihn hinlänglich bezeichnet. Der trassirte Wechsel insbesondere wird in Form einer Anweisung an einen Dritten ausgestellt, ferner werden die Mittel angegeben, wie der Acceptant zur Wiederbezahlung gelangen soll. So heißt es z. B.: *stellen es mir auf Rechnung u. s. w.*; und man bezieht sich in trassirten Wechseln meist auf den *Avisobrief*, d. i. das Schreiben, welches der Aussteller an den Trassanten oder Acceptanten erläßt, und

worin alle nähere Umstände der Zahlung angegeben werden; bei den traſſirten Wechſeln wird ferner immer links die Ueberschrift an den Acceptanten oder Traſſanten beigefügt. — Eigne Wechſel werden immer in Form eines Verſprechens und nicht wie Anweiſungen abgefaßt; ſie werden gewöhnlich nur als Solawechſel (in einem Exemplare) ausgestellt; ſtatt der Adreſſe werden die Worte „Acceptirt auf mich ſelbſt“ mit dem Namen des Ausſtellers geſetzt. Um das Giren der Wechſel zu erleichtern, oder wenn der Wechſel weit zu gehen hat, werden oft 2 oder mehre Exemplare deſſelben ausgestellt. Das eine, die Prima, ſendet der Remittent gerade an den Ort des Traſſanten, um dort von einem Freunde ſie präſentiren zu laſſen; dieſer Freund iſt nicht berechtigt, die Zahlung zu heben, wohl aber allenfalls zur Verfallzeit Sicherſtellung vom acceptirenden Theile zu fordern. Das andre Exemplar, die Secunda, auf welcher bemerkt iſt, bei wem die Prima zur Präſentation ſich befinde, wird dann auf Den indoffirt, dem damit bezahlt werden ſoll, iſt ſo zum Giren beſtimmt und mag nun auch nach der Verfallzeit ankommen. Der Bewahrer der acceptirten Prima muß dieſe dem Inhaber der Secunda ausliefern, und gegen Beide zahlt dann der Acceptant, weil eigentlich die Prima ſeine Annahme, die Secunda den rechten Indoffatarius beurkunden ſoll. Wenn der Traſſant nicht acceptirt oder nicht zahlt, ſo muß der Inhaber des Wechſels deſſen Weigerung dawider gerichtlich und von einem Notar beglaubigen laſſen, welche Weigerung, ſowie die darüber abgefaßte Urkunde ſelbſt, *Wechſelproteſt* genannt wird. Hierauf kann er in dem *Rückwechſel* (*ricambio*) die Wechſelſumme neſt allem Schaden berechnen und den Betrag vom Indoffanten oder Traſſanten einziehen; aber er iſt auch ſchuldig, Jedem, der den proteſtirten Wechſel ihm bezahlen will, dieſen zu überlaſſen. — Wenn Jemand Wechſel vor der Verfallzeit kauft, ſo heißt dieſer Kauf *Disconto*; dann werden für die Zeit, welche der Wechſel noch zu laufen hat, Zinſen abgezogen, welche in bedenklichen Zeiten ſehr hoch ſteigen. *Valuta* heißt alles Daſjenige, was der Ausſteller des Wechſels für die Ausſtellung erhält oder für erhalten annimmt. In der Regel wird ein Wechſel ausgestellt auf die Münzorte, welche an dem Orte der Zahlung gilt, und die Quantität von Münze, worauf derſelbe gewöhnlich geſtellt, und wonach gewöhnlich der Preis beſtimmt wird, welchen dafür der Remittent entrichten ſoll, heißt die *fixe Valuta*. So iſt z. B. von Königsberg auf London und von Leipzig auf London die *fixe Valuta* 1 Pf. St., von Königsberg auf Hamburg die *fixe Valuta* ein hemburger Bankthaler, aber von Leipzig auf Hamburg 100 Bankthaler. Die Münze, in welcher die Bezahlung für den Wechſel gewöhnlich gerechnet wird, heißt die *bewegliche Valuta*. Das Verhältniß der fixen und beweglichen Valuta zu einander, welches zu einer Zeit an einem Orte allgemein iſt, heißt der *Wechſelkurs*. Z. B. der Kurs von Leipzig auf Hamburg ſteht 145½ heißt: das Hundert Bankthaler in Hamburg als die *fixe Valuta*, in Wechſelbriefen gegeben, wird mit 145 Thlr. 6 Gr. Sächſ. als beweglicher Valuta bezahlt; oder der Kurs von Leipzig auf Amſterdam ſteht 139½ heißt: 250 Gldn. holl. Cour. in Amſterdam als die *fixe Valuta* werden mit 139 Thlr. 12 Gr. Sächſ. als beweglicher Valuta bezahlt. Wenn in der beweglichen Valuta genau ſo viel Werth an edelm Metall gezahlt wird, als der Werth des edeln Metalls der fixen beträgt, ſo ſteht der Kurs *al pari*. Z. B. wenn das engl. Pf. St. 2280 holl. Aß Silber enthält, und der Kurs von Königsberg auf London ſteht 19 Gldn. und 7 Gr. Preuß., d. i. 6 Thlr. 10 Gr. Preuß., ſo iſt der Kurs im Paci, denn ſo viel betragen 2280 Aß Silber im preuß. Courant. Muß aber zu dieſer Zeit allgemein mehr Silber in der beweglichen Valuta gegeben werden, als die fixe enthält, ſo iſt der Kurs geſtiegen, und wenn weniger, ſo iſt er gefallen. Auf das Steigen oder Fallen des Wechſelcurſes hat die Nachfrage nach Wechſeln und das Angebot deſſelben einen weſentlichen Einfluß; werden nämlich an einem Poſttagte von dieſem Orte auf jenen mehr Wechſel geſucht als ausgetrieben, ſo muß der Kurs

steigen, im entgegengesetzten Falle aber sinken. Diese Regel leidet jedoch häufige Ausnahmen, sodaß weder aus dem Curs auf das Verhältniß der Schulden und Forderungen zweier Handelsplätze, noch von diesem Verhältnisse auf den Curs mit Sicherheit geschlossen werden kann. — *Messwechsel* oder *Regulirwechsel* heißen entweder solche, welche in der Messe ausgestellt werden; sie haben einen besondern Curs oder Werth, indem der Aussteller eine bestimmte Provision davon bekommt, die gewöhnlich zu Anfange der Messe regulirt wird; oder man nennt auch *Messwechsel*, die in der Messe zahlbar sind. Sie haben einen üblichen Zahltag. — Bisweilen geschieht es, daß Handelsleute, um sich für einige Zeit baare Münze zu verschaffen, weit hinaus Wechsel auf Orte ziehen, wo erst kurz vor der Verfallzeit präsentirt wird, und die also lange ungedeckt laufen, ehe sie protestirt werden, in der Hoffnung, sie dann durch neue Wechsel der Art decken zu können. Dies Verfahren nennt man *Wechselreiterei*. — Betrug wird nicht selten mittelst Wechsel getrieben, bei welchen die Namen, sowol des Trassanten als des Remittenten, erdichtet sind; dergleichen Wechsel heißen *Kellerwechsel*. Ein Kaufmann, welcher Geld nöthig hat, aber seinem Credit entweder nicht genug zutraut, oder denselben aus a. Gründen nicht benutzen will, stellt nämlich einen Wechsel in 2 oder mehren Monaten zahlbar, worauf der Name des Ausstellers entweder ganz fingirt ist, oder auch wol der wirkliche Name eines ansehnlichen Handelshauses fälschlich unterschrieben steht, aus, wovon jenes Haus nichts weiß. Auf diese folgen *Giri*, die theils wahre Personen, mit denen der wahre Aussteller des Wechsels deshalb übereingekommen, theils erdichtete Namen sind. Unter den *Giranten* erscheint auch gewöhnlich zuletzt der Name des Verfertigers des Wechsels. Denselben trägt er nun zum *Discontisten*, welcher, da er mehre Namen von Credit unter den *Giranten* erblickt, auch zu den letzten selbst vielleicht ein großes Zutrauen hat, ihn *discontirt*. Nachdem nun der wahre Aussteller des Wechsels das empfangene Geld bis zur Zeit des Verfalles des Wechsels benützt hat, ist unterdessen baares Geld von ihm angeschafft, womit er beim *Discontanten* den deponirten Wechsel selbst wieder einlöst. Man sieht, daß dergleichen Wechsel einen falschen Credit vorspiegeln, und deshalb sind sie als falsche Papiere strafbar, insbesondere wenn der Name des Ausstellers falsch ist. Indessen hat man Beispiele, daß sich selbst engl. Minister der *Schein*-, *Wind*- oder *Kellerwechsel* bedient haben, um sich in Geldverlegenheiten zu helfen, weil sie den Staatscredit nicht compromittiren wollten, oder sich scheueten, direct zu borgen. — Wird ein Wechsel von dem Aussteller nicht bezahlt, so entsteht für Den, welcher die Bezahlung desselben zu fordern hat, das Recht, die ihm mangelnde Zahlung von dem Aussteller oder von Denen, welche denselben an ihn *indossirt* haben, aufs strengste zu fordern. Der letzte *Indossat* hat dieses Recht an seinen nächsten *Indossanten*, dieser an seinen *Vordermann*, und so fort bis an den ersten *Remittenten* oder *Trassanten*. Jeder *Indossat* hat das Recht dieser Forderung an alle *Indossanten*, die zwischen ihm und dem *Remittenten* oder *Trassanten* sich befinden, und kann unter ihnen jeden wählen, von dem er seine Forderung am leichtesten zu erlangen glaubt. Gewöhnlich geht er aber an den *Remittenten* oder *Trassanten* zuerst und behält sich sein Recht an die Übrigen vor. Die Art, wie die Forderungen, welche aus der Verweigerung der prompten Bezahlung eines Wechsels entstehen, von dem Aussteller oder dem *Indossanten* des Wechsels eingetrieben werden, geschieht nun gemeinlich durch die sogenannten *Rückwechsel*, welche auf die Aussteller oder *Indossanten* des unbezahlten Wechsels gezogen, nur durch den *Protest*, wodurch gerichtlich bezeugt wird, daß der Wechsel von den *Indossaten* nicht bezahlt worden ist, gerechtfertigt wird. Die *Rückwechsel* können also nicht anders stattfinden, als in Folge eines rückgängig gewordenen Wechselgeschäfts. Sie können Demjenigen, auf welchen sie gezogen werden, oder vielmehr Dem, welcher sie zuletzt bezahlen muß, großen Verlust verur-

fachen, insbesondere, wenn sich der Cours zum Nachtheile des Remittenten oder Transfanten während des Laufes des Wechsels bis zum letzten Indossaten verändert hat. Büsch führt im 1. Bde. s. Zusätze ein Beispiel an, wo der Remittent bei einem auf ihn gezogenen Rückwechsel 50 Proc. verlor. Dem Betrage des Rückwechsels werden zugleich alle Kosten für Protest, Zinsenverlust und Spesen zugeschlagen, und er wird daher schon um so viel größer als der ursprünglich ausgestellte Wechsel, wodurch er veranlaßt wird. — Nicht leicht hat irgend eine Erfindung wohlthätiger auf den Nationalreichtum überhaupt und auf den Verkehr der Völker insbesondere gewirkt als die Wechselanstalt. Mittelft derselben wird der Credit gleichsam beweglich gemacht und an die Stelle der Münze, also an die Stelle des Unterpandes gesetzt, was die Münze ihrem Besizer für die wirkliche Realisirung der damit empfangenen Anweisung auf sämmtliche in den Tauschverkehr kommende Güter gewährt. Als die Handelsverhältnisse zwischen den einzelnen Ländern der Erde sich vervielfältigt hatten, mußten es die Kaufleute bald weit bequemer finden, ihre gegenseitigen Schulden auszuwechseln, als mittelst der Metallmünze zu berichtigen. Diese Bequemlichkeit gab den Wechselbriefen ihren Ursprung; schon Tyrus, Carthago, Athen, Corinth, Syrakus, Alexandrien scheinen sie gekannt zu haben. Man soll die ersten bestimmten Spuren des Wechselgeschäfts seit Ende d. 12. Jahrh. in einigen Provinzen von Frankreich, besonders auf der sogen. champagner Messe, finden. Die Ausbildung des Geschäfts gehört jedoch, wie auch die ital. Ausdrücke besagen, Italien an. Vgl. Martens's „Versuch einer histor. Entwicklung des wahren Ursprungs des Wechselrechts“. Werden bei 2 mit einander im Verkehr stehenden Nationen die Wechselgeschäfte mit gehöriger Lebhaftigkeit betrieben, so bedarf es zu diesem Verkehr keiner größern Münzmasse, als gerade erforderlich ist, um den Unterschied der gegenseitigen Schulden auszugleichen. So lange der Cours in der Nähe des Pari, sei es über oder unter demselben, bleibt, d. h. so lange noch eine Gleichförmigkeit zwischen den von den beiden Handelsplätzen in Wechselwirkung gebrachten Waarenmassen stattfindet, bedient man sich gegenwärtig der Wechselbriefe. Erst wenn der Cours so hoch steigt, daß es wohlfeiler wird, Metallmünze an den Gläubiger zu senden, als einen Wechsel auf dem Markte zu kaufen, tritt das edle Metall im Welthandel auf. Je lebhafter demnach die Wechselwirkung unter den einzelnen Handelsplätzen und Handelsstaaten ist, um so weniger brauchen die edeln Metalle selbst aufzutreten. Und wie im Weltverkehre, so werden jetzt auch im Nationalverkehre unzählige Handelsgeschäfte bloß mittelst der Wechselbriefe abgemacht, so treten auch in diesem Verkehre bloße Forderungen einzelner Privatleute an andre häufig an die Stelle der Münze.

K. M.

**Wechselbegriffe** nennt man gewöhnlich solche, welche man wegen der Gleichheit ihres Gegenstandes in gewissen Fällen für einander setzen kann. Es ist aber darum ihr Inhalt nicht derselbe; sie drücken nur verschiedene Seiten oder Gesichtspunkte einer Sache aus, z. B. gleichseitige Figur, gleichwinklige Figur.

**Wechselnoten** (note cambiate) sind in der Musik solche der Grundharmonie fremde Noten, welche beim unregelmäßigen Durchgange auf den guten Zeittheil kommen und so die Stelle der Hauptnoten vertreten; dahingegen durchgehende Noten im engerm Sinne auf den schlechten Zeittheil fallen.

**Wechselrecht** ist 1) der Inbegriff der die Wechsel (s. d.) betreffenden Rechte. Das Wechselrecht ist, sowie andre Theile des Rechts, ein geschriebenes und ein nichtgeschriebenes. Jenes gründet sich auf ausdrückliche Verordnungen der gesetzgebenden Macht, welche Wechselordnungen genannt werden, und deren es sehr viele gibt, die nicht selten von einander abweichen. Fast jedes Land und jede bedeutende Handelsstadt hat eine besondere Wechselordnung. So gibt es: ein allgemeines preuß. Wechselrecht, eine verbesserte Wechselordnung für die bairischen Länder (1802), eine braunschweigische, jeberische, russische u. s. w. Wech-

felordnung: ferner Wechselordnungen der Städte Augsburg, Breslau, Hamburg, Leipzig (letztere, welche sehr berühmt ist, hat Pitimann herausgegeben), Nürnberg u. Das nichtgeschriebene Wechselrecht hingegen gründet sich auf gewisse, rechtsbeständigerweise eingeführte Gewohnheiten, die man aus den *Pareres* (Gutachten) der Kaufleute kennen lernt. Von diesen letztern sind jedoch die an einigen Orten unter den Kaufleuten eingeführten *Usances* (von dem italien. Worte *usanza*, Gebrauch, Gewohnheit), wenn sie nicht die Eigenschaft einer gesetzmäßigen Gewohnheit haben, unterschieden. Es geht aus dieser Erklärung von selbst hervor, daß es kein allgemeines deutsches Wechselrecht geben könne. Die Länder Deutschlands haben, nach ihrer Lage und besondern Verfassung, ein so verschiedenes Interesse, daß einerlei Verfügungen auf sie keineswegs passen würden. Der Wechselproceß ist daher auch in verschiedenen Ländern oft verschieden. So kann z. B., bei erhobener Wechselklage, gegen den säumigen Wechselschuldner nicht überall mit Verhaftung seiner Person verfahren, sondern es muß erst aus seinem Vermögen die Befriedigung des Gläubigers gesucht werden. — Wechselrecht nennt man 2) auch dasjenige Recht, welches Wechselbriefe vor andern Schuldschreibungen voraushaben. Die Strenge des Wechselrechts besteht darin, daß, wenn der Schuldner nicht zahlt, sogleich die Person desselben angegriffen werden kann, ohne auf s. Güter Rücksicht zu nehmen. Man hat über den politischen Grund dieser Strenge viele Muthmaßungen aufgestellt, so z. B. Büsch in s. „Handlungsbibliothek“, 1. Bd.; Martens, in s. „Versuch einer histor. Entwicklung des wahren Ursprungs des Wechselrechts“ (Göttingen 1797) unterscheidet den ursprünglich politischen Grund, den er in der Natur der Messen findet, wo die Wechsel zuerst vorkommen, von dem Grunde der Beibehaltung dieser Strenge, der in der Schnelligkeit und Sicherheit liegt, dadurch zur Befriedigung einer Forderung zu gelangen. Sich nach Wechselrecht verbindlich machen, heißt daher, sich bei Nichterfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten derjenigen Strenge unterwerfen, welche das Wechselrecht für den Wechselschuldner festgesetzt hat. Es ist nicht ungewöhnlich, bei Pacht-, Mieth-, oder a. Verträgen sich die Zahlung nach Wechselrecht verschreiben zu lassen. Der abgeschlossene Vertrag wird zwar dadurch kein eigentlicher Wechsel, wohl aber entsteht daraus die Wirkung, daß man gegen den säumigen Zahler nach Wechselrecht verfahren kann. Ungeachtet ein Wechselgläubiger viele Vorzüge vor andern Gläubigern hat, so findet doch bei Concurse für die Wechselforderungen keine Priorität statt, und die Wechselgläubiger werden in den meisten Ländern den gemeinen Gläubigern gleichgestellt. Aus besondern Gründen ist gewissen Personen verboten, Wechsel auszustellen: 1) Geistlichen, nach dem kanonischen Rechte; 2) Soldaten, weil Wechselverbindlichkeiten ihren Amtspflichten in den Weg treten könnten; 3) minderjährigen Personen (hier und da gibt es eine besondere Wechselmündigkeit, die später als die allgemeine Mündigkeit eintritt); 4) Personen, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, in dem Falle, daß dadurch ein Darlehn versichert werden soll; 5) in den meisten Ländern auch Weiber und Bauern.

Außer den ältern Schriften über das Wechselrecht, welche man in Besken's „*Thesaurus juris cambialis*“ findet, werden in diesem Fache vorzüglich geschätzt: Siegel's „*Vorsichtiger Wechselgläubiger*, und dessen Einleitung zum Wechselrecht“, sowie auch s. „*Corpus juris cambialis*“, fortgesetzt von Uhl, welches jedoch durch die Sammlungen von Zimmerl (Wien) und die von Tafel angekündigte, verdrängt wird. Eine vollständige Sammlung der Wechselgesetze aller Länder hat Zimmerl (Wien 1809—13) herausgegeben; vgl. auch Grattenauer's „*Sammlung aller ältern und neuern Wechselgesetze*“, in v. Kämpf's „*Jahrbüchern*“, Heft XIV. Ein Hauptwerk: „*Niederl. und großbritann. Wechsel- und Münzgesetze*, übers. und m. Anmerk. nebst den neuern dänischen Wechselgesetzen herausgeg. von D. Ph. Fr.

Schulin" (Fekf. a. M. 1827) und als Nachtrag von demselben: „Acten des Parlam. von Großbrit., Nr. 7 u. 8. Georg IV. c. 15 u., vom 12. April 1827 und 19. Juni 1828. — Die „Grundsätze des Wechselrechts von Püttmann“, herausgeg. von Martens (Lpz. 1805) und der „Cours de droit commercial“, von Pardessus (5 Bde.), sind brauchbare Handbücher.

Wechselseitiger Unterricht wird die Einrichtung der Volksschulen genannt, bei der fähigere Schüler jeder Klassenabtheilung ihre Mitschüler beim Lernen und Einüben mechanischer Fertigkeiten leiten und beaufsichtigen. Die in Frankreich aufgekommene Benennung ist unpassend, weil ein wechselseitiges Unterrichten dabei nicht stattfindet, sondern nur ein Vertreten der Stelle des Lehrers durch einzelne Ausgezeichnete, die von ihren schwächeren Mitschülern nie Unterricht empfangen. Wie weit diese Schuleinrichtung, deren Ursprung in Indien zu suchen ist, wo der Reisende della Valle sie schon im 16. Jahrh. kennen lernte, bis 1818 verbreitet war, ist aus d. U. Lancaster zu ersehen. In England, von wo sie ausging, werden jetzt an 500,000 (allein in London an 8000 in 43 Schulen), in Irland 30,000 Kinder nach dieser in den letzten Jahren sehr verbesserten Methode unterrichtet. Lancaster selbst war 1824 in dem südamerik. Freistaate Colombia, von Bolivar unterstützt, mit Errichtung solcher Schulen beschäftigt. Im brit. Ostindien hat eine Societät zu Calcutta 88 Schulen seines Systems gestiftet, deren es auch in Malta, am Cap, am Senegal, in Sierra Leone und andern engl. Colonien gibt. Auch die Griechen ergriffen dieses Mittel, die ihnen fast ganz fehlenden Volksschulen wohlfeil zu errichten, und haben deren zu Athen, Argos und auf den Inseln. Aus Frankreich kam das Interesse dafür nach Italien, wo nun Toscana (in Florenz 5 und in 30 Landgemeinden) und Parma seit 1822 ihre Errichtung erlaubten. In Neapel und in Spanien, wo unter den Cortes 1821 und 1822 in den meisten Hauptstädten solche Schulen entstanden, mußten sie 1823 eingehen. Frankreich hatte 1821 schon 1197 Kinderschulen und 166 Regimentschulen dieser Art. Letztere mußten seitdem diese Methode ganz aufgeben, und von jenen sind in Folge der lehrerlichen Gegenwirkung der Geistlichkeit und der Ministerien viele jetzt aufgelöst, da die Absicht, dem Volke, unter dem in Frankreich von 24 Mill. Erwachsener nur 9 Mill. lesen und schreiben können, und von 6 Mill. Kindern nur  $1\frac{1}{2}$  Mill. Schulunterricht genießen, einige Bildung zu geben, als Parteizeichen des Liberalismus gefählich befunden wird und mächtige Gegner hat. Aus ähnlichen Ursachen wurden diese Schulen in der östr. Armee eingestellt und für ganz Östreich untersagt, und in Rußland der anfangs große Eifer dafür bald so lau, daß über Versuche im Kleinen nicht hinausgegangen werden durfte. Fürchtete man in diesen Staaten ohne Grund, die Lancasterschulen möchten das Volk zu klug machen, so hat dagegen die dänische Regierung mit ganz entgegengesetzter, aber richtiger Erwartung seit 1819 angefangen, sie in Dänemark, Holstein und Schleswig allgemein einzuführen. Ein Erlass der dän. Hofkanzlei („Dänische Collegienzeitung“, 1819, Nr. 23) spricht nicht nur von dem ausdrücklichen Willen des Königs, die Sache beschleunigt zu sehen, sondern sagt auch darüber: „Der geringern Volksclasse wird dadurch viel Zeit gewonnen, und man wird sie nicht mehr über Dinge unterrichten, die außerhalb ihrer Sphäre sind oder ihnen Begriffe von Gegenständen beibringen, die nicht in ihrem Wirkungskreise liegen, und die sie nicht zu erkennen brauchen“. Doch traf der zuerst von dem Major Abramson in Kopenhagen angeregte legitime Enthusiasmus für ein zur Beschränkung der Volksbildung auf die nothdürftigsten Fertigkeiten so ganz geeignetes Schulsystem besonders in den Herzogthümern auf einsichtsvolle Pädagogen, in deren Händen die dänische und schleswig-holstein. Schuleinrichtung nur die Ordnung, Genauigkeit und unablässige Selbstbeschäftigung der Kinder aus Lancaster's Schulen angenommen, aber das Geisttöbende seines Mechanismus, wodurch dieser nächst der Wohlfeilheit beliebt worden war, ganz beseitigt hat. Der

Lehrer unterrichtet alle Kinder selbst und überläßt den aus den Schülern wechselnd gewählten Gehülfen nur das Wiederholen der gelernten Pensen und die weitere Einübung von Fertigkeiten, zu denen er vorher Anleitung gab. So ist vorzüglich zu Eckensförde im Holsteinischen aus Lancaster'schem Mechanismus und deutscher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit eine für Volksschulen, wo mehre Classen von einem Lehrer in einem Zimmer gleichzeitig beschäftigt werden müssen, ungemein zweckmäßige Einrichtung hervorgegangen, durch welche der Lehrer Zeit gewinnt, mehr als bisher in deutschen Landschulen möglich war, für die Geistesbildung der Schüler zu thun. Der Rector der Domschule zu Schleswig, Prof. Schuhmacher, hat ein sehr begründetes Urtheil über den wechselseitigen Unterricht ausgesprochen. „Diese Lehrart“, sagt er, „ist ein treffliches Hülfsmittel, sobald sie nicht aus ihren Grenzen heraustreitt, sondern sich beschränkt auf mechanische Fertigkeiten und reine Gedächtnissachen. So erspart sie Zeit für Lehrer und Schüler; sie erspart Kosten für jede Gemeinde und ist sehr wohlthätig für alle Volksschulen, wo eine große Schülerzahl auf so verschiedenen Stufen des Wissens und der Entwicklung steht, daß ein Lehrer sie zugleich nicht unterrichten kann, sondern vielfache Classentrennung zu machen gezwungen ist. Ebenso sehr ist sie aber auf der andern Seite überflüssig in jeder Schule, wo die Zahl der Schüler so gering ist, daß der Lehrer sie bequem übersehen und zugleich beschäftigen kann; noch mehr ist sie das da, wo so viele Classen mit eignen Lehrern für jede derselben gebildet sind, daß die zusammen lernenden Schüler so ziemlich auf Einer Stufe der Fertigkeit und des Wissens stehen. Verderblich aber wäre sie sogar, selbst auch in Volksschulen, wenn durch sie Alles, jede geistige Entwicklung der Kinder, in diese Form gebracht und dadurch das Höhere im Unterricht gleichsam ertödtet würde; verderblich in jeder höhern Lehranstalt, wo ein wissenschaftlicher Geist, wo Selbstdenken, wo Bildung des eignen Urtheils und Geschmacks, wo die reine, höhere, menschliche Entwicklung allein der Zweck des Instituts ist. Denn wo der Geist lebendig ist, da darf der Buchstabe nicht tödten; im Gebiete der höhern geistigen Freiheit darf der Mechanismus die Bewegung der Kräfte nicht in lähmende Fesseln schlagen“. Die neuesten Nachrichten über diese Lehrart in Dänemark gibt Hr. v. Abramson in s. Schrift: „Progress de l'enseignement mutuel en Danemark, extrait d'un rapport au roi etc.“ (Kopenh. 1825). Noch bemerken wir, daß der verst. König v. Portugal in Lissabon eine Normal'schule des wechsels. Unterrichts durch den Prof. Lecoq 1824 gegründet hat, von deren Fortgang aber uns nichts bekannt geworden ist. Vgl. Müller, „Über die Anwendung der wechselseitigen Schuleinrichtung in Volksschulen“ (Altona 1826); Diekmann, „Briefe, die wechselseitige Schuleinrichtung darstellend“ (Altona 1826). Unter den ältern Schriften ist zu empfehlen: D. Harnisch's „Ausführliche Darst. und Beurtheilung des Bell-Lancaster'schen Schulwesens in England und Frankreich, nach Hamel bearbeitet“ (Bresl. 1819). 31.

**W e c h s e l w i n k e l.** Wenn 2 Parallelen durch eine dritte Linie geschnitten werden, so heißen die auf entgegengesetzten Seiten der schneidenden, an der einen und der andern Parallele liegenden, innern Winkel Wechselwinkel.

**W e c h s e l w i r k u n g** (*mutuum commercium*) ist das Verhältniß zweier gleichzeitig vorhandener Gegenstände oder Theile von Gegenständen, vermöge dessen sie sich gegenseitig bestimmen. So reden wir von Wechselwirkung aller einzelnen Dinge in der Welt, von Wechselwirkung der Glieder eines Organismus und des Ganzen; von Wechselwirkung des Geistigen und Leiblichen (der Seele und des Körpers). Jedes Wesen in der Welt ist von Andern abhängig und bestimmt wieder Andern.

**W e c k e r l i n** (Georg Rudolf), einer der besten deutschen Dichter aus dem letzten Viertel d. 16. und dem Anfange d. 17. Jahrh., ein Vorläufer von Opitz, wurde 1684, also 13 Jahre vor dem Gründer der schlesischen Dichterschule, zu

Stuttgart geb. Von s. Vater, der in württemberg. Staatsdiensten stand, zu einer gleichen Laufbahn bestimmt, studirte er die Rechte auf der Universität Tübingen, ohne jedoch darum das Studium der classischen Literatur und der Erlernung der wichtigsten neuern Sprachen zu verkümmern. Nach der Vollendung seiner akademischen Laufbahn finden wir ihn auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, und auch in Spanien scheint W. gewesen zu sein. Sein erster Aufenthalt in England gehört in die Regierung König Jakobs I., und die engl. Poesie und Sprache haben so entschieden auf den Charakter der Weckherlin'schen Gedichte gewirkt, daß nur durch sie manche Eigenheiten derselben zu begreifen und zu erklären sind, vorzüglich die Lecke Freiheit und die natürliche Kraft seiner Muse, die so einzig der pedantischen Ängstlichkeit und Mäßigkeit der nach holländ. und franz. Mustern gebildeten Dichter d. 17. Jahrh. gegenübersteht. Aus der engl. Sprache hat W. mehre Wörter und Wendungen germanisirt, von denen aber nur wenige uns geblieben sind. Obgleich W. schon sehr früh angefangen hat, deutsche Verse nach eigener Weise und Regel zu schreiben, so vergaß er doch darüber seinen Beruf zum Geschäftsmanne nicht. Bald nach s. Rückkehr, in s. 25. J., ward er als herz. Secretair in der Kanzlei zu Stuttgart angestellt, und ban. ben versah er den Dienst eines Hofpoeten mit gewissenhafter Treue. 1613 besang er die Heimführung der engl. Prinzessin Elisabeth, als Kurfürstin von der Pfalz und Pfalzgräfin zu Rhein, und auch in der Folge ergriff er jede Gelegenheit, den Ruhm und die Gnade des pfälzischen Hauses zu feiern. Nach dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, wo wir W.'s Leben nicht genau verfolgen können, finden wir ihn 1620 zu London, angestellt als Secretair bei der deutschen Kanzlei, welche nach der unglücklichen Katastrophe, die den Pfalzgrafen Friedrich, den Eidam Jakobs I., um die Krone Böhmens und um s. altes Kurfürstenthum brachte, errichtet worden war, um die Verbindung zwischen England und dem protestant. Deutschland zu unterhalten. Die Stelle, welche W. in dieser Kanzlei bekleidete, scheint nicht unwichtig gewesen zu sein, und er selbst spricht von vielen Sendungen, schweren Geschäften und weiten Reisen, die er als Secretary gemacht habe. Aber unter den Zerstreuungen und Täuschungen des Hoflebens, immer beladen mit Geschäften, welche die Muse nicht hold ist, in der Fremde umherschweifend und aus s. Vaterlande verbannet, blieb W. ein Deutscher in der schönsten und stärksten Bedeutung und sang mit feurigem Muth und unerschütterlichem Glauben, als protestant. Dichter, die Helben der deutschen Freiheit, Bernhard von Sachsen, den Mansfeld und vor allen Gustav Adolf, den Retter aus Norden. Der dreißigjährige Krieg, welcher auch die würtemb. Lande verwüstete, raubte dem Dichter s. Erbe und führte den Tod s. geliebten jüngern Bruders Ludwig herbei, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und die väterlichen Güter verwaltete. Auch ein großer Theil von W.'s Jugendgedichten ging bei dieser Zerstörung zu Grunde. Solche Verluste und Schläge ertrug der Dichter mit männlicher Fassung und feommer Ergebung. Er starb gegen 1651, nachdem er 1648 von London aus die letzte zu Amsterdam gedruckte Ausg. s. Gedichte besorgt hatte. Die erste Ausg. derselben veranstaltete er schon in Stuttgart, wie sie 1618 erschien. Die folgenden wurden zu Amsterdam gedruckt, u. d. T.: „Geistliche und weltliche Gedichte“, 1641, 1646 und 1648. Unter den geistlichen Gedichten befinden sich mehre frei überf. Psalmen, die weltlichen bestehen aus Oden und Gesängen, Trauer- und Grabschriften, heroischen Gedichten, Buhlereien oder Liebesgedichten in der Form des Sonetts, welches er zuerst in die deutsche Dichtkunst einführte, Eklogen oder Hirtengedichten, Epigrammen und Erfindungen für Aufzüge, Ballette, Maskeraden u. s. w. Ein großer Theil dieser Gedichte, die Früchte s. Hofpoeterei, hat nur noch historischen Werth für uns. Dagegen verdienen s. Liebesgedichte, Trinklieder, Lobgesänge und Elegien auf die Helben s. Glaubens und seiner Zeit, s. Eklogen und Epigramme

unsere vorzügliche Aufmerksamkeit. Echte Kerngediegenheit, tiefes Feuer, lähne Freiheit des Geistes und eine oft bis zum Übermuth gehende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und in der sprachlichen Form zeichnen W. vor allen Dichtern d. 17. Jahrh. aus. Eine kecke Laune, ein Alles wagender Scherz und ein übersprudelnder Muthwille charakterisiren viele s. kleinern Gedichte, namentlich Trinklieder und Epigramme, und eine großartige Ironie beherrscht einige Gedichte aus der spätern Zeit s. Lebens, in denen er auf sich und s. Verhältnisse prüfend zurückschaut. In dem großen Gedichte auf Gustav Adolfs Tod erhebt er sich zu einer epischen Würde und Fülle, die im 17. Jahrh. von keinem Dichter unsers Vaterlandes erreicht worden ist. In der Form sieht W. freilich unter Opitz, wenn wir auf Wohlklang und Regelmäßigkeit des Sylbennmaßes, auf Glätte und Reinheit der Sprache sehen. Er mißt die Sylben noch nicht, sondern zählt sie nur, und erlaubt sich viele Abkürzungen und Zusammenziehungen von Wörtern und Formen, welche uns hart erscheinen müssen; ferner ist s. Sprache voll Anglicismen und Provinzialeigenheiten. Aber, wenn die Form in etwas höherer und weiterer Bedeutung aufgefaßt wird, so erscheint sie in W. so gebiegen, wie sein Geist: lebendiger Wortdrang, scharfer Ausdruck, unumwundenes Aussprechen charakterisiren sie, und er trifft mit sicherer Wahl fast immer das Rechte für jeden Fall. W.'s Dichteruhm, der zu s. Zeit weit verbreitet gewesen zu sein scheint, wurde bald durch Opitz und s. Schule verdunkelt. Lange Zeit lagen s. Gedichte vergessen und unbekannt, bis Herder 1779 zuerst wieder auf sie hinwies. Seitdem haben mehre Blumenlesen Gedichte von W., aber meist in sehr entweihter Gestalt, aufgenommen. Eine reiche Auswahl derselben und eine vollständige Biographie des Dichters enthält der 4. Bd. der von Wilh. Müller herausgeg. „Bibliothek deutscher Dichter d. 17. Jahrh.“ Vgl. außerdem Cong's „Nachrichten von dem Leben und den Schriften R. Weckherlin's“ (Ludwigsb. 1803).

W. M.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein Journalist von vielseitigen Kenntnissen und anziehender Darstellungsgabe, unglücklich durch die Fehler s. Charakters, dessen Hauptzug Unbesonnenheit war, geb. 1739, war der Sohn eines Landpredigers zu Bohnang im Württembergischen. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und studirte zu Tübingen die Rechte. Dann ging er als Hofmeister nach Strasburg, und von da nach Paris, wo er sich besonders mit Voltaire's und Linguet's Schriften beschäftigte und sich den spötelnden Ton derselben eignete, wie s. spätern Schriften bewiesen. Darauf beschäftigte er sich in Wien mit Schriftstellerei und Unterricht in Sprachen, zog sich aber durch s. Hang zur Satyre Feinde und zuletzt durch das witzige, aber muthwillige Buch: „Denkwürdigkeiten von Wien“ (1777), Haft und Landesverweisung zu. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Regensburg ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geistvollen Mann und guten Gesellschaftler schätzte. Aber s. satyrische Laune, die sich in einer Schmähschrift ergoß, war Ursache, daß er sich bald wieder entfernen mußte. Er rächte sich dafür durch das damals viel gelesene Buch: „Anselmus Rabiosus Reise durch Deutschland“ (1778), schrieb in Nördlingen eine politische Zeitschrift u. d. T. „Felleisen“, lebte sodann, auch von hier verwiesen, einige Jahre zu Baldringen, einem fürstl. Wallerstein'schen Dorfe unweit Nördlingen, und schrieb ein periodisches Werk: „Chronologen“ (12 Bde. 1779—83), in welchem man Witz, Laune, Satyre, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntschaft mit der franz. Literatur findet. „Das graue Ungeheuer“ (12 Bde, 1782—87), die „Hyperboreischen Briefe“ (7 Bdn., 1788—90) und die „Paragraphen“ (3 Bdn., 1791—92) sind sämmtlich Fortsetzungen dieser Zeitschrift; allein der Beifall der Leser nahm sehr ab, da W. sich erschöpft hatte. Eine Schmähschrift, die er 1788 auf die Reichsstadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Verhaft zu Hochhaus, einem Wallerstein'schen Schlosse, zu. Er verlebte hier 4 Jahre, wurde gut behandelt

und setzte s. schriftstellerischen Arbeiten fort. Als Anspach 1792 unter preuß. Hoheit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politische Zeitung zu schreiben. Ein verdrießlicher Vorfall, der ihm durch den unerwiesenen Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen verursacht wurde, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er d. 24. Nov. 1792 starb.

Wedekind (Georg Christian Gottlieb, Freih. v.), großh. hess. Geh.-Rath u. Leibarzt, aus dem alten niederdeutschen Geschlechte der Wedekinde, geb. 1761 zu Göttingen, wo s. Vater Professor war, erhielt 1780 daselbst die Doctorwürde, und zeichnete sich in Uslar, Diepholz und Mülheim am Rhein als praktischer Arzt und in Physikaltsverrichtungen (s. u. A. Becker's „Noth- und Hülfsbuch“, Art. Stachelapfelkörner) aus; auch machte er sich durch medicinische und philosophische Arbeiten in Baldinger's, Richter's und Moriz's Journalen bekannt. 1787 wurde er nach Mainz als Leibarzt des Kurfürsten und als Professor der Medicin an der damals sehr blühenden Universität berufen. Hier machte er sich mit dem System des verst. Geh.-Raths und Leibarztes Chr. L. Hoffmann genauer bekannt. W. suchte die von Hoffmann nur in Bruchstücken bearbeiteten Theile dieses Systems in Zusammenhang zu bringen, das ihm irrig Scheinende abzuändern und die neuern Entdeckungen der Ärzte zu benutzen. Weil W. sich aber mit Hoffmann über die Grundlage desselben nicht ganz vereinigen konnte und in der Folge persönlicher Verhältnisse wegen mit ihm zerfiel, so wurde er von demselben verfolgt und der Gnade des Kurfürsten, welcher auf Hoffmann Alles hielt, verlustig, wozu die unwahre Beschuldigung des Illuminatismus und W.'s Unerfahrenheit in Hofverhältnissen Vieles beitrug. Dieser Zwist mit Hoffmann hinderte jedoch keineswegs, sowol in s. Schriften als auch in s. Lehrvorträgen demselben volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Hoffmann'sche Lehre, wo er sie gegründet fand, dankbar zu verbreiten, wo dieses nicht der Fall war, bescheiden zu widerlegen, übrigens aber dieselbe dem Zeitgeiste anzupassen und mit den Ideen andrer Ärzte wie mit seinen eignen zu vereinbaren. So geschah es, daß W. bei der großen Anzahl von Zuhörern, die s. Vorlesungen und s. Klinikum besuchten, in den Ruf gerieth, eine besondere medicinische Schule, wo nicht gar eine Sekte, gestiftet zu haben. — Die Kunst, zweckmäßig zu unterrichten (s. s. Schrift: „Über medicinischen Unterricht“, Frankf. 1789) war ihm in einem hohen Grade eigen, und verschaffte s. Lehrvorträgen fortdauernden Beifall. Wedekind's von einem s. Zuhörer herausgeg. Vortrag „Über die Wirkung des Zutrauens und den Heilungsweg durch Überredung des Kranken“ (Frankf. 1790) verdiente in unsern Tagen der Wundersucht noch beherzigt zu werden. In s. „Vorlesungen über die Entzündungen und deren Ausgänge“ (Leipzig 1791) lehrte W. schon damals, was jetzt Andre sich aneignen wollen, daß die Entzündungen in dem (Mascagni'schen) die kleinsten Blut- und Schlagadern vermittelnden Gefäßneße ihren Sitz haben, aber durch einen die Verengung der kleinen Venen, wie die erhöhte Thätigkeit der kleinen Arterien verursachenden Reiz hervorgebracht werden; daß das Entzündungsfieber ohne örtliche Entzündung von einer Entzündung der Blutgefäße selbst herrühre u. s. w. Wedekind's „Abhandlungen über verschiedene wichtige Gegenstände der prakt. Medicin“ (1791) enthalten über gastrische Unreinigkeiten, Gallen- und gallichte Fieber, Entzündungen des Pankreas, zumal über die Anwendbarkeit der ausleerenden Curart, sehr Vieles, was noch immer für junge Ärzte als echt elektisch lehrreich ist. W. beantwortete auch die von der kais. Akademie der Naturforscher zum zweiten Male ausgesetzte Preisfrage über die Natur und die Heilung der Krankheiten der Verdauungswerkzeuge; s. Abhandlung: „De vera notitia et curatione morborum primarum viarum, nec non de morbis ex eorundem affectionibus oriundis atque cum iisdem complicatis“ (Münch. 1792), erhielt den ersten Preis. Damals schrieb er auch viele Recensionen für Hartenbeil's „Med.-chir. Zeit.“ (die ersten Bde.) und für die „Mainzer gel. Zeitung“. Als 1792

Mainz in franz. Herrschaft übergegangen war, trat W. als Médecin des hôpitaux militaires de l'armée in franz. Dienste. Er schrieb in dieser Anstellung, „Über die Kaserne überhaupt und über die Spitalkaserne insbesondere“ (Leipz. 1796) und „Nachrichten über das franz. Militärspitalwesen“ (Leipz. 1797—98, 2 Bde.), worin er die Morveau'schen Räucherungen zuerst bekanntmachte. Auch bewies er in einer aus dem „Moniteur“ in mehre deutsche Journale aufgenommenen Abhandl., gegen Sömmerring und Sue, die Unmöglichkeit, daß nach der Enthauptung im Kopfe Bewußtsein zurückbleiben könne. Die Revolution veranlaßte W. zur Herausgabe politischer Gelegenheitschriften, welche ebenso sehr f. Freiheitsinn als f. Liebe für gesellschaftliche Ordnung ausdrücken. In f. „Bemerkungen über das Jakobinerwesen“, die er in Strasburg drucken ließ, zeigte er die Ausartung der Volksgesellschaften in ein demagogisch-jesuitisches Institut. Seine Schrift: „Frankreichs ökonomischer und politischer Zustand unter dessen Constitution vom dritten Jahre der Republik“ (franz. und deutsch, Strasburg 1796), worin er zu zeigen suchte, daß die dem Directorium verliehenen Vorrechte die Vorzüge der monarchischen Verfassung darböten, ohne die Wünsche der Freunde der Republik zu vernichten, wurde so gut aufgenommen, daß man ihm die Bürgerkrone ertheilte. Als aber die Mängel dieser Constitution kenntlich wurden, hielt es W. für f. Pflicht, auch die Schattenseite derselben in einer anonymen Schrift: „Vertraute Briefe über die Revolution vom 18. Brumaire“ (1800) darzustellen. Als Mainz 1797 wieder in franz. Botmäßigkeit gerathen war, setzte W. daselbst sein Amt als Prof. und Militärarzt fort, wobei er auch als Mitglied der Departementalgesellschaft der Wissenschaften thätig war. Er war einer der Ersten, die in Deutschland die Kuhpockenimpfung untersuchten, und stellte in f. „Theoretisch-prakt. Abhandl. von den Kuhpocken“ (Basel 1802) eine Theorie der Kuhpocken auf. Die von ihm entdeckte Methode, der Hundswuth noch nach dem Wiederauftreten der Narben vom Biß des Hundes vorzubeugen, durch gehörige Anwendung der Bellabonna innerlich und des Sublimats äußerlich, wurde von der Departementaladministration zu Mainz empfohlen. Da Napoleons Regierungssystem immer drückender wurde, so gab W. um so leichter f. franz. Bürgerrecht auf, als der Großherzog von Hessen, den er von einer gefährlichen Krankheit hergestellt hatte, ihn in f. Dienste als Leibarzt mit dem Titel eines Geh. Rathes berief. Auch erhielt er das Commandeurkreuz des Verdienstordens. Im folg. J. erhob ihn der Großherzog aus eignem Antriebe in den Freiherrnstand, und 1821 ertheilte er ihm das Großkreuz zweiter Classe. Auch ernannte ihn der Kurfürst von Hessen zum Commandeur des Löwenordens 1. Classe, und der Großherzog von Sachsen-Weimar ertheilte ihm den Falkenorden. Unter f. spätern Schriften nennen wir die „Über den Typhus oder das ansteckende Nervenfieber“ (1814), welche nach einer engl. Überses. auch in span. und portug. Sprache erschienen ist, und die auf Veranlassung des Großherzogs v. Frankfurt sehr freimüthig verfaßte Schrift „Über den Werth der Heilkunde“ (1816). In Kopp's „Jahrbüchern der Staatsarzneikunde“ hat v. W. f. Ansichten über Organisation des Medicinalwesens dargelegt, und in Henke's „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde“ findet man unter vielen andern Aufsätzen einen Abdruck des von ihm für die großh. hess. Truppen entworfenen Militärsanitätsreglements, wobei er die franz. Einrichtungen des Militärsanitätswesens benutzt hat. In der ärztlichen Theorie und Praxis huldigte v. W. stets den Grundsätzen des Eklekticismus, und bei logischer Behandlung der Gegenstände hatte er den rationalen Empirismus vor Augen. Das Eigenthümliche seiner theoretischen Ansichten und inwieweit dieselben mit denen von C. L. Hoffmann übereinstimmen, findet man in f. „Abhandlung von den Kuhpocken“ und in f. Schrift „Über den Werth der Heilkunde“, ingleichen in f. „Prüfung des Hahnemann'schen Systems“. Herr v. W. gewann auch die von der gelehrten Gesellschaft zu Utrecht 1802 aufgestellte Preisfrage „Über die Natur und Heilart der Ruhr und über die

Anwendung des Mohnsaftes in derselben". Über die Wirkungsart der Aloe und deren gehörige Anwendung, zumal in der Gelbsucht, hat er in s. „Heilverfahren im Militairspitale zu Mainz“, wie in Rust's „Magazin“, Auskunft gegeben, so auch über die Wirkungsart der Sabina im Mutterkrebse und in den Mutterblutflüssen in s. Buche „Über den Werth der Heilkunde“. Über die ganz vorzügliche Wirksamkeit des aromatischen Kalmus gegen den kalten Brand findet man in Richter's „Chirurg. Bibliothek“, wie über die innere und äußere Anwendung des Sublimats, über die von ihm erfundenen Sublimatbäder und über die sichere Heilung des Weichselzopfs durch den Sublimat in Hufeland's und Harlek's Journalen die nöthigen Nachrichten. Der Unterschied zwischen Masern und Rötheln ist in Köschlaub's „Magazin“ von ihm genau bestimmt worden. Die Übersicht s. Fieberlehre hat D. Herzig in s. Inauguraldissertation „De febribus in genere“ (Köln 1791) mitgetheilt, wie v. Hagen und Bergens in den ihrigen („De tussi convulsiva“, Mainz 1792, und „De erysipelatis febrisque erysipelatosae causa materiali“, Mainz 1792). Hrn. v. W.'s Ansichten über den Sitz des Keuchhustens und über die Entstehung des gallichten Rothlaufs bekanntgemacht haben — Noch nennen wir sein Buch „Über den Werth des Adels und über die Ansprüche des Zeitgeistes auf Verbesserung des Adelsinstituts“, 1816, worin er das Für und Wider in einer Reihe von Briefen an s. Sohn gegeneinandergestellt und als eigne Meinung den Satz behauptet hat, daß ein wohlgeordneter Güteradel (ungefähr wie der englische) zum Bestande und zur Befestigung einer liberalen Constitution in erblichen Monarchien nothwendig sei. Den persönlichen güterlosen Erbadel hält er dagegen für eine schädliche parasitische Pflanze, obwohl er selbst keine Güter besitzt. — In s. neuesten Werke: „Über die Bestimmung des Menschen“ (Gießen 1828) suchte Hr. v. W. die Fragen: Wer, wo, wozu bin ich, war ich und werde ich sein? zu beantworten. Insbesondere bemühte er sich, in s. Theorie die Schwierigkeiten des Deismus, Dualismus und Pantheismus zu umgehen, sowie in der Anwendung derselben auf die Moral die Klippen des Stoicismus und Eudämonismus zu vermeiden.

Wedgwood, Wedgwood, eine nach ihrem Erfinder benannte Gattung engl. Steinguts (s. Töpferkunst), die sich durch Härte, Feinheit und Schönheit auszeichnet. Josiah Wedgwood, ein armer Töpfer aus der Grafschaft Stafford, geb. 1731, erfand in dem letzten Drittel des vorigen Jahrh. zuerst ein blaßgelbes Steingut von großer Dauerhaftigkeit und trefflichem Glanze. Darauf folgten: 1) Das schwefelgelbe Steingut (fine ware Biscuit oder Queen's ware), das den Säuren wie dem Wechsel der Hitze und Kälte widersteht, und schön gemalt und verziert wird; 2) das weiße Wedgwoodporzellan (white China) von gleichen Eigenschaften; 3) das Jaspisporzellan (Jasper), weiß und durchscheinend, dabei sehr schön und zart und mit dem besondern Vorzug, daß es eine Farbe durch und durch annimmt; 4) Basalt, eine mit fast allen Eigenschaften des Basalts versehene Masse von schöner Schwärze, welche die höchste Politur annimmt, am Stahl Feuer gibt, allen Säuren widersteht und auch zum Probirstein der Metalle dienen kann; 5) Terra cotta, welche den Granit, Porphyr u. s. w. nachahmt; 6) Bamboo, ein rohrartiges, gestreiftes Biscuitporzellan, und 7) Biscuitporzellan, eine achatähnliche Masse von außerordentlicher Härte und Undurchdringlichkeit, übrigens wie das Bamboo von den Eigenschaften des weißen. Wedgwood's große Fabrikanlage unweit Newcastle macht einen eignen Flecken aus, welcher Struria heißt; die Hauptniederlage der sämmtlichen Erzeugnisse derselben befindet sich zu London. W. starb 1795.

Weeninx (Johann Baptist), ein sehr berühmter Maler, geb. 1621 zu Amsterdam, Sohn eines Baumeisters, Abrah. Bloemaert's Schüler und Hondeloeter's Schwiegersohn. Er hielt sich einige Jahre in Italien auf, arbeitete dort viel für große Herren und begab sich dann nach Utrecht, wo er 1660 starb. Er malte kleine

Landchaften, Thierstücke, Geschichten mit großer Sauberkeit und Ausföhrung, doch etwas eintönig. — Einen noch größern Ruf erlangte s. Sohn Johann W., geb. zu Amsterdam 1644, den er auch kurze Zeit unterrichtete. Nachher verfolgte dieser auf eignem Wege die Natur, und erlangte besonders in der Darstellung des Thierischen eine große Meisterschaft. Stillleben, Hirsch- und Schweinsjagden (einige verfertigte er für den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm), lebendige und todte Thiere (eben geschossene Hasen, Rehe, todte Schweine, Hühner, Vögel ic.) hat er mit einer unerreichbaren Naturwahrheit und mit großem Farbensauber dargestellt. Schöne Werke von ihm besitzen die Galerien von München, Dresden und Pommersfelden. Er starb zu Amsterdam 1719.

Weg, nasser und trockener, nennt man in der Chemie die Operationen, wodurch Körper aufgelöst und mit einander verbunden werden. Siets ist es in diesem Falle Erfoderniß, daß einer der beiden Körper in flüssigem Zustande vorhanden sei. Der flüssige Körper heißt dann das Auflösungs mittel (s. d.). Ist dieses von Natur flüssig, so nennt man die Verbindung eines solchen flüssigen Körpers mit einem festen eine Auflösung oder chemische Operation „auf nassem Wege“. Sind aber beide Körper starr oder fest, so muß der eine dieser beiden Körper, der das Auflösungsmittel bilden soll, durch Hülfe des Wermstoffs erst in flüssigen Zustand verfest werden, und dann nennt man dieses Verfahren eine Auflösung oder chemische Operation „auf trockenem Wege“.

Wegelagerung, Obsessio viae, heißt in den Rechten die Handlung da man auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf Jemand lauert, in der Absicht, ihn zu beschädigen, zu fangen, zu plündern. Dieses wird als eine Art des Landfriedensbruchs angesehen und ist daher in den Gesetzen hart verpönt.

Wegemesser, Schrittmesser, Meilenmesser. Nichts ist leichter, als den geradlinigen Raum zu messen, den ein Rad durchlaufen muß, um eine volle Umdrehung zu machen, d. h. bis der Kopf des nämlichen Radnagels den Boden wieder berührt, und die Anzahl der Radumläufe bestimmt also den zurückgelegten Weg. Auf diesem sehr nahe liegenden Gedanken beruht also die Einrichtung des Wege- oder Schrittmessers. Man denke sich z. B. in der Büchse des Rades ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Umläufe anzeigen; die Einrichtung kann sehr verschieden sein. — Die mit Vermessung der Poststraßen im Preussischen beauftragten Baubedienten hatten solche Wegemesser in der bequemen Gestalt von Schubkarren, die sie vor sich herschieben lassen konnten.

Wegscheider (Julius August Ludwig), D., einer der berühmtesten sogenannten rationalistischen Theologen neuerer Zeit, ist am 17. Sept. 1771 zu Kübbellingen im Braunschweigischen geb., wo s. Vater Prediger war. Nach gründlichen Vorstudien auf dem Pädagogium zu Helmstädt und dem Collegium Carolinum zu Braunschweig bezog er die Universität Helmstädt und widmete sich dem Studium der Theologie, welches er mit dem der Philologie und Philosophie eifrig verband. Ausgezeichnete Männer, wie Henke, Wiebeburg u. A., wurden s. Lehrer und Freunde und besetzten in dem selbstprüfenden Jünglinge den schon früh erwachten Sinn für die unbeschränkte Erforschung des Wahren. Nach beendigten Universitätsstudien erhielt er die Würde eines D. der Philosophie und legte, als Mitglied des unter Wiebeburg's Leitung stehenden philolog. Seminars und als Lehrer an demselben Pädagogium, dem er s. frühere Ausbildung verdankt, die ersten Proben seiner Lehrgeschicklichkeit ab. Darauf übernahm er eine Hauslehrerstelle in dem Sillem'schen Hause zu Hamburg, und hielt als Candidat des dortigen Ministeriums öfter mit Beifall Predigten. Wie eifrig er in dieser Lage das Studium der Theologie und Philosophie, damals vorzüglich der Kant'schen, fortgesetzt habe, bewiesen 2 während dieser Zeit von ihm verfaßte Schriften: „Ethices Stoicorum recentiorum fundamenta ex ipsorum scriptis eruta atque cum principiis ethices, quae critica

rationis practicae secundum Kantium exhibet, comparata" (Hamburg 1797), und: „Versuch, die Hauptsätze der philosophischen Religionslehre in Predigten darzustellen" (Hamb. 1801). Diesen Kanzelvorträgen ist eine Abhandlung über Beförderung des Religionsinteresses durch Predigten vorangeschickt, in der gezeigt wird, wie eine freimüthige und offene Vernunftbelehrung mit einer zweckmäßigen Einwirkung auf das Gefühlsvermögen der Zuhörer verbunden werden müsse. Außerdem erschien von ihm eine dem Philosophen Jacobi gewidmete Schrift: „Über die von der neuesten Philosophie geforderte Trennung der Moral von der Religion" (Hamb. 1804). Früh schon war in W. der Wunsch erwacht, als akademischer Lehrer seinem Vaterlande zu nützen. Daher verließ er 1805 Hamburg, wo es an einer Beförderung in ein geistliches Amt nicht gefehlt haben würde, und ging nach Göttingen, wo er als Magister legens und theologischer Repetent mit Beifall lehrte und im vertrauten Umgange mit s. Freunde Bouterwek glückliche Tage verlebte. Bei seiner Habilitation daselbst schrieb er eine geistvolle Abhandl.: „De Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis" (Göttingen 1805), welcher die gelehrte „Einleit. in das Evangelium des Johannes" (Gött. 1806) folgte. 1806 nahm er den Ruf zu einer ordentl. Professur der Theologie und Philosophie in Jünneln an, nachdem ihm die göttingische theolog. Facultät ihre höchste Würde ertheilt hatte. Auch hier war s. Wirksamkeit als theologischer und philosoph. Lehrer höchst erfreulich. Nicht ohne Mühsung verließ er daher diesen Ort, als die Universität unter der westfälischen Regierung 1810 aufgehoben und er als ordentl. Prof. der Theologie nach Halle versetzt ward, wo sich der Kreis s. Wirkens beträchtlich erweiterte. Jetzt erschien von ihm: „Der erste Brief des Paulus an den Timotheus, neu überf. und erklärt, mit Beziehung auf die neuesten Untersuchungen über die Authentie desselben" (Gött. 1810). In dieser Schrift ward Schleiermacher, der die Authentie dieses Briefes in dem 1807 erschienenen kritischen Sendschreiben über denselben angefochten hatte, widerlegt, und dargethan, daß der Paulinische Ursprung dieses Briefes, wenngleich nicht über allen Zweifel völlig erhaben, doch unendlich viel wahrscheinlicher sei, als jede dieser Annahme entgegenzusetzende Hypothese. Die Vorlesungen, welche W. seit dem Antritt s. Lehramtes gehalten hat und fortwährend mit sich stets gleichbleibendem Beifall hält, betreffen Ergeße des Neuen Testam., Dogmengeschichte und besonders Dogmatik. Zum Behufe des Collegiums über die Glaubenslehre gab er 1815 s. „Institutiones theologiae christianae dogmaticae" heraus, welche 1829 zu Halle in der 6. vermehrten Ausgabe erschienen. In diesem Werke wird das supranaturalistische System nach dem ältern kirchlichen Lehrbegriffe aufgeführt, nach dem Gesichtspunkte des Rationalismus, oder richtiger des kritisirenden Verstandes beurtheilt, und dann das von Wegscheider zuerst mit völliger Consequenz durchgeführte rationalistische System der christlichen Glaubenslehre dargestellt. Neben den Vorlesungen leitete W. die Übungen einer theolog. Gesellschaft, zu der eine Zahl ausgewählter Jünglinge Zutritt hatte, und welche seit 1826 in eine besondere Abtheilung des königl. theologischen Seminars unter W.'s Direction übergegangen ist. Allgemeine Liebe und Achtung von Seiten s. Amtsgenossen und der studirenden Jugend, die in ihm einen väterlichen Berather und in s. Hause den bildendsten Umgang findet, entschädigt ihn für die Angeberei, mit welcher im J. 1830 der Parteigeist des Myficismus in der „Evangel. Kirchenzeitung", Nr. 5 fg., seine und Gesenius's Lehrvorträge verdächtigen und Beide verkehren wollte. Vgl. D. Bretschneider's „Sendschreiben: Ob evangel. Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben?" (Leipz. 1830).

W e h r g e l d (werigild, widrigeldum). Rohe Völker, u. a. auch die germanischen Stämme von Tacitus bis ins Mittelalter, wissen noch nichts davon, daß nur der Staat strafen soll, oder daß er Beleidigungen der Einzelnen unter einander strafen darf. Sie hielten es für Schande, sich nicht selbst zu rächen, und dies Recht

der Blutrache ist allgemeines Gesetz. Aber doch muß die Sache ihre Grenze haben, wenn nicht ein allgemeiner Ausrottungskrieg Aller gegen Alle entstehen soll, und es entsteht das Recht der Compositionen, Abfindung des Todtschlägers mit der Familie des Getödteten, ein nach Verschiedenheit des Standes abgemessenes Sühngeld, Wehrgeld, welches der Mörder zu geben und jene anzunehmen schuldig sind. Wer sich weigert, tritt aus dem Bunde und Schutze der Gemeinde und muß die Gefahren der ungesühnten Feindschaft wagen (*saidam portet*). Wehrgeld mußte für den Tod, aber für jede geringere Verletzung eine geringere Composition nach einem in den alten Gesetzen genau entworfenen Tarif, und daneben eine Strafe für den gebrochenen Frieden an den König bezahlt werden, bis endlich das Strafrecht des Staats als das alleinige anerkannt wurde. Doch hat sich die Buße für unvorsätzliche Todtschläger noch hier und da lange erhalten. 37.

**Weib**, s. Frauen und Geschlecht. In anthropolog. Hinsicht vgl. m. den Art. *Femme* im „*Dict. des sciences médicales*“; in politischer: Reiger's „*Specim. historico-politic. de vi et efficacitate feminarum in res politicas, earumque juribus civicis*“ (Gröningen 1829).

**Weichbild** heißt 1) das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, nach Eichhorn, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Grenzen eines Stadtgebietes durch geweihte Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat diese Benennung auch von dem lat. *vicius*, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen; auch von *Wif* (Stadt) und *Will* (Recht). 2) Das Stadtrecht, der Inbegriff der Stadtrechte, die Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes oder Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, sollte nach den Rechten und Gesetzen jeder Stadt entschieden werden. Der Name Weichbild erscheint erst im 12. Jahrhunderte.

**Weichsel** (polnisch *Wisla*, lat. *Vistula*), ein 100 Meilen langer, schon bei Krakau schiffbarer Strom, der im östr.-schlessischen Fürstenthume Teschen am nördl. Abhange der Karpathen entspringt, in seinem Laufe gegen D. den Freistaat Krakau und Galizien umfließt, dann gegen Nordwesten das Königreich Polen durchströmt, aus demselben bei Koschütz in Westpreußen tritt, und von da bis zu s. Mündung in die Ostsee dem preuß. Staate angehört. Unterhalb Marienwerder, bei Montau, theilt sich dieser Strom in 2 Arme. Von diesen fließt der östliche, der Nogat,  $\frac{1}{2}$  Meile hinter Elbing ins frische Haff. Der westliche aber, die Weichsel, theilt sich bei Fürstenwerder, 2 Meilen vor Danzig, wieder in 2 Arme, wovon der linke nordwärts von Danzig bei Weichselmünde in die Ostsee fällt, der rechte aber endlich, vielmals getheilt, ins frische Haff fließt. Die Weichsel liefert viele und gute Fische; der größte Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landeserzeugnisse, an Getreide, Holz &c., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da ausgeführt werden. Durch den bromberger Canal steht sie mit der Oder in Verbindung. Unter den schiffbaren Flüssen, welche sie aufnimmt, sind der Dunajez, die Wpsloka, der San, die Wieprz, Pilica, der Bug mit der Narew, die Bzura, die Drewenz und die Brahe die bekanntesten.

**Weichselzopf**, eine Krankheit der Haare, die zunächst in Polen einheimisch und dort seit den Einfällen der Tataren im 13. Jahrh. bekannt ist. Die Ärzte sind über die Natur und die eigentlichen Verhältnisse dieser Krankheit keineswegs einig; die meisten sehen darin nur eine Art von Krisis einer andern Krankheit, die mit der venerischen die meiste Ähnlichkeit zu haben scheint. Andre leiten die Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrschenden Unsauberkeit, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung daselbst

her, daß diese Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bewirke, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abschneiden aber sorgfältig vermieden werden müsse. Die neuesten Erfahrungen, die Larrey darüber in Polen während des Feldzuges 1806 — 7 sammelte, lassen Folgendes festsetzen. Der Weichselzopf ist eine eigne krankhafte Verwirrung der Haare, mit Schmerzen in der Kopfhaut, stinkender Ausdünstung und Anhäufung von Eiter, Ungeziefer, Jauche verbunden, die sich meistens bei venerischen und skrophulösen Personen in den niedern Ständen Polens vorfindet und insofern als die Abscheidung eines fremden Krankheitsstoffes betrachtet werden kann, als der Trieb der Säfte nach dem Kopfe sehr groß ist, und die schnelle Unterdrückung d. selben durch Abschneiden der hängenden Haare, welche so verdickt sind, um so mehr eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlassen würde, je kälter das dortige Klima ist. Larrey schnitt verschiedenen solcher Kranken in einer andern Jahreszeit als dem Winter den Weichselzopf ab, und sah nie Nachtheil erfolgen, weil er den Kopf warm bedecken ließ. Er fand stets, daß die Haare an sich unverändert waren, daß aus ihnen selbst beim Abschneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie man in einigen Schriftstellern liest; daß auch das Abschneiden keinen Schmerz verursachte. Das Abschneiden der Haare, Keullichkeit derselben, fleißiges Kämmen, verhindert die Krankheit in Polen, wie in andern Ländern, und darum sind nur die niedern Stände, besonders die Juden, damit heimgesucht, wozu das Vorurtheil, die sich bildende Verwirrung und Verwicklung durch Schweiß, Schmutz &c. zu unterhalten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. Im Barte zeigt sich die Krankheit bei den Juden nicht, weil sie diesen sorgfältiger beachten als die Kopshaare. Wegen der in Polen herrschenden Unreinlichkeit findet sich selbst unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichselzopf. Da lange feine Haare sich leicht verwirren, wenn sie nicht fleißig gekämmt und gewaschen werden, so muß schon dieses, mit warmer Kopfbedeckung verbunden, den Weichselzopf unzählige Mal erregen, den dann das Vorurtheil nährt und pflegt, bis der ganze Körper dadurch kränklich wird, und man nicht entscheiden kann, was Ursache oder Folge ist.

Weigel (Karl), D., k. russ. und großh. sächs. Hofrath, Ritter des Wladimirordens, ausübender Arzt in Dresden, ward geb. den 1. Dec. 1769 zu Leipzig, wo sein Vater Universitätsproclamator und verpflichteter Interpreter der neugriech. Sprache war. Dieser flößte ihm in früher Jugend besondere Vorliebe für das Griechische ein, die ein hochbejahrter griech. Arzt in Leipzig, D. Mandakasis, der früher in Konstantinopel gelebt hatte, dadurch erhöhte, daß er ihn aufmunterte, sich einst als Arzt in jener Hauptstadt niederzulassen. Durch Unterricht, den W. jungen Griechen im Deutschen gab, und durch Umgang mit den damals in Leipzig lebenden, zum Theil sehr gebildeten Griechen, einem Theodokius u. A., erlangte er viel Fertigkeit in der neugriech. Sprache. Er studirte in Leipzig und in Göttingen die Arzneiwissenschaft; die Ferien brachte er meist in Halle zu, wo Reinh. Forster, Kurt Sprengel, Meckel und Keil ihn ihrer Freundschaft würdigten. Vom Anfange 1792 bis Ende 1795 machte W. gelehrte Reisen in Deutschland, Frankreich, Italien und der Schweiz. Längere Zeit lebte er in Wien, wo er des belehrenden Umgangs des trefflichen Quarin, des ältern und jüngern Jacquin, Plenk's, Houmburgs, Humejowski's u. A. genoß, und wo er mit des unsterblichen Stoll vertrautesten Schüler, dem D. Nord, im allgemeinen Krankenhause und im Irrenhause practicirte. Einen ihm an sich sehr erwünschten vortheilhaften Ruf als Arzt des Bischofs von Platamon in Thessalien nahm er 1793 nicht an, da seine alternden Ältern ihn so weit von sich entfernt nicht wissen wollten. 1794 wurde er der vertraute Freund des D. Bollmann (s. b.), der aus England nach Streich kam, um den in Dimüs gefangenen Lafayette auf jede Art zu befreien, da

er auf dem Wege der Unterhandlung nicht frei werden konnte. W. ging nach Olmütz, wußte die Umgebungen des in ungerechter Haft Gehaltene zu gewinnen, und setzte den erstaunten Lafayette von Allem in Kenntniß, was zu seiner Befreiung im Werke war. Noch in einem Schreiben vom Monat März 1826 dankte ihm der edle Greis und ersuchte ihn „d'offrir mes reconnaissans sentimens à toutes les personnes qui ont coopéré avec vous aux marques de bonté et de sympathie dont les prisonniers de Olmütz ont été l'objet. Ce n'est pas faute de souvenir ou de gratitude que nous n'exprimons pas à chacun ce que nous n'avons pas cessé d'éprouver dans les vicissitudes de notre vie. Mais la crainte de les compromettre — arrête la manifestation de mes sentimens pour ces excellens amis“. — Aus Schonung für s. Ältern nahm er aber an der Ausführung des Plans keinen directen Antheil, sondern brachte, als das Unternehmen mißlang, indem zufällig ein östr. Reiterregiment auf dem Marsche in der Umgegend von Olmütz einquartirt lag, die Papiere und die Summen, die er in Verwahrung hatte, bei einem vertrauten Hause in Sicherheit. Sein Besuch bei Lafayette und sein Mitwissen um die Sache war bekannt geworden; gleichwol entging er, da man in s. Papiere nichts Verdächtiges gefunden hatte, durch folgenden Umstand der weitem Untersuchung. Es hatte ihn der portug. Gesandte am dänischen Hofe, der Graf Souza-Coutinho, in dem Hause des verst. Grafen v. Schönfeld zu Wien kennen gelernt und ihn als Arzt unter sehr angenehmen Bedingungen eingeladen, mit ihm, der kränklich war, nach Italien zu gehen und in die Dienste des Königs v. Portugal zu treten. Dies sicherte den D. W. vor weitem Unannehmlichkeiten. Er reiste mit dem Grafen nach Italien und Sicilien. Von hier wollte er nach dem Archipelagus und nach Konstantinopel reisen, als der schnelle Tod s. Vaters und die Bitten s. Familie ihn zurückzugehen bestimmten. Während s. Aufenthalts in Wien, Venedig, Florenz, Rom und Neapel hatte W. auf den damals schwer zugänglichen Bibliotheken wichtige griech. Handschriften gefunden und sie theils abgeschrieben, theils verglichen, so z. B. alle 16 Bücher des Aetius von Amida, über den er eine eigne Schrift herausgab, und von welchen nur 8 gedruckt sind; ferner die berühmten pergam. Codd. in Uncialschrift des Dioskorides, die verlorenen Schriften des Alius Promotus, des Paullus von Nicäa, des Alexander der Aphrodisiensis, des Psellus u. A. Außerdem arbeitete er auch für befreundete Gelehrte, für s. väterlichen Freund Heyne, für den Baron Locella, für Schneider, Wagner, Tzschucke u. A. — Zurückgekehrt in s. Vaterstadt, widmete er sich dem akademischen Leben, hielt Vorlesungen über griech. und lat. Ärzte u. und gab die „Ital. medicinisch-chirurgische Bibliothek“ — die ersten Theile in Verbindung mit Prof. Kühn, die spätern allein —, sodann den griech., ital. und deutschen Theil eines neu-griech. Wörterbuchs heraus, das bisher ganz gefehlt hatte. Da sich aber ihm bei der Universität Leipzig so wenig als in Göttingen, wohin er 1797, von s. Gönner Heyne eingeladen, der ihm eine außerord. Professur von Hanover aus zusicherte, gegangen war, eine Aussicht zeigte, indem die Zahl gelehrter Vormänner sobald kein Einrücken hoffen ließ, so begab er sich 1798 abermals nach Wien, um Det. Frank, der weil sein Sohn Joseph der Brown'schen Lehre ganz zugethan war, in den dortigen klinischen Anstalten zu begleiten. Der damals herrschende Genius der Krankheiten begünstigte das in sich so abgeschlossen scheinende Brown'sche System, welches die meisten jungen Ärzte zu Anhängern hatte. Indes folgte W. dem ehrwürdigen Frank nicht blindlings, gewarnt durch s. Freunde Nord, Plenk u. A., mehr noch durch die oft so traurigen Resultate einer stürmischen Behandlung der Krankheiten. 1799 kehrte er nach Sachsen zurück und ließ sich in Meissen nieder. Seine Erfahrungen aus Wien leiteten ihn so glücklich, daß er in kurzer Zeit eine s. physisch n Kräfte übersteigende Praxis hatte. Bei dem dort herrschenden sehr bösgartigen Scharlachfieber wendete er als Prophylacticum schon 1801 die Belladonna

in solcher Gabe an, daß sie Trockenheit im Schlunde bewirkte. Er hatte dieses Schutzmittel, das sich ihm hülfreich bewies und die Genesenen vor ähnlicher Ansteckung bewahrte, schon in Wien kennen gelernt. Auch ließ er 1800 von London die erste Kuhblattermaterie kommen und impfte damit s. einzigen Sohn. Ermuthigt durch dies Beispiel und ermuntert durch mehre aufgeklärte Gutsbesitzer und Pfarrer in der Umgegend, ward die Kuhblatterimpfung trotz aller Hindernisse von ihm an mehr als 600 Individuen gemacht, und sie hat sich bis jetzt bei allen schützend bewiesen. 1802 folgte er den Aufforderungen seines väterlichen Freundes, des gelehrten Arztes D. Pezold, und ging nach Dresden, wo sich ihm durch dessen Empfehlung und bei seiner Fertigkeit in neuern Sprachen ein nicht enger Wirkungskreis eröffnete. Im folg. J. revidirte er das Manuscript des deutsch-neugriechischen Wörterbuchs, das in Leipzig herauskam, übersetzte einige medicinische Schriften des Auslandes und widmete sich von der Zeit an ganz der Praxis. Er lehnte daher die ihm 1804 von dem Minister v. Burgsdorf angetragene erste medicinische Professur in Wittenberg ab, nachdem er die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen gelernt hatte. Zur Zeit der franz. Unterjochung Deutschlands schloß er sich enger an treffliche deutsche Männer an, und ward, da er nach seiner geraden Weise stets forthandelte, der geheimen Polizei als Feind der Franzosen verdächtig. Hierzu kam, daß er 1813 gegen 30 franke russ. Officiere, die er in Auftrag des russ. Commandirenden in der Cur hatte, aus ärztlichen Gründen nach Böhmen schaffen ließ, dadurch aber der franz. Gefangenschaft entzog. Deshalb ward er, als er im Aug. dess. J. von Krankenbesuchen in Teplitz, wohin er jedes Mal mit sächsischen, von der franz. Behörde contrasignirten Pässen gegangen war, zurückkehrte, an der Grenze auf Napoleons Befehl verhaftet, und ungeachtet der Verwahrung mehrer fremden hohen Staatsbeamten aus s. Vaterlande fort und auf die franz. Festung nach Erfurt geführt. Bei s. Eintritt in das Staatsgefängniß riefen ihm von der Wand die Namen der vor ihm Eingekerkerten, v. Spiegel und Mahlmann, „Geduld“ zu. Er brachte sie. Denn trotz dem, daß er in einem am 19. Sept. in Dresden gehaltenen franz. Kriegsgericht für unschuldig erklärt worden war, und Napoleons Secretair Delorgne erklärt hatte, W. verdiene vom franz. Gouvernement wegen der den kranken Officieren geleisteten Dienste Dank und Belohnung, blieb er in der Haft, weil die franz. Courier von der vorgerückten leichten Reiterei der Allirten weggefangen worden waren. Endlich ward er nach dem Rückzuge der bei Leipzig geschlagenen franz. Armee durch den kräftigen Willen des Kaisers Alexander und auf wiederholte Aufforderung des die Blockade von Erfurt commandirenden Generals, Grafen Kleist v. Nollendorf, im Dec. 1813 gegen einen franz. Officier ausgewechselt. So hatte der für unschuldig erklärte W. in einer gefahr-vollen Zeit, von den Seinigen getrennt, 4 peinliche Monate durchlebt und dabei einen Kostenaufwand und Verlust von mehren 1000 Thalern gehabt! Nach s. Rückkehr erhielt W. von dem Kaiser Alexander das Diplom als russ. Hofrath. Auch ward er auf dessen Befehl an die Spitze der militairisch-medicinischen Angelegenheiten gestellt und hatte in Verbindung mit den sächs. Behörden ein Hospital für mehre 1000 Kranke zu errichten. Wie schwierig dies auch bei der Erschöpfung der Staatseasse war: es ward eingerichtet, und nach und nach fanden darin an 6000 Russen und Preußen Aufnahme und Pflege. Hier wendete er gegen den Typhus, der so mörderisch außer dem Hospitale wüthete, mit dem ausgezeichnetsten Erfolge die Currie'schen kalten Begießungen an, und hatte, mit Ausschluß der mehre oder weniger schwer Verwundeten, nur 9—10 vom hundert Todte, wie die Listen nachweisen. Dabei trugen ihm das Geh.-Finanzcollegium und das fremde Gouvernement die Revision mehrer Anstalten auf, und er vollzog diesen Auftrag zum Vortheile des Staats. Zum Arzt bei der Ritterakademie ernannt, richtete er die Sommer- und Winterkrankenzimmer ic. zweckmäßig ein, und führte in den 2 Jah-

ren, die er an dieser Stelle war, bei bössartiger Masern- und Nervenfieberepidemie die jungen Leute so glücklich durch, daß er keinen einzigen Kranken verlor. Auch war und ist er noch consultirter Arzt bei der königl. Militärakademie in Dresden. In jenem Zeitraume, 1814 und 1815, erhielt er 2 Anträge: den ersten als Medicinalrath nach Merseburg, den zweiten als Medicinal- und Regierungsrath nach Magdeburg. Allein er schlug beide Posten aus, weil er die im Kriege oft unterbrochene Erziehung seines Sohnes nicht ferner stören und weil er den Ort nicht verlassen wollte, wo er Chef der Hospitäler gewesen war: eine Stelle voll Arbeit und Verdruß, für die er alle Befolgung ausgeschlagen und wo er jede dem Eigennutze günstige Gelegenheit mit Verachtung zurückgewiesen hatte. Der Kaiser v. Rußland und der König v. Preußen belohnten die ihren Kriegern erwiesenen Dienste mit den Zeichen des Verdienstordens. Aber f. Gesundheit hatte in Folge von Anstrengungen, Kränkungen und Unannehmlichkeiten so gelitten, daß er sich 1817 entschloß, nach Neapel zu gehen, um dort die Seebäder zu brauchen. Dies war der Grund, warum er den mit sehr vortheilhaften Auszeichnungen verbundenen Ruf an den kais. russ. Hof als Arzt 1817 ablehnte. Gekräftigt kehrte er von Neapel zurück und trat in f. nicht kleinen Wirkungskreis wieder ein, gab zu Schneider's griech. Wörterbuch, 1. Bd., Beiträge und die Erklärung der technischen Wörter, ward aber durch f. praktischen Arbeiten gehindert, die Zusätze zu dem 2. Bde. zu liefern, die jedoch noch folgen werden. Womit er, nur zu oft unterbrochen, sich 25 Jahre lang beschäftigt, wozu er sehr Vieles auf Reisen gesammelt und zuletzt noch aus Meermann's Versteigerung einen trefflichen Codex bombycin. erkauf hat — eine vollständige Ausg. der sämmtl. 16 Bücher des Aëtius —, das soll der Schlußstein seines literarischen Wirkens werden. 20.

Weigel (Johann August Gottlob), geb. zu Leipzig 1773, Bruder des Vorigen, Universitätsproclamator und Buchhändler zu Leipzig, besuchte die Nicolaischule f. Watenstadt und genoß Privatunterricht. 1789 fing er f. Lehrjahre in der Gleditsch'schen Buchhandlung an, deren Geschäftsführer Leich, Bruder des Prof. Leich zu Leipzig, war, der eine gute Kenntniß von frühern, besonders gelehrten Werken des Buchhandels besaß und deshalb bei den Gelehrten in Ansehen stand. 1793 übertrug ihm Leich unter f. Aufsicht die Leitung der ehemaligen Müller'schen Buchhandlung. Durch f. Bemühung verschaffte er ihr wieder Credit und hätte sie wahrscheinlich wieder in die Reihe guter Buchhandlungen gebracht, wofern ihm nicht nach f. Waten's Tode dessen Stelle als Auctionator bei der Universität übertragen worden wäre. Im Januar 1795 trat er sein Amt an. Da er bald bemerkte, daß diese Stelle nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sicherte, so faßte er den Entschluß, aufs Neue in Leipzig ein antiquarisches Lager zu errichten, indem diese Art von Buchhandel, die ehemals so bedeutende Magazine besaß, fast gänzlich aufgehört hatte, woran unter Andern die Aufhebung der Klöster, die ehemals von Leipzig jährlich eine beträchtliche Menge Bücher bezogen, nicht wenig Schuld hatte. Bei diesem Entschlusse fühlte er aber bald, wi: sehr er die Kenntniß der Sprachen und die der ältern Bücher versäumt hatte, und es kostete ihm jahrelange Anstrengung, das Versäumte nachzuholen. Bei dem Gefühl der Nothwendigkeit gewann er zugleich eine solche Liebe für Erzeugnisse des frühern Buchhandels, daß er alle Zeit darauf verwendete, die ihm in freien Stunden von Berufsarbeiten übrigblieb. Der Umgang mit Gelehrten, und namentlich mit dem Prof. Schäfer, war ihm sehr nützlich. Er kaufte in Leipzig und suchte sich in ganz Europa Verbindungen im Ein- und Verkauf zu verschaffen. Die Frucht dieser Bemühung ist ein Magazin, das durch 31jährige Bemühung zusammengebracht worden ist, und das man durch den Katalog „Apparatus literarius“ allerwärts kennt. Doppelte Anstrengung kostete dieses Unternehmen, da erst 1816 eine Zeit eintrat, wo Europa wieder beruhigt wurde. Bei den Verbindungen mit dem Auslande

und den Gelehrten in Deutschland mußte W. leicht auf den Gedanken kommen, Bücher, und namentlich philologische, selbst zu verlegen. Er sah dabei wol ein, daß bei neuen Ausg. der Classiker die Herausgeber sich nicht ohne bedeutenden Aufwand Materialien verschaffen könnten, und beschloß daher selbst Sammlungen von Collationen der Handschriften und ungedruckten Arbeiten der Gelehrten über Schriftsteller anzulegen. Was darin geleistet worden ist, das zeigen die Ausg. des Longinus von Weiske, des Euripides von Matthia, des Plato von Stallbaum, des „*Etymologici Gudiani*“ von Sturz u. A. m. Die große Sammlung zu den griech. Bukolikern ist bis jetzt noch nicht benutzt worden. Zu s. bedeutendern Unternehmungen ist ferner der Bösch'sche Pindar und des Eusebii Commentar zum Homer zu zählen. Auf gleiche Weise ist dadurch der Apparat für die Sammlung der griech. Schriftsteller (in 61 Bdn.) gewonnen worden, die auf dem Titel viele der ersten Philologen als Herausgeber nennt. — Nicht weniger lebenswerth als das Bücherlager ist W.'s Privatsammlung von Gemälden, Originalhandzeichnungen, Kupferstichen, Radirungen der Maler und pylographischen Arbeiten; von den letztern deuten die „*Biblia pauperum*“, die sogen. „*Historia S. Johannis*“, die „*Ars moriendi*“, das Fragment eines in Holz geschnittenen Donats, ein andres ganz unbekanntes mit Darstellungen aus der Passion u. s. w. auf den Reichtum dieser Sammlung hin, die zu Leipzigs Merkwürdigkeiten gehört.

Weigelianer war der Name einer Sekte schwärmerischer Mystiker des 17. Jahrh., die sich vorzüglich in Obersachsen ausbreiteten. Ihr Stifter war Valentin Weigel, Pfarrer zu Tschopau im sächs. Erzgebirge, geb. 1533 zu Großenhain in Sachsen, gest. 1588, ein frommer, unbescholtener Mann und beliebter Prediger. Er hatte die Schriften des Theophrastus Paracelsus und Tauler's gelesen und glaubte darin geheimnißvolle Weisheit gefunden zu haben, die er in s. Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden erst lange nach s. Tode (1611—21) von dem Cantor Weichert zu Tschopau, Halle und Magdeburg herausgeg. und erregten viel Aufsehen, mehr als sie verdienten. Wir nennen s. „*Kirchen- und Hauspostill über die Evangelien*“; „*Principal und Haupttractat von der Gestaltlichkeit*“; „*Das Büchlein vom Gebet*“; „*Der güldene Gryff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen*, vielen Hochgelehrten unbekannt und doch allen Menschen zu wissen nothwendig“ (1578, 4). Er spricht in diesen Schriften viel vom ungeborenen innern Lichte, von der Salbung in Menschen, durch welche man unterrichtet werden müsse, weil sonst alles andre Lehren und Unterrichten umsonst sei. Daher nennt er auch die Theologie, die auf Universitäten vorgetragen wird, eine falsche; die wahre bestehe in der Erkenntniß seiner selbst, nämlich woraus, durch wen und wozu der Mensch geschaffen und geordnet sei. Er nennt alle Geschöpfe Ausflüsse des göttlichen Wesens. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo hatte er von dem eigentlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; den Werth des äußerlichen Gottesdienstes setzte er sehr herab und schilderte die Geistlichen der protest. Kirche mit schwarzen Farben. Verschiedene s. Schriften wurden auf landesherrlichen Befehl 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt, aber sie waren bereits in mehreren Ländern verbreitet und hatten ihm eine Menge Anhänger erworben, die unter verschiedenen Namen auftraten und zu langen, bisweilen ärgerlichen Streitigkeiten Anlaß gaben. Auch Jakob Böhme war ein Weigelianer; aber mit Unrecht wurde Joh. Arndt unter dieselben gerechnet.

Weigl (Joseph), ein berühmter Operncomponist, 1766 zu Eisenstadt in Ungarn geb., wo sein Vater erster Violoncellist der fürstl. Esterhazy'schen Capelle war, machte s. ersten musikalischen Studien zu Kornneuburg unter Albrechtsberger's Leitung. Sein Vater, der ihn zum Studium der Medicin bestimmt hatte, war nicht wenig überrascht, zu entdecken, daß der Sohn schon in seinem 15. J. heimlich eine kleine Oper componirt hatte. Glück und Salieri bewirkten, daß dieser

erste Versuch vor dem Kaiser aufgeführt wurde, der auch das junge Talent aufmunternd belohnte. Mit desto größerem Eifer setzte W. sein Studium der Musik fort, ohne s. wissenschaftlichen Studien, die sich nun auf das Recht wendeten, zu vernachlässigen. Der Studienpräses von Svieten war s. großer Gönner, in dessen Hause er die Werke der ältern berühmten Meister hörte und die größten musikalischen Geister seiner Zeit kennen lernte. Von nun an widmete er sich ausschließlich der Musik, wofür Galleri's Rath auch den Vater gewann. Dieser edle Mann nahm den jungen W. ganz in seinen Unterricht, den er ihm theoretisch und praktisch ertheilte, und sorgte dafür, daß sein Lehrling noch 3 Jahre ihm als Gehülfe in der Operndirection zur Seite gesetzt wurde. Auch ließ er ihn verschiedene Versuche in der Composition für den Gesang machen, wohin auch die mit Beifall aufgenommene und belohnte Oper „Il pazzo per forza“ und einige Gelegenheitscantaten gehörten. Der Kaiser Leopold verschrieb ital. Meister, welche für die kaiserl. Oper componiren soliten; unter diese gehörte Cimarosa. W. erwarb sich bald dessen Gunst, und dies bewirkte ihm eine Gehaltszulage und die Aussicht, auf kaiserl. Kosten nach Italien zu reisen. Aber Kaiser Leopold starb. W.'s 3. Oper, die er damals geschrieben: „La principessa d'Amalfi“, erhielt großen Beifall. Unter Kaiser Franz blieb er Capellmeister der ital. Oper, doch componirte er auch für die deutsche Oper unter des Barons Braun Direction Opern und Ballets. Unter seinen damaligen Opern gefielen „Giulietta e Pierotto“, „I solitarij“, „L'amor marinaro“ (auch deutsch: „Der Corsar aus Liebe“) und die deutsche Operette: „Das Dorf im Gebirge“. Durch seine Oper: „L'uniforme“ (später ins Deutsche übertragen: „Die Uniform“), erwarb er sich der Kaiserin Maria Theresia Schutz und Gunst, welche bei der Aufführung zu Schönbrunn selbst die erste Partie sang. Auch mußte er mehre Opern (z. B. „Il principe invisibile“), Gelegenheitscantaten und Dratorien („La passione“ und „La resurrezione del N. S. Gesù C.“) componiren. Durch Ablehnung eines Rufes nach Stuttgart erhielt er lebenslängliche Anstellung in Wien. Unter der neuen Direction der Hoftheater führte er s. Oper „Kaiser Hadrian“ auf, welche im Auslande mehr Glück als in Wien machte. Kurz darauf componirte er die liebliche kleine Oper „Abrian von Ostade“. Indessen erhielt er einen Ruf nach Mailand, um daselbst 2 Opern zu schreiben. Dieses waren die seria: „Cleopatra“, und die Opera buffa: „Il rivale di se stesso“ („Liebhaber und Nebenbuhler in eigner Person“). Er schrieb sie 1807 in Mailand und machte mit der letztern furore. Den Antrag, Director des Conservatoriums zu werden, lehnte er ab und kehrte nach 7 Monaten nach Wien zurück. W.'s musikalischer Charakter eignet sich im Ganzen mehr für das Heitere, Einschmeichelnde, als für das Glänzende und Große. Man kann in seinen Werken 2 Manieren unterscheiden. Die frühern zeichneten sich durch einen frischen natürlichen Reiz und fröhlichen Glanz der Melodien aus, was ihren Erfolg in Italien vorzüglich bewirkte. Hierher gehören vornehmlich s. „Principessa d'Amalfi“, s. „Amor marinaro“ („Der Corsar aus Liebe“), die schöne Musik der „Uniform“, nebst mehren reizenden Ballettmusiken. Eine neue Manier, deren Charakter eine weiche, einschmeichelnde Sentimentalität ist, findet man in der Oper: „Das Waisenhaus“, welche er gleich nach seiner Rückkehr nach Wien (1808) schrieb, in der beliebten „Schweizerfamilie“ (1809), dem „Einsiedler auf den Alpen“, „Francisca von Foix“, eine nicht nach Verdienst bekannte Oper, und dem „Bergsturz von Goldau“ (1812), welche eine besondere Art der Nührungsober auf der deutschen Bühne einheimisch und den Componisten einige Zeit zu einem Lieblinge des deutschen Opernpublicums machten. K. M. v. Weber nannte diese Manier eine weichliche, flüssige und kenntnißreiche Sammetmalerei, womit Lob und Tadel zugleich ausgesprochen sind. In diese Zeit gehören ferner sein Singspiel: „Die Jugend Peters des Großen“, und die bei einem zweiten Rufe

nach Mailand componirte Oper „L'imboscata“ und die Cantate „Il ritorno d'Astrea“, welche viel Beifall fand. Später entstand das liebliche kleine Singspiel „Nachtigall und Rabe“ und die Oper „Margaretha von Anjou“. Seine neuesten Productionen sind die große ernsthafte Oper: „Baal's Sturz“ (1820), in welcher er, nach v. Mosel's und a. Kenner Urtheil, gezeigt hat, daß auch die höhere dramatische Musik nicht außer dem Bereich s. Kunstfähigkeit liege. Sie ist außer Wien, wo sie ungemeinen Beifall erhielt, nicht auf die Bühne gekommen, wahrscheinlich wegen der großen Schwierigkeiten in der Scenerie. Sein neuester Versuch in der romantischen Gattung in der Oper: „Die eiserne Pforte“ (1823), hat auch in Wien keinen glücklichen Erfolg gehabt. Seinen musikalischen Charakter bezeichnet der obeng. Meister und Kunstrichter (in der „Abendzeitung“, 1817, St. 134) sehr gut. Er gesteht ihm eine ungemeine Fülle schmeichelnd eindringender musikalischer Ideen und jene Reinheit und Gediegenheit der musikalischen Schreibart zu, welche durch Mozart's und Haydn's Werke in der wiener Musikschule vorzüglich herrschend geworden sind. Hervorstechend, setzt er hinzu, ist bei W. die Neigung zu ungeraden Taktarten, die Stimmführung der Violine in den höhern Anlagen, und das Streben, jedes Musikstück möglichst melodisch abgerundet zu geben, und mehr dadurch als durch die höchste Richtigkeit und Wahrheit des Declamatorischen die scenische Forderung zu erfüllen. Vielleicht entwickelte sich dies aus den vielen Balletmusiken, die er zu schreiben veranlaßt wurde. Dem Geiste der ersten dramatischen Gattung scheint sich sein Talent nicht gern zu schmiegen, und s. „Hadrian“ trägt keineswegs den Stempel der Größe, die dieser Stoff zu verlangen berechtigt ist, weshalb er auch keine sehr beachtete Aufnahme in der Musikwelt fand. Dagegen hat man Dratorien von ihm (z. B. „La passione di Gesù“), die würdevoll und meisterhaft geschrieben sind. Für die Kammer hat er wenig geschrieben. Erwähnung verdient, daß er sich bei den Opern, die s. Theilnahme zu erregen wissen und deren Leitung er übernimmt, als trefflicher Director auszeichnet. Doch macht man ihm den Vorwurf, daß er neuern deutschen Componisten den Eingang auf die Bühne sehr erschwert. S. „Zeitgenossen“, XVII. — Jos. W.'s Bruder, Thadä, ist Musikalienhändler in Wien und hat leichte Musiken componirt.

**Weihbischof** ist ein hoher Geistlicher der Kathol. Kirche, der zum Bischof geweiht worden ist, jedoch kein wirkliches Bisthum besitzt, sondern nur den Titel von einem — gewöhnlich in Griechenland oder in der Levante gelegenen — ehemaligen bischöfl. Sitze erhält, folglich nur Bischof in partibus infidelium, übrigens einem Bischof oder Erzbischof an die Seite gestellt ist, dessen geistliche Geschäfte er verrichtet. Nur die Fürstbischöfe in Deutschland hatten zu diesem Zwecke Weihbischöfe an ihrer Seite, weil sie selbst mit der Regierung ihrer Länder beschäftigt waren. Doch gibt es auch bei solchen Bischöfen, die nicht weltliche Regenten sind, Weihbischöfe, um im Erledigungsfällen das bischöfl. Amt zu verwalten.

**Weihe**, s. **Ordnung**.

**Weihkessel**, s. **Weihwasser**.

**Weihnachten**, das Fest der Geburt Christi, wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nicht gefeiert, da die christliche Sitte überhaupt lieber den Tag des Todes merkwürdiger Personen als den Tag ihrer Geburt auszeichnete. Daher war die Feier der Gedächtnistage des Märtyrers Stephanus und der zu Bethlehlem ermordeten unschuldigen Kinder schon im Gange, als wahrscheinlich im Gegensatz gegen die von der Geburt Christi unwürdig lehrenden Manichäer, ein Kirchenfest zum Andenken dieser Begebenheit im 4. Jahrh. aufkam und im 5. Jahrh. in abendländischen Kirchen für immer auf das alt Römische Fest der Sonnengeburt (25. Dec.) gelegt wurde, obschon über den Tag, an welchem Christus geboren worden, zuverlässige Nachrichten fehlten. In den Morgenlän-

bern hielt man Weihnachten erst am 6. Jan. Aus dem Evangelium Lucä wußte man, daß die Geburt Jesu zur Nachtzeit geschehen sei, und veranstaltete daher Gottesdienste in der hierdurch geweihten Nacht vom 24. zum 25. Dec., woher späterhin bei uns der Name Weihnachten entstand. Man vereinigte die Gedentage des Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes mit Weihnachten, und machte es so zu einem 3tägigen hohen Feste. Es bildet in den heiligen Zeiten des Kirchenjahrs einen besondern Abschnitt, den *W e i h n a c h t s c y c l u s*, zu dem die Tage vom ersten Adventsontage bis zum Feste der Erscheinung Christi (6. Jan.) gehören. Die Sitte, dies Fest durch gegenseitige Freudengeschenke auszuzeichnen, ist allerdings heidnischen Ursprungs und von den Gebräuchen, welche bei den um diese Zeit des Jahres gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnenfestes üblich waren, abzuleiten, aber durch schöne christliche Deutung längst geheiligt. In der Feier der Weihnachtsfestes stimmen jetzt alle christliche Kirchen überein, nur wurde sie in einigen protestantischen Ländern (Preußen, Braunschweig und Sachsen-Altenburg) gleich den andern hohen Festen auf 2 Tage eingeschränkt. E.

*W e i h w a s s e r* wird das in den am Eingange und an schicklichen Orten im Schiff katholischer Kirchen besessigten Weibkesseln oder Becken enthaltene geweihte Wasser genannt, mit dem die Ein- und Ausretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei den Juden und Heiden gebräuchlich, denn zum Gebet erfordert die fromme Meinung und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdischen Tempel wurde seit dem 4. Jahrh. auch am Eingange jeder christlichen Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen, doch erst seit dem 6. Jahrh. pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen und dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumessen: ein Glaube, von dem sich die noch jetzt zu Rom übliche Besprengung der Hausthiere mit Weihwasser an einem bestimmten Festtage herschreibt. Die griech. Kirche hat den von den Protestanten nicht beibehaltenen Gebrauch des Weihwassers mit der katholischen gemein. E.

*W e i k a r d* (Melchior Adam), k. russ. Staatsrath, oranien-nassauischer Geh. = Rath, Director des Medicinalwesens zu Fulda, und Mitgl. mehrerer gelehrten Gesellschaften, war am 27. Apr. 1742 zu Rammershag im Fulbaischen geb. Frühe Kecklichkeit und durch Verwahrlosung entstandene Verunstaltung s. Körpers hinderten ihn anfangs am Lernen. In Hamelburg genoß er den Schulunterricht, und ein handschriftliches Werk über *Materia medica*, welches ihm zufällig in die Hände gerieth, gab ihm den ersten Antrieb, die Medicin zu studiren und Kräuter einzusammeln. 1758 kam er nach Würzburg auf die Universität, machte den philosophischen Cursus und ging dann zu den medicinischen Studien über. 1764 ließ er sich examiniren und die Licenz ertheilen, späterhin aber zu Fulda zum Doctor promoviren. Nach geendigten Studien erhielt er das Physikat zu Brückenau, und wurde besonders für den Curort bei Brückenau bestimmt, der aber damals noch unbedeutend war. 1770 ward er als zweiter Leibarzt nach Fulda berufen, und erhielt nach der Abreise des ersten Leibarztes, der zugleich Professor war, auch eine Professur. Seine erste Laufbahn in Fulda war voll Sorgen und Kummer, was viel zur Vermehrung seiner Kränklichkeit beitrug und besonders eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit seines Nervensystems begründete, die ihn nie ganz wieder verließ. In dieser Lage schrieb er den „*Philosophischen Arzt*“, ein Buch, welches ihm in der Folge viel Unannehmlichkeiten zuzog. Es wurde verboten, dessenungeachtet aber einige Mal neu aufgelegt. 1784 folgte er einem Rufe nach Petersburg als Hofarzt, wurde bald nach seiner Ankunft daselbst zum Kammermedicus ernannt, und konnte bei der Toilette der Kaiserin in die Antichambre gehen, wie der Leibarzt und Leichirg. Auch schenkte ihm die Kaiserin 10,000 Rubel zum Ankauf eines

Hauses. Dennoch wurde der Wunsch, Rußland wieder verlassen zu können, täglich lebhafter in seiner Seele. 1787 kam er mit zu der großen taurischen Reise, die ihm jedoch theils durch Gesichtschmerzen, theils durch seine Reisegesellschaft verbittert wurde, wie er denn, nach Beendigung der Reise, ernstlich an seine Rückkehr nach Deutschland dachte. Er bat daher 1789 bei der Kaiserin um Urlaub auf ein Jahr, den er, nebst der Zusicherung seines Gehalts auf diese Zeit, auch erhielt. In Gesellschaft einer Gräfin Baratinaska bereiste er mehre deutsche Städte, die Niederlande, Wien, hielt sich theils in Mannheim und 1794 in Heilbronn auf, wo er den „Entwurf einer einfachen Arzneikunst, oder Übersicht des Brown'schen Systems“ schrieb, welche hernach Frank ins Italien, Bertin ins Franz., Manzano ins Span. übersetzte. Ferner schrieb er 4 Hefte eines „Magazins der Brown'schen Arzneikunst“, f. „Med. - praktisches Handbuch“, den „Neuen philosoph. Arzt“ in 3 Bdn., und einige Kleinigkeiten. Allen Anträgen, ein Amt anzunehmen, zog er s. ruhiges Leben in Heilbronn vor. In der Folge begegnete ihm aber auch dort Manches, was ihm das Leben verbitterte und seine Gesundheit zerrüttete, besonders Unglück in s. Familie. Mit Anfang 1801 bekam er einen Anfall von beinahe allgemeiner Gicht. Das Bad zu Baden-Baden verschaffte ihm einige Linderung, jedoch nicht auf die Dauer. Er hat sein Leben selbst beschrieben. — W. war der Erste, welcher die Grundsätze der Brown'schen Lehre in die deutsche Literatur verpflanzte. Die dadurch erregten Streitigkeiten trafen auch ihn vorzüglich, und da er nicht selten durch die hitzigen Ausfälle der Gegner gereizt wurde, so war seine Vertheidigung ebenso erb als bitter. Er starb d. 25. Juli 1803 zu Brückenau.

Weiland (Peter), Prediger bei der Remonstrantengemeinde zu Rotterdam, ein um die holländische Sprache und Literatur sehr verdienter Gelehrter, geb. zu Amsterdam 1754, studirte auf der lat. Schule zu Gouda, und seit 1773 Theologie zu Leyden, wo van de Wynperse, Allamand, Baldenaer, Ruhnkenius, Schultens und Hollebeek s. Lehrer waren. Er konnte sich nicht mit den Lehresätzen der dortrechter Synode und deren Formularen vereinigen; daher hielt er sich zu den Arminianern und wandte sich an das Seminarium der Remonstranten, das ihn, nachdem er öffentlich s. Überzeugung von der Lehre der christlichen Toleranz erklärt und Beweise s. Fähigkeiten gegeben hatte, als Candidaten der Remonstrantengemeinden aufnahm. 1781 wurde er Prediger zu Woerden, 1783 zu Utrecht und 1785 zu Rotterdam, wo die größte Verbrüderung der Remonstranten sich befindet. Während der politischen Unruhen in Holland war W. zwar der patriotischen Partei ergeben; allein Mäßigkeit, Ordnung, Ruhe und Gehorsam gegen die Landesgesetze waren die Grundsätze s. Verhaltens: daher hielt er sich von thätiger Theilnahme entfernt und lehnte sowol die Stelle eines Rathes der Stadt Rotterdam ab, als auch den ihm 1798 von dem vollziehenden Rathe der batavischen Republik fast aufgedrungenen ehrenvollen und einträglichen Posten eines Agenten der innern Angelegenheiten. 1815 trug ihm der jetzige König eine Professur der Literatur und Philosophie bei der Universität Utrecht an; er mußte sie aber auch s. Alters und andrer Ursachen wegen ablehnen. Um so mehr hat W. als Schriftsteller gewirkt. Die Maatschappij tot nut van 't Algemeen ertheilte s. Abhandl.: „Über das Recht auf das eigne Urtheil in der Religion und über die Verbindlichkeit desselben“, beßgl. der: „Über die beste Art, der Jugend bereits in den Schulen gesellschaftliche Tugenden einzulösen“, den Preis, und die Gesellsch. Studium scientiarum genitrix krönte s. Gedicht „Über die wahre Glückseligkeit in diesem Leben“. 1805 erschien auf Befehl der Regierung Weiland's „Holländische Sprachkumbe“, deren Regeln in allen Diskasterien und Schulen noch jetzt befolgt werden, und die seit 1818 auch in allen Schulen der südlichen Provinzen eingeführt ist. Sein „Großes holländisches grammatisches Wörter-

buch" (1790—1811) und sein „Handwörterbuch der holländ. Sprache“ fanden allgemeinen Beifall. Auch war er Mitarbeiter an Landré's „Franz.-holl. und holl.-franz. Lexikon“, wovon eine zweite Aufl. erschienen ist, und an einem „Synonymischen Wörterbuche“ (1820 fg.), das erste dieser Art in Holland. Außerdem hat er eine Sammlung von Predigten und, ohne sich zu nennen, einige theologische und literarische Schriften herausgegeben. König Ludwig ernannte ihn 1807 zum Mitglied des Ausschusses für die Bestimmung des neuen Maßes und Gewichts. W. ist Mitglied der ersten niederländischen wissenschaftlichen Vereine. Seine Vorträge als Lehrer athmen den Geist reiner Religiosität. Im Umgange ist er sanft, bescheiden und gefällig. Weiland's Bild hat der verst. Schesfer gemalt, und der Buchhändler Allart in Kupfer stechen lassen. Unter seinen Söhnen ist ein Rechtsgelehrter, der mehre von Jean Paul's Werken, ungeschadet der Schwierigkeiten der holl. Sprache, vortrefflich ins Holländische übersetzt hat.

Weißler (Kajetan v.), bis 1823 königl. bairischer Studiendirector, geb. d. 2. Aug. 1762 zu München von armen bürgerlichen Ältern, begann und vollendete daselbst von 1773—83 seine wissenschaftliche Laufbahn. Philosophie und Theologie zogen ihn am meisten an, und er erhielt bei diesen Studien die verdiente Auszeichnung der Eminenz. In der geistlichen Beredsamkeit erhielt er die silberne Preismedaille. Nach seinem Abgange vom Lyceum übernahm er beim Landesregierungsvicekanzler von Pottenkofler eine Hofmeisterstelle und ward d. 21. Mai 1785 in Freisingen zum Priester geweiht. Als er jene Stelle verließ verdienete öffentliche Anstellung finden konnte, setzte er den schon seit 1776 erteilten Privatunterricht in den höhern Wissenschaften wieder fort und lehrte zugleich Mathematik in der Anstalt von Adrian v. Nöbl, sowie Philosophie und Theologie bei den Theatinern. Damit verband er 1790 auch eine Seelsorge. 1792 kam er zwar als Lehrer der Mathematik, Geschichte und Religion an die Realschule, allein ohne Gehalt, und seit d. Dec. 1794 mit einem Wartegeld von 100 Gulden, sodas er immer noch den Unterhalt für sich und s. Mutter durch Privatstunden verdienen mußte. 1795 gab ihm der münchener Magistrat einen Zuschuß. Seit 1793 schrieb er mehre Schutreden und Abhandlungen über Erziehung und empfahl sich dadurch so sehr, daß er 1799 Prof. der praktischen Philosophie und Pädagogik, dann Rector des Lyceums ward. In d. J. gab er auch „Über die gegenwärtige und künftige Menschheit; eine Skizze zur Berichtigung unserer Urtheile über die Gegenwart und unserer Hoffnungen für die Zukunft“ heraus. Eine Reihe pädagogischer und philosophischer Schriften folgten auf einander: „Versuch einer Jugendkunde“; „Mein Glaubensbekenntniß über den Artikel der alleinseligmachenden lateinischen Sprache; ein Commentar zu meinem Wunsche, der Eintritt u. s. w.“ (beide Schriften 1800); „Erbauungsreden für Studirende in den höhern Classen“ (3 Bde., 1802—4). Im Juni 1802 belohnte die Universität Landshut s. Verdienste durch die freie Ertheilung der philos. Doctorwürde, nachdem er schon im Mai in die Akademie der Wissenschaften als ordentl. Mitglied der philologisch-philosophischen Classe, jedoch mit Beibehaltung der Rectoratsgeschäfte, getreten war. In dems. J. erschien s. „Versuch eines Lehrgebäudes der Erziehungskunde“ (1. u. 2. Bd., 1805); dazwischen „Muschelle's Leben“ (1803); „Der Geist der allerneuesten Philosophie der Hrn. Schelling, Hegel und Comp.“ (1. Hälfte 1804, 2. H. 1805); „Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie“ (1804). Daran schloß sich „Verstand und Vernunft“ (1806). In d. J. nöthigte ihn seine geschwächte Brust von 1806—9 die Vorlesungen auszusetzen, welche er dann über Geschichte der philosophischen Systeme und über Philosophie überhaupt wieder begann. Durch die Gleichstellung der allgemeinen Sectionen auf den Lyceen und Universitäten ward sein Rectorat in ein Directorat

verwandelt, und ihm 1809 noch das Rectorat des Gymnasiums, Progymnasiums und der Primairclassen übertragen, sodas er Director aller Lehranstalten der Hauptstadt war. 1808 gab ihm der König als einen besondern Beweis seiner Gnade das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der haitrischen Krone. Seine vielen Geschäfte hinderten ihn nicht, seine „Ideen zur Geschichte der Entwicklung des religiösen Glaubens“ (1. Thl. 1808, 2. Thl. 1812, 3. Thl. 1814), und einen „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ (1813), neben den jährlichen Studienberichten und a. Abhandlungen erscheinen zu lassen. Eine neue Auszeichnung ward ihm dadurch zu Theil, das ihn der König 1812 zum Lehrer der Philosophie bei dem Prinzen Karl ernannte, und 1813, wie die übrigen Ritter, der Adelsmatrikel einverleibte. Außer mehren pädagogischen Abhandl. sind von ihm noch erschienen: „Grundlegung der Psychologie“ (1817); „Tugendlehre“ (1817). In den Schulreden und in den akademischen Abhandl. dieses ausgezeichneten Lehrers (z. B. „Tugend die höchste Kunst“, 1816; „Über die Ethik als Dynamik“, 1821, 4.; viele sind in den „Kleinen Schriften“ desselben, 3 Bdchn., 1821 — 26, wiedergedruckt worden) erkennt man das Bild eines thätigen, stets für edle Zwecke wirksamen und gegen alles Verderbliche kämpfenden Lebens. Was er meistens bei feierlichen Anlässen vortrug, entsprang aus lebendiger Anschauung und ergriffenem Gemüthe. Er erklärte sich mit Ernst gegen mehre Mißgriffe in der Erziehung und im Unterrichte. Insbesondere drang er auf Entwicklung der Vernunft und ein gereinigtes, wahrhaft evangel. Christenthum. Bigotteris, Aberglaube, Frömmelei, Werkheiligkeit und Mörcherei bekämpfend, nannte er den Jesuitismus öffentlich ein Institut für Volkstäuschung und Gesetzlosigkeit. Ausgezeichneten Werth hat seine Abhandlung „Über die religiöse Aufgabe unserer Zeit“ (1819), und „Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft“ (1820). In s. letzten merkwürdigen Schrift: „Der Geist des ältesten Katholicismus, als Grundlage für jeden spätern“ (Sulzbach 1824), hat K. v. W. das ursprüngliche Christenthum als die allein wahre Universatreligion philosophisch dargestellt; er beschreibt es als die Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Es konnte nicht fehlen, das ein solcher Mann den Vorstehern der Kirche mißfiel. Herr v. W. wurde 1823 seiner Studiendirection enthoben und zum Geheimrath, sodann an Schlichtegroll's Stelle zum Generalsecretair der k. Akademie der Wissenschaften zu München ernannt. Von dieser Stelle nachher entlassen, starb er am 23. Juni 1826. Sein letztes Werk ist: „Charakterbeschreibungen seelengroßer Männer, nebst der Biographie des verstorb. Vfz., von einem s. Schüler“ (München 1827). Von s. „Kleinen Schriften“ erschien das 3. Bdchn. (Passau 1826) auch u. d. T.: „Vermischte Reden und Abhandlungen“.

Weimar (Sachsen-Weimar und Eisenach), ein Großherzogthum in Oberachsen, welches aus den Provinzen Weimar (wozu jetzt auch der größte Theil des ehem. königl. sächs. neustädter Kreises mit 38,670 Einw. und der Kreis Neustadt a. d. Orla mit 4000 E. gehört) und Eisenach besteht, und auf 67 □ M. 227,000 E., darunter 335 protestant. Geistliche bei 519 Kirchen, 9512 Katholiken (sie besitzen 10 Pfarrkirchen, 7 Filiale und 6 Capellen), 6400 Reformirte, 1231 Juden, in 30 Städten, 12 Marktfl. und 608½ Dörfern und Weilern zählt. Der Boden ist mehr bergig als eben und in manchen Gegenden auch steinig, doch im Ganzen fruchtbar. Ein Theil des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges durchziehen das Land. Die Erzeugnisse bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Wildpret aller Art, Fischen, Getreide, Gartengewächsen, Obst, Flachs, Hanf, Rübsamen, etwas Wein an den Ufern der Saale, vortreflich bewirthschafteten Waldungen, Silber, Kupfer, Eisen, Kobalt, Braunkohlen, Quader-, Sand- und Schiefersteinen, Marmor, Alabaster, Gyps, Kalk, Salz und einigen Mineralwassern. Die Gewerke beschränken sich vorzüg-

lich auf Wollen- und Strumpffabriken, Leinwand und gute Färbereien. Der Großherzog Karl August gab seinem Lande d. 5. Mai 1816 eine repräsentative, vom deutschen Bunde garantirte Verfassung, nach welcher der von den gewählten Abgeordneten der Ritterschaft, Bürger und Bauern gebildete Landtag an den allgemeinen Landesangelegenheiten, Steuern, Landesbewaffnung und Gesetzgebung, Theil nimmt, und Pressfreiheit anerkannt war. Der Großherzog Karl Friedrich (geb. d. 2. Febr. 1783) ist ein Schwager des Kaisers v. Rußland und Schwiegervater der Prinzen Karl und Wilhelm v. Preußen. Das großherz. Haus stammt von der ernestinischn Linie des sächsischen Hauses ab und bildet die ältere Linie der Herzoge von Sachsen (s. d.); die großherzogl. Würde hat es 1815 angenommen. Der Landtag von 1829 bestimmte die Einkünfte für 1830 auf 659,595 Thlr., die Ausg. auf 561,438 Thlr., darunter für das Militair 80,000 Thlr. Die Landes-schuld betrug 3,608,997 Thlr. Der Hausorden vom weißen Falken wurde d. 18. Oct. 1815 mit 3 Cl. gestiftet. Das Staatsministerium besteht aus 3 Geh.-Räthen. Die Unzerrennbarkeit des Großherzogthums ist auf den Fall des Aussterbens des regierenden Hauses festgesetzt. — Vgl. das „Staatshandbuch des Großherzogth. S. = Weimar = Eisenach (Weimar 1827, vom Geh. Kanzleisecretair C. Müller), und Schweizer's „Handb. über das weimarische Staatsrecht“. Der Großherzog v. Sachsen = Weimar und Eisenach hat mit den übrigen Herzogen des ernestinischn Hauses auf der Bundesversammlung die 12. Stelle, im Plenum eine eigne Stimme. Zu dem 3. Corps des Bundesheeres stellt er 2010 Mann.

**Weimar. I. Karl August, Großherzog v. S. = Weimar = Eisenach.** Hat irgend ein Fürst gezeigt, daß auch in einem kleinen Lande Großes geschehen könne, so hat dies der Großherzog v. S. = Weimar gethan. Als der Großvater desselben, Herzog Ernst August (geb. 1688), im J. 1707 zur Regierung kam, theilte er sie, die außer der Stadt Weimar nur wenig Ämter umfaßte, bis 1728 mit seinem Oheim, Herzog Wilh. Ernst, einem vortrefflichen Fürsten, dessen ruhig waltender Sinn aber mit dem feurigen Geiste des Neffen oft wenig übereinstimmte. Der Letztere ließ sich daher die Einführung der Primogenitur desto angelegener sein, welche 1724 die kaiserliche Bestätigung erhielt. 1741 vereinigte er nach dem Tode des letzten Herzogs v. Eisenach, Wilh. Heinrich, die Lande dieser Linie mit den seini-gen. Er führte die Regierung mit Geist und auf eine sehr selbständige, freilich zuweilen auch von dem Gewöhnlichen abweichende Weise. Von ihm rührt das Jagd-schloß Belvedere her. Als er 1747 zu Eisenach starb, gab die Vormundschaft über s. einzigen erst 10jähr. Prinzen Veranlassung zu großen Streitigkeiten zwischen den Herzogen v. S. = Gotha, = Meiningen und = Koburg. Der Prinz wurde in Gotha erzogen und hatte, noch nicht volle 19 J. alt, am 1. Jan. 1756 die Regierung (kraft kais. Majorennitäts-erklärung) übernommen, als er am 28. Mai 1758 schon verstarb und eine erst 18jährige Gemahlin und einen Erbprinzen von 8 Monaten (geb. am 3. Sept. 1756) hinterließ. Ein zweiter Prinz, Friedrich Ferdinand Konstantin, wurde noch nach dem Tode des Vaters am 8. Sept. 1758 geb. Hier erneuerte sich der Streit über die Vormundschaft, welche jedoch vom Reichshofrath der künft. Mutter, der Herzogin Amalie (s. d.), Tochter des Herzogs Karl v. Braunschweig, zugesprochen wurde. Mit ihr fing sich die Blüthezeit von Weimar an, an dessen kleinem Hofe sich bald ein Kranz der ausgezeichnetsten Männer vereinte, und mit welchem Alles, was Deutschland Großes und Schönes aufzuweisen hatte, in enger Verbindung war. Die Herzogin Obervormünderin, anfangs selbst noch unter Vormundschaft ihres Vaters, aber bald für majorenn erklärt, widmete der Erziehung ihrer Söhne und der Landesverwaltung eine gleich aufmerksame und glückliche Sorge. Mit großer Klugheit leitete sie den kleinen Staat durch die schwierigen Zeiten des siebenjähr. Krieges. Ein vielseitig gebildeter Staatsmann, der ältere Minister v. Frisch, war ihr vorzüglicher Rathgeber. Der Erbprinz war bei

einer so zarten Constitution, daß man kaum ein langes Leben für ihn zu hoffen wagte, aber sorgfältige Erziehung und die in ihm wohnende geistige Kraft machten glücklicherweise jene Besorgnisse vergeblich. Die fürstl. Mutter wählte ihm und dem jüngern Prinzen Konstantin die trefflichsten Aufseher und Lehrer; Beider Gouverneur war von 1761 — 75 der nachmalige preuß. Staatsminister Graf v. Görz; Lehrer der Prinzen waren unter Andern Wieland, v. Knebel, und für die eigentlichen Regentengeschäfte der nachherige Geheimerath und Kanzler Schmid. Im Decbr. 1774 führten der Graf v. Görz und von Knebel ihre Zöglinge nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise knüpfte sich die Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Göthe, welche für das Leben und Wirken Beider so entscheidend geworden ist. Ein 17jähr. Fürst und ein 25jähr. Dichter schlossen einen Bund, dessen 50jähr. Dauer (von dem Eintritte Göthe's in weimarische Dienste gerechnet) 1825 mit einer herzlichen allgemeinen Theilnahme gefeiert wurde. Als der Herzog s. 18. J. zurückgelegt hatte, übergab ihm die Herzogin Mutter an s. Geburtstage, 3. Sept. 1775, die Regierung, um von da an nur sich selbst und den Musen zu leben. Was der Herzog Karl August von diesem Augenblicke an für s. Land in einer mehr als 50jähr. Regierung gewirkt, wie s. edle Mutter bis an ihren 1807 erfolgten Tod alles Schöne und Gute schützen und fördern half, wie die Herzogin Louise, s. Gemahlin, geb. Landgräfin v. Hessen-Darmstadt, vermählt am 3. Oct. 1775, mit wahrhaft fürstl. Sinne ihm zur Seite stand, kann hier nicht auseinandergesetzt werden. Die Namen Göthe, Herder, Wieland, Schiller, v. Voigt, v. Einsiedel, v. Knebel, Musäus und viele andre talentvolle Männer sind Zeuge Dessen, was der Geist des Fürsten aus Weimar gemacht hat. Alle Zweige der Verwaltung wurden in diesen 50 J. neu geordnet, der Herzog selbst, mit den Ministern Göthe und Voigt, war der unermüdete und eifrige Beschützer und Pfleger der Universität Jena. Der schöne Park, das 1771 abgebrannte und aus s. Trümmern schöner wiedererstandene Residenzschloß, der botanische Garten zu Belvedere, die neuerbaute große Bürgerschule und manche andre Schöpfung sind Beweise, daß dem Herzog kein für die Menschheit wichtiger Gegenstand fremd blieb, und daß sich mit den beschränkten Mitteln eines kleinen Landes doch durch Beharrlichkeit und zweckmäßige Thätigkeit Großes ausrichten läßt. Zwei Mal folgte der Herzog auch dem Drange, sich im Kriege zu versuchen. Er machte den Feldzug gegen Frankreich 1792 und gegen Napoleon 1806 mit, kehrte aber, da das Glück die preuß. Waffen nicht begünstigte, beide Male bald zu s. Lande zurück. Er schloß sich im Dec. 1806 dem Rheinbunde an, trat im Nov. 1813 wiederum dem großen Bunde gegen Napoleon bei, war 1815 auf dem Congreß zu Wien gegenwärtig, und erhielt mit der großherzogl. Würde eine Gebietsvermehrung, wodurch Weimar, als die älteste Linie des Gesamthauses Sachsen, für manche frühere Ungunst der Verhältnisse nur eine mäßige Entschädigung fand. Der Großherzog war einer der ersten deutschen Fürsten, welcher das dem gesammten deutschen Volke 1815 gegebene Wort einer landständischen Verfassung bald und ungeschmälert gelöst hat. Er versammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbesitzern, den Bürgern und dem Bauerstande, und mit ihnen wurde das Grundgesetz vertragsmäßig verabredet, welches am 5. Mai 1816 bekanntgemacht wurde. Das Regierungsjubiläum des Großherzogs am 3. Sept. 1825 war ein Volksfest im edelsten Sinne des Wortes. (S. „Weimars Jubelfest am 3. Sept. 1825“, 1. u. 2. Abth., Weimar.) Auf der Rückreise von Berlin, wo er die ihm so glücklich verwandte königl. Familie besucht hatte, nach Weimar, starb er plötzlich d. 14. Juni 1828, in Gradiß bei Torgau, an einem Schlagflusse. Er ward neben Schiller zur Erde bestattet, Göthe wird es einst neben ihm sein. Vgl. die „Ten. Lit.-Zeit.“, Intelligenzbl. Nr. 42, 43, Juli 1828.

II. Landstände. Diese landständische Verfassung ruht auf demselben Princip, welches den meisten neuen Verfassungen deutscher Staaten zum Grunde liegt, der Repräsentation des Eigenthums nach den 3 Ständen der Rittergutsbe-

siger, der Bürger und der Bauern. Jeder Stand stellt 10 Abgeordnete, die Akademie Jena wegen ihrer Dotalgüter Apolba und Remda den 11. zum Stande der Rittergutsbesitzer. Dieser Stand wählt seine Deputirten unmittelbar in den 3 Wahlbezirken Weimar mit Jena und Ilmenau (4 Abgeordnete), Eisenach (3 Abgeordnete), und Neustadt (3 Abgeordnete). Die Deputirten der übrigen Stände werden von Wahlmännern ernannt, an deren Wahl in 10 Wahlbezirken alle städtische Bürger und alle Mitglieder der Dorfgemeinden Theil nehmen. Zur Wahlfähigkeit wird in allen 3 Ständen erfordert: deutsche, eheliche und christliche Geburt, 30jähriges Alter und unbescholtener Ruf, für den Stand der Rittergutsbesitzer der Besitz eines Ritterguts, in den Städten der Besitz eines Wohnhauses und eines unabhängigen Einkommens (aus Capitallen und Gewerben) von 300 Thlr. (in Weimar und Eisenach von 500 Thlr.), unter den Bauern der Besitz eines Bauerguts wenigstens von 2000 Thlr. Die Abgeordneten werden auf 6 Jahre gewählt. Die Direction des Wahlgeschäfts liegt den Landesregierungen (Justizcollegien) zu Weimar und Eisenach ob. Ein Landmarschall (jetzt auf Lebenszeit der Freih. v. Niedesfel auf Neuhof) und 2 Gehülfen bilden das Directorium der Landstände, auch für die Zeit, wo der Landtag, welcher regelmäßig alle 3 Jahre einberufen wird, nicht versammelt ist. Die Rechte der Landstände sind: 1) Regulirung des Staatshaushalts gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten; 2) Bewilligung der öffentlichen Abgaben; 3) Theilnahme an der Gesetzgebung; 4) Prüfung der Staatsrechnungen; 5) das Recht der Vorschläge zu neuen Gesetzen und der Beschwerden über die Minister und andre Staatsbehörden. Sie wählen die Landräthe, 2 Räte des Landschaftscollegiums, den Cassirer der Hauptlandescasse, den Landschaftssyndikus. Die 31 Abgeordneten sind zwar in einer Kammer vereinigt, allein sowohl die Stände als die Kreise haben das Recht, sich zu einer besondern Stimme zu vereinigen (Curial- und Provinzialstimme), was aber nur durch Stimmeneinheit sämmtl. Abgeordneten des Standes oder Kreises geschehen kann, und worüber die Entscheidung dem Souverain zusteht. Die Sitzungen des Landtags sind zur Zeit nicht öffentlich, die Verhandlungen der 4 Landtage von 1817, 1820, 1823 und 1826 sind aber gedruckt worden, wodurch eine größere und wirksamere Publicität zu Wege gebracht wird. Der erste Landtag ward eröffnet am 2. Febr. 1817, vertagt im Juli, fortgesetzt am 1. Dec. 1818 und beendet am 6. Febr. 1819. Kurze Auszüge der Verhandlungen des 1. Abschnitts finden sich in dem Weimarischen Regierungsblatte (1817), und aus dem 2. Abschnitt sind die Actenstücke (landesherrliche Decrete und landständische Erklärungsschriften) besonders gedruckt: „Verhandlungen des ersten Landtags im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach“ (Jena 1819, 4.). Der zweite Landtag wurde eröffnet am 17. Dec. 1820 und geschlossen nach 101 Plenarsitzungen am 21. April 1821. Seine Verhandlungen, wozu nun auch Protokollauszüge kamen, sind als Beilage des Regierungsblattes von 1821 gedruckt. Die Verhandlungen des dritten Landtags, eröffnet am 9. März und geschlossen am 25. Mai 1823, und des vierten, begonnen am 26. Febr. und beendet am 10. Mai 1826, sind wieder besonders gedruckt erschienen. In diesen Verhandlungen ist Manches zum Wohl des Landes gereift, vorzüglich die Abscheidung des Fürstenguts (des Kammervermögens) vom Staatsgute, wobei der Grundsatz festgehalten worden ist, daß die Landschaft zwar an der Verwaltung des ersten, weil es zur Unterhaltung der fürstlichen Familie und des Hofes bestimmt ist, keinen Antheil haben, daß aber doch über die Substanz desselben nicht ohne Einwilligung der Landstände gültig verfügt werden könne. Ferner eine neue allgemeine Steuerverfassung, wobei man von allgemeiner Steuerpflichtigkeit aller Stände und der Idee einer Vermögenssteuer ausgegangen ist, jedoch die bisher steuerfreien Güter auf eine liberale Weise entschädigte. Das Wichtigste, ein Strafgesetzbuch, eine bürgerliche Proceßordnung

u. s. w.) ward vorbereitet; die Öffentlichkeit der Sitzungen und der censurfreie Druck der Verhandlungen wurden von den Ständen nicht genehmigt. Auf dem Landtage 1829 wurden Ersparnisse in den Ausg. bestimmt, um das Deficit zu decken. 37.

Weimar, das Fürstenthum, bestand ursprünglich aus einigen um die Stadt her belegenen Ämtern, bis 1690, nach Aussterben der Herzoge von Sachsen-Jena, der jenaische Landesantheil damit vereinigt wurde. Dadurch erhielt das Land seine Rundung, aber nicht seinen jetzigen Umfang, indem erst 1815 das neu erworbene Tautenburg mit Zwätzen, Lehesten, Liebstedt und den übrigen sächs. Enclaven, die Grafschaft Blankenhain mit Nieder-Kranichfeld und die erfurter Ämter Usmannsdorf und Tonndorf mit Schloß Bippach u. s. w., sowie das Amt Ilmenau und der neustädter Kreis einverleibt wurden. Mit diesen Zubehörungen bildet es gegenwärtig ein jedoch nicht zusammenhängendes Ganzes von 46 □ M. Die Einw., an 150,000, in 24 St., 4 M. A., 479 D., sind, bis auf einzelne Katholiken, Reformirte und Juden, lutherischer Confession. Das Land ist zwar bis auf das in dem Thüringerwalde belegene Ilmenau nicht gebirgig, aber ganz mit Hügeln bedeckt, die wenig eigentliche Ebenen öffnen; der Boden strenge und nur mäßig fruchtbar; die Natur in einigen Thälern, wie im Saalthale bei Jena und im Oberilmthale, schön. Die wichtigsten Flüsse sind die Saale und die Ilm. Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig der Bewohner; das Land ist gut angebaut, die Viehzucht, besonders die meistens veredelten Schäfereien, ansehnlich, und die Waldungen ein großer Reichthum des Landes, das bloß natürliche Erzeugnisse zur Ausfuhr bringt, da die vormals ansehnlichen Wollen- und Strumpfwerebereien in neuern Zeiten verloren haben; doch sind diese im Neustädtischen noch am meisten im Flor; auch das kleine Ilmenau zeichnet sich durch Hütten und andre Gewerbe aus. 1829 wurde ein Verein zur Beaufsichtigung und Besserung entlassener Sträflinge gebildet, der 654 Personen aus allen Ständen zählt. Über die Waisenanstalt des Fürstenth. durch Versorgung in Familien s. Günther's Schrift: „Die Waisen im Großherzogth. S. = W.“ (Weim. 1825).

Weimar, an der Ilm, Hauptst. des Großherzogth., ein jetzt offener Ort mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen, hat 950 zum Theil freundliche Häuser, mit 9900 E. W., eine der denkwürdigsten Städte Deutschlands, und hochgefeiert in den Jahrb. unserer Literatur durch die Namen eines Herder, Schiller, Wieland, Göthe u. s. w., ist die Residenz des großherzogl. Hauses, der Sitz der Ober- und der Provinzialbehörden des Fürstenthums. Das Schloß hat eine schöne Lage und ist im Innern äußerst geschmackvoll eingerichtet. Vor ihm hin zieht sich der Park, eine der reizendsten Anlagen, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würde. Die großherzogl. Bibliothek, mehr als 130,000 Bde., außer den Kupferstichen, Manuscripten und Handzeichnungen, ist zweckmäßig aufgestellt. In der Hauptkirche (W. hat überhaupt nur 2 Kirchen) findet sich die großherzogl. Gruft und mehre Gemälde Kranach's, der auf ihrem Kirchhofe begraben liegt, besonders das berühmte Altargemälde dieses Meisters, den Erlöser am Kreuz nebst Johannes dem Täufer vorstellend, Luther von Lucas Kranach zur Seite, auf dessen Flügeln Kurfürst Johann Friedrich und s. Familie. S. Heinr. Meyer, „Über die Altargemälde von Lucas Kranach in der Stadtkirche zu Weimar“ (1813). Weimar hat ein stark besuchtes Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine freie großherzogl. Zeichenschule, ein Zucht haus, ein Waisenhaus, ein wohlthätiges Fraueninstitut, ein Hospital und Krankenhaus, eine Freimaurerloge und ein 1825 neugebautes Hoftheater, dessen Personal unter Göthe's und Schiller's Leitung zu den ausgezeichneten Deutschlands gehörte und viel zur Richtung des guten Geschmacks beigetragen hat. Das weimarische Kunstinstitut hat Zweige in Eisenach und Jena. Merkwürdig ist hier noch Bertuch's (jetzt Frociop's) Industrieomptoir mit dem Geographischen Institute, vielleicht die ausgebehnteste Anstalt der Art in Deutschland, in

welcher 8 Zeitschriften erscheinen. Falls (f. d.) Anstalt für vernachlässigte Kinder wurde 1829 vom Großherzog, u. d. N. Fallsches Institut, in eine öffentliche Erziehungsanstalt verwandelt und mit dem Landes-Waiseninstitute verbunden. Außer einer Metall-, einer Spielkartenfabrik und einigen Stühlen in Wolle gibt es hier wenig Gewerzweige. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel, wohin eine schöne Allee führt, das Lustschloß Belvedere mit einem reizenden Parke, und etwas näher das Dorf Tieffarth mit freundlichen Anlagen. C. D. K. Gräbner: „Weimar, die Stadt, nach ihrer Geschichte und ihren gegenwärtigen Verhältnissen“, mit 12 Ansichten (Erfurt 1829).

Wein, ein Pflanzengeschlecht, welches mit seinen 12 Arten in die 1. Ordnung der 5. Classe gehört. Der gemeine Weinstock, welcher allenthalben bei uns wächst, ist durch die Cultur nach und nach in eine Menge von Spielarten verändert worden, die theils aus Samen, theils durch Klima, Boden und Behandlung erzeugt worden sind. Das Vaterland und die ursprüngliche Sorte des Weins weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben, doch scheint das gemäßigte Asien seine Heimath, und er von dort nach Griechenland, Italien, Frankreich und dem übrigen Europa gekommen zu sein. Gegenwärtig ist er in allen Welttheilen verbreitet. Am besten gedeiht er in den gemäßigten Ländern, innerhalb des 32. und 50.° N. Br. Südeuropa, mit Einschluß von Süddeutschland, liefert eine Menge köstlicher Weine; so auch die Caraven und das Cap. In den europäischen Weinländern: Griechenland, Ungarn, Italien, einigen Theilen der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, und in Deutschland im Oberösterreichischen, in Franken, Schwaben und am Oberrhein, beschäftigt der Weinbau im Großen wenigstens ebenso viele Menschen als der Ackerbau. Außer Boden und Klima hängt ungemein viel von der Pflege des Weinstocks und der Behandlung des Mostes ab. Zur Anlegung eines Weinbergs wählt man in Deutschland die Sonnenseite eines Berges oder Hügel; auch können schickliche Ebenen dazu dienen. Ein lockerer, mehr sandiger als lehmiger Boden ist am wünschenswertheften. Die jungen Weinstöcke gewinnt man gewöhnlich durch Absenker oder Fehser, wozu man im Frühjahr an alten Stöcken einjährige, gesunde, gehörig reife und lange Reben, die keine Nebenzweige haben, auswählt. Diese werden heruntergezogen, neben dem alten Stocke einen halben Fuß tief so eingelegt, daß die Spitze um einige Zoll hervorragt, und im Herbst, nachdem der Schößling stark getrieben und sich gewurzelt hat, vom Stocke getrennt, worauf man die Senker verschneidet, in Sand eingeschlagen im Keller aufbewahrt und im Frühjahr pflanzt. Will man die jungen Reben aus Samen ziehen, so leitet man, um guten Samen zu gewinnen, einige mit schönen Trauben versehene Reben in ein geheiztes Zimmer, wo man die Beeren so lange reifen läßt, bis sie ganz einschrumpfen. Die an der Luft getrockneten Samenkörner werden in ein mit Erde gefülltes Gefäß einen halben Zoll tief, und mit Zwischenräumen von 5 Zollen, gepflanzt, und die jungen Pflanzen von Zeit zu Zeit in größere Gefäße versetzt, bis nach 2 oder 3 Jahren der Stamm sich über der Wurzel ledergelb färbt, wo sie denn zum Versetzen gut sind. Man setzt die Weinstöcke, nachdem der Boden gehörig dazu vorbereitet worden, in regelmäßigen Reihen und in Zwischenräumen von 4 Fuß. Im 3. Jahre zeigt sich bereits einiger Ertrag. — Ein Weinberg erfordert viel Arbeit und sorgfältige Abwartung. Das erste Geschäft nach der Weinlese ist das Ausziehen der Pfähle, woran die Fruchtreben gebunden sind, welches mit Behutsamkeit geschehen muß. Darauf folgt das Bedecken der Reben an einigen Stellen mit 4 — 6 Zoll Erde, um sie vor dem Froste zu schützen. Indes geschieht das Bedecken selbst in Deutschland nicht allenthalben, da die Weinstöcke der gewöhnlichen Winterkälte (bis 18° Réaumur) auch ohne dies widerstehen, und ungedeckte Weinberge bessern und stärkern Most liefern. Im Frühlinge werden die Reben zunächst emporgezogen. Gewöhnlich wird jährlich ein Drittel des Weinbergs gedüngt und

hauptsächlich die Reben, welche durch Absenken und Festschneiden in kleine Gruben tiefer in die Erde gedrückt werden, dergestalt, daß nun ein Stock in 2 oder 3 gleichsam verjüngte Stöcke zerlegt wird. Hierauf folgt, wenn keine starken Fröste mehr zu erwarten sind, aber auch der Saft noch nicht zu stark in Bewegung ist, das Schneiden oder Verschneiden, welches eine genaue Kenntniß des Weinstocks erfodert, um die tragbaren und gesunden Reben von den unnützen und schadhafsten zu unterscheiden. (Recht in Berlin hat vor mehren Jahren eine besonders in Weingärten höchst vortheilhafte Methode des Schnitts und der Behandlung der Reben angewendet und in einer kleinen Schrift bekanntgemacht. Er bezweckt dadurch eine für unser Klima sehr erwünschte zeitigere Blüthe und einen ungemein reichlichen Ertrag.) Dem Stocke werden nur 4, höchstens 5 gute, starke Reben gelassen, und an die inzwischen gesteckten Pfähle gebunden. Hierauf wird der Weinberg geräumt, d. h. die Erde um den Stock bis auf die Wurzel gelockert und auf der abhängigen Seite ein kleiner Damm aufgeworfen, damit die Feuchtigkeit nicht zu schnell abfließt. Zeigen sich schädliche Insekten, wohin besonders der Maikäfer, Weibrebenrüffelkäfer und die Larve desselben, ferner verschiedene Raupen gehören, so muß man deren Vertilgung möglichst zu bewirken suchen. Zu Anfange des Juli folgt das Hacken. Dann werden die neugetriebenen Reben angebunden. Die geilen und schlechtern Triebe bricht man erst nach dem Verblühen ab, weil man bemerkt hat, daß die noch vorhandenen Blüthen sonst abfallen. Alsdann wird der Boden wieder gehackt. Das nächste Geschäft besteht in dem Niederziehen, d. h. einer bogenförmigen Umbeugung der längsten jungen Reben, um sie den Sonnenstrahlen desto besser auszusetzen und vor dem Winde zu verwahren. Ist hierauf der Boden nochmals aufgelockert, und sind die überflüssigen Triebe und Ranken vollends abgeschnitten worden, so rückt nun endlich die letzte Arbeit, die Weinlese, heran. Die Obrigkeit bestimmt die Zeit derselben. Merkmale der rechten Reife sind, wenn der Stiel der Traube sich bräunt, diese schlaff herunterhängt, die Beeren weich, durchsichtig und dünnhäutig werden, sich leicht ablösen lassen, häufigen, süßen, dicken und klebrigen Saft enthalten, und ihre Kerne leer von leimigen Wesen sind. Als vorbereitende Arbeit zur Weinlese ist das Herbeischaften und Instandsetzen der erforderlichen Werkzeuge und Gefäße anzusehen, als: Lesezuber, Tragbutten, Weinbutten, Kelter (Presse), Kufen, Butten, Botliche, Trichter und Schläuche zur Auffassung des Mostes. Alle werden, soweit es nöthig ist, frisch gebunden, ausgebrüht und geschwefelt. Man muß bei der Lese selbst wo möglich den starken Thau erst abtrocknen lassen, und Regentage wie überhaupt Nässe vermeiden, die auf die Güte und Haltbarkeit des Weins später nachtheiligen Einfluß hat. Was den Tag über gelesen worden, wird wo möglich noch am Abend gefelktert; über 2 Tage darf man nicht damit warten. Sorgfältiges Absondern der reifern und bessern Trauben von den weniger reifen und guten ist dabei von großem Nutzen. Das Kelttern besteht in dem Trennen der Beeren vom Stamme, was auf mancherlei Weise in den verschiedenen Gegenden zu geschehen pflegt, am gewöhnlichsten durch Zerstampfen; dann in dem Zerquetschen der Beerenmasse auf der Presse. Ist die Beerenmasse so rein als möglich ausgepreßt worden, so gießt man auf die Trester warmes Wasser und preßt sie nochmals, wodurch man einen Haustrank erhält, der gegohren oft gar nicht übel schmeckt. Der ausgepreßte Saft heißt bis zur nächsten Lese Most; dann wird er Birnich, Birnewein, genannt. Auf dem Fasse erfodert der Wein fortbauend eine sorgfältige Behandlung. Außerdem läuft man Gefahr, daß er auf eine oder die andre Weise verdirbt. Zu den Krankheiten, welchen der Most und Wein auf den Fässern ausgesetzt ist, gehört das Zäh- oder Schleimigwerden, wobei zugleich der Wein an Farbe, Geruch und Geschmack verliert; das Rahmigtwerden, wobei ein dünner Schimmel auf dem Weine erscheint; das Abfallen, wo-

bei zwar die Farbe bleibt, Stärke, Geistigkeit, Geruch und Geschmack aber verloren gehen; endlich das Böckern, wobei sich Geschmack und Geruch sehr verschlechtern. Alle diese Übel aber lassen sich, und zwar um so leichter, je schneller im Entstehen man dazuthut, wieder heben. — Man unterschreibt den Wein in gar viele Arten und Sorten nach dem Gewächs, nach der Lage des Standortes, der Farbe der Beeren, dem Geruch und Geschmack des Saftes, der Zubereitung und Behandlung, dem Alter der Stöcke, der Beschaffenheit des Bodens, des Jahrganges, des Vaterlandes, der Provinz u. s. w. Dicke Weine sind solche, welche wenig Phlegma, aber desto mehr Weingeist, erdige und salzige Theile bei sich führen; feine Weine haben viel Phlegma, wenig Schwefel, etwas von flüchtigen Theilen und eine gewisse liebliche Schärfe. Nach der Farbe ist der Wein entweder weiß oder roth. Nach dem Geschmacke sind einige süß und lieblich, andre säuerlich, streng, herb, noch andre zwischen süß und herb, und diese hält man für die vorzüglichsten. In Ansehung des Geruchs (der Firne) schätzt man einen angenehmen, den Erdbeeren ähnlichen Geruch. Nach dem Alter sind die Weine entweder jung oder alt und abgelegen, oder mittlere. Doch ist der Sprachgebrauch dabei verschieden. In Frankreichs inländischem Handel hält man den Wein für neu, der erst einige Monate alt ist, und den für alt, der über ein Jahr abgelegen hat. Französische Weine, die über 2 J. alt sind, verlieren schon wieder. Doch machen einige Sorten Bordeaux-, Orleans-, Burgunder- und Roussillonweine davon eine Ausnahme. Die deutschen Weine werden besser, gesünder und vollkommener, je älter sie werden. — Unter den europ. Weinen sind die Ungarweine vom ersten Range. Es gibt dunkelrothe, bleichrothe, goldgelbe, bleichgelbe, wasserklare, grünliche u. s. w.; von Geschmack süße, bitterliche, säuerliche u. s. w. Manche kommen den Rheinweinen, andre dem Champagner u. s. w. nahe. Viele Sorten haben medicinische Kräfte und sind den Kranken zu empfehlen. Berühmt sind der Tokajer, der Ausbruch von St.-Georgen, Babatschon, Schickloch u. s. w., die weißen Weine von Rzesmil, Szabadhegy, Eisenburg, Ruff, Schag, Szanto, Gsch, Lotzschay, die rothen von Menesch, Dfen, Schicklosch, Harschany, Syuit, Fünfkirchen, Serard, Hiedegut, Erlau u. s. w. Bekannt ist der prächtige und große Weinkeller zu Tyrnau. Das größte Faß enthält 2010 Eimer. Die siebenbürger Weine sind den ungarischen Mittelsorten ähnlich. In Kroatien und Dalmatien gewinnt man besonders gute rothe Weine. Die Moldau und Walachei liefern edle und schmackhafte Sorten, die in die angrenzenden Länder verführt werden. Zu Deutschlands edlen Weinen gehören der Rhein-, Neckar-, Mosler- und Frankenwein (s. d.). Die mosler Weine sind von weißer und rother Farbe und lieblichem Geschmack. Für die Gesundheit sind sie am zuträglichsten, wenn sie ein Jahr alt sind. Die steiermärkischen Weine sind eine Mittelgattung deutscher Weine. Die vorzüglichsten fallen im marburger und iller Kreise u. s. w. Die Grafschaften Görz und Gradiska liefern den Refosco, Piccolit, Rebullia und Ribidin, gute Sorten von rother und weißer Farbe. Istrien, besonders Niederösterreich, liefert Wein in großer Menge und zum Theil von solcher Güte, daß er guten ausländischen Weinen an die Seite gesetzt werden kann, obgleich der Handel damit ins Ausland nicht beträchtlich ist. In Tirol, dessen Weinbau sehr beträchtlich ist, fallen die besten Sorten an den Ufern der Etsch. Der Tramener oder Marzimin, ein lieblicher Wein von rother Farbe, gilt für den vorzüglichsten. Noch stärker ist der Brückener. Ferner sind berühmt der Leitacher, Altpfeiffer, Rischberger, Scheigner, Coccia d'oro. Sie halten sich aber alle nicht leicht über einige Jahre, und müssen wohl abgewartet werden. Máhren baut weiße und rothe Weine, größtentheils von gleicher Güte mit den österreichischen. Böhmen hat s. meistens Weinbau an den Ufern der Moldau und Elbe. Für die ersten Sorten hält man den rothen Melnick, den Ausfiger u. s. w. — Die Schweiz erzeugt gute Sorten rother und weißer Weine, unter denen die von La Vaux und La

Sote die berühmtesten sind. In dem Fürstenthum Neuenburg (Neuchâtel) wächst beim Dorfe Cortaillob ein vortrefflicher Wein, den die Ausländer dem besten Champagner und Burgunder noch vorziehen. Die walliser Weine sind ebenfalls vorzüglich, besonders in dem Striche zwischen Brieg und St.-Maurice. Man unterscheidet 2 Sorten: Coquempin und Vin de la Marque. Der Martinacher, vom Fuße des St.-Bernhard, ist ausgezeichnet durch Stärke und Feuer. Andre gute Sorten aus Neuenburg, aus den Cantonen Zürich und Bern übergehen wir. — Frankreich erzeugt fast in allen seinen Provinzen Weine, vornehmlich in Champagne, Bourgogne, Gasconne, Guienne, Languedoc, Provence, Roussillon, Anjou, Deleannois, Anis, Saintonge und auf Corsica. (S. Bordeauxwein, Burgunder, Champagner, Roussillonweine u. s. w.). — Italien baut vortreffliche Weine, von denen hauptsächlich der Syrakuser, die sardinischen, neapolitanischen und toscanischen ausgeführt werden. Im Kirchenstaate wachsen die besten Sorten um Orvieto, weiß und süß, um Monte Fiascone, ein angenehmer, röthlicher Muskateller, um Viterbo, Livania, Ardea, Albano, Montemalo, Perugia. Neapel liefert den berühmten Falerner, welcher am bajiischen Meerbusen gewonnen wird, und dick, hochroth, süß und feurig ist. Der Chiarello oder Chiarello piccante ist hellroth, leicht und lieblich von Geruch und Geschmack. Den ersten Rang aber behauptet der berühmte Lacryma Christi (s. d.). Calabrien liefert einen trefflichen rothen Muskateller; ferner den Vin greco von gelber Farbe und a. Sorten. Sicilien erzeugt theils feurige, theils süße und angenehme Weine. Unter jenen ist der Faro, unter diesen der Syrakuser der berühmteste. Die sardinischen Weine gleichen mehr den spanischen als den französischen. Unter die besten rechnet man die, welche um Algheri, Cagliari und am Cap de Logudori fallen. Auch Venedig, Genua und Toscana haben starken Weinbau. — Die Weine Spaniens sind im Allgemeinen stark, dick, lieblich und feurig, und werden viel ausgeführt. Neucasilien liefert den Baldepennas, einen burgunderähnlichen Tischwein, den leichten rothen Foncarrel und den angenehmen weißen Ribadavia; Granada den bekannten Malaga, von dem es eine rothe und eine weiße Sorte gibt; Sevilla den köstlichen Xereswein, von dem es 2 Sorten gibt, deren eine weiß und süß ist und Pajarete oder Pararete heißt, die andre bitterlich und magenstärkend ist und Vin seco genannt wird; ferner den Tinto de Rota (Tintowein), einen dicken rothen Wein u. s. w.; Valencia den süßen Alicantewein, den Benicarlo; Catalonien den weißen Malvasia, den süßen und rothen Garnacha und a. Sorten; endlich Navarra den berühmten Peralta, einen starken weißen Wein, bekannt u. d. N. spanischer Sect. Auch Murcia, Aragonien und Majorca liefern vielen und trefflichen Wein. Ferner zieht Spanien auch aus seinen außereuropäischen Besitzungen verschiedene Weinsorten. Die canarischen Inseln liefern starke, liebliche und süße Sectweine, die in Menge verfahren werden. — Unter den portugiesischen Weinen ist der vorzüglichste der Portwein. Auch an den Ufern des Tejo, in Alentejo und Estremadura wächst ein guter Wein; Faro liefert guten weißen Wein, und Setubal Muskateller. Die azorischen Inseln versenden eine Menge ihrer Weine. (S. Madera.) — In den türkischen Staaten haben außer der Moldau und Walachei (s. oben) auch Bulgarien und Dobroge, Natolien und Syrien beträchtlichen Weinbau. Unter den griechischen Inseln sind wegen ihrer Weine Scios und Cyprien (s. d.) am berühmtesten. Endlich nennen wir noch die Krim, welche treffliche weiße Weine, meist von leichter Art, erbaut. — Von den außereuropäischen Weinen, so weit sie nicht schon angeführt worden, kommt nur ein einziger auf unsere Märkte, nämlich der Capwein (s. Cap), unter dessen verschiedenen Sorten der rothe Constantiawein und der sogenannte Peterswein die vorzüglichsten sind. S. Henderson's „History of ancient and modern wines“ (Lond. 1824, 4.); Jullian's „Topographic do

tous les vignobles connus" (Paris 1814 und 1822); Ribber's „Versuch einer rationellen Anleitung zum Weinbau und zur Most- und Weinbereitung, nebst Beschreibung und Abbildung einer Traubenmühle" (Dresd. 1825); „Prakt. Weinlehre, oder der vollkommene Kellermeister" (Leipz. 1825), und Hörter's „Rheinländ. Weinbau" (2 Theile, Trier 1822—24).

**Weinbrenner** (Friedrich), großherzogl. badischer Oberbaudirector, Commandeur des hessen-darmstädt. Verdienst- und Ritter des Sähringer Löwenordens, geb. zu Karlsruhe d. 9. Nov. 1766, wo s. Vater ein Zimmermann war, der zwar früh starb, aber doch dem Sohne bereits eine heisse Liebe zu seinem Fache eingeblöht hatte, sodas dieser vom 15. J. an sich aus eignem Antriebe einige Zeit dem Gewerbe s. Vaters widmete. Sein nach höherer Wissenschaft strebender Geist fand indes bald hierin nicht volle Befriedigung, daher studirte er in s. Vaterst. neben der Baukunst, worin er zugleich Andre unterrichtete, auch Physik und Mathematik. Im 21. J. ging er, um die Aufsicht über verschiedene Baue zu übernehmen, in die Schweiz, wo er fast 3 J. verweilte. Dann studirte er auf der Bauakademie zu Wien, von wo aus er Ungarn besuchte. 1791 begab er sich nach Italien, wo er fast 6 J. lang Rom zu s. Aufenthalte wählte. Hier zogen ihn die Überreste der alten Baukunst unwiderstehlich an, und er suchte die Geheimnisse der alten Kunst zu ergründen. Mehre s. Arbeiten beweisen dies deutlich, z. B. die Restaurationen des Bades des Hippias, des Theaters des Curius, der Landhäuser des jüngern Plinius und mehrer andern von den alten Schriftstellern beschriebenen Gebäude. Auch gab er in Rom Unterricht in der Baukunst, und lieferte mehre architectonische Compositionen und Zeichnungen. 1798 kehrte er nach Karlsruhe zurück, wo er noch im nämlichen Jahre Bauinspector und kurz darauf Baudirector ward. Er wirkte von nun an vorzüglich nützlich durch s. Unterrichtsanstalt für angehende Architekten, in welcher sich stets Jünglinge aus dem In- und Auslande befinden, führte öffentliche und Privatgebäude an verschiedenen Orten auf, machte Reisen und lieferte großartige Entwürfe zu öffentlichen Denkmälern für merkwürdige Menschen und Begebenheiten, in der letzten Zeit u. A. zu einem für die Völkerschlacht bei Leipzig, und einen andern für die bei Waterloo: Beides Beweise, wie sehr s. Geist mit den Ideen erfüllt war, welche die Überreste des großen Alterthums in ihm angeregt hatten. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit wendete er auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater gesehen und überzeugte sich, das die Form derselben auch jetzt noch die beste sei, sowol in optischer als akustischer Hinsicht. Nach diesen Grundsätzen erbaute er das neue Theater in Karlsruhe und das Innere des neuen Stadtheaters zu Leipzig. Bei Gelegenheit des letztern Baues hat er sich über den Bau und die Form unserer Theater in der „Abendzeitung" (1817, Nr. 144) erklärt. Schon früher hatte er „Über Theater in architectonischer Hinsicht" auf Veranlassung des Baues des neuen Hoftheaters in Karlsruhe geschrieben. Sein letzter Bau ist der des großen Stadthauses in Karlsruhe 1821. Er starb den 1. März 1826 zu Karlsruhe. Mehre seiner Schriften nennt Meusel's „Gelehrtes Deutschland". Seine Darstellungsgabe als Schriftsteller ist klar und lichtvoll. Aus W.'s Schule sind über 100 tüchtige Architekten hervorgegangen. Als Mensch war Weibler, offen, unbestechlich. Nie hat er s. Urtheil nach Umständen geändert. Jedem aufstrebenden Talente trat er ermunternd entgegen, und jedem Unglücklichen stand s. Herz offen. Seine rastlose Thätigkeit beschleunigte zum Theil s. Tod. S. s. Autobiogr. in den „Zeitgenossen", I, Hft. 4, 1829, und „Denkwürdigkeiten aus s. Leben, von ihm selbst geschrieben", herausgeg. von M. Schreiber (Heidelberg 1830).

**Weingeist**, s. Branntwein und Alkohol.

**Weinprobe** ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine, vornehmlich der weissen, mit Silberglätte, zu entdecken. Indes hat man für die verschiedenen

Verfälschungen auch verschiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu starken Schwefelgehalt durch eine Auflösung von ägendem Laugensalz und Wasser. Zu stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch Hinzusetzung einer salpetersauren Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. Die Hahnemann'sche Weinprobe verräth die Verfälschung der Weine durch Metalle, namentlich durch Bleikalke. Bei Abwesenheit von Metall bleibt der Wein unverändert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederschlag, so ist Blei, ein dunkelbrauner, so ist Kupfer, ein pomeranzenfarbener, so ist Spießglanz, ein gelber, so ist Arsenik vorhanden. Eisen, das durch die Hahnemann'sche Weinprobe nicht zu entdecken ist, wird durch Galläpfeltinctur entdeckt, indem eisenhaltiger Wein dadurch eine schwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als weißen Weinen beigemischt wird, ist vorhanden, wenn hineingetropfelte Kaliumauflösung oder kaustische Ammoniumflüssigkeit einen graubläulichen Niederschlag erzeugt. Weigemischter Weingeist verräth sich durch den Geruch; auch verflüchtigt er sich schon bei einem Wärmegrade von 170—205° Fahrenheit, was bei dem einem natürlichen Weine eigenthümlichen Weingeiste erst bei 212° geschieht.

**Weinsberg**, Stadt und Sitz eines Oberamtes im württemberg. Neckarkreise, an der Sulm, mit 1720 E., hat Weinbau. Die Trümmer des Schlosses **Weibertreu** erinnern an die Belagerung desselben 1140, wo Kaiser Konrad III. nur den Weibern freien Abzug mit dem Besten auf dem Rücken gestattete. 1823 ward hier ein Frauenverein gestiftet zur Verschönerung des Berges und zur Unterstützung unbemittelter Frauen, die sich durch Treue und Aufopferung ausgezeichnet haben. (Vgl. Welfen.) S. E. Jäger's „Beschreib. und Geschichte der Burg Weinsberg“ (Heilbronn 1828).

**Weinstein** ist die aus jungen Weinen sich scheidende feste, rothe oder graue Masse, welche sich an den Wänden der Fässer ansetzt und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wiederholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchsiehen und Abdunsten wird er von den färbenden und a. nicht wesentlichen Stoffen gereinigt, und gibt krystallisirt den gereinigten Weinstein, oder die Weinkrystalle. **Weinsteinrahm**, vgl. **Cremor tartari**. Der gereinigte Weinstein besteht aus einer ihm eigenthümlichen Säure und aus Kali, und wird mit verschiedenen andern mineralischen Stoffen verbunden, worüber die Chemie Auskunft gibt.

**Weishaupt** (Adam), geb. zu Ingolstadt d. 6. Febr. 1748, studirte daselbst und erhielt, nachdem er 1768 D. der Rechte geworden war, die Stelle eines juristischen Repetenten, 1772 eine außerordentl. Professur der Rechte und 1775 die Professur des Natur- und kanonischen Rechts, mit dem T. eines Hofraths. Da die Lehrerstelle des kanonischen Rechts vorher immer von Ordensgeistlichen war bekleidet worden, so feindeten ihn die Geistlichen an, zumal da er, ein Zögling der Jesuiten, nach Aufhebung des Ordens sich als ihr bitterster Feind zeigte. Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehren guten Köpfen in Verbindung und suchte sie für s. sogen. Kosmopolitismus empfänglich zu machen; dabei ging er aber so offen und so schuldblos zu Werke, daß man ihm deshalb öffentlich nichts anhaben konnte; desto mehr beeiferten sich die Jesuiten, ihn im Geheimen als einen Aufklärer zu necken. Als Rechtsgelehrter erlangte er viel Ruhm; s. Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Facultäten besucht, er benutzte diese Gelegenheit, s. neue Lehre s. Zuhörern bekanntzumachen, und so ward s. Hörsaal die Pflanzschule des Kosmopolitismus, für welchen er selbst den so berüchtigt gewordenen **Illuminatenorden** (s. d.) stiftete. Nachdem W., als ein Opfer mönchischer Verfinsternung und eigener Unvorsichtigkeit, s. Lehrstelle 1785 verloren hatte, ging er nach Gotha, wo er mit dem T. eines sachs.-gothaischen Legationsraths seit 1786 als Privatmann lebte und sich durch Herausg. mehrer philosophischen Schriften auszeichnete. Die wichtigsten sind: 1) „Vollständige Geschichte der Verfolgung der Illuminaten in Baiern“,

1. Bb.; 2) „System der Illuminaten“; 3) „Schilderung der Illuminaten“; 4) „Pythagoras, oder Betracht. über die geheime Regierungskunst“; 5) „Materiatien zur Beförd. der Welt- und Menschenkunde“, Zeitschrift in 2 Hftn., 1809.

W e i s h e i t ist das in einer guten Gesinnung und thätigen Äußerung derselben wirksame Wissen des Wahren. Sie geht also vom Wissen aus, ist auf feste Überzeugung des Wahren, und zwar des unbedingt Wahren, gegründet, bleibt aber dabei nicht stehen, sondern wird praktisch. Je ausgebildeter das Wissen und die Gesinnung ist, desto höher und würdiger ist die Weisheit. In ihr sehen wir das Resultat des ganzen Lebens; darum unterscheidet sie sich auch von der Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, welche oft ohne dieselbe ist.

W e i s s a g u n g e n, oder Prophezeiungen, sind bestimmte und deutliche Vorherverkündigungen zukünftiger Begebenheiten, welche im voraus von keinem Menschen durch Schlüsse erkannt oder durch absichtliche Anordnungen veranstaltet werden konnten, und sich doch wirklich so zutrug, daß der Erfolg mit der Vorherverkündigung in allen wesentlichen Stücken genau übereinstimmte. Es leuchtet ein, daß dieser Begriff echter Weissagung die räthselhafte, doppelsinnige Sprache der alten Orakel ebensowol als das auf tiefere Erkenntniß, Forschung und Umsicht gegründete und daher keineswegs übernatürliche Vorhersehen der Weisen ausschließt, und nicht nur bei Vorhersagungen, die man nach der Begebenheit erblicket, wie diejenigen, welche Homer der Kassandra und Virgil dem Aeneas in den Mund legt, sondern auch da, wo der Erfolg von der Vorhersagung abweicht, keine Anwendung finden kann. Hiernach ist zu beurtheilen, ob die Prophezeiungen, von denen die Geschichte der Religionen und politischen Veränderungen im Allgemeinen, wie das Wirken einzelner Seher, Sektenstifter und Abenteurer, und die Überlieferung in gewissen Familien so viele Beispiele aufweist, mit den dadurch angekündigten Erfolgen in dem Verhältniß eines bloß zufälligen Zusammentreffens einzelner Merkmale und Umstände, oder einer nothwendigen, auf untrügliche Offenbarungen gegründeten Übereinstimmung standen. Denn da der menschliche Geist aus eigener Kraft zukünftige Dinge nur vermuthen und bis zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit errathen, aber keineswegs vollkommen sicher und unbedingt vorausbestimmen oder wissen kann, so muß der Inhalt echter Weissagungen Denen, die sie aussprechen, von Gott, dem allein Allwissenden, auf außerordentliche Weise eingegeben worden sein. Propheten und Seher aller Art haben auch diesen göttlichen Ursprung ihrer Vorherverkündigungen behauptet, und um so mehr Glauben gefunden, je weniger ihre Zeitgenossen über den in der Weltordnung bestehenden ursächlichen Zusammenhang und über die Grenzen des menschlichen Wissens aufgeklärt waren. Die vorchristliche Welt war, wie noch jetzt die einer philosophischen Bildung ermangelnden Völker, gewohnt, jede über das Gemeine hinausgehende Erkenntniß und Wissenschaft als eine übernatürliche Gabe der Götter zu betrachten, und in wichtigen Fällen göttliche Eingebungen zu erwarten. Daher erklärt sich das große Ansehen jener an bestimmte Orte und Stände gebundenen Orakel (s. d.) in dem Religionswesen der alten Völker, die, wenn auch meist zufällig entstanden, doch mit unverkennbarer Absichtlichkeit geleitet und zu politischen Zwecken gebraucht wurden. Unter den Hebräern trieben Orakel in diesem Sinne, wie das der Totenbeschwörerin zu Endor, ihr Wesen im Dunkeln und ohne öffentliche Anerkennung, welche nur den u. d. N. der Propheten (s. d.) bekamen, gottbegeisterten Lehrern und Sehern zu Theil ward. Daß sie nicht nur die Zeiten der Herrschaft des Christenthums in allgemeinen Merkmalen, sondern auch besondere Umstände des Lebens und der Schicksale Jesu vermöge göttlicher Offenbarungen geweissagt haben, wird wegen der unverkennbaren Übereinstimmung der im neuen Testamente erzählten Thatsachen mit ihren Prophezeiungen, und weil Jesus sich ausdrücklich auf diese bezogen hat, von den Christen geglaubt. Die wenigen Weis-

sagungen Jesu selbst hat der Erfolg bestätigt. Unter die Vorzüge, mit denen der heil. Geist die ersten Lehrer des Christenthums ausstatten sollte, gehörte auch die Gabe der Weissagung; von den Proben derselben ist jedoch sehr wenig Zuverlässiges bekannt, und nie waren die Christen völlig einverstanden, in welchem Sinne und in welcher Beziehung der prophetische Inhalt der Offenbarung Johannis aufzufassen sei. Das Christenthum berechtigt, seit die Periode seiner Stiftung vorüber ist, Keinen mehr, Aufschlüsse über die Zukunft durch göttliche Eingebung zu erwarten oder vorzugeben, und seine Lehren verweisen, in Rücksicht zukünftiger Begebenheiten, zu ruhigem Vertrauen auf die allwaltende Regierung Gottes. Hierdurch hat nicht nur das auch später oft versuchte Weissagen, sondern auch die alte Wahrsagerkunst, die sich durch Auslegen angeblicher Vorbedeutungen und Deuten willkürlich gewählter Zeichen auf künftige Ereignisse, welche mit ihnen nach der Erfahrung in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen, geltend machte, den öffentlichen Glauben verloren. Das Prophezeien ist daher unter den Christen ein der kirchlichen und bürgerlichen Anerkennung ermangelndes Geschäft, das von Schwärmern, Gauklern und Sagemännern zur heimlichen Befriedigung der Wundersüchtigen und Leichtgläubigen auf eigne Hand getrieben wird. Mit diesem verbotenen Gewerbe, dessen ganzes Geheimniß bloß auf Menschenkenntniß und schlauer Benutzung von Schwächen, theils auf frecher Betrügerei und Mystification beruht, darf weder das nicht genügend erklärte Ahnungsvermögen (s. Ahnung), noch das Vorhersehen der Sonnambulen (s. Magnetismus, thierischer), noch die Sehergabe der Weisen verwechselt werden, welche im Vergangenen und Gegenwärtigen die Keime des Zukünftigen erblicken, und durch Schlüsse die bevorstehende Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie das künftige Schicksal der Einzelnen, mit ziemlicher Sicherheit vorherzusagen wissen. An solchen, auch in unsern Zeiten oft gehörten, bisweilen eingetrossenen und, wenn sie mit Bescheidenheit vorgetragen werden, stets bedingten, aber eben darum nicht eigentlichen Weissagungen ist übrigens nichts unbedingt Wunderbares, und nur der Mangel an Nachdenken und Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der menschlichen Angelegenheiten macht den großen Haufen staunen, wo ein geschärfter Blick weiter sieht als die immer Blinden. E.

Wei ß (Christian Samuel), D., ordentl. Prof. der Mineralogie an der Universität zu Berlin, Director des königl. Mineraliencabinetts und ordentl. Mitglied der physikal. Classe der k. Akad. der Wissensch. daselbst u. c., einer der ausgezeichnetsten Mineralogen unserer Zeit, wurde 1780 zu Leipzig geb., studirte auf den Schulen und der Universität seiner Vaterstadt und besuchte darauf die Bergakademie zu Freiberg, wo er zu Werner's vorzüglichsten Schülern gehörte. Später machte er mineralogische Reisen, u. a. auch nach den erloschenen Vulkanen Südfrankreichs, besuchte Paris und die Vorlesungen des berühmten Krystallographen Hauy (s. d.), hielt darauf Privatvorlesungen in Leipzig und wurde 1809 als ordentl. Prof. der Physik daselbst angestellt, wobei er seine Dissertation „De indagando formarum crystallinarum characteribus geometrico principali“ öffentlich vertheidigte. In dieser Abhandlung, die er noch in einer Commentation fortsetzte, finden sich schon die Grundlagen einer Abtheilung sämmtl. Krystalgestalten in gewisse Systeme. 1811 folgte W. dem vereidigten Staatsrath D. L. G. Karsten, mit welchem vereint er seit 1806 eine Übers. von Hauy's „Traité de minéralogie“ besorgte, als Prof. der Mineralogie an der Universität zu Berlin, wo er seit jener Zeit Mineralogie, Krystallographie, Geognosie, Bodenkunde für Forstleute u. c. lehrt. Er hat bereits eine Menge guter Mineralogen gebildet und den mathematischen Theil der Mineralogie nach einer sehr naturgemäßen Methode zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet. 1813 schrieb er eine Abhandl. „Über die natürlichen Abtheilungen der Krystallisationsysteme“, welche er, da er zum Mitgliede der königl. Akad. der Wissensch. erwählt wurde, am 14. Dec. die-

fer berühmten gelehrten Gesellschaft vorlas, und welche in deren Abhandlungen 1814 und 1815 abgedruckt ist. Er war daher der Erste, der eine solche Abtheilung, die Basis alles krystallographischen Wissens, aufstellte, wiewol Mohs (s. d.) später auch auf eine solche geleitet wurde. Außer seinen genannten Schriften und einer Reihe von Abhandl. in den Schriften der Akademie und der naturforsch. Gesellschaft zu Berlin, besitzen wir nichts von ihm, und es ist zu bedauern, daß sich ein so ausgezeichnetes Mineralog., dem die Schätze einer kostbaren, sehr vollständigen Mineraliensammlung zu Gebote stehen, nicht zu einer systematischen Arbeit entschließt, die gewiß einen vorzüglichen Rang unter den mineralogischen Lehrbüchern einnehmen würde. — Sein Mineralsystem ist ein natürliches, in dem richtige Bestimmung der Species oder Gattung die Hauptsache ist. Wiewol er nun die Gestalt als Grundprincip bei Feststellung der Species annimmt, so schließt er doch die Resultate der chemischen Untersuchung nicht davon aus, wie es denn überhaupt wol eine irrige Ansicht ist, daß diese nicht in die Naturgeschichte des Mineralreichs gehören. Als Geognost ging er schon früh seinen eignen Gang und nahm mit v. Buch u. N. an, daß es auch, gegen Werner's Ansicht, Kräfte gebe, die bei Bildung der Erdoberfläche von Innen auswärts gewirkt und die schon vorhandenen Gebirgsschichten verändert haben.

Weiße (Christian Felix), ein Name, der, so weit die deutsche Sprache reicht, mit Achtung genannt wird. Gleich schätzbar als Schriftsteller und als Mensch, gehört W. unter die verdienstvollsten Männer seines Zeitalters, auf welches er durch seine rege Wirkksamkeit als Dichter und vorzüglich als Lehrer der Jugend einen bedeutenden Einfluß hatte. Er ward den 8. Febr. n. oder den 28. Jan. a. St. 1726 zu Annaberg im sächs. Erzgebirge geb. Sein Vater war Rector der dasigen Stadtschule und ward gleich nach des Sohnes Geburt Director des Gymnasiums zu Altenburg, wo er frühzeitig starb. W. erhielt hier seinen ersten Unterricht, und widmete sich von 1745 an zu Leipzig vorzüglich der Philologie. Er fand hier noch jene Versammlung guter Köpfe, welche unsere schöne Literatur so rühmlich gehoben haben: Klopstock, Cramer, die Schlegel u. N. Mit Lessing knüpfte er eine vertraute Freundschaft, und Beide sungen gemeinschaftlich an, für das deutsche Theater zu arbeiten. W.'s erster, nun freilich vergessener, Versuch war „Die Martone zu Ephesus“; auch überfegte er verschiedene franz. Theaterstücke. 1750 ward er Hofmeister eines jungen Grafen Seyersberg, mit welchem er noch mehre Jahre in Leipzig verweilte. Während dieser Zeit ward er mit Gellert und Rabener bekannt, arbeitete fleißig für das Theater, gab 1758 f. „Scherzhaften Lieder“ heraus, die vielen Beifall fanden, und ging 1759 mit f. Böglinge nach Paris. Als er 1760 nach Leipzig zurückkam, blieb er eine Zeit lang ohne Anstellung; die meisten seiner dramatischen Werke sind aus dieser Periode. Auch gab er 1760 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ und 1761 seine damals sehr zeitgemäßen „Amazonenlieder“ heraus. 1762 erhielt er die Stelle als Kreissteuereintnehmer in Leipzig, welche er bis an seinen Tod bekleidet hat. Seine ganze Muße war literarischen Arbeiten gewidmet. Von 1763 an arbeitete er für die Koch'sche Gesellschaft in Leipzig komische Opere, zuerst in Übersetzungen aus dem Franz., später Originalstücke („Die Jagd“, „Der Artekranz“) und eine Reihe von Lustspielen. Am wenigsten glückten ihm die Trauerspiele. Diese Stücke haben lange Beifall gefunden. Seit 1774 gab er die theatralischen Arbeiten fast gänzlich auf. Außer der Herausgabe der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“, vielen überfeg. aus dem Franz. und der Theilnahme an dem neuen Gesangbuche f. Freundes Zollikofer, beschäftigte er sich jetzt vorzüglich mit Schriften für die Jugend und half dadurch einem lange gefühlten Bedürfnis ab. Seine „Lieder für Kinder“, sein „ABC-Buch“ wurden mit verdientem Beifall aufgenommen; das Letztere ist lange das vorzüglichste Buch dieser Art geblieben. Von 1775 an gab er den „Kinderfreund“ heraus,

ber in 6 Jahren 5 Mal aufgelegt wurde, ohne die verschiedenen Nachdrücke in Anschlag zu bringen. Als Fortsetz. dieses Werks erschien der „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“. Diese Jugendschriften sind die schönsten Blumen in W.'s Schriftstellerkranze, durch sie hat er sich die wahre Unsterblichkeit, die des nützlichen Wirkens, erworben. Sein pädagogischer Ruf wurde dadurch sehr verbreitet, und man wendete sich, sowie vorhin an seinen vertrauten Freund Gellert, von allen Orten her an ihn, um durch s. Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. Auch auf diese Art hat W. zur Bildung der Jugend beigetragen und das Glück manches jungen Mannes befördert. Diese Verbindungen veranlaßten s. ausgebreiteten Briefwechsel, den nur ein Mann von s. Thätigkeit unterhalten konnte, und der erst durch seinen Tod, 1804, unterbrochen wurde. W. war ein heiterer, edler, wohlwollender Mann, der in jeder Rücksicht die Achtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, verdiente. „Lustspiele“ (Lpz. 1783, 3 Bde.); „Komische Opere“ (Eben. 1777, 3 Bde.); „Lyrische Gedichte“ (Eb. 1772, 3 Bde.). Er hat sich selbst mit vieler Aufrichtigkeit geschildert in der „Selbstbiographie“, herausgeg. von C. G. Weise und S. G. Frisch (Lpz. 1806). — 1826 feierte man in Annaberg und in Leipzig, wo sein Sohn, der Oberhofgerichts-rath D. W., als Forscher der deutschen und sächsischen Geschichte geschätzt, ein würdiges Mitglied der Universität ist, seinen Geburtstag, und durch Sammlungen wurde eine Schule für arme Kinder in Annaberg u. d. N. der Weißensstiftung besonders auf Anregung des Dial. Schumann in Annaberg errichtet.

Weißenthurn (Johanna Franul v.), ausgezeichnet durch ihr Talent als Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin, ward 1773 zu Koblenz geb. Der Tod ihres Vaters, des Schauspielers Benj. Grünberg, verfestete sie mit ihrer Mutter und 5 unamündigen Geschwistern in die hilfloseste Lage. Um ihrer Familie einen anständigen Unterhalt zu sichern, verband sich Johannas Mutter in zweiter Ehe mit Andr. Reichmann aus Eisenach. Dieser benutzte das Talent der Kinder und führte die damals beliebtesten Stücke aus Weiße's „Kinderfreund“ auf. Johanna, die als die älteste Tochter bald auf den Markt, bald in die Küche, bald zu Sing-, Schauspiel- und Balletproben, bald an das Krankenbett einer jüngern Schwester gerufen wurde, konnte sich keine nützlichen Vorkenntnisse erwerben, selbst die unentbehrlichsten nicht. Auf der Bühne war sie bald Knabe, bald Mädchen, bald Bauerndirne, bald Prinzessin; sie sang und tanzte, während sie im Hause das für Alles sorgende, kaum 10jährige Hausmütterchen blieb. Dazu kam noch, daß sie täglich ihren Geschwistern nicht nur die Köpfe zu frisiren, sondern auch für Das zu sorgen hatte, was diese Köpfe denken und auf der Bühne wissen mußten. Diese Thätigkeit in ihrer Jugend hat Johanna später oft als ihre beste Lehrmeisterin gepriesen. Johanna war 14 J. alt, als der Graf v. Serau, Intendant des münchener Hoftheaters, sie die Blondine im Melodrama gl. N. spielen sah und ihr ein Engagement in München antrug. Sie nahm es an; da sie jedoch als unerfahrenes Mädchen mit vielen Hindernissen zu kämpfen hatte, so folgte sie 1789 einer Einladung ihres Stiefbruders nach Baden bei Wien. Kaiser Joseph II., gegen den man ihres Spiels lobend erwähnt hatte, ließ sie durch Brockmann bei dem Hoftheater anstellen und besuchte das letzte Mal vor seinem Tode das Schauspiel, als sie in Wien auftrat. Hier kam das 16jährige Mädchen neben einer Adamberger, Sacco und Stephanie in den Hintergrund zu stehen, bis sie durch das Ableben dieser Frauen nach und nach in den Besitz aller ersten Liebhaberinnen kam. Erst dann, als sie in ein älteres Rollenfach überging, trat sie den ersten Platz an Mad. Schröder ab, von der sie wol im künstlichen Kraftaufwand und in gewagten Einzelheiten, aber nie in weiblicher Zartheit und Natürlichkeit übertroffen wies. Es verdient Erwähnung, daß sie 1809 auf dem Schloßtheater zu Schönbrunn vor Napoleon die Phädra spielte. Während der Vorstellung äußerte Napoleon, der das franz. Original nachlas, er habe nicht geglaubt, daß die

tragische Kunst in Deutschland solche Fortschritte gemacht habe, und ließ der Künstlerin ein Geschenk von 3000 Franken zustellen. Im 2. Jahre ihres Aufenthalts in Wien heirathete Johanna den Hrn. v. Weißenthurn, der aus einer Patrizierfamilie in Fiume und Cassirer des Anstein'schen Handlungshauses war. Ihr besseres Schicksal benutzte sie jetzt, um sich in wissenschaftlicher Hinsicht alles ihr Fehlende anzueignen. Das Talent zur Schriftstellerin entwickelte sich bei ihr erst im 25. J. und zwar auf Veranlassung einer Wette. Nach einem Plane, den man ihr vorlegte, schrieb sie in 8 Tagen das Trauerspiel: „Die Drusen“. Man hat ohne Grund behauptet, daß sie bei ihren Arbeiten die Mitwirkung ihrer Freunde nöthig gehabt habe. In manchen Fällen war ihre Autorschaft selbst den vertrautesten Umgebungen ein Geheimniß. Frau v. W. ist die fruchtbarste dramatische Schriftstellerin; ihre bis jetzt gesammelten Schauspiele sind in 12 Bdn. erschienen: „Schauspiele“, Wien 1810, 6 Bde.; „Neue Schauspiele“, Wien u. Berl., seit 1817 fg. Fast alle sind auf den Bühnen Deutschlands aufgeführt worden und zeichnen sich oft durch glückliche Erfindung, Ausführung, reine Sprache, richtige Charakterzeichnung, Witz und Laune aus. „Der Wald bei Hermannstadt“ und viele andre Stücke von ihr sind ins Engl., Franz., Ital., Dän., Russ. und Polnische übersezt. Außerdem sind „Die Erben“ und das Lustsp.: „Das letzte Mittel“, durch Beifall ausgezeichnet worden. Letzteres ist nicht ohne witzige Laune und bietet dem Schauspieler mehrere dankbare Rollen dar. Auch erschienen von ihr in verschiedenen Zeitschriften Gedichte und prosaische Aufsätze.

W e i ß e s M e e r ist ein großer Busen des Eismeer's zwischen der Halbinsel Kanin und der Küste von Lappland, der sich nach Süden bis fast zum 64.° der Br. herabzieht. Er hat 5. Namen davon, daß er einen großen Theil des Jahres über gefroren und mit Schnee bedeckt ist. Schifffahrt auf ihm findet nur von der Mitte des Mais bis Ende des Sept. statt. Die Küste ist von vielen Felsen und kleinen Inseln umgeben, zwischen welchen gegen 30 Flüsse sich ausmünden, wovon der Dwina =, Dnega = und Mezenfluß die größten sind. Die Mündung des letztern bildet eine Bai, an der eine Stadt gl. N. liegt. Die Dwina geht in 2 Armen ins Meer, die von einer Insel getrennt werden. An ihr liegt das 1584 gegründete wichtige Archangel (s. d.), der Hauptstapelplatz jener Gegend. Unter den Inseln des weißen Meeres ist die Soloffki-Insel im Dnegabusen die größte. Zwei Canäle, welche die Dwina mit der Wolga und dem Dnepr verbinden, lassen aus dem weißen Meer unmittelbar ins kaspische und schwarze Meer schiffen.

W e i ß s i c h t i g wird Derjenige genannt, welcher kleine Gegenstände nur bei sehr hellem Licht und in einer größern Entfernung vom Auge, als sonst gewöhnlich ist, deutlich erkennen kann. Es ist dies ein Fehler, an dem alte Leute häufig leiden, und welcher deshalb in der Kunstsprache Presbyopie genannt wird. — Die Lichtstrahlen, welche von dem sichtbaren Gegenstand ausgehen und in dem Auge zu einem Regel gebrochen werden müssen, vereinigen sich bei diesem Fehler erst hinter der Retina zum Focus, oder in der Spitze des Regels. Dies geschieht, wenn die Hornhaut oder die vordere Fläche der Krystalllinse zu wenig conver sind, wenn die letztere der Netzhaut zu nahe liegt, wenn die Kraft der durchsichtigen Theile des Auges, das Licht zu brechen, vermindert ist, die Gegenstände dem Auge zu sehr genähert werden, und wenn die Pupille zu sehr verengt ist. — Dieser Fehler läßt sich meistens nicht wieder beseitigen, sondern durch den Gebrauch converer Gläser bloß verbessern; indessen hat man bisweilen beobachtet, daß Leute, welche im 50. Jahre an demselben zu leiden anfangen, im höhern Alter davon befreit wurden und ohne Gläser wieder lesen konnten. Eine Hauptregel bei dem Gebrauche der letztern ist, daß man sehr langsam von einer schwächern zu einer höhern Nummer übergeht.

W e i ß e l (Johannes), ist geb. zu Johannisberg im Rheingau den 24. Oct.

1771. Seinen Vater, der starb, da der Knabe erst 3 J. zählte, hat er nicht gekannt. Mit 3 noch unerzogenen Schwestern auf die Pflege der unbemittelten Mutter beschränkt, war an Erziehung und Unterricht oder irgend eine Art von Bildung nicht zu denken, und er hatte in seiner Kindheit und Jugend mit harter Noth zu kämpfen. Alle Verhältnisse der Geburt und des Glücks, die gewöhnlich für das ganze Leben eines Menschen entscheidend sind, waren gegen ihn; was er ist, verdankt er allein sich selbst. In der bedrängten Lage s. Familie bot sich dem Knaben kaum die Aussicht dar, ein gewöhnliches Handwerk zu lernen. Da man ihn indessen für die Feldarbeit zu schwach fand, so ward er zum Schneider bestimmt. Allein es regte sich in ihm der Wunsch zu studiren, der sich immer lebendiger und endlich unwiderstehlich offenbarte. Beharrlich setzte er durch, wozu er entschlossen war. Anfangs mußte er sich mit dem dürftigen Unterricht s. Dorfschulmeisters behelfen, dann ging er gegen den Willen s. Mutter allein nach Mainz, ließ sich in das dortige Gymnasium aufnehmen und half sich auf eine fast wunderbare Weise fort. Bezeichnend ist, daß er, obgleich sehr dürftig, sich nicht in das Verzeichniß der armen Studenten eintragen ließ, sondern, den Vermögenden gleich, auf jede wohlthätige Unterstützung verzichtete und sogar den Unterricht, den er empfing, bezahlte, da er sich selbst durch Unterricht, den er gab, spärlich nährte. Es ist ein anziehendes und lehrreiches Schauspiel, diese freie und kräftige Natur in langem, hartem Kampfe mit allem Ungemach der Dürftigkeit und der größten Vorurtheile s. Standes zu sehen, den er mit fröhlichem Muthe und männlicher Ausdauer besteht, und siegreich s. Freiheit, s. stolzes Selbstgefühl und s. Vertrauen auf sich und die Menschen rettet. Er selbst hat dies Schauspiel in einer Art von Autobiographie beschrieben, die den Titel führt: „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit“. Als Eustine 1792 mit den Franzosen Mainz besetzte, zog W. sich in den Rheingau zurück und nahm die Stelle eines Hauslehrers bei einer befreundeten Familie an. Einige Jahre später vollendete er seine zu Mainz unterbrochenen Studien in Jena und Göttingen, machte eine Reise nach Dresden und endlich durch einen Theil von Frankreich und der Schweiz, kehrte dann nach der geliebten Heimath zurück, wo er im Schoße der Seinigen den Studien lebte. Hier verlassen uns die biographischen Notizen, die uns W. in dem „Merkwürdigsten aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ über sich selbst gegeben, und das Werk scheint mit dem 2. Th. abgebrochen. Das ist zu bedauern, befeuchtet uns aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge keineswegs. Wir geben indessen die Hoffnung nicht auf, die fehlenden Theile zur rechten Zeit unter s. Papieren zu finden. Der Verlust dieser Arbeit dürfte Manchem schon darum schmerzlich sein, weil der Vf. im 2. Th. eine raisonnirende Übersicht der franz. Revolution begonnen hat, von der man glauben sollte, die einzigen Geschichtschreiber derselben, die später aufgetreten sind, Mignet und Thiers, hätten sie benutzt, wenn man annehmen dürfte, daß ihnen das Werk bekannt gewesen sei. — Im Rheingau erhielt W. 1798 von der franz. Behörde, die das linke Rheinufer organisirte, den Ruf als Commissair der Regierung im Canton Otterberg, Depart. vom Donnersberg, und folgte ihm. Bald darauf ward er auf s. Verlangen in derselben Eigenschaft nach Germersheim versetzt, versah dabei unter den schwierigsten Verhältnissen die Stelle eines Kriegskommissairs, und hatte als solcher, da das Heer von Requisitionen lebte, und der übermächtige Feind über den Rhein zu gehen drohte, eine ausgedehnte Vollmacht und große Verantwortlichkeit. An dieser gefährlichen Stelle, in einer höchst bedenklichen Zeit, zeigte W. eine Rechtlichkeit und Strenge, die von seiner jugendlichen Begeisterung für Wahrheit, Recht und Tugend, aber auch von seiner wenigen Menschenkenntniß Zeugniß gibt. Unter Andern verfolgte er eine ungeheure Verschleuderung von Militaireffecten, während der Soldat fast an Allem Mangel litt, und die Erpressungen eines begünstigten Generals im eignen Lande. W. hatte nicht genug bedacht, vielleicht auch nicht gewußt, daß sein eigener Vorgesetzter, der Commissair-

ordonnateur, Theil an dem schändlichen Raube hatte und ihm s. Schutz verlieh. Dieser und der General fanden Mittel, sich losprechen zu lassen, und zeigten sich, wie man vermuthen kann, ihrem Verfolger nicht gewogen. Sie machten mit allen zahlreichen Dieben und Räubern gemeinschaftliche Sache und gewannen selbst rechtliche Franzosen, die aber einen gewissen Nationalwiderwillen gegen die Deutschen fast nie verläugnen konnten. An sie schlossen sich die Jakobiner und heftigste Demagogen an, die W.'s Mäßigung verdächtig fanden und ihn als einen heimlichen Aristokraten anklagten und verfolgten. So tadelten die Franzosen sein deutsches Wesen, und die Deutschhümler später seine französische Art; die Jakobiner haßten ihn als einen Mäßigen und Aristokraten, diese dagegen als einen Jakobiner; und wenn ihn die überspannten Republikaner entfernten, weil sie monarchische Gesinnungen bei ihm finden wollten, so trug man unter Napoleon Bedenken, ihn anzustellen, weil er republikanische Grundsätze zu nähren beschuldigt ward. Er selbst hat s. unseliges Loos, von jeher allen Narren, Spitzbuben, Renegaten, Aposaten und Heuchlern ein Ugeriß zu sein, mit vieler Laune in dem Aufsätze geschildert: „Reiz der Neuheit“ (im 2. Bde. s. „Vermischten Schriften“). Indessen hatte er, wie gewöhnlich Leute s. Art, das gute Recht für sich, und s. Gegnern blieb der Erfolg. Bei der Reorganisation der franz. Verwaltung 1800 ward W. übergangen. Nach einer Dienstführung, die sonst ihres reichen Einbringens wegen gesucht wird,ehrte er so arm als er sie angetreten hatte, müde des Haders der Parteien, des tolen Treibens des Unverständes und der heuchlerischen Schlechtigkeit, die unter dem Panier der Freiheit, der Tugend, des Vaterlandes und des Rechtes für die Gelüste des Eigennuzes und der Selbstsucht kämpft, nach dem Johannisberge zu s. Mutter zurück. Aber auch hier sollte ihm die gehoffte Ruhe nicht werden. Die ehemalige mainzer Regierung, die ihren Sitz zu Aschaffenburg hatte, ließ ihn verderblicher Romane wegen, die er geschrieben haben sollte — es gab aber keinen Roman von ihm — aus dem Lande weisen. Ihm blieb in dieser Lage — nach s. Aussetzung der schrecklichsten, die er je gekannt — Nichts übrig als nach Mainz zu gehen, ohne Aussicht, ohne Vermögen, von allen excentrischen Parteien geachtet und verleumdet, an eine geliebte Familie gebunden, die mit ihrer Erhaltung an ihn angewiesen war. Er wollte als Schriftsteller sein Glück versuchen, hatte aber diesen Beruf nie recht als den seinigen erkannt, da ihm das Schreiben in einer so tief bewegten und folgereichen Zeit nur als ein karges Surrogat des Handelns, wozu er sich bestimmt glaubte, erschien. Auch darf der Schriftsteller so wenig als der Geschäftsmann gewisse Mittel, emporzukommen, verschmähen, auf deren Anwendung sich W. schlecht verstand. Erst gab er eine Zeitschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik u. d. L. „Egeria“ heraus, dann übernahm er die Redaction der „Mainzer Zeitung“, und ward endlich gegen s. Willen zum Prof. bei dem kaiserl. Lyceum ernannt. Das Vertrauen s. Mitbürger berief ihn in das Bezirkswahlcollegium, und als Präsident der Jury des öffentlichen Unterrichts leistete er diesem wesentliche Dienste. Die vereinigten Bemühungen der ersten Behörden des Depart. konnten keine Beförderung, nicht einmal eine Verbesserung s. Schicksals von der Regierung erlangen. Der Polizeiminister entzog ihm sogar die Redaction der „Mainzer Zeitung“, die den bedeutendsten Theil seiner Einnahme bildete. Ohne Zweifel hatte er es mit der geheimen Polizei des Kaisers durch die Ablehnung eines Auftrags verdorben, mit dem ihn Savary, nachheriger Herzog von Koblenz und Polizeiminister, beehren wollte. Die verhängnißvollen Jahre 1814 und 1815 gaben dem Schicksale der Welt und auch dem seinigen eine andre Wendung. Unter dem seltsamen Provisorium in Mainz auf mancherlei Weise geneckt, nahm er den Ruf als Hof- und Revisionsrath in das Herzogthum Nassau, zu dem nun sein Geburtsland, der Rheingau, gehörte, mit Vergnügen an. In Wiesbaden gab er die „Rheinischen Blätter“ heraus, und was der Mensch sonst sein Glück

zu nennen pflegt, schien begründet, als die Beschlüsse der Karlsbader Conferenzen es wieder zerstörten. W., der unter einer Censur nicht schreiben wollte, entsagte den „Rheinischen Blättern“ und mit ihnen einer Einnahme, die schon ein sorgenfreies Dasein gesichert hatte. 1820 ward er zum herzogl. Bibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Wiesbaden ernannt, in welcher Eigenschaft er noch thätig ist. — Unter seinem Namen sind erschienen: „August und Wilhelmine“ (2 Bde.); „Vermischte Schriften“ (3 Bde.); „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ (2 Thle.); „Europa in seinem gegenwärtigen Zustande“ (1. Bd.); „Die Rheinreise“. Das „Rheinische Archiv“ gab er erst mit Voigt, dann mit Neeb heraus. 1829 schrieb er: „Napoleon durch sich selbst gerichtet“. Er selbst führt als etwas Eigenthümliches in s. Leben an, daß er die Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, und alle Stellen, die er bekleidet, ohne s. Ansuchen erhalten, ja gegen s. Neigung angenommen, die 2 einzigen Stellen aber, um die er sich beworben, nicht habe erlangen können.

Welcker (Friedrich Gottlieb), Prof. der Alterthumswissenschaften zu Bonn, geb. zu Grünberg im Hessen-Darmstädtischen d. 4. Nov. 1784, fand, nach Vollendung seiner Universitätsjahre zu Gießen, am dasigen Pädagogium 1803 eine Anstellung als Lehrer, und gab 1806 durch eine Reise nach Rom, wo er sich Zoega's persönlichen Unterrichts rühmen konnte, s. Bestrebungen eine von nun an entschiedene Richtung. Durch „Zoega's Leben, Sammlung seiner Briefe etc.“ (Gött. 1819, 2 Bde.), hat er dem verdienten Dänen ein schönes Denkmal gesetzt. Studium des biblischen Alterthums in Verbindung des genauesten grammatischen Studiums der Classiker ward von jenem Jahr. Aufenthalte in Rom an der entschieden hervortretende Charakter s. Schriften, in denen man, wie bei Zoega, eine Überfülle des Stoffs bemerkt, der zuweilen der Klarheit nachtheilig ist. Nach s. Rückkehr erhielt W. 1809 eine außerord. Prof. der Archäologie und griech. Literatur zu Gießen, die er 1816 mit einer Professur in Göttingen vertauschte. Seit 1819 gehört er zu den thätigsten Professoren der Universität Bonn. Von s. vielen Schriften, die in s. frühern Autorperiode auch der Theologie angehören, erwähnen wir die philologisch = artistischen. Die Reihe seiner philologischen Arbeiten beginnt mit einer Probe der „Orphischen Argonauten“ im „Deutschen Mercur“ (1804, 9. H.), denen die „Komödien des Aristophanes“ (2 Bde., Gießen und Darmst. 1810 — 12) folgten. Mit einem Aufsatz: „Über die Hermaphroditen der alten Kunst“ in den „Studien“ von Daub und Kreuzer (1808, Bd. 4), begann er die Reihe s. lehrreichen antiquarischen Abhandlungen. Jetzt findet man sie vereinzelt in Zoega's „Basreliefsen Roms“ (Gießen 1811), in der „Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst“, nur 3 Stücke (1817 und 1818), in Zoega's „Abhandlungen“ (Gött. 1817). — Noch erwähnen wir: „Fragmenta Alemanni lyrici“ (Gießen 1815); „Hipponactis et Ananii fragmenta“ (Gött. 1816); „De Erinna et Corinna poetriis“, in Kreuzer's „Meletem.“ (2. Bd.), „Theognidis fragmenta“ (Bonn 1826), und s. vortreffliche mit Friedr. Jacobs besorgte Ausg. des Philostratus und des Kallistratus („Philostrati imagines et Callistrati statuae“, Lpz. 1823), worin W. einen Schatz von archäologischer Gelehrsamkeit niedergelegt hat. Manches Andre, z. B. s. Ansicht über die Trilogie des Aeschylus, in dem Werke: „Die Aeschyl. Trilogie Promotheus“ (1824), hat von Seiten des Philologen Hermann lebhaften Widerspruch gefunden, weshalb er kürzlich einen Nachtrag zu jener Schrift (1826) herausgab. Eine a. Schrift: „Über eine kretische Colonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos“ (Bonn 1824), ist reich an Ergebnissen scharfsinniger Forschung. 1827 schrieb er über das akademische Kunstmuseum in Bonn. Vor mehreren Jahren wurden ihm, in Folge eines in der von der mainzer Commission geführten Untersuchung entstandenen Verdachts, s. Papiere in Beschlag genommen, allein — wie es nicht anders zu erwarten war — ihm von der k. Ministerialcommission

zu Berlin 1826 mit der Erklärung zurückgegeben, daß es hinreichend dargethan sei, er habe an den politischen Umtrieben und Richtungen selbst keinen Theil genommen, sondern sei denselben fremd geblieben.

Welfen oder Guelfen, der Name eines berühmten Fürstenhauses, das im 11. Jahrh. aus Italien (Otto v. Freisingen setzt ihre ältesten Besitzungen zwischen den Brenner und St.-Gotthard) nach Deutschland verpflanzt, eine Zeit lang über verschiedene der schönsten deutschen Provinzen herrschte und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der könipl. und herzogl., noch fortkläht. Nach des Geh.-Justizraths Eichhorn „Urgeschichte des Hauses der Welfen“ tritt dasselbe erst mit dem 9. Jahrh. in der letzten Periode Karls des Gr. in das volle Licht der Geschichte. Das Andenken an diesen alten Namen ist durch die Stiftung des handverrischen Guelfenordens (s. Hannover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die sich in Deutschland und späterhin vorzüglich in Italien den Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den Gibellinen, widersetzte. (Vgl. Friedr. v. Raumer's „Gesch. der Hohenstaufen“, Lpz. 1823.) — Die Familie der Welfen besaß, in 2 Linien getheilt, im 11. Jahrh. ansehnliche Güter im südl. Deutschland. Uzzo, aus dem Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua u. a. Städten der Lombardei (st. 1097), erhielt einen Theil dieser Güter durch s. Heirath mit der Welfischen Erbtochter Kunegonde. Sein Sohn Welf (Guelf) I. (st. 1101) wurde Herzog in Baiern und erbt die Güter der andern Welfischen Linie. Welfs erster Sohn, Heinrich der Schwarze, Herzog in Baiern, erhielt durch s. Gemahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die demselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden Billung'schen Güter. Heinrich der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog in Baiern, war einer der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten, und erhielt von s. Schwiegervater, dem Kaiser Lothar (1137), auch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothars Tode wollte Heinrich dem von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) die Krone streitig machen, ward aber in die Acht erklärt, und der größte Theil s. Güter ihm entzogen. Nach s. Tode (1139) erhielt s. Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), nur das Herzogthum Sachsen und s. Erbgrüter in diesem Lande; die bairischen Erbtheile erhielt s. Oheim Welf VI. Als zwischen diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich, (1140) der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg die Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide Parteien von einander unterschieden. Welf VI. besaß auch Tuscan, Spoleto, Sardinien und die mathildischen Güter (als Lehen 1158). Er starb zu Memmingen d. 11. Dec. 1191. Sein Erbe war Kaiser Heinrich VI. — Waiblingen, im jetzigen Königreich Württemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenstaufen, und die Italiener änderten nachher, um sich die Aussprache zu erleichtern, den Namen Waiblingen in Gibellinen (Ghibellini). — Der Streit, den anfangs nur die beiden Familien mit einander geführt hatten, verbreitete sich in der Folge weiter, blieb nicht mehr Familiensache, sondern wurde der Brennstoff zu den hartnäckigsten Kämpfen gegen einander erbitterter politischer Parteien. Die Päpste, welche die Oberherrschaft über die Kaiser zu erlangen suchten, und die seit dem Anfange des 12. Jahrh. nach Freiheit und Selbständigkeit emporstrebenden Städte Italiens bitbeten die Partei der Guelfen; alle die, welche es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Gibellinen. Fast 300 Jahre hindurch ward der Kampf der Parteien mit der größten Erbitterung fortgesetzt, und das unglückliche Italien litt dabei außerordentlich. Es entstanden neue Parteien unter andern Namen, wie z. B. die Weißen und Schwarzen (Bianchi e Neri) in Florenz. Die Geschichte stellt in keinem Zeitalter ein ähnliches Beispiel von so heftigen Ausbrüchen der Parteiwuth dar. (S. Italien.) Vgl. Behrens's „Herz. Welf VI., letzter Welfischer Stammherr in Süddeutschl., u. s. Zeitgenossen (Braunschw. 1829).

Wellesley (Richard Colley, Marquis v.), Pair, einer der größten jetzt lebenden brit. Staatsmänner (Wellington's Bruder), stammt aus einer alten engl., nach Irland unter Heinrich VIII. eingewanderten Familie Colley, die später mit dem Erbgute auch den Namen der ausgeft. Familie Wesley oder Wellesley annahm. Er ist geb. den 30. Juni 1760 und der älteste Sohn des Lords Sarrat Colley, Grafen v. Mornington. Auf der Schule zu Eton bildete er sich in einem von den Schülern errichteten Rednerclubb zum öffentlichen Redner. Nach Vollendung s. Studien zu Oxford wurde er (1784) der Erbe des Titels und des Vermögens s. Vaters, hierauf Mitglied des Geheimraths von Irland und als Vertreter von Windsor Parlamentsglied. Bald erwarb er sich die Gnade des Monarchen und erhielt Zutritt in dem Privatcirkel der königl. Familie. Denn er hatte sich als Redner in der irländ. Pairskammer, hierauf im brit. Unterhause, ganz dem Ministerium von Pitt angeschlossen und stark gegen die franz. Revolution gesprochen. Der König ernannte ihn zum Lord der Schatzkammer und 1797 zum Generalgouverneur in Ostindien. Als die Franzosen im Besitze von Ägypten einen Angriffsbund gegen das brit. Indien mit Tipoo Saib geschlossen hatten, ließ Lord W. die Straße Babel-Mandel sperren, damit die Verbindung zwischen Ägypten und Mysore abgeschnitten wurde; auch sandte er 1801 ein Hülfscorps nach Ägypten gegen die Franzosen. Durch den Fall von Seringapatam, das General Harris 1799 mit Sturm nahm, wobei der Sultan das Leben verlor, unterwarf W. ganz Mysore der brit. Gewalt. Das Parlament dankte ihm feierlich, der König ernannte ihn zum Marquis von Irland und setzte in sein Wappen das Sinnbild der Fahne von Mysore. In dem folgenden Kriege der Compagnie mit den Maratten eroberte er binnen 3 Monaten das Land zwischen dem Ganges und Dschumna und zwang den Scindiah und den Rajah von Berar zum Frieden, wofür ihm 1804 abermals der Dank des Parlaments zu Theil wurde. 1805 verlangte er s. Abberufung und erhielt im Juli Lord Cornwallis zum Nachfolger. Er hat nach amtlichen Angaben die Schul- der britisch-ostindischen Comp. um 12 Mill. Pf. St. (darunter 5 Mill. für Kriegskosten) vermehrt. Calcutta dankt ihm die Gründung seines für die Bildung brit. Beamten in Indien wichtigen Collegiums und a. nützlicher Anstalten. Vergebens ward s. indische Verwaltung von der Opposition angegriffen. Das Unterhaus billigte dieselbe ohne Ausnahme. Im Anfange 1809 ernannte ihn der König zu dem wichtigen Posten eines Botschafters bei der Centraljunta in Spanien, wo er unter schwierigen Umständen ein großes Talent zeigte. Nach dem Tode des Herzogs von Portland, am Ende dess. J., trat er an Canning's Stelle als Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten; er betrieb seitdem die Sache Spaniens, für welche s. Bruder an der Spitze des Heeres kämpfte, wie seine eigne, und selbst Lord Lansdown ließ, obgleich er dem Ministerium (1810) Fehler in dem Plane, wie der Krieg in Spanien geführt wurde, vorwarf, dem politischen Blick und den Ansichten des Marquis W. Gerechtigkeit widerfahren. Mißhelligkeiten mit seinem Amtsgenossen in Beziehung auf diesen Krieg bewogen ihn, im Jan. 1812 aus dem Ministerium zu treten, weil er, wie er sich, als ihn der Prinz-Regent zu bleiben ersuchte, erklärte, wol mit Perceval, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, aber nicht unter ihm arbeiten wollte. Nun trat Lord Castlereagh an s. Stelle. Auch nach Perceval's Ermordung (am 11. Mai), dessen Nachfolger Lord Liverpool wurde, konnte der Prinz-Regent seinen Wunsch, daß W. und Canning das Ministerium verstärken möchten, nicht erreichen, weil man sich über die Angelegenheit der Katholiken und über die Führung des Kriegs auf der Halbinsel nicht vereinigen konnte. — Der Vorschlag des Marquis in der Pairskammer (1. Juli 1812), die Strafgesetze, welche auf die Katholiken drückten, zu untersuchen, ward nur durch die Mehrheit von Einer Stimme verworfen. Im Febr. 1817 gab er zu, daß in allen Ländern Unzufriedene den Umsturz der Regierung wünschten, um

aber ein besonderes Gesetz dagegen zu erlassen, müsse erst erwiesen sein, daß die bereits vorhandenen Gesetze nicht hinreichten; daher sprach er mit Nachdruck gegen die Aussetzung der Habeas-Corpusacte. Um den in Irland fortwährenden Unruhen zu steuern, ernannte Georg IV. den kräftigen W. 1821 an Talbot's Stelle zum Vizekönig von Irland, wo ihm jedoch das große Werk, die erbitterten Parteien auszusöhnen, nicht gelang. An seine Stelle kam der Marquis von Anglesey. — W. ist ein aufgeklärter, tiefblickender und liberalgesinnter Staatsmann. Er war seit 1794 mit einer Französin, Holland, verheiratet, die 1816 kinderlos starb. 1812 gab er einige Briefe über die ostindischen Angelegenheiten in Druck. Wichtige Aufschlüsse über die indische Geschichte und über den Marattenkrieg enthalten seine „Bemerkungen über den Frieden der brit. Regierung mit den Marattenhäuptern“ (1804 4.).

Wellesley-Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlamentsglied, Gouverneur der Queens-County in Irland und Minister im Depart. der Münze, geb. den 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von f. Vetter, Sir William Pole, der ihm 1778 sein ganzes Vermögen hinterließ. 1811 erließ er als Staatssecretair in Irland ein Umschreiben an die obere Behörden, worin er ihnen die Verhaftung der zu dem gesekwidrig in Dublin errichteten Ausschuss der Katholiken erwählten Abgeordneten der Grafschaften anbefahl. Diese Maßregel fand in England großen Tadel. Lord Moira zeigte sie dem Ober- und Ponsonby dem Unterhaufe an und drang auf Untersuchung. Herr Pole kam daher aus Irland zurück, nahm seinen Sitz im Unterhaufe wieder ein, rechtfertigte sich, und Ponsonby's Antrag ging nicht durch. Merkwürdig war seine Erklärung im Parlamente im Nov. 1814, wo er den Grundfäden des Herrn Whitbread in Ansehung der zu Gibraltar verhafteten und an die spanische Regierung ausgelieferten Spanier (von der Partei der Liberales) beipflichtete, und hinzusetzte, sein Bruder, der britische Gesandte in Madrid, habe alles Mögliche bei der spanischen Regierung versucht, daß sie ihr gegenwärtiges System aufgeben möge, welches keiner von dem Blute der Wellesley je billigen könne.

Wellesley (Henry), jüngster Bruder des Vorigen, Geh.-Rath und Großkreuz des Bathordens, geb. den 20. Juni 1773, begleitete 1797 Lord Malmesbury nach Lille, hierauf seinen Bruder als Secretair nach Indien, der ihn 1801 zum Statthalter von Aud ernannte. 1805 kam er nach England zurück und wurde Secretair der Schatzkammer, legte aber diese Stelle nieder und ging als Gesandter nach Spanien. Man glaubt, daß die von ihm erklärte Weigerung des brit. Ministeriums, die span. Regierung mit beträchtlichen Hülfsgeldern zu unterstützen, das im Oct. 1814 vom Könige von Spanien erlassene Verbot der Baumwolleneinfuhr zur Folge gehabt habe. Seitdem schien der russ. Minister am Hofe zu Madrid mehr Einfluß zu gewinnen, bis 1819 der britische aufs Neue sich geltend machte, indem England die baaren Summen aus Mexico auf brit. Schiffen für spanische Rechnung holen ließ und die Abtretung der Floridas an die Verein. Staaten zu hintertreiben suchte. König Ferdinand VII. hatte übrigens schon 1814 dem Minister W. alle Vorrechte eines Familienbotschafters ertheilt, die der Gesandte annahm als eine seinem Monarchen und der brit. Nation bezeugte Achtung; allein er lehnte die ihm persönlich angebotenen Gnadenbezeugungen ab. Bald darauf suchte er um seine Entlassung nach, weil er die in der neuern Zeit von der span. Regierung genommenen Maßregeln zu verhindern vergebens sich bemüht hatte. Indes blieb er auf seinem Posten bis 1821, wo er nach London zurückkehrte, weil Spanien seine Botschafter an fremden Höfen einzog. Am Ende 1822 ward er zum brit. Botschafter in Wien ernannt und in der Folge (1828) zum Lord Cowley erhoben. Als solcher ist er Mitglied des Oberhauses, wo schon 3 Brüder von ihm sitzen. — Ein 5. Bruder der Wellesley, Gerhard Valerian W., geb. 1771,

ist königl. Caplan, Kanonicus von St-Paul und Rector zu Chelsea. — Der berühmteste vom Geschlechte der Wellesley ist

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog v.), der gefeierte Held von Waterloo, geb. den 1. Mai 1769 zu Dunganacastle in Irland. Er ward in Eton erzogen, darauf in der Kriegsschule zu Angers in Frankreich unterrichtet, und trat am Schluß 1787 als Fähnrich seine militairische Laufbahn an. 1794 wohnte er als Obristleutenant dem Feldzuge in den Niederlanden bei und befehligte eine Brigade bei dem Rückzuge des Herzogs von York. 1797 ging er mit seinem Regimente nach Indien, wo sein Bruder Generalgouverneur war. Hier gab er glänzende Beweise von seinen militairischen Talenten in dem Kampfe gegen Tipoo Saib, den Beherrscher von Mysore. Er trug wesentlich bei zur Erstürmung von Seringapatam, 4. Mai 1799, und leitete als Gouverneur dieses Plazes die neue Einrichtung des aufgelösten Staats. Darauf bekämpfte er siegreich als Generalmajor die Maratten, rettete die Residenz des Peshwah, schlug den Scindiah, den Rajah von Berar und den Holkar bei Asspe, und zwang sie zu einem harten Frieden. Calcutta errichtete ein Denkmal jenes Sieges, schenkte dem Feldherrn einen Degen von 1000 Pf. Sterl. an Werth, und die Officiere verehrten ihm eine Wase von Gold. 1805 kehrte Sir Arthur nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einsicht und Tapferkeit ebenso sehr als durch Überblick, Kühnheit und Festigkeit zu den großen Erfolgen, die seines Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. 1806 wählte ihn die Stadt Newport auf der Insel Wight zu ihrem Abgeordneten im Unterhause. 1807 ging er mit dem Statthalter von Irland, dem Herzog von Richmond, nach Dublin, wo er als Secretair, oder erster Minister, eine bessere Polizei einführte; doch schon im Aug. d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn seines kriegerischen Ruhms, wohnte unter Lord Cathcart dem Zuge gegen Kopenhagen bei, wo er die Capitulation unterhandelte und abschloß, und führte im Juli 1808 ein britisches Heer nach Portugal. Er entriß dieses Land und Spanien den Franzosen, nachdem er 5 Jahre lang die Streitkräfte der Portugiesen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den Verhältnissen mit der spanischen Oberjunta besiegt und die erfahrensten Feldherren Napoleons geschlagen hatte, von dem Tage bei Rolera (18. Aug. 1808), an welchem er das franz. Heer unter Delaborde schlug, und von dem bei Bimeira (21. Aug. 1808) bis zu dem entscheidenden Heerkampfe bei Vittoria (21. Juni 1813) und zuletzt bei Toulouse. Nach dem Siege bei Bimeira übernahm zwar Sir Henry Dalrymple den Oberbefehl, der (30. Aug.) die von Sir Arthur unterhandelte Convention von Sintra mit Junot wegen der Räumung Portugals abschloß, welche Sir Arthur vor dem britischen Parlamente vertheidigen mußte; allein vom 22. April 1809 an führte der Sieger von Bimeira den Heerbefehl auf der Halbinsel. Durch den kühnen Übergang über den Duero, d. 11. Mai, nahm er Oporto und zwang den Marschall Soult zum nachtheiligsten Rückzuge. Die Schlacht bei Talavera (28. Juli 1810) hatte, bei der Zögerung der spanischen Feldherren ihn zu unterstützen und bei der Ungeübtheit der spanischen Truppen, keinen Erfolg. Darauf vertheidigte Sir Arthur Portugal gegen den mit Übermacht vordringenden Masséna in der blutigen Schlacht bei Busaco (27 — 28. Sept. 1810) und schützte Lissabon durch die Linien von Torres Vedras (14. Oct. 1810 — 5. März 1811). Auf diesem Rückzuge versuchte er das erste Mal ein Mittel, über dessen moralische und militairische Zulässigkeit gleich sehr gestritten wurde. Er verwandelte das Land, sowie er es räumte, in eine Wüste. Bei Todesstrafe mußten die Einw. die Häuser verlassen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel mitnehmen. Coimbra, von 20,000 Menschen bevölkert, war eine Einöde, als Masséna vorrückte. Erst einige Meilen von Lissabon machte der britische Feldherr Halt und stellte sich hinter einer verschanzten Linie auf, fest entschlossen, Mas-

fena durch Hunger zu besiegen, während im britisch-portug. Heerlager durch die Zufuhr von der See und dem Tejo her Überfluß herrschte. Vergebens kämpfte Masséna mit dem Mangel; das britische Heer war unangreifbar in seiner ehernen Stellung. So mußte jener, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend Trost geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Sir Arthur, nunmehr Marquis de Torres Vedras, Schritt vor Schritt, belagerte Almeida und behauptete s. Stellung in dem Treffen bei Fuentes de Onoro, 5. Mai 1811. Masséna brachte von mehr als 80,000 M. kaum die Hälfte nach Spanien zurück. Soult und Mortier, die hier mit neuen Streitkräften zu Masséna stießen, hielten den britischen Feldherrn auf. Als aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf Sir Arthur sogleich Anstalten, um über die Grenze vorzubringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (12. Febr. 1812) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines span. Granden und Herzogs v. Ciudad Rodrigo bei den Cortes erwarb. Der Prinz-Regent erhob ihn (22. Febr. d. J.) zum Grafen v. W. (zum Lord Viscount W. v. Talavera war er schon im August 1810 ernannt worden). Hierauf erfolgte die Einnahme von Badajoz (7. April), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Juli) am Tormesflusse, wo der Oberbefehlshaber der Franzosen, Marmont, schwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (13. Aug.). Nun rückte W. nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton verteidigte; allein der Sturm mißlang, die Franzosen sammelten neue Streitkräfte, Burgos wurde entsetzt, und W. trat (20. Oct.) den Rückzug an, jeden Fehler des Feindes benutzend, seinerseits nie eine Blöße gebend. Am Ende des Jahres stand er wieder an der portug. Grenze, während der kleine Krieg in Spanien zum Verderben der Franzosen fort dauerte. Das J. 1813 sollte die franz. Herrschaft überall zertrümmern. Napoleon zog die besten Feldherren und ihre Truppen nach Deutschland, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, jenseits des Ebro, freiwillig geräumt. W. nahm das verlassene Land sogleich in Besitz und rückte vorsichtig nach, bis er das franz. Heer, unter Josephs Oberbefehl und unter Jourdan, bei Vittoria erlitt und den 21. Juni gänzlich schlug. Der Feind verlor sein Geschütz (151 Kanonen, 451 Wagen, und Joseph s. Schatz) und floh über die Pyrenäen. Der Prinz-Regent ernannte jetzt den Lord W. zum Feldmarschall, und die Cortes schenkten ihm die Herrschaft Sotto di Roma (in Granada). Die festen Plätze Pampelona und St.-Sebastian hielten den Sieger diesseits noch auf. Unterdeß übernahm der kriegserfahrene Soult den Oberbefehl über die Reste des franz. Heeres. Schnell bildete er ein neues und drang in die Pyrenäen vor, um jene beiden Festungen zu entsetzen; allein W. schlug ihn vom 24. Juli bis zum 1. Aug. aus den Gebirgen zurück und behauptete sich in seiner Stellung. Darauf nahm er St.-Sebastian mit Sturm (8. Sept.), ging den 7. Oct. über die Bidassoa, und während er nun auf Frankreichs Boden, am Fuße der Pyrenäen, die Stellung der Nive und Nivelle überwältigte und zu einem neuen Feldzuge sich rüstete, fiel auch Pampelona. Mit dem Anfange 1814 rückte er gegen Bayonne vor, nahm in Auftrag des Herzogs v. Angoulême, der sich (seit d. 3. Febr.) in s. Hauptquartiere befand, und im Namen Ludwigs XVIII., von Frankreich Besitz, und manoeuvrirte so geschickt, daß Soult die Ufer des Adour verlassen mußte. Nun rückte John Hope gegen Bordeaux vor, während W. gegen Toulouse zog und den glänzenden Sieg bei Orthis (27. Febr.) erkämpfte, worauf Soult's Rückzug bald in wilde Flucht sich auflöste. Das Bundesheer ging auf mehreren Punkten über den Adour, und Beresford rückte d. 12. März in Bordeaux ein, wo man zuerst die weiße Fahne aufpflanzte. Darauf ward Soult, nach der Schlacht bei Aire, aus s. Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouse nahm er die letzte Schlacht an und verlor sie (10. April). W. rückte (den 12.) in die Stadt ein. Jetzt erhielt er die Botschaft, daß Paris von den Ber-

bündeten genommen war, und begab sich ebenfalls dahin. Dann machte er eine Reise nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. in seinen von den Cortes erhaltenen Würden, als Herzog v. Ciudad Rodrigo, Grand von Spanien der 1. Classe, Herzog v. Vittoria und Ritter des goldenen Vlieses, bestätigte. Auch ernannte er ihn zum Generalcapitain von Spanien. Für die Rückstände des damit verbundenen Gehalts wählte der Herzog v. W. in der Folge Kronländereien, und zwar Xeres de la Frontera. Von Madrid begab sich W. nach London, wo ihn (23. Juni) das Volk mit Jubel empfing. Der Prinz-Regent hatte ihm den Hofenbandorden und den 3. Mai 1814 die Würde eines Herzogs v. W. ertheilt; das Parlament bestimmte ihm, außer den frühern Geschenken, z. B. von 100,000 Pf. für den Sieg bei Salamanca, eine Summe von 300,000 Pf. zum Ankauf von Landgütern. Darauf ging er als Botschafter nach Paris (24. Aug.), und trat am 1. Febr. 1815 als erster Bevollmächtigter Englands bei dem Congresse zu Wien an Lord Castlereagh's Stelle. Hier unterzeichnete er die Aechterklärung der in Wien versammelten Mächte gegen Bonaparte und den Bundesvertrag vom 25. März zwischen Österreich, Rußland, Preußen und England. Darauf übernahm er in Brüssel (6. Apr.) den Oberbefehl über die britischen, händver., holländ. und braunschweigischen Truppen. Als Bonaparte den 15. Juni die Preußen angriff, befand sich W. in Brüssel. Sofort brach er am 16. mit dem Heere nach *Quatre-Bras* (s. d.) auf, wo bereits die Schlacht ihren Anfang genommen hatte. Tapfer widerstand seine Truppen den wiederholten Angriffen Ney's, doch konnte er den Preußen bei Ligny nicht zu Hülfe kommen. Als Blücher besiegt war, warf sich Napoleon auf W.'s Heer. Dieses behauptete sich mit ruhmvoller Anstrengung den 18. Juni auf den Höhen von *Waterloo* (s. d.) gegen die Übermacht des Feindes, bis Blücher heranzeilte und den Sieg entschied. Napoleons Heer ward vernichtet, und unaufhaltsam drangen Blücher und W. gegen Paris vor, wo sie den 5. Juli mit Capitulation einzogen. Hierauf führte W. den 8. Juli Ludwig XVIII. in s. Hauptstadt zurück und nahm nun Theil an den Unterhandlungen. Für die Zurückerstattung des Kunstraubes, welche zuerst Preußen, dann auch Österreich, in Ansehung ihres Eigenthums durchsetzten, verwandte er sich erst spät und bloß für den römischen Stuhl, der deshalb Canova nach Paris geschickt und W.'s Beistand sich erbeten hatte. Im April 1816 übernahm er den Oberbefehl über das Besatzungsheer, welches Frankreichs Ruhe sichern sollte, wodurch er einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Frankreichs erhielt und dabei stets die gemäßigten Grundsätze der Constitutionellen gegen die Ultraroyalisten unterstützte. Doch nahm er sich der von Fanatikern im Garddepart. grausam verfolgten Protestanten nicht so kräftig an, als man hätte erwarten können. Desto thätiger war er in der Leitung der Befestigungsarbeiten an der niederländ. Grenze und bei dem Ausgleichungsgeschäfte zwischen den europäischen Mächten und Frankreich. Er untersuchte selbst und minderte, wir wissen nicht, nach welchen Grundsätzen, die Privatforderungen, welche endlich 1818, zum großen Kummer der Beteiligten, auf eine kleine Summe herabgesetzt wurden. Auch entschied vorzüglich W.'s Stimme die Verminderung des Besatzungsheeres 1817, sowie den Beschluß, es zu Ende 1818 ganz aus Frankreich herauszuziehen. Diese Verwendung für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der franz. Minister und Ludwigs XVIII., sowie die von ihm streng behauptete Mannszucht seiner Truppen von der franz. Nation mit Dank anerkannt wurde; allein dennoch konnte der Stolz des besiegten Volks es ihm nicht vergeben, daß er, der Überwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber auftrat. Besonders haßte ihn der franz. Krieger; indeß war der angebliche Mordanschlag gegen ihn, 12. Febr. 1818 zu Paris, dessen Untersuchung im Mai 1819 mit der Freisprechung der Angeklagten endete, nichts als ein Ränkespiel, in welches Lord Kinnaid sich verwickelt hatte. — Der Herzog v. W. hat unter allen jetzt lebenden Feld-

herren die glänzendsten Belohnungen erhalten. Der König von den Niederlanden ernannte ihn 1815 zum Fürsten v. Waterloo. Die übrigen Monarchen Europas überhäufte ihn mit Titeln, Orden und Geschenken. So ward er zugleich Feldmarschall der engl., portug., span., niederl., östr., russ. und preuß. Heere. Der König von Portugal schenkte ihm ein Tafelgeschirr von Silber, mehr als 1 Mill. Thlr. an Werth; der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen sandten ihm, jeder ein Tafelgeschirr von wiener und berliner Porzellan, auf welchem die Siege des Feldherrn abgebildet sind, und der König von Sachsen ein durch die Größe und Schönheit der Form, wie durch Malerei ausgezeichnetes meißner Porzellanservice. Auch die Kaufleute von London verehrten ihm ein nach Smirke's Zeichnungen kunstreich verfertigtes Schild von massivem Silber (3 Fuß 3 Zoll im Durchmesser), auf welchem er, seine Officiere und s. Siege in halb erhabener Arbeit dargestellt sind. Noch gebührt dem Herzog das Verdienst einer vorzüglich guten Heerverwaltung. Die Mannszucht s. Heeres hat die aller andern übertroffen, die Verpflegung seiner Truppen war besser eingeleitet, und die Einrichtung der Feldspitäler reinlicher und zweckmäßiger, daher auch der Gesundheitszustand seiner Truppen besser als der aller andern. Übrigens sprach sich in allen s. Berichten die ihm eigne Bescheidenheit und Mäßigung aus. Als Diplomatiker nahm der Herzog v. W. seit dem Congresse zu Wien und den Verhandlungen 1815 in Paris, an den wichtigsten Berathungen der Hauptmächte Theil. Im Oct. 1818 war er auf dem Congresse in Aachen zugegen, wo man ihm, wie einem Prinzen von Gebälte, eine Ehrenwache gab. Nach dem Tode des Marquis v. Londonderry stellte ihn seine Regierung an die Spitze der britischen Diplomaten auf dem Congresse zu Verona (Oct. und Nov. 1822), wo er jedoch, nach Canning's Ansicht, an den Beschlüssen der großen Continentalmächte gegen Spanien keinen Antheil nahm und den Krieg gegen Spanien dringend widerrieth.

Als Feldherr und Diplomat ist W. allein dem berühmten Marlborough vergleichbar. Obwohl weniger reich an Ideen, minder genial in s. Entwürfen, minder glänzend im Heerlager, im Staatsrathe und in allen Verhältnissen, als der Feld von Blenheim, ragt er dennoch in seiner welthistorischen Laufbahn über den von Swift verleumdeten, von Chesterfield und von Gore gerechtfertigten Marlborough hervor an Umfang und Reichthum äußerer Hülfsmittel, an Macht und Einfluß der Stellung, an Größe der Erfolge, an Ausbreitung des Ruhms, an Beständigkeit und Dauer der Monarchengunst, an Glanz in den Augen der Zeitgenossen. Marlborough's Name hat seine vielen Feinde überlebt, W.'s Name kommt zugleich mit dem seines großen Feindes, seines schärfsten Beurtheilers, mit Napoleon, auf die Nachwelt. Marlborough mußte von dem Schauplatze seiner Thaten abtreten, ohne die letzte Hand an sein Werk legen zu dürfen; der glückliche W. hat ausgeführt und vollendet, was von Andern begonnen war; er ist, ehe er im Jan. 1828 selbst der verantwortliche Leiter und Ordner der öffentlichen Verhältnisse wurde, im Rathe der Minister geblieben als Zeuge, Theilnehmer und Rathgeber; er behielt das Ohr der Könige, und es geschah seit 1815 nichts Allgemeines und Entscheidendes in Europa, wobei er nicht gehört wurde. Zu Verona erklärte er Englands Neutralität in der spanischen Sache; in Paris suchte er persönlich am Schlusse 1822 den Ausbruch des Krieges mit Spanien durch friedliche Vermittelung zu verhindern; als diese von dem franz. Cabinette (26. Dec.) abgelehnt ward, empfahl er von London aus den spanischen Cortes, an die er seinen Vertrauten, den Lord Fitz-Roy Sommerfet, mit einer Denkschrift (Lond., 6. Jan. 1823) schickte, nachzugeben und die Constitution abzuändern; allein der hartnäckige Sinn des spanischen Stolz verwarf W.'s Rath. Einige Monate nachher wurden in London die Antwortschreiben des östreichischen, preussischen und russischen Hofes bekanntgemacht, in welchen sie auf die von dem Herzoge v. W. ihnen zugestellte Denkschrift wegen des

Negerhandels erklärten, daß sie zu jeder Maßregel, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, mitwirken und denselben als Seeräuberei untersagen wollten; es sei jedoch vorher eine Übereinkunft mit Frankreich und Portugal in Ansehung der Ausfuhrung aller zweckdienlichen Mittel zu treffen. In dems. J. 1823 stimmte W. für die irländische Insurrectionsbill, um die Unruhen auf dieser Insel mit Gewalt zu unterdrücken. Im Aug. und Sept. 1823 unternahm er eine Reise nach den Niederlanden, um den Bau der neuen Festungen an der franz. Grenze zu besichtigen, dessen Kosten mit den franz. Contributionsgeldern bestritten wurden. Auch in den folg. Jahren ward der Herzog v. W. zu wichtigen Cabinetsversammlungen gezogen. Er besaß fortwährend die königl. Gunst, was man schon daraus ersah, daß der König Georg IV. ihm die Ehre erwies, 2 Mal bei ihm zu speisen, was er noch bei keinem andern Unterthan seines Reichs gethan hatte. Nach dem Tode des Kaisers Alexander ward er von Canning gewählt, um dem Kaiser Nikolaus zu s. Thronbesteigung Glück zu wünschen, während gleichzeitig der britische Gesandte Stratford-Canning in Konstantinopel (März 1826) die Unterhandlung zu Gunsten der Griechen einleitete. Die Regierung bewilligte dem Arzte (D. Hume), der den Herzog begleitete, einen ansehnlichen Gehalt und auf den Fall seines Todes der Familie desselben ein Jahrgeld. Der Herzog ging über Berlin, wo er als Feldmarschall (er ist Chef des 28. preuß. Infanterieregiments) empfangen wurde und vom König Blücher's Büste erhielt, nach Petersburg. Auch hier war er stets in der Nähe des Monarchen, und der Kaiser legte dem Infanterieregimente Smolensk den Namen des Herzogs v. Wellington bei. Nachdem er mit dem dortigen Cabinet über die türkisch-russische und die griechisch-europäische Sache verhandelt hatte, kehrte er im April über Berlin und Brüssel nach England zurück. W. war nämlich von Canning und zugleich von Frankreich, Osterreich und Preußen bevollmächtigt, dem petersburger Cabinet zu eröffnen, daß die großen Mächte in der Absicht übereinstimmten, die Griechen gegen die Osmanen zu beschützen. Canning wollte dadurch einem Kriege Rußlands mit der Pforte vorbeugen, und in diesem Sinne ward das Protokoll vom 4. April 1826 in Petersburg abgefaßt, welches die Grundlage des londner Tractats vom 6. Juli 1827 wurde. Darauf ward auch das russische Ultimatum in der türkisch-russischen Angelegenheit am 4. Mai von der Pforte, um einen Krieg mit Rußland zu vermeiden, angenommen. Sowie nun Rußland seine eigne Angelegenheit mit der Pforte unmittelbar, ohne fremde Dazwischenkunft geordnet zu haben glaubte, so schien es dagegen der ausschließenden Leitung der griech. Angelegenheiten zu entsagen. Diese hatte vielmehr Canning's Klugheit jetzt in Englands Hand gelegt. Das britische Cabinet wollte nun in Übereinstimmung mit den großen Mächten die Pforte zur Anerkennung der griech. Freiheit nöthigen, und der britische Admiral Codrington erhielt den Oberbefehl über die vereinigte brit.-franz.-russ. Flotte bei Morea. Allein Canning's Tod und das schwankende System des brit. Cabinets nach der Schlacht bei Navarin störten jenen großen Plan. Die Pforte hoffte jetzt auf Englands Weisland, und reizte aufs Neue Rußland. Als nun W. im Januar 1828 an Guberich's Stelle erster Minister geworden war (ungeachtet er im Mai 1827 im Oberhause selbst gesagt hatte, daß er die zu diesem hohen Posten nöthigen Eigenschaften nicht besitze), so verließ er Canning's Plan, neigte sich mehr auf die Seite der Tories, und behandelte die griechische Sache mit Lauheit. Dadurch verlor England die von Canning errungene Initiative. Rußland unternahm den Landkrieg, und England trat in eine fast passive Stellung zurück. Auch Portugal wurde, als hier D. Miguel seine Eide brach, hüßlos der Tyrannei des Usurpators überlassen, und W. widersprach sich selbst, indem die Prinzessin Maria v. Brasilien in London als Königin von Portugal behandelt, die ihr treuen Portugiesen aber verlassen und von der Landung auf Terceira (s. Portugal) mit Gewalt entfernt, D. Miguel's Blockaden des Hafens von

Porto und der Insel Terceira dagegen von dem engl. Cabinet anerkannt wurden. W. hatte fast nur die innern Angelegenheiten Englands (die Aufhebung der Test-act e [s. d.], die Ersparnispläne und die Beruhigung Irlands) vor Augen. Nach und nach entfernte er die Freunde Canning's, zu dessen Gegnern er schon früher gehörte, aus dem Ministerium, z. B. Huskisson und den Grafen Dudley, sodas sein ziemlich militairisch organisirtes Ministerium aus Tories bestand. Er umgab sich mit Männern, die seinen Ansichten folgten, wie Melville, Aberdeen, Goulborn, Murray, Beresford, Ellenborough, und nahm gegen Untergebene einen strengen Befehlshaberton an. Als er sah, das die Emancipation der Katholiken unvermeidlich sei, setzte er sie 1829 durch, verlor aber das Vertrauen der Tories. Einer derselben, Graf Winchelsea, beleidigte ihn öffentlich, daher sich W. mit ihm auf Distolen schlug (21. März 1829). Nun verstärkte W. das Cabinet durch einige Whigs: James Scarlett wurde Generalprocurator; Lord Rosslyn geh. Siegelbewahrer. Seine Hauptstütze war und ist jedoch der Minister des Innern, Sir Rob. Peel. Nach Georg's IV. Tode (26. Juni 1830) bestätigte der Nachfolger, Wilhelm IV., der als Herzog v. Clarence W.'s persönlicher Feind gewesen war, das bisherige Ministerium, dessen Fortdauer jedoch von der Wahl des neuen Parlaments abhängig ist. — W. ist ein Mann von etwas mehr als mittler Größe, stark gebaut, ernst, besonnen und klug. Seine Thätigkeit ist außerordentlich. Auf seinem Wappenstein steht das Sinnwort: *Virtutis Fortuna Comes*. 1828 erhielt W. nach Liverpool's Tode die Sinecure eines Lord Warden der Cinque Ports. Er ist vermählt mit Katharina Pakenham, der 3. Tochter des Lords Eduard Longford. Seine beiden Söhne sind: Arthur, Marquis v. Douro, geb. 1807, und Karl, geb. 1808. S. „Arthur, Herzog von Wellington, sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Elliot und Clarke“ (Leipz. 1817). Ferner: „Memoir of the war in India (1803—6) conducted by General Lord Lake, and Major General Sir Arth. Wellesley“, vom Maj. W. Thorn (London 1817); und die „Principles of war exhibited in the practice of the camp, and developed in a series of general orders of Fieldmarshal, the duke of Wellington, in the late campaign on the Peninsula etc.“ (London 1815). Gegen W.'s auswärtige Politik, die mit dem System des wiener Cabinets übereinstimmt, hat Gally Knight ein scharfes Pamphlet geschrieben: „On the foreign policy of England“. K.

Welfer, eine berühmte, nun ausgestorbene Patrizierfamilie zu Augsburg. Die Genealogisten wollten, durch eine Ähnlichkeit des Namens getäuscht, den Ursprung derselben von Belisar, dem Feldherrn des Kaisers Justinian, herleiten. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius Welfer, der wegen seiner im Kriege gegen die Ungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder, und von ihm stammte das Patriziergeschlecht ab, welches immer angesehenere Stellen in der Rache dieser Stadt bekleidete. — Bartholomäus W. war Geh.-Rath Karls V. und lebte in solchem Wohlstande, das er, nebst den Fugger, dem Kaiser 12 Tonnen Gold vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er (1528) 3 Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambros Dalfingers, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die der Kaiser W. als Pfand überließ, in Besitz nahmen. 480 Deutsche gingen mit nach Venezuela, um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Habgucht und Grausamkeit, durch welche, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, fast eine Million der Eingeborenen umkam, führte es herbei, das nach und nach Alle ermordet wurden. Die Welfer blieben 26 Jahre hindurch in dem Besitze der Provinz, die ihnen nach dem Tode Karls V. von den Spaniern entziffen wurde. In eben diesem Zeitraume schickten sie, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Das Tagebuch dieser

Entdeckungseise ist noch vorhanden. — Die berühmte *Philippine W.*, *Bartholomäus W.*'s Nichte, Tochter seines Bruders *Franz*, hatte von ihrer klugen Mutter eine treffliche Erziehung erhalten und war von außerordentlicher Schönheit. *Ferdinand*, Sohn des nachmaligen Kaisers *Ferdinand I.*, sah sie (1547) bei Gelegenheit eines Reichstages zu Augsburg und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sie sich allen Anträgen des feurigen, erst 19jährigen Erzherzogs und weigerte sich, irgend eine andre Verbindung als durch die Ehe mit ihm einzugehen. Diese wurde denn auch (1550), ohne Vorwissen des Vaters und des Oheims (*Karls V.*) geschlossen. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerst erzürnt, und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erscheinen. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoss indes das größte häusliche Glück, und *Philippine* bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte Alle, die sie näher kennen lernten. Erst nach einem Zeitraume von 8 Jahren ließ sich der Vater versöhnen. *Philippine* selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, sowie ihre Schönheit, entwaffneten den erzürnten *Ferdinand*. Er verzieh dem Sohne und erklärte dessen Kinder für legitim, doch wurden sie nur Markgrafen von Burgau, nicht Erzherzoge von Osterreich, genannt. Diese glückliche Ehe dauerte 30 Jahre. *Philippine* starb zu Innsbruck 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gemahlin u. A. durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: „*Divae Philippinae*“. Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, *Andreas*, Cardinal, und zweite, *Karl*, zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618, ohne Erben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch das Bildniß der schönen *Philippine* gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie *Welfer* nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen diesen Orten zeichneten sie sich durch Wohlthätigkeit aus. — *Mary (Marcus) W.*, Stadtpfleger zu Augsburg, geb. 1558, galt zu seiner Zeit für einen Polyhistor. Er war ein Schüler von *Ant. Muret*, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und stand mit *Galilei* in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Um die Geschichte überhaupt und die seiner Vaterstadt inbesondere hat er sich verdient gemacht; auch machte er zuerst (1591) die sogen. *Peutingersche Charte* (s. *Peutingere*) bekannt.

*Welt*, im gewöhnlichen Sinne: der Inbegriff alles Erschaffenen oder die unbefchränkte Gesamtheit des Inbegriffs vorhandener Dinge; der Inbegriff aller Erscheinungen. Eigentlich aber ist *Welt* oder das Ganze des geschaffenen Seins, die Natur und das Gebiet des Geistes umfassend, eine Vernunftidee, die nicht der bloßen Summirung der unserer Wahrnehmung gegebenen Erscheinungen gleichgesetzt werden darf. Die Vernunft behauptet von der *Welt*, sie sei unendlich, eine Einheit unendlicher untergeordneter Welten, und Raum und Zeit als ihre unendlichen Formen. In einem untergeordneten Sinne wird der Geist oder der Mensch der *Welt* entgegengesetzt. Dann bezeichnet der Ausdruck den Inbegriff aller körperlichen Dinge oder die materielle *Welt*, die *Körperwelt*. In dieser Bedeutung nimmt der Physiker das Wort und theilt die *Welt* in Himmel und Erde. In den Worten *Welttheil*, *Weltkreis*, *Weltgeschichte*, *Weltumsegler*, alte und neue *Welt* u. s. w., bedeutet *Welt* so viel wie unsere Erde oder das sie bewohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort *Welt* im gemeinen Leben häufig gebraucht wird.

*Weltalter*. Die Idee der *Weltalter* finden wir früh schon bei den Griechen ausgesprochen; sie verglichen das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen, und somit mochte die früheste Zeit des Menschengeschlechts leicht, wie die Kindheit, als die schönste, heiterste erscheinen. *Hesiod* nennt 5 *Weltalter*, das goldene (*Saturnische*), unter der Regierung des *Kronos*; das silberne, üppig und

gottlos; das eberne, kriegerisch, wild und gewaltsam; das heroische, ein Aufschwung zum Bessern; das eiserne, wo Gerechtigkeit, heilige Sitte und Treue von der Erde entwichen, die Zeit, in der der Dichter selbst zu leben glaubte. Doid hält in s. Metamorphosen die Vorstellungsart des Hesiod fest, läßt aber das heroische Zeitalter weg und beschränkt die Zeit bis zur Deukalionischen Flut. Diese Idee, zuerst vielleicht als Vergleich nur in der Poesie gebraucht, ward auch in die Philosophie eingeführt und wissenschaftlich ausgebildet. Man sah diese Weltalter als die Theile des großen Weltjahres an, das vollendet sein sollte, wenn einft die Gestirne und Planeten wieder denselben Stand am Himmel einnehmen würden, worauf dann der vorige Wechsel der Schicksale wiederkehren müßte. Die Mythologie ward hier mit der Astronomie in die engste Verbindung gebracht: man ließ das erste oder goldene Weltalter von Saturn, das zweite von Jupiter, das dritte von Neptun, und das letzte von Pluto, nach U. von Apollo regiert werden. Die Zeitangabe für den Ablauf des großen Welt- oder Himmelsjahres ward von Einigen auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach U. auf 7777 (die geheimnißvolle Zahl), nach Cicero auf 12,954, nach Heraklit auf 18,000, nach Orpheus auf 12,100,000jährige Monate. Die sibyllinischen Bücher theilten es in 10 secularische Monate oder 4 Jahreszeiten, wovon der Frühling das goldene, der Sommer das silberne, der Herbst das eberne, in welchem die Deukalionische Flut ausgebrochen war, und der Winter das eiserne in sich begriff, und wonach der Cyklus wieder mit dem Frühlinge oder mit dem goldenen Zeitalter von Neuem beginnen sollte. Die Idee der Weltalter ist so aus der Natur aufgegriffen, daß sie in die religiösen Überzeugungen fast aller Völker verflochten ist, wie wir sie denn in dem tausendjährigen Reiche der Apokalypse und in den Dugs der Indier wiederfinden.

**Weltauge**, s. Dpal.

**Weltaxe** nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden äußersten scheinbar stillstehenden Punkten, dem Nord- und Südpole, durch das ganze Weltgebäude denkt, und um welche diese sich zu bewegen scheint. Insofern man sich nun diese auch mitten durch die Erde von einem Erbpole zum andern durchgehend denkt, wirb sie die Erdaxe genannt.

**Weltbürger** (griech.: Kosmopolit) ist eigentlich jeder Mensch, sobald er geboren worden, als ein Bewohner oder Bürger der Welt, d. h. des Erdbodens, betrachtet. Aber die Verhältnisse, unter denen er geboren wird, machen ihn zum Glied einer besondern Nation, zum Bürger eines besondern Staats. Jeder Staat, jedes Volk hat auch sein besonderes Interesse, und die Begierde, dieses ausschließlich zu befördern, wird dem allgemeinen Wohl nachtheilig. Wer nicht bloß ausschließlich den besondern Vortheil seines Volks, sondern den allgemeinen der Menschheit beachtet und zu befördern sucht, verdient den Namen eines Kosmopoliten. (S. auch Nation, Menschenbildung, Nationalbildung.) Mit Recht hat man von den Geschichtschreibern verlangt, daß sie sich als Kosmopoliten betrachten und vergessen sollten, daß sie irgend einem Volke angehören. Ihre Erzählungen würden dann ohne Parteilichkeit sein.

**Weltgebäude**, **Weltall**, **Universum** ist der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten und Kometen, in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet, daher **WELTSYSTEM** (s. d.). Wir wissen von dem Weltgebäude wenig durch die Anschauung, da unser Blick für die Unermesslichkeit desselben viel zu beschränkt ist; aber Ahnung und Vermuthung geben uns auch Aufschlüsse über Das, was unsere Sinne nicht erreichen. Durch Anschauung lernten wir zuerst unsern Erdball, dann die mit demselben um die Sonne kreisenden Planeten und so unser Sonnensystem näher kennen. Von diesem, welches einen, wenn auch noch so geringen Theil des Weltgebäudes ausmacht, schließen wir, weil die Übereinstimmung des Theils mit dem Ganzen zu vermuthen ist,

auf dieses. In unserm Sonnensystem erblicken wir die Sonne als den festen Mittelpunkt, um welchen sich die Erde und andre Planeten nebst ihren Monden regelmäßig bewegen. Unsere Erde ist der Wohnort organisirter, empfindender und denkender Wesen. Beobachtungen lehren uns, daß die übrigen Planeten unsers Sonnensystems der Erde ähnlich sind; wir schließen daher, daß auch sie der Wohnplatz organisirter, empfindender und denkender Wesen sind. Weitere Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die Fixsterne unserer Sonne ähnliche Weltkörper sind, denn sie glänzen in eigenem Lichte und verändern ihren Standort gegen einander nicht. Dies angenommen, ist zu vermuthen, daß auch jedem von ihnen seine Planeten, die wiederum unserer Erde gleichen und in vorgeschriebenen Bahnen um ihn kreisen, zugetheilt worden, daß es mithin ebenso unzählige Sonnensysteme als Fixsterne gibt. Da, wie ebenfalls Beobachtungen lehren, die verschiedenen Weltkörper unsers Sonnensystems in gegenseitigen Beziehungen zu einander stehen, so ist Dasselbe auch von den unzähligen Sonnensystemen zu vermuthen. Und wie wir in Allem, wohin unsere Wahrnehmung reicht, Wechselwirkung, Ordnung und Nothwendigkeit antreffen, so dürfen wir Dasselbe auch im Weltgebäude vermuthen, und es daher als ein System, als ein harmonisches zusammenhängendes Ganzes betrachten. Neuere Beobachtungen verstärken diese Vermuthung. Sie lehren uns, daß die früher für unbeweglich gehaltenen Fixsterne auch eine, jedoch erst nach Jahrhunderten bemerkbare Bewegung haben. Dies führt auf den Schluß, daß das gesammte Heer der Fixsterne sammt allen Planeten sich wieder um einen gemeinschaftlichen Punkt, um eine Centralsonne, für welche einige Astronomen den Sirius ansehen, bewege. Hiernach wäre das ganze Fixsternsystem im Großen eben Das, was ein einzelnes Sonnensystem im Kleinen. Wir vermögen nicht, diesen ungeheuern Gedanken zu fassen und uns die millionenfachen Umläufe aller Himmelskörper im unermesslichen Raume zu denken. Hier ist ewige Bewegung und ewige, nie gestörte Ordnung, hervorgebracht durch die allgemeine Schwere, die sich wie eine Kette um das Weltallschlingt und es zu einem Ganzen verbindet. Alles erscheint genau gegen einander abgewogen, aber die Wage ruht in der Hand des Unerforschlichen, dessen Allmacht ewiges Gleichgewicht zu erhalten weiß. Über das Weltgebäude ist Laplace's classische „Exposit. du système du monde“ (4. U., Paris 1813, 2 Bde.) mit G. de Pontécoulant's „Théorie analytique du système du monde“ (2 Th., Paris 1829), das die neuen Fortschritte der physischen Astronomie enthält, zu verbinden. Den Fixsternhimmel betrachtet Herschel's Schrift: „Über den Bau des Himmels“ (deutsch bearbeitet, mit Kupfen, Dresden 1826).

**Weltgegenden.** Der Seemann theilt den Horizont in 32 gleiche Bögen. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinschaftlichen Namen der Weltgegenden, von denen jede einen besondern Namen führt: Die um 90° von einander entfernten 4 sogen. Cardinalpunkte, Norden und Süden, Osten und Westen, bilden Quadranten, durch deren Halbierung man die 4 ersten Nebengegenden: Nordwest, Südwest, Nordost, Südost erhält. Eine zweite u. dritte Halbierung gibt dann die zweiten und dritten Nebengegenden, deren Namen (Nordnordwest, Nordwest gen West, oder Westnordwest etc.) nur für den Seemann wichtig sind.

**Weltgeistliche, Weltpriester** (sonst auch Leutpriester, Laienpriester) werden diejenigen Geistlichen in der kathol. Kirche genannt, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, oder in Domecapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lat. Kirchensprache heißen sie Clerici saeculares, dagegen die Ordensgeistlichen Clerici regulares, weil sie eine Ordensregel beobachten. E.

**Weltgeschichte, s. Geschichte.**

**Welthandel.** Dieses große Wort umfaßt die sinnlichen Elemente der freien und frieblichen Wechselwirkung der Völker; es zeigt, wie gegenseitiges Be-

dürfniß, den natürlichen Reichthum mit dem Kunstvermögen ausgleichend, wilde Nationen mit den gebildeten verknüpft und die ganze bewohnte Erde dem Gesetze der Sitte unterwirft, insoweit diese auf Verstand und Arbeit beruht. Wie der Welthandel einst mit den Waffen des Fleißes, des Friedens und der Freiheit die Steppen Scythiens und die Wüsten Libyens eroberte, so lichtet er jetzt die Urwälder Amerikas und trockenet Australiens Gewässer aus. Seit Jahrtausenden durchkreuzt er die Binnenländer der alten Welt, seit Jahrhunderten durchzieht er das Weltmeer, und seit Jahren sinnt er darauf, wie er die Landenge Darien durchschneiden und das Polareis durchbrechen soll. Er ist die ewige Argonautenfahrt in der Völkergeschichte, und sein Kolchis heißt von den ersten Zeiten des Weltverkehrs an bis jetzt — I n d i e n. Der Raum unsers Werkes gestattet es nicht, den Gang des Welthandels in der alten Zeit darzustellen; wir verweisen deshalb auf Heeren's „Ideen“, und geben bloß eine allgemeine Übersicht derjenigen Völker, welche gewöhnlich auf dem Weltmarkte verkehren.

I. Europa ist, seit Alexander Tyrus eroberte, im Besitze des Welthandels, und es sicherte sich denselben durch sein von Heinrich dem Seefahrer (s. d.) gegründetes Colonialsystem, durch welches es den Ull einhandel mit Colonialwaaren erhielt. Unter diesen versteht man die Erzeugnisse der Pflanzungs-, Handels- und Bergbaucolonien; jedoch die der letztern nur zum Theil, denn edle Metalle und Edelsteine werden nicht leicht mit jenem Namen bezeichnet, so wenig als die Erzeugnisse der Ackerbau treibenden Colonien im engern Sinne; dagegen begreift man unt. dies. N. Gewürze und Spezereien, ostindische Zeuche aller Art, Farbe- und Möbelhölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Caffee, Zucker, Reis und Thee. Ostindien liefert vornehmlich Baumwolle, Zucker, Caffee, Reis, Zeuche, Spezereien und Thee aus China; Westindien Cacao, Caffee, Zucker und Baumwolle; Südamerika edle Metalle und Steine, Farbe- und Schreinerhölzer, Arzneimittel u. s. w. Der Verbrauch dieser Waaren, der früher nur den Reichern möglich war, hat sich, seitdem das Meer die große Straße für den Handel nach Ostindien und Amerika geworden, seit dem Anfange des 15. Jahrh., vornehmlich aber, seitdem Engländer und Holländer den ersten Platz unter den Colonialvölkern Europas eingenommen, mit dem Anfange des 18. Jahrh. ins Ungeheure vermehrt. Statt daß die Colonialwaaren früher nur Gegenstände des höhern Luxus waren, sind sie seit der Zeit Gegenstände des Bedürfnisses, selbst für die niedrigsten Classen der Bewohner Europas geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politischen Zustande unsers Welttheils herbeigeführt. Der Welthandel erhielt eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Interesse. Der Stand der Kaufleute, der sich eben dadurch so außerordentlich vermehrte, bildete bald einen über die gesammte cultivirte Welt sich verbreitenden Bund, der nur von Einem Zwecke beseelt war, den Handel in seinem Gange zu erhalten; und selbst unter kriegführenden Nationen bemühten sich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuschneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter sich zugleich der Austausch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten sich, ein weltbürgerlicher Geist vereinigte isolirte Nationen und schuf die Völker Europas gleichsam zu einer großen, gebildeten Familie um. Gleich folgerich ward die durch den steigenden Verbrauch der Colonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Colonialstaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seestaaten, England und Holland. Für beide und im geringern Grade auch für die übrigen Colonialstaaten Europas ward der Handel mit den Erzeugnissen der Colonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide trugen wie kein andrer Staat zur Bildung der europäischen Menschheit bei, wie denn auch die höhere politische Wichtigkeit beider höchst wohlthätig auf das politische Gesamttwesen von Europa

zurückwirkte. England insbesondere wurde die Stütze des Systems von Europa. Ihnen lag vor allen daran, Europa vor Unterdrückung und Universalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Übermacht eines Staats diesen in den Stand setze, ihnen die Häfen und Küsten des festen Landes zu verschließen. So wurden die Hauptcolonialstaaten die thätigsten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäischen Staaten, zugleich aber auch die heftigsten Gegner jeder entstehenden Universalmonarchie und Übermacht. Daher suchte auch in unsern Tagen Frankreich, sobald es nach einer Universalmonarchie zu streben anfing, die Seemächte von dem Festlande auszuschließen, freilich unter sehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker vor der Verarmung bewahren, sie von der Steuer befreien, die sie fortdauernd an England, das bei der Übermacht seines Seewesens bald die einzige europäische Colonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Colonialwaaren zahlen mußten, wollte diese Waaren durch allerhand Stellvertreter (Surrogate) überflüssig machen, und so das Festland selbst mit Gewalt und wider seinen Willen bereichern, da jene Gründe noch immer den gesunden Verstand nicht überzeugen wollten. Freilich war es auffallend, daß der Colonialwaarenverbrauch schon seit Jahrhunderten stattfand, und daß man noch immer kein wesentliches Verarmen wahrnahm, sonst hätte ja auch der Handel längst aufhören müssen, da sich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vorteilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegentheil der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, das Festland mit Gewalt zu bereichern, dasselbe täglich ärmer ward. Untersuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet sei, was Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Colonialwaaren nothwendig arm machen müsse, so ist es leicht, das Gegentheil davon zu beweisen, was auch durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wird. Das neue Bedürfnis nöthigte zu neuem Gewerbsleiß und neuer Thätigkeit, um dieses Bedürfnis zu befriedigen; es vermehrte dadurch das Ergebniß der Arbeit und damit zugleich den Wohlstand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Hervorbringnisse der Arbeit, gehen jetzt als Tauschmittel gegen Colonialwaaren aus dem Lande, und würden sonst in demselben geblieben sein! Allerdings; allein theils wäre nicht die Aussicht vorhanden, sich durch den Erwerb einen neuen Genuß zu verschaffen, theils ist ja auch der Zweck alles Gewerbsleißes und aller Thätigkeit nicht, Geld anzuhäufen, sondern die Summe der Genüsse zu vermehren. Wird dieser Zweck erreicht, so haben Industrie und Fleiß gewirkt, was sie wirken sollten. Auf die kleine Zahl verschwenderischer Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüsse zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rücksicht genommen werden. Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zustande von Europa alle Colonialwaaren gänzlich auszuschließen, nicht gut möglich sei, und so suchte man durch Surrogate aller Art sich zu helfen. Die ungeheuern Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Colonialwaaren belagte, so weit französische Macht reichte, das hieß in jenen Jahren beinahe über das gesammte europäische Festland, trugen dagegen wesentlich dazu bei, die Völker desselben immer ärmer zu machen; denn diese Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauscht werden konnte, und brachten zugleich einen höchst verderblichen Schleichhandel hervor. — Im 18. Jahrh. wurde

#### Großbritannien

die erste Colonialmacht. Es eröffnet daher den Reihen aller handeltreibenden und dem britischen Kunstfleiß mehr oder minder tributbaren Völker. Denn mit mehr als 25,000 Kauffahrern und einer Waarenlast von 3 Mill. Tonnen versendet es jährlich an Werth innerhalb Europa für etwa 170 Mill. und außer Europa für ungefähr 95 Mill. Thlr.; die Einfuhr wird jährlich auf etwa 146 Mill. Thlr. geschätzt. Der Handel ist größtentheils Compagniehandel. Den letzten treiben die

russische, die levantische, die afrikanische, die Südsee-, die Hudsonsbai-Gesellschaft, die Ostindische Compagnie (s. b.), die Londoner Bank (s. b.), und die Borneo-, Solo- und Banca-Compagnie (um die Gold- und Demantgruben auf Borneo, die Perlenfischerei bei Solo und Banca, und die Zinngruben auf letzter Insel zu betreiben). Insbesondere führt Großbritannien aus: nach dem europäischen Norden: Baumwollen-, Wollen-, Stahl- und Glaswaaren, Steingut, Blei, Zinn, Steinkohlen, ostindische und Colonialwaaren und Specereien, Färbestoffe, Salz, raffinirten Zucker. Dagegen erhält es aus dem Norden: Korn, Flachs, Hanf, Eisen, Pech, Theer, Talg, Bauholz, Leinwand, Perl- und Pottasche, Tauswerk, Schweinsborsten. Nach Portugal im Durchschnitt (bis 1829) jährlich für 2,506,755 Pf. Sterl. Waaren; nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal: Baumwollen- und Wollenfabricate, Stahlwaaren, getrocknete und eingesalzene Fische, Steingut und Glaswaaren, Colonial- und ostindische Waaren, und alle Arten der feineren Manufacturerzeugnisse. Von Deutschland werden eingeführt: Korn, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Lumpen, Häute, Bauholz und Wein; von Holland Flachs, Hanf, Färberröthe, Wachholderbranntwein, Käse, Butter, Lumpen, Sämereien; von Frankreich Wein, Branntwein, Spizen, Cambrit, Schiefertuch, Seide, Quincaillerie- und Modewaaren, Früchte; von Italien, Spanien und Portugal Seide, Wolle, Barkta, Schwefel, Salz, Öl, Früchte, Weine, Branntwein, Kork. Nach der Türkei: Baumwollen- und Wollenwaaren, Stahlwaaren, Colonial- und ostindische Waaren, Blei, Zinn, Eisen, Schlaguhren, Taschenuhren, und erhält dafür Caffee, Seide, Früchte, feine Öle, Specereien, Färbestoffe, Teppiche u. dgl. Nach Nordamerika: Wollen- und Baumwollenfabricate, Leinwand, Stahl-, Glas- und andre Waaren; die Importen von daher: feines Mehl, Baumwolle, Reis, Theer, Pech, Perl- und Pottasche, Mundvorräthe, Mastbäume, Schiffsbauholz u. dgl. Die Hauptimporten aus Südamerika sind Baumwolle, Häute, Felle, Talg, Cochenille, Farbholz, Indigo, Zucker, Cacao, Specereien, Gummi u. dgl., und die Exporten aus England dagegen sind die oben genannten. Diese sind es auch nach Westindien, wogegen man erhält: Rum, Caffee, Taback, Zucker, Ingwer, Piment, Pfeffer, Indigo, Farbwaaren, Drogereien, Baumwolle, Mahagoni, Campechholz u. dgl. Nach Ostindien, China und Persien: Wollenwaaren, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, ausländisches Silbergeld, Gold und Silber in Barren, Stahl- und eine Menge Manufacturwaaren, wogegen man erhält Musseline, Cattune, Seidenzeuge, Rankings, Thee, Specereien, Arak, Zucker, Caffee, Reis, Salpeter, Indigo, Opium, Drogereien, Gummi, Quecksilber, Edelsteine, Perlen u. dgl. Nach Neusüdwallis fährt man aus engl. Manufactur- und Colonialwaaren, und erhält dagegen Thran, Kobbenfelle, Wolle u. dgl.

Unter sich verkehren die 3 britischen Königreiche mit folgenden Waaren: Aus Schottland erhalten England und Irland: Korn, Vieh, Wollen- und Baumwollenwaaren, Aschensalz, Granit, Segeltuch, Eisenfabricate (auch bieten die schottischen Fischereien einen wichtigen Handelsart. dar); wogegen Schottland die Producte Irlands und allerhand geringen Luxusbedarf aus England erhält. Irland kauft von England und Schottland Baumwollen-, Wollen- und Seidenzeuge, ost- und westindische Producte, Steingut, Stahlwaaren und Salz, und setzt dagegen dort s. Leinwände, Häute, Mundvorräthe u. dgl. ab. Übrigens ist Irlands Handel an sich sehr ausgebehnt. Es fährt nach Frankreich, Spanien, Portugal, Westindien u. Nordamerika für Weine, Früchte, Zucker, Rum u. dgl., die es erhält, seine Producte und Fabricate aus. Der Handelsverkehr zwischen Irland und dem europäischen Norden geht hauptsächlich über England, und ausschließend durch denselben Canal geht auch s. Handel mit dem Orient. Die Hauptart. der Ausf. von Irland sind Leinwand, Mundvorräthe, Korn, gebrannte Wasser, Heringe und Lachs.

Die auswärtigen Besitzungen und Colonien Großbritanniens, von denen es 26 schon vor der franz. Revolution besaß, und 17 seitdem dazu eroberte, sind in Europa: Helgoland, Gibraltar und Malta, mit Gozo, auch die ionischen Inseln; in Asien: Ceylon und die von der ostindischen Comp. verwalteten Präsidentschaften: Calcutta, Bombai und Madras; in Afrika: die Insel Mauritius mit den Seychellen und Amiranten, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Sierra Leone, Cape Coast und Annaboa, die Inseln Ascension und St.-Helena; in Nordamerika: Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Cap Breton, die St.-Johns- oder Prinz Edwardsinsel, Neufundland, die Hudsonsbai, die Hondurasbai; in Südamerika: Berbice, Demerary, Essequibo; in Westindien: Jamaica, Barbados, St.-Lucia, Anguilla, Antigua, St.-Vincent, St.-Christoph, Nevis, Montserrat, die Jungfraueninseln, Grenada, Tabago, Dominica, Trinidad, die Bahama Inseln, die Bermudas Inseln; in Australien: Neusüdwales, Wandimonsland, Colonie auf Neuseeland. Vgl. Hamilton's „Eastindia gazetteer“ (2. Aufl., London 1829); Mac Gregor's „Historic. and descript. sketches of the maritime Colonies of british America“ (London 1828). — Die wichtigsten Handelsstädte sind nächst London Liverpool, Bristol und Hull; die wichtigsten Fabrik- u. Manufacturplätze: Manchester, Birmingham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale etc. In Schottland sind die vornehmsten Handelsstädte Glasgow, Greenock, Leith und Aberdeen. Der auswärtige Handel von Glasgow und Greenock erstreckt sich nach Westindien, den Verein. Staaten, den britisch-amerik. Colonien, Brasilien und dem ganz'n Festlande von Europa. Der auswärtige Handel von Leith und Aberdeen erstreckt sich nach Westindien, Amerika, dem mittelländ. und baltischen Meere. Irlands größte Handelsstädte sind Dublin, Cork, Wexford, Waterford und Belfast. Nach einem engl. Berichte von 1829 ist seit 3 Jahren Englands Handelsmarine im Abnehmen, und die Ausfuhr hat sich um 6,688,000 Pf. St. vermindert. Seit 1816 soll sich die Abnahme in der Zahl der Handelschiffe auf 2073 mit 304,597 Lasten, welche 12,183 Matrosen beschäftigen, belaufen.

#### D e u t s c h l a n d s

Handel ist, seiner schiffbaren Flüsse wegen, sehr beträchtlich. Hauptartikel der Ausfuhr sind: Leinwand, Leinengarn, rohe Wolle, Lumpen, Quecksilber, Korn, Bauholz, Flachs, Hanf, Wachs, Schmalz, Salz, Weine und eine Menge von Metallen. Seine Importen sind: Wollen-, Baumwollen- und seidene Waaren, Stahlwaaren, Uhren, gegerbtes und zubereitetes Leder, Thee, Cacao, Farböhler, Colonialwaaren, ostindische Producte. Deutschlands vornehmste Häfen sind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Rosstock, Bremen, Emden, Stettin, Triest. Seine vorzüglichsten binnenländischen Handelsstädte sind: Wien, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Ober, Augsburg, Berlin, Breslau, Köln, Nürnberg, Braunschweig, Mainz, Bogen, Prag. Insbesondere ist Hamburg der Canal, durch welchen der ausgebehnte Handel zwischen Großbritannien und den deutschen Staaten hauptsächlich seinen Weg nimmt. Mittelft der in die jetzt freie Elbe einströmenden Flüsse gehen Hamburg die mannigfaltigen Erzeugnisse Ober- und Niedersachsens, Ostreichs und Böhmens zu. Durch die Havel, die Spree und die Oder dehnt sich sein Handel nach Brandenburg, Schlesien, Mähren und Polen aus. Hamburgs Handelsgeschäfte bestehen zum Theil in den Consignationen der ausländischen Kaufleute und in einem sehr weiten Umfange in Kauf und Verkauf inländischer und ausländischer Waaren. Seine Wechselgeschäfte sind sehr bedeutend. — Bremen hat eine beträchtliche Ausfuhr in den Producten Westfalens und Niedersachsens nach England, Spanien und Portugal, und mit Amerika mehr Verkehr als irgend eine der deutschen Seestädte. Den Handel in deutschen Linnenwaaren mit dem Auslande führen ausschließlich bremser und hamburger Kaufleute, denen alle ausländische Dives zugeschickt werden. — Leipzig, der

Centralpunkt für den europäischen Landhandel im Innern Deutschlands und der Niederlagsort für die ausländischen und für die sächsischen Waaren, besitzt außer andern mercantillischen Vorrechten 3 Messen (zu Ostern, Michaelis und Neujahr), zu denen Kaufleute aus allen Gegenden Europas und selbst aus Asien herzufließen; außerdem ist hier auch ein wichtiger Hofmarkt und ein Markt für die sächsische Wolle. Seit 1830 bildet sich ein neuer Waarenzug von Leipzig über Triest nach Asien (Tiflis u. s. w.), nachdem Östreich die Transitogebühren ermäßigt hat. Hauptartikel des Umsatzes sind: böhmische, schlesische und sächsische Leinwand; Leder, Häute, Wachs und Wolle aus Polen; Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; Seidenzeuge, Sammete und Korallen aus Italien; Leder, manche Manufacturartikel und Färbestoffe aus Östreich und Ungarn; Spitzen, Seidenwaaren aller Art, Bänder, Porzellan, Uhren, Bronze und andre Manufactur- und Modewaaren aus Frankreich; Leder, Hanf und Flachs aus Rußland; Colonialproducte und Manufactur- und Fabrikwaaren aus England und Holland, und literarische Erzeugnisse aus ganz Europa. — Augsburg ist durch seine Agenten und Banquiers das Medium des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande, besonders Italien. Die wiener Wechselgeschäfte werden gewöhnlich in Trattaten auf Augsburg gemacht. Es hat auch beträchtlichen Vortheil vom Transitto nach Italien gehenden oder aus Italien kommenden Gütern. — Frankfurt a. M., ein Ort von großer Handelsthätigkeit, vorzüglich auf seinen beiden Messen, im Frühjahr und Herbst, hat überdies durch den Reichthum seiner alten und neuen Banquierhäuser einen äußerst bedeutenden Wechselhandel. (Vgl. Offenbach.) — In Braunschweig werden bedeutende Geschäfte gemacht, sowol in seinen natürlichen und künstlichen Producten als in ausländischen Waaren. Seine 2 jährlichen Messen behaupten den nächsten Rang nach den leipziger und frankfurter Messen. Große Quantitäten rohen Zwirns werden hier von den holländischen Kaufleuten geholt, und das starke Bier (Mumme) wird in mehre Länder ausgeführt. — Im Allgemeinen hat in Deutschland die Übersättigung mit Waaren die Preise herabgedrückt; damit steht aber auch die Verschlechterung der Waaren in steter Wechselwirkung, sowie die Verschlechterung derselben durch die Mustervereiterei (s. d.).

Östreich bildet durch sein Mauthsystem und durch seine Handelsgesetzgebung einen geschlossenen Handelsstaat, doch mäßigt es seit Kurzem sein Prohibitivsystem und erleichtert den Waarendurchzug. Wien, die Niederlage des binnenländischen Handels von ganz Östreich, hat einen ausgebreiteten Verkehr mit England, den Niederlanden und Frankreich, desgl. einen bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkei. Über Wien bezieht Deutschland große Quantitäten roher Baumwolle aus der Türkei. Der Handel Triests im Littorale besteht vorzüglich in Ausfuhr der Producte Deutschlands und der Colonialwaaren, welche von hier in die Levante und die Küstenländer des schwarzen Meeres gehen. Triest kann als Depot für die Producte der Levante angesehen werden; auch ist hier ein lebhafter Markt für die Einfuhr britischer Waaren und der Artikel der Neufundlandsfischerei. Venedig wird als Freihafen für Östreichs Seehandel wichtiger werden, als Triest und Genua. Nach Wien sind die bedeutendern Landhandelsplätze der Monarchie: Lemberg, Prag, Brünn, Brody, Bogen, Pesth, Kronstadt. Die erlaubte Einfuhr besteht größtentheils nur aus rohen Producten: Baum- und Schafwolle, Seide, Reis, Öl, Gewürze, Colonial-, Specereywaaren, Leder, Vieh etc. Ausfuhrartikel sind: Lächer, Flachs- und Hanfwaaren, Mineralproducte, Brotfrüchte, Glaswaaren. Gewinnreich sind die Expeditionsgeschäfte der Durchfuhr, namentlich der levantischen Waaren. In Böhmen ist der Handel größtentheils in den Händen der das Land zahlreich bewohnenden Juden. Er besteht hauptsächlich in Exporten, und zwar von Leinwand, Wollenzeug, Seidenzeug, Farbholzern, Leder und Glas. Das Glas zeichnet sich durch seine Politur und andre Vorzüge

vor dem aller übrigen Länder so aus, daß die Ausfuhr sehr beträchtlich ist. Die jährlich nach Spanien, Rußland, der Levante und Amerika gehenden Transporte aus Böhmen haben einen Werth von 2½ Mill. Eldn. Den meisten Handel treibt Böhmen mit Osterreich, Holland, Spanien, Portugal, Italien und der Türkei. Man schätzt die Ausfuhr auf 9, und die Einfuhr (Colonialwaaren, Luxusartikel ic.) auf 7 Mill. Thlr. Prag ist die vornehmste Handelsstadt des Landes, dann Reichenberg.

Preußen hat seit 1818 in seinen Staaten freies Gewerbe und freien Verkehr; seit f. Zollvereinen (s. d.) aber bildet es mit Anhalt, dem Großherzogthum Hessen, Baiern und Württemberg einen Hauptmarkt in Deutschland; von dem übrigen Deutschland ist es durch sein Zollsystem geschieden. Der Handel dieser Monarchie wird durch die Ostsee, durch viele schiffbare Flüsse und durch Canäle begünstigt; er ist wichtiger, was die einheimischen Erzeugnisse betrifft, als der Speculations-, Transito- und Commissionshandel, der in Köln, Magdeburg, Stettin, Minden, Danzig, Königsberg, Kottbus, Breslau ic. hauptsächlich blüht. Zur See werden ausgeführt: Getreide, Wachs, Talg, Wolle, Lein, Flachs, Hanf, Holz, Leinwand, Garn, wollene und baumwollene Waaren, feine Kunstarbeiten, Bernsteinwaaren. Frankfurt a. d. O. hat 3 Messen. Magdeburg bringt Korn, Leinwand, Baumwollenzuche, Tücher, Leder, Salz und Kupfer nach Hamburg und auf die Messen in Leipzig und Braunschweig. Außerdem hat es einen bedeutenden Zwischenhandel mit Colonialwaaren, Weinen, Getreide ic. Weizen wird ausgeführt von Danzig, das die größten Kornmagazine von Europa hat, von Esbingen, Stettin, Königsberg, Anklam und Berlin; Bau- und Stabholz und Asche von Danzig, Memel und Stettin; Hanf, Flachs und Leinsamen, Talg, Wachs und Schweinborsten von Memel und Königsberg. Tilsit hat starken Handel in Korn, Leinsamen, Hanf und Flachs. Die Exporten Braunschweigs sind Wollengarn, Korn und Flachs. Kolberg führt sehr viel Korn und andre Producte Polens aus. Der Haupthandel von Stralsund besteht ebenfalls in Kornausfuhr. Von allen Gegenständen des preuß. Handels behauptet die schlesische Leinwand den Vorrang, und durch die Verfertigung derselben sind berühmt die schlesischen Städte Hirschberg, Landshut, Schmiedeberg, Friedland, Waldenburg, Schweidnitz und der preuß. Antheil an der Oberlausitz. Am meisten gesucht wird diese Leinwand von den hamburgischen, engl., holländ. und italien. Kaufleuten. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind: Colonialwaaren, Farbholz, Salz, Buenos-Ayreshäute, Indigo, Specereien, Wein, Seide, Baumwollen- und Stahlwaaren ic. S. Ferber's „Beitr. zur Kenntniss des gewerbl. u. commercellen Zustandes der preuß. Monarchie“ (Berl. 1829).

Hanover zeichnet sich durch mercantillische Geschäftigkeit nicht aus. Die Exporten bestehen in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Salz, Hafer, Gerste, Bauholz, Planken und dem eisenhaltigen Kupfer des Harzgebirges. Die Leinwände sind gemeine; Tafeltücher und osnabrückischer Damast stehen an Güte den preußischen und den russländischen weit nach. Der Überschuss des einheimischen Verbrauchs wird nach Nordamerika und den span. Colonien ausgeführt durch das Medlum der Hansestädte. Eingeführt werden hauptsächlich engl. Manufacturwaaren, besonders Tücher und Cattune, Colonialwaaren, preuß. und russländ. Leinwand, feine franz. Tücher, Seidenzeuge, Juwelierarbeiten und franz. Weine, ferner geringe Luxusartikel aller Art, welche der handverstehe Kaufmann von den Messen zu Braunschweig, Leipzig und Frankfurt a. M. mitbringt. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind: Emden, Hanover, Minden. Über den Simbecker Verein s. Zollvereine.

Über den Handel, den Sachsen, Kurhessen und andre Länder treiben, und welcher durch den mitteldeutschen Handelsverein erleichtert wird, s. Zollvereine; vgl. oben Deutschlands Handel und die Artikel dieser Länder, sowie

Darmstädter Handelscongrès, Donau-, Elbe-, Main-, Neckar-, Rhein- und Weserschiffahrt und -Handel, und Seehandelsvereine.

Dänemark und Holstein.

Obgleich die dänischen Kaufleute mit allen Handelsstaaten Europas Verbindungen angeknüpft haben und sowol im Handel auf dem baltischen als in dem auf dem mittelländ. Meere eine bedeutende Rolle spielen, so besitzt dennoch ihr eignes Land nur wenig solcher Erzeugnisse, welche als Ausfuhrartikel wichtig werden. Was sie ausführen, sind meist Producte ihrer ost- und westindischen Besitzungen. In die Häfen von Petersburg, Riga, Stockholm und Memel führt Dänemark aus die Wollenzeuge Islands und der Faröer, das aus Frankreich, Spanien und Portugal kommende Salz, und die ost- und westindischen und chinesischen Producte; nach Deutschland seine Pferde, sein Rindvieh, Colonial- und westindische Waaren und wollene Strümpfe, wofür es von daher erhält: Leinwand, Wolle, Branntwein und Weine; nach Holland: Rübsamen, Fische u. dgl., und erhält dafür Specereien; nach Frankreich, Spanien und Portugal: Pferde, Fische und mehre aus Rußland kommende Artikel; es empfängt Salz, Wein, Früchte, Baumöl, Branntwein, Setbe ic. Sein Handel mit England besteht meist darin, daß es Bauholz u. dgl. für die engl. Fabricate gibt. Nach Island fährt es aus: Roggenmehl, Roggen, Gerste, Branntwein und andre geistige Getränke nebst den gewöhnlichen Consumtionsartikeln, wofür es frische, getrocknete und eingesalzene Fische, Thran, Talg, Eiberdunen, Wolle und wollene Strümpfe erhält. Grönland versorgt es mit Mehl, geistigen Getränken u. dgl., und empfängt dafür Fisch- und Robbenthran, Robbenfelle, Eiberdunen und Pelzwerk. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Kopenhagen und Helsingör in Seeland, Ålborg in Jütland, Flensburg und Tönningen in Schleswig, Altona und Kiel in Holstein. Dänemarks westindische Colonien sind: St.-Croix, St.-Thomas und St.-Jean. Auf der Küste Koromandel besitzt es Tranquebar, an der Guineaküste Christianborg und andre kleine Plätze. Auch hat es kleine Factorien auf den nikobarschen Inseln. In Dänemark gibt es eine asiatische oder ostindische Compagnie, eine isländische Compagnie, eine Seeassuranzcompagnie, eine afrikanische oder dänisch-westindische Compagnie, eine allgemeine Handelsgesellschaft u. a. m.

Frankreich

Handel erreicht jedes Land der Erde. Ausgeführt werden Weine, Branntwein, Die, Korn, Mehl, Liqueurs, Schnupftaback, Seidenwaaren, Wollenwaaren, Modewaaren aller Art, Uhren, Porzellane, Krystalle, Teppiche, Bronze, Leinwand, Spitzen, Cambrik, Tapeten, Hanf, Flach, Früchte, Kapern, Salz, Juwelierarbeiten, Papier ic., und Frankreich nimmt die Producte, jedoch fast keine Manufactur- und Fabrikwaaren, aller Nationen. Die vornehmsten Häfen sind: Bordeaux, Marseille, Nantes, Havre de Grace, St.-Malo, l'Orient und Dünkirchen. Marseilles Handel geht hauptsächlich in die Levante und nach Westindien, der von Bordeaux nach Asien, Westindien und dem europ. Norden. Calais und Dünkirchen haben einen vortheilhaften Schleichhandel mit England. Havre de Grace ist der Seehafen für Paris, das einen ausgedehnten indirecten Handel und Wechselgeschäfte mit dem Auslande hat. Amiens führt große Quantitäten von Sammet aus. Abbeville, Elbeuf, Louvier und Sedan haben ihren Haupthandel in Lichern; Cambrai, Valenciennes und Mençon den ihrigen in Cambriks und feinen Spitzen. Certe, der Hafen für Montpellier, hat einen ausgedehnten Handel in spanischen und Colonialwaaren. Bayonnes Haupthandel ist der mit Spanien. Der beträchtliche Handel Lyons, das im Mittelpunkte der nach der Schweiz, Spanien, Italien und Deutschland führenden Straßen liegt und jährlich 4 Messen hat, besteht hauptsächlich in Seidenwaaren. Für Strasburg ist ein wichtiger Handelsartikel sein vortrefflicher

Terpenthin. Lilla hat directen Handel mit allen Handelsstaaten Europas, sowie mit Frankreich und Spaniens Colonien und mit der Levante. Ferner gehören zu den bedeutendsten Handelsstädten: Rheims, Troyes, Grenoble, Nismes, Angoulême, Cognac, Nantes, Rouen, Rochelle, Caen. Grenoble versorgt Frankreich, Italien, Spanien und selbst Großbritannien mit feinen Handschuhen. Beaucaire hat eine wichtige Messe. Die franz. Colonien sind: Martinique, Guadeloupe und Marie galante in Westindien; Cayenne in Südamerika; Pondichery, Carical und Mahé in Ostindien; das Senegalgebiet, die Insel Bourbon und ein Fort auf Madagaskar in Afrika.

### I t a l i e n.

Obgleich Italien die vortrefflichsten Häfen besitzt und eine dem Handel ungemein günstige Lage hat, so ist dennoch sein Handel, sowohl der einheimische als der auswärtige, sehr beschränkt. Der Grund davon liegt in den unpolitischen Beschränkungen, in den schweren Steuern und Abgaben, welchen in diesem höchst fruchtbaren, aber größtentheils schlecht regierten Lande die Handelsstädte unterworfen sind. Die vornehmsten Ausfuhrartikel sind: Korn, Olivenöl, Wein, Brantwein, Seide, Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs, Sammet, Damast, Barilla (Soda), Schwefel, Galläpfel, Färberröthe, Gerbersumach, Valonia u. a. Färbestoffe, Sonnenblätter, Lakritzensaft und Wurzeln, Wachholderbeeren u. a. Drogenarten, Sardellen, Mandeln, Feigen, Nüsse, Oliven, Korinthen, Rosinen u. a. Früchte, Lumpen, Bast- und Strohhüte, Ziegen- und Bockshäute, Marmor. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Venedig, Ancona. Livorno ist der Hauptcanal des ital. Handels mit der Levante und den Barbareskenstaaten, und s. Hafen ist der Mittelpunkt des engl. Handels in dem mittelländischen Meere. Ein großer Theil seines Handels ist in den Händen der Juden. Seidenzeuge, Taffete, Satins, Brokate, leichte Wollenzeuge, Sammete ic. sind hauptsächlich die Ausfuhrartikel von Florenz, die durch den Canal von Livorno starken Absatz in der Levante haben. Mailand und Turin haben einen sehr ausgedehnten Handel in ihrer Seide, die wegen ihrer bewundernswürdigen Feinheit und Leichtigkeit berühmt ist. Ancona verkehrt mit den vornehmsten Handelsstädten Europas. Hauptsächlich bestehen seine Handelsgeschäfte in Agentschaften und Commissionen. Von Nizza wird einige Seide ausgeführt. Luccas Exporten sind Olivenöl, Seide, Damast, Früchte ic. Aus Gallipoli wird sehr viel Olivenöl ausgeführt. Genuas Exporten sind Sammet, Damast, welcher nebst dem venetianischen der geschätzteste in Europa ist, rohe Seide, Früchte, Olivenöl, Alaun, Marmor, Korallen, grobes Papier ic. Venedig (s. d.), einst die größte Handelsstadt der Welt, ist noch immer ein wichtiger Handelsplatz, da der europäische Handel nach der Levante mit diesem Freihafen in Verbindung steht. Die venetianischen Sammete, Damaste, Spiegel und verarbeitete Seide in sehr großer Quantität sind von Venedigs auswärtigem Handel der beträchtlichste Bestandtheil. Die Exporten von Neapel bestehen in Olivenöl, Wolle, Seide, Weinstein, Weinen, roher und verarbeiteter Seide, Früchten, Schwefel und Stabholz.

### Die Inseln des mittelländischen Meeres.

Die Ausfuhrartikel Siciliens, eines Landes, welches die Natur mit der Fülle aller ihrer Gaben überschüttet hat, bestehen in Seide, Getreide, Barilla, Schwefel, Olivenöl, Wein, spanischen Fliegen, Gerbersumach, Manna, Korallen, Lumpen, Mandeln, Feigen, Rosinen, Nüssen, Sardellen, Bernstein, Ziegen-, Bock- und Schaffellen, Granatäpfeln, Drangen, Limonien ic. und aus Ananas von ausgezeichneterer Größe und vorzüglichem Geschmacke. Der vornehmste Hafen ist Messina, dann Palermo. — Die Exporten Sardinien's sind hauptsächlich Getreide von ungemeyner Güte, Thunfische, Häute, Barilla, Salz. Cagliari ist die bedeutendste Handelsstadt. — Corsica führt aus: Seide, Olivenöl und schwarze,

weiße und rothe Korallen. Die Seide geht vorzüglich nach Genua und Lyon; die Korallen werden nach Marseille verkauft, wo sie ihre Zubereitung und Politur erhalten; dann gehen sie nach Afrika, als ein von den Mauren und Negern gesuchter Artikel. Die corsicanischen Häfen sind Ajaccio, Bastia u. Porto Vecchio. — Malta, welches, sowie Gibraltar, ein Niederlagsort der britischen und Colonialwaaren ist, die im mittelländ. Meere abgesetzt werden, führt Baumwolle, Drangen und Früchte aus. — Die ionischen Inseln (Cefalonien, Zante, Korfu, Santa-Maura ic.) führen aus: Wein, Brantwein, Olivenöl, Rosinen, Korinthen, Citronen, Melonen, Granatäpfel, Honig, Baumwolle und Salz. Die Rosinen und Korinthen übertreffen selbst die von Morea an Güte. Der Wein ist Muskateller. — Der Handel der Insel Cypern ist unbeträchtlich. Sie führt Baumwolle, Wolle, Seide, Wein, Salz, Terpenthin, türk. Leder ic. aus. Ihre bedeutendsten Handelsstädte sind Larnica und Rhodus. — Die Exporten der Insel Candia, welche durch ihre Lage ganz zum Stapelplatz des europäischen, asiatischen und afrikanischen Handels geeignet ist, bestehen in Öl, Seife, Wachs, Wein, Leinsamen, Rosinen, Mandeln, Laudanum, Johannisbrot ic.

Die Niederlande und Holland.

Die vornehmsten Handelsstädte der belgischen Niederlande sind Antwerpen, Gent und Ostende. Antwerpen ist für den Handel des europ. Nordens der Stapelplatz, erlangt seit der Wiedereröffnung der Schelde allmählig seine mercantilitische Bedeutung wieder, welche dereinst wegen seiner vortrefflichen centralen Lage, seines vortheilhaften Locals überhaupt, und weil es der Canal ist, durch welchen der meiste Handel der Holländer geht, die von Amsterdam u. Hamburg übertreffen kann. Die Exporten Antwerpens bestehen hauptsächlich in Weizen, Bohnen, Kleesamen, Leinwand, Spitzen, Teppichen, Tapeten und allerhand Manufacturwaaren von Brüssel, Mecheln, Gent und Brügge. Die Ausfuhrartikel von Gent sind: Weizen, feine Leinwand, Flach, Hanf, Bohnen u. dgl.; die von Ostende: Weizen, Kleesamen, Flach, Talg, Häute und die Leinwand von Gent und Brügge. — Die Hauptexporten Hollands, dessen Handel seit 1814 wieder aufblüht und jährlich an 4000 Schiffe mit 25,000 Tonnen Last beschäftigt, sind: Butter, Käse, Leinwand, Lächer, Drogareien u. Farbwaaren, Fische, Weizen, Leinsamen, Kleesamen, Wachholderbranntwein, Färberröthe, Papier u. dgl. Die größten Handelsstädte in Holland sind Amsterdam, Rotterdam und Gröningen, dann folgen Lüttich, Middelburg und noch die Handelshäfen Briel, Delfshaven, Dortrecht, Enkhuizen, Medemblick ic. Amsterdam war vor dem Verfall des holländ. Handels eine der größten Handelsstädte der Welt, der Stapelplatz der aus dem Osten und Westen und aus den vornehmsten europ. Staaten kommenden Waaren. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausschließenden Besitze der orientalischen Specereien, der Seidenwaaren Ostindiens und Chinas und der ostindischen feinen Baumwollenzuuche waren, kleideten sie sich selbst nur in grobes Tuch und begnügten sich mit sehr frugaler Nahrung. Die sehr feinen Lächer, welche sie selbst fabricirten, bestimmten sie bloß für das Ausland und kauften zu ihrem eignen Gebrauche das grobe Tuch in England, sowie sie auch in jener Zeit ihre eigne vortreffliche Butter und ihren Käse meist verkauften und zu ihrem Verbrauche diese Artikel der größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechsel- und Bankgeschäften verdankten die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlstand, und der Canal, durch den sie gemacht wurden, war Amsterdam. Noch jetzt ist Amsterdam mit Hamburg einer der großen Vereinigungspunkte der Wechselgeschäfte zwischen dem Norden und dem Süden, obgleich von der Zeit an, da in der amsterdamer Bank ein Mangel an Vertrauen sich zu erkennen gab, dieser Geschäftszweig bei weitem nicht mehr so bedeutend gewesen ist, indem ein großer Theil seiner Wechselgeschäfte nach London und Hamburg überging. Einfuhrwaaren sind Getreide, Holz, Steinkohlen, Talg, Wachs,

Lumpen ic. Für Hollands Colonialhandel ist der Besitz von Batavia, Amboina, Banda, Ternate, Macassar, Sumatra und Timor in Ostindien wichtig; sowie der Handel mit Japan. In Afrika besitzt es einige feste Plätze auf Guinea; in Amerika Surinam und die westind. Inseln Curassao, St. Eustach, St. Martin und Saba.

#### Portugal.

Ausfuhrartikel sind hauptsächlich: weißer und rother Dporto-, Lissaboner und Carcavello-Wein, Salz, Drangen, Limonien, Früchte, Kork, Seide, Wolle, Baumöl ic. Nach England gehen Dporto-, Lissaboner, Carcavello, Madeira- und Canarien-Wein, Salz, Drangen, Limonien, Kork ic., wogegen die Portugiesen brit. Manufactur- und Colonialwaaren, Mundvorräthe, Korn, Mehl, Kupfer, Blei, Steinkohlen u. dgl. erhalten. Man nennt Portugal eine brit. Handelscolonie; allein im Jahr 1830 wurde im brit. Unterhause der noch bestehende, 1703 zwischen England und Portugal geschlossene, Methuensche Handelstractat als nachtheilig geschildert, weil die Handelsgesellschaft von Dporto dadurch ein Monopol erhalte, England die schlechtesten Weine und zwar zu beliebigen Preisen zu liefern. Die Ausfuhrartikel nach dem europ. Norden sind Weine, Salz, Früchte ic., wogegen man Hanf, Flach, Korn, Eisen, Bauholz, Theer, Pech, Stockfisch und russ. und deutsche Leinwand erhält. Als Handelsstädte stehen Lissabon, Dporto und Setubal oben an. Portugals auswärtige Besitzungen sind: die Städte Goa und Diu in Ostindien, nebst einem Theile von Timor; die Factorei Macao in China, die azorischen Inseln, Madeira und Puerto-Santo im atlant. Meere; die Inseln des grünen Vorgebirges, die Inseln St. Thomas, Angola und einige Niederlassungen auf Guinea und der Westküste von Afrika, und Mosambique, Melinda und andre Niederlassungen an der Ostküste von Afrika.

#### Rußland.

Rußland ist an sich schon eine Handelswelt, die selbständig den europ. und den asiat. Handel umfaßt. Fünf Meere, 10 große Stromstraßen und wichtige Canäle machen es zu dem natürlichen Spediteur zwischen Europa und Asien, so lange es den freien Waarendurchzug nicht hemmt. Es führt hauptsächlich aus: Eisen, Hanf, Flach, alle Arten von Seilerarbeit, Talg, Häute, Tannen- und Eichenstämme, Planken, Breter, Latten, Balken, Vogelpriete, Mastbäume, Pech und Theer, Getreide, insbesondere Weizen, Leinwand, Segeltuch von verschiedenen Arten, Wachs, Honig, Schweinsborsten, Anschlitt, Seife, Hausenblase, Kaviar, Leber, Fischthran, Hanfsamen, Leinsamen, Taback. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Tobolsk, Irkutsk und Tomsk in Sibirien; Astrachan, Drenburg und Kasan im asiatischen Rußland; Moskau und Nowgorod im Innern Rußlands; Archangel am weißen Meere; Liebau (jetzt sehr gesunken) in Kurland; Taganrog, Kassa oder Feodosia, Obeffa, Cherson, Sebastopol und Asof am schwarzen und asowschen Meere; Riga, Pernau, Narwa, Reval, Petersburg, Wiborg, Frederiksham, Arensburg; die Messplätze zu Nischnei-Nowgorod, Irbit u. a. m., welche den Karavanhandel des Orients mit dem russisch-europäischen Binnenhandel verknüpfen. Durch das schwarze und das asowsche Meer hat Rußland einen lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna, am kaspischen Meere mit Persien, und über Kaschta mit China. Auch öffnen sich seit 1829 neue Handelswege über Trebsfonde und Erzerum, sowie seit der Unterwerfung der räuberischen Keschghier am Kur zwischen Tiflis und Schirwan. Vgl. „Ansichten über den Landhandel nach Asien durch Rußland“ (Berlin 1828). An der Nordwestküste von Amerika gründet Rußland gegenwärtig seinen Handel in der Südsee. — Polens Exporten bestehen in Korn, Hanf, Flach, Bauholz, Leinsamen, Talg und Salz. Sein Handel ist nicht beträchtlich und fast ganz in den Händen der Juden. Warschau und Krakau sind die größten Handelsstädte. Das erstere hat 2 Messen jährlich. Krakau hat eine dem Handel sehr günstige Lage; die Hauptquelle seiner Geschäfte aber sind die berühmten, in seiner Nähe

liegenden Salzbergwerke von Wieliczka. Auf den Messen zu Leipzig und Frankfurt a. d. N. versteht sich Polen mit Manufactur- und Fabrikwaaren und allen Luxusartikeln, wogegen es Hafenselle und andre Producte dahin bringt.

Die Ausfuhrartikel aus Schwedens 28 Seehäfen sind Eisen, Stahl, Kupfer, Pech, Theer, Tannenh Holz, Alaun und Fische. Die vornehmsten Handelsstädte sind Stockholm, Gothenburg und Gesele. Karlskrona hat einen beträchtlichen Handel mit Eisen, Bauholz, Pech, Theer, Talg, Pottasche, Leinsamen etc., welche Artikel vorzüglich in die franz., span. und italien. Häfen gehen, und wogegen man hauptsächlich Salz nimmt. Die Exporten von Gothenburg sind: Fische, Eisen, Stahl und Planken. Die den Handel befördernden Anstalten Schwedens sind die Bank, die ostindische Compagnie, die westindische Compagnie, die levantische Handelsgesellschaft, die Gewerbsgesellschaft u. a. m. Aus Norwegen werden ausgeführt: Fische, Eichenstämme, Tannestämme, Tannendreter, Mastbäume, Alaun, Bitriol, Fisch- und Robbentbran, Pech, Häute, wollene Strümpfe, Eisen, Kupfer, Theer. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Christiania, Bergen, Drontheim, Christiansand, Drammen und Stavanger.

Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Ihre Exporten bestehen hauptsächlich in feiner Leinwand, Seidenwaaren, Sammet, nachgeahmten ostindischen Stoffen und Shawls, feinen Cattunen, Schlaguhren, Taschenuhren, Bändern, Weinen, Käse, Honig etc. Die Einfuhrartikel sind vornehmlich: Colonial- und ostindische Waaren aus Holland; Salz, Getreide, Wolle und Tücher aus Deutschland; rohe Baumwolle, Seide etc. aus Italien; Manufacturwaaren verschiedener Art aus England; Weine und Branntweine aus Frankreich. Die vornehmsten Handelsstädte der Schweiz sind Basel, Bern, Zürich, Genf und Neuchâtel.

Spaniens Handel ist seit 3 Jahrb., sowie sein Gewerbsleiß aufgehört, immer tiefer gesunken. Das Land konnte den Welthandel an sich ziehen, wenn es seine Lage verstanden und benutzt hätte. Doch ist noch jetzt der Naturreichtum des Bodens der Träger seines Handels. Die wichtigsten Erzeugnisse sind: Wolle, Seide, Salz, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Quecksilber, Barilla, Reis, Selpeter, Zucker, Mandeln, Oliven, Drangen, Limonen, Feigen, Weine, Branntwein und Früchte. In Segovia und Leon wird jährlich ungefähr 1 Mill. Arrobas feine Wolle gesammelt, und davon werden ungefähr 4 Fünftel an die Franzosen, Holländer und Engländer verkauft. Spaniens herrliche Weine, die gebrannten Wasser, die Früchte, die Barilla etc. werden sehr einträgliche Artikel für das Land. Aus dem Hafen von Barcelona werden vorzügliche Seidenzeuge, Mitteltücher und Baumwollenzeuge, ferner Weine, Branntwein, Mandeln, Nüsse u. a. Erzeugnisse ausgeführt, wofür in demselben Hafen lyoner Seidenzeuge, Strumpfwaren von Nîmes, verschiedene Arten von Stoffen und Baumwollenzeugen, deutsche Leinwand und getrockneter Stockfisch aus England, die Summe von ungefähr 3 Mill. Pfaster betragend, ankommen. Der Ausfuhrhandel Valentias besteht hauptsächlich in Seide, Barilla (Soda), grober Wolle, getrockneten Früchten, Weinen und Branntwein, welchen letztern vorzüglich die Holländer abholen und nach der Normandie und Bretagne schaffen. Die Engländer verkaufen an die Spanier vorzüglich Tücher; die Franzosen Leinwand, Wollenzeuge, Stahlwaaren, Specereien u. dgl. Aus dem Hafen von Alicante führen die Spanier hauptsächlich getrocknete Früchte, Seide, Wolle, Barilla, Weine, castilische Seife, Oliven, Safran, eine Art von Cochenille, welche grana genannt wird, und Salz aus, von welchem letztern die Engländer und Schweden jährlich über 9 Mill. Pf. abholen. Auch in den Häfen von Carthagena und Malaga ist große Handelsgeschäftigkeit. Aus dem letztern werden vorzüglich Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Gerbersumach, Sardellen, Olivenöl etc. ausgeführt. Cadix ist gleichsam der Marktplatz der alten und neuen Welt. 1792 be-

trugen seine Exporten nach den beiden Indien die Summe von 276 Mill. Realen, und s. Einfporten über 700 Mill. Realen (16 Realen machen 1 Thlr. Sächs.). Die Residenz Madrid ist zugleich eine bedeutende Handelsstadt und ein Niederlagsort. Sevilla hat einen beträchtlichen Handel in Öl und Drangen, die im Hafen von Cadix ausgeführt werden. Fast der ganze Handel an den span. Küsten ist in den Händen der Franzosen, Holländer und Engländer. Auch hat der Abfall des span. Amerika Spaniens Colonialmacht beinahe ganz vernichtet. Cuba's Lage ist zweifelhaft, sowie die der Philippinen. (Vgl. d. u. Südamerika.)

Die Türken sind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu sein, obgleich ihr Verkehr mit Österreich, Frankreich, Italien, Großbritannien und Holland u. s. w. durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, welche den Handel dieses Landes fast ganz in ihren Händen haben, keineswegs unbedeutend ist. Zwar hatte der Aufstand der Griechen anfangs den Handel Österreichs und anderer Staaten sehr gestört; auch wurden die Briten auf den ionischen Inseln einflussreiche Mitbewerber; aber dennoch behielt Wien, der Hauptsitz des griech. Handels, in der Türkei seine Stützpunkte, indem die freien Hellenen ihr Landeserzeugniß und ihren Waarenbedarf jetzt mit jedem Tage vermehren. Sie bieten Baumwolle für Leinwand, Seide für Tuch, Gold für Eisen. Die Natur und alte Gewohnheit weist ihnen den Verkehr mit Österreich an. Dagegen ist der europäisch-russische Handelsweg über Konstantinopel nach Odessa seit 1823 von der Pforte durch das in Anspruch genommene Umladungsrecht, dem sie die europäischen nach Odessa bestimmten Schiffe auf dem schwarzen Meer unterwirft, und durch andre Maßregeln sehr gehemmt worden; im Archipelagus hat der hellenische Freiheitskampf für den neutralen Handel vielfache Gefahren veranlaßt. Der vornehmste Handelsplatz ist Konstantinopel, vorzüglich im Handel mit Rußland. Es verbreitete bis vor kurzem noch die russischen Producte in den Häfen des mittelländischen Meeres. Die Exporten dieser Stadt, die unter einer weisen und thätigen Regierung der wahre Stapelplatz der Welt werden könnte, sind so unbedeutend, daß die großen Waarenquantitäten, welche für die Türkei eingeführt werden, fast ganz mit Gold und Diamanten bezahlt werden müssen. In ihrem Hafen holen die Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer und andre Nationen die Producte Polens, das Salz, den Honig, das Wachs, den Taback, die Butter der Ukraine, die Häute, den Talg, den Hanf, das Segeltuch, das Pelzwerk und die Metalle Rußlands und Sibiriens, und bringen dafür die Producte ihrer Länder. Diese Geschäfte werden gemacht, ohne daß die Türken im Geringsten Antheil daran haben. Durch den Frieden zu Adrianopel 1829 ist die Donau für den Handel auch zwischen Ungarn und Konstantinopel frei, und in den beiden Fürstenthümern, welche in Rußlands Zolllinie nicht eingeschlossen sind, gestaltet sich ein größeres Handelssystem. Auch Österreich hat jetzt die Durchgangszölle für Waaren, die in die Türkei gehen, sehr ermäßigt.

Ungarn wird von Österreich wie Ausland betrachtet und ganz mit einer Zollkette umgeben; daher weicht der Handel Ungarns von dem System des übrigen Kaiserstaats ab und ist von der Regierung nichts weniger als begünstigt. Dennoch ist sein auswärtiger Handel keineswegs unbedeutend. Die Exporten sind Wein, Taback, Galläpfel, Spießglas, Alaun, Pottasche, Hornvieh, Wolle, Eisen, Kupfer, Weizen, Roggen und Gerste. Die Ausfuhr übersteigt bei weitem die Einfuhr. Diese kann nur durch Österreich und die Türkei geschehen, da die Regierung jeden andern Weg, welcher für sie gewählt werden könnte, verboten hat.

## II. A s i e n.

Asien treibt hauptsächlich Binnenhandel, vornehmlich in Vorder- und Mit-

telassen, mittelst jener Caravancen (von einem Dichter die „Flotten der Wüste“ genannt), in denen man zuweilen mehr als 50,000 Kaufleute und Reisende vereinigt sieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer ist. Der Mittelpunkt dieses Caravanchenhandels ist hauptsächlich Mekka, welches dem Auge des Reisenden zu der Zeit, wo die Caravancen darin sind, einen so belebten Markt und eine solche Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt des Erbodens gefunden wird. Ostindiens Musselne und übrige Waaren, Chinas Erzeugnisse, die sämtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von Kaschemir u. s. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mekka, von wo aus sie auf dem asiatischen nicht nur, sondern auch auf dem afrikanischen Festlande verbreitet werden. (Vgl. oben Rußland.)

Die Araber, einst, und ehe noch der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt war, das erste Handelsvolk der Welt, haben jetzt einen ziemlich unbedeutenden Handel. Caffee, Aloe, Mandeln, Balsam von Mekka, Gewürze und Droguereien und ihre afrikanischen Importen an Myrrhen, Weihrauch und arabischem Gummi sind die Hauptartikel, welche sie ausführen. Das an kostbaren Naturerzeugnissen reiche Jemen hat seinen Hauptmarkt zu Mokka. Überhaupt verbindet der arabische Meerbusen und das rothe Meer Arabiens Handel mit dem von Afrika, insbesondere mit dem von Ägypten und Abyssinien.

Aus Masnah, der Hauptstadt Abyssiniens, werden dorthin ausgeführt: Gold, Silber, Elefantenzähne, Rhinoceroshörner, Reis, Honig, Wachs, Sklaven; und für diese Waaren und Menschen holt man hauptsächlich in Mocha oder Mokka und Sedda Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Moschus, Ingwer, Cardamomen, Campher, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Stahl, Kurkume, Zinnober, Taback, Schießpulver, Sandelholz, Reis, Messerschmiedswaaren, Waffen und eine Menge a. Artikel europäischer Fabrikate. Die Exporten von Aden, einer arabischen Stadt an der Meerenge Babelmandeb, wo viele Juden sich des Handels wegen aufhalten, sind: Caffee, Elefantenzähne, Gold und verschiedene Arten von Gummi, wogegen es vorzüglich ostindische und chinesische Producte einführt. Mascat, Hafenstadt in der arabischen Provinz Oman, der Schlüssel von Arabien und Persien, hat einen starken Handel mit dem britischen Indien, Sumatra, der malaischen Halbinsel, dem rothen Meere und der Ostküste von Afrika.

Wie glücklich auch Persiens geographische Lage für den Handel ist, so treibt es ihn dennoch nur mit geringer Umsichtigkeit und wenig Unternehmungsgelüste. Seine Exporten bestehen hauptsächlich in Pferden, Seide, Perlen, Brokaten, Tapeten, Baumwollenzeuchen, Shawls, Rosenwasser, Wein von Schiras, Datteln, karamanischer Wolle, Gummi, Droguereien von verschiedener Art u. s. w. Die vornehmsten Plätze für den persischen Handel sind die türkischen Städte Bagdad und Bassora. Auch ist der Hafen Abuschär oder Buschir (engl.) am persischen Meerbusen ein Stapelort für persische und indische Waaren. Bagdad, einst der Mittelpunkt eines glänzenden und ausgedehnten Handels, kann immer noch als der große Stapelplatz des Morgenlandes betrachtet werden, obgleich es jetzt bei weitem nicht mehr Das ist, was es war. Von Bassora werden die Erzeugnisse Arabiens, Indiens, Persiens und der asiatischen Inseln nach Bagdad geschafft, wo sie einen sehr guten Markt finden, und von wo sie in die übrigen Städte des türkischen Reichs verbreitet werden. Europa versorgt es, mittelst der arabischen Caravancen, mit Waaren jeglicher Art und auch mit den amerikanischen Erzeugnissen. Dagegen hat es nichts zu geben als Datteln, Taback und eine sehr mäßige Quantität wollener Stoffe, indem sein ganzer Handel in der Verbreitung und dem Umfange der Producte anderer Länder besteht. Bassora ist näm-

lich durch s. Lage der Stapelort des im persischen Meerbusen stattfindenden lebhaften ostindischen, persischen und arabischen Handels. Sein Handel mit Ostindien ist sehr bedeutend, da es der Canal ist, durch welchen das osmanische Reich mit den Specereien des Morgenlandes und mit den Manufacturwaaren der britischen Besitzungen in Ostindien versorgt wird.

#### Asiatische Türkei.

Der vornehmste Hafen der Levante ist Smyrna, ein sehr bedeutender Niederlagsplatz der Kaufmannsgüter des Morgenlandes und Abendlandes. Die Ausfuhrartikel der Levante sind: Caffee, Baumwolle, Wolle, Seide, Färberröthe, Kameel- und Ziegenhaare, Häute, Rosinen, Feigen, Perlen, Schmirgel, Weßsteine, Galläpfel, Opium, Rhabarber und andre Drogereien. Angora schickt nach Smyrna durch Caravanen beträchtliche Quantitäten von Angoraziegenhaar und aus demselben Material verfertigte Stoffe; denn das Angoraziegenhaar wird in der Levante selbst und in Europa zu Kamelot verarbeitet, vorzüglich in England, Frankreich und Holland, deren Kamelotmanufacturen zum Theil Agenten in Angora unterhalten, und durch diese ihre Käufe machen. Damask ist der Mittelpunkt des Handels in Syrien und macht sehr große Geschäfte durch die Caravanen, welche vom Norden Asiens nach Mekka und von Bagdad nach Cairo gehen. Aleppo hat viel Handelsverkehr mit Konstantinopel, Bassora, Bagdad, Damask und Skenderun oder Alexandrette, nach welchen Orten alljährlich Caravanen durch Aleppo gehen. Seine Exporten sind seine eignen Seiden- und Baumwollenwaaren, die Shawls und Musseline Ostindiens, die Galläpfel aus Kurbistan, Kupfer, Pistazien und andre Drogereien. Alexandrette hat auch ziemlich bedeutenden Handel. Erzerum ist der Stapelplatz der Seiden- und Baumwollenwaaren, gedruckten Leinwand, Specereien, des Rhabarbers, der Färberröthe und des ostindischen Zitwers. Die Geschichte des Levantehandels ist für die neuen Verhältnisse dieses Handels seit dem Frieden zu Adrianopel durch die Lage Aegyptens und Algiers von großer Wichtigkeit. Vgl. Depping's vom Instit. 1828 gefronte Preisschrift: „Hist. du commerce entre le Levant et l'Europe depuis les Croisades jusqu'à la fondation des colonies franç.“ (Paris 1830).

#### Das britische Ostindien.

In dem langen Zeitraum von 4000 Jahren sind die für den Handel wichtigen Producte Indiens dieselben geblieben; denn alle jene von den Alten erwähnte Artikel und Schätze Indiens sind es immer noch, welche die Nationen der übrigen Welttheile dort holen, nämlich: Reis, Indigo, Farbwaaren, Cochenille, Opium, Baumwolle, Seide, Apothekerwaaren, Zimmt, Cassia, Cocosnüsse u. dgl. Der ostindische Handel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer unter der Leitung der ostindischen Compagnie. Nächst den Engländern haben die Verein. Staaten am ostindischen Handel den meisten Antheil. Dänemark hat einen sehr unbedeutlichen Handel mit Ostindien, und der, den Schweden mit ihm hatte, ist jetzt fast vernichtet, obgleich die schwedisch-ostindische Gesellschaft vor den neuesten großen Veränderungen in der Regierung dieses Landes und vor der Communicationsacte in England unter allen europäischen Handelsgesellschaften die am besten regulirte und nächst der englischen in ihren Geschäften die glücklichste war. Portugals Handel mit den britischen Besitzungen in Ostindien ist bedeutend, der spanische hingegen sehr gering. — Calcutta ist die wichtigste Handelsstadt Ostindiens. Außerdem: Benares, Gufurate, Udschein und Multan im nördl. Indien, Madras und Pondichery an der Ost-, Bombai, Surate und Kobschin an der Westküste, Goa u. a. m. Von Queda auf der malaischen Halbinsel holt man Zinn, Reis, Wachs, Fischmagen und Haienslossen, zu Salangore, Pahang und Tringano Gewürznelken, Muskatnüsse, Pfeffer, Campher, Betel, Elefantenzähne, Goldstaub, Schildkrötenchalen, Zinn u. s. w. Von Malakka wird hauptsächlich Goldstaub ausge-

führt. Seit 1819 hat die britische Regierung in Calcutta durch Sir Thom. Stamford Raffles (nach dessen Entwurf) einen neuen Handelsplatz auf der fruchtbaren, holzreichen Insel Singapur (s. d.) bei der Meerenge d. M. an der Südspitze der Halbinsel Malakka, gegründet, der für den britischen Handel mit China äußerst wichtig ist. Wird Singapur zu einem Freihafen erhoben, so kann England von hier aus ganz Hinterindien mit seinen Kunstzeugnissen versorgen.

Der Handel, welchen China mit Europa, dem britischen Indien, den Verein. Staaten von Amerika, mit Cochinchina und Siam, mit Japan und den übrigen asiatischen Inseln treibt, ist sehr beträchtlich. Die britischen Importen in China sind theils die der ostindischen Compagnie, theils die von Privatkaufleuten. Von 1781—91 hatte die Compagnie für 3,471,521 Pf. St. Waaren und für 3,588,264 Pf. St. ungemünztes Metall eingeführt, von 1792—1809 für 16,502,338 Pf. St. Waaren und für 2,466,946 Pf. St. ungemünztes Metall. Die Exporten aber, welche die Compagnie nach England machte, betragen von 1793—1810 mit Einschluß der Abgaben, Fracht u. s. w. 41,203,422 Pf. St., und sie wurden verkauft für 57,896,274 Pf., so daß die Compagnie daran einen Nettogewinn von 16,692,852 Pf. hatte. Aus dem britischen Indien führte die Compagnie von 1802 in China ein für 65,736,731 Sikka Rupien Waaren (Sikka-Rupie heißt die gewöhnliche Silbermünze in Ostindien, etwa 16 Gr.) und für 241,471 Sikka Rupien ungemünztes Metall, und ihre Exporten aus China ins britische Indien betragen 26,651,894 Sikka Rupien an Waaren und 26,995,003 Sikka Rupien ungemünztes Silber. Was von andern englischen Kaufleuten in China ausgeführt wird, beträgt wahrscheinlich eine halbe Mill. Pf. St. jährlich. Die Importen der übrigen Nationen Europas nach China bestehen hauptsächlich in ungemünztem Gold, wofür Thee genommen wird, doch ist dies unbedeutend, da die meisten ihren Bedarf von den Engländern nehmen. Mit Siam, Cambodja, Cochinchina, den asiatischen Inseln und Japan hat China einen sehr lebhaften Verkehr, in der neuern Zeit auch mit Rußland, und zwar sowohl zu Lande, über Kjachta nach Irkutsk u. s. w., als zu Wasser. Die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Spanier und Amerikaner haben zu Kanton Factoreien, und die Portugiesen zu Macao eine Niederlassung.

Aus Siam und Tunkin werden ausgeführt: Zinn, Elefantenzähne, Diamanten und andre Edelsteine, Goldstaub, Kupfer, Salz, Betel, Pfeffer, Wachs, Seide, Bauholz und lackirte Waaren, und der Handel dieser beiden Länder ist hauptsächlich in den Händen der Chinesen und Portugiesen. — Cochinchina's Handel ist größtentheils in den Händen der Chinesen. Die Ausfuhrartikel sind: Zucker, Selde, Gold, Betelnüsse, Schwarzholz, Japanholz, Büffelhörner, getrocknete Fische und Fischhäute.

Seit Vertreibung der Portugiesen aus Japan ist der Handel dieses Reichs fast bloß innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, sind die Chinesen und die Holländer, und auch diese sind auf den Hafen von Nangasacki beschränkt. Die Chinesen versorgen die Japaner mit Reis, ordin. Porzellan, Zucker, Ginseng, Elfenbein, Seidenstoffen, Nanking, Blei, Blankplatten, Alaun u. dgl., und holen dafür Kupfer, Campher, lackirte Waaren, Perlen, Meerkuhl und eine metallische Composition, Sowaß genannt, welche aus Kupfer und einer kleinen Quantität Gold besteht. Die Holländer holen hauptsächlich Kupfer, Campher, Lack, lackirte Waaren. Nur 2 holländische und 12 chinesische Schiffe dürfen jährlich im Hafen von Nangasacki einlaufen. Nach Ankunft eines Schiffes und vorherigen Ceremonien werden die Waaren ans Land geschafft. Dann kommen die kais. Beamten (denn der Handel mit dem Auslande ist Monopol des Kaisers), untersuchen die Güte und Quantität der Waaren, berathschlagen mit einander, und bestimmen den Preis der einheimischen Waaren,

welche dagegen verlangt werden. Die Ausländer müssen entweder diese Bedingungen eingehen, oder die Waaren, welche sie gebracht haben, behalten. In den Besitz ausländischer Waaren kommen die japanischen Kaufleute erst dadurch, daß sie dieselben dem Kaiser ablaufen. In Verfertigung der Seiden- und Wollenzeuge, des Porzellans und der feinsten Waaren stehen die Japaner nicht unter den Europäern. Auch in Stahlarbeiten stehen sie auf einer hohen Stufe. Die japanischen Säbel und Dolche sind unvergleichlich, und werden vielleicht nur von den Damascenersäbeln übertroffen. Auch im Poliren des Stahls und aller andern Metalle sind sie sehr geschickt, und ihre feinem Porzellane übertreffen die chinesischen bei weitem. — Zu Anfange des 17. Jahrh. hatten die Engländer ebenfalls mit Japan zu handeln begonnen, allein die portugiesischen Missionnaire und später auch die Holländer wußten die Regierung gegen sie einzunehmen. 1673 ward der Versuch einer Erneuerung jenes Handels abermals durch die Holländer vereitelt. Wegen der großen Vortheile, welche der Handel mit Japan England gewähren zu müssen schien, machte es einen dritten Versuch 1699, und instruirte die Factorei zu Kanton, mit Japan, wenn es nur irgend möglich sei, wieder in Verbindung zu treten. Indeß das Resultat befehdigte die Erwartungen bei weitem nicht, und seitdem ist auf alle weitere Versuche verzichtet worden. Bloß 1813, als Java Großbritannien unterworfen ward, hatte die ostindische Compagnie wieder einen kleinen Verkehr mit Japan. Die 1805 unter Krusenstern nach Japan gegangene russische Gesandtschaft war in ihrem Bestreben nicht minder unglücklich, als es die englischen gewesen waren. (S. Solownin.)

#### Die Inseln Amboina, Banca, die Bandainseln, Java, Sumatra, Borneo u. s. w.

Von Amboina werden Gewürznelken ausgeführt, deren Anbau einzig auf diese Insel zu beschränken die Holländer sich sehr viele Mühe gaben, zu welchem Behuf sie auf den benachbarten Inseln alle Gewürznelkenbäume austroteten. Noch jetzt macht die Regierung von Amboina mit einem zahlreichen Gefolge alljährlich zu diesem Zweck eine Reise auf die übrigen holländ. Inseln. Banca ist wegen seiner Zinnbergwerke berühmt, und die Ausfuhr dieses Zinns nach China ist bedeutend, da die Chinesen es wegen seiner Hämmerbarkeit dem englischen vorziehen. Ungefähr 4 Mill. Pf. Zinn werden jährlich gewonnen. Die Bandainseln erzeugen Muskatnüsse und Macis. Die Stapelartikel der Ausfuhr von Batavia, wo alle Waaren der holl.-ostind. Comp. niedergelegt werden, sind: Pfeffer, Reis, Caffee, Zucker, Baumwolle und Indigo. 6½ Mill. Pf. Pfeffer, die theils auf der Insel selbst wachsen, theils von Sumatra, Bantam, Borneo und den übrigen Inseln hergebracht werden, werden jährlich in den Niederlagen aufgespeichert. Auch hier sind sowol Caffee als Zucker in den letzten Jahren jedes bis zu 10 Mill. Pf. und darüber erbaut worden. — Borneo hat, außer dem Pfeffer, Gold in Staub und in Barren, Wachs, Sago, Campher, letztern in vorzüglichster Güte. Außer den Holländern und Engländern haben die Chinesen hier einen lebhaften Handel. — Ceylons Ausfuhrartikel sind Zimmt, Pfeffer, Caffee, Taback, Betel, Cocosnüsse, Droguereien, Bauholz, Perlen, Edelsteine, Korallen u. s. w. — Von den Philippinen oder Manila werden ausgeführt: Indigo, Zucker, Seide, Goldstaub, Quassia, Pfeffer, Schildkrötenchalen, Wachs, Edelsteine, Silber als Waare, Sago und Taback. Der Handel der Philippinen mit China und Südamerika ist beträchtlich. Manila erzeugt Zucker, den besten asiatischen Taback, Indigo. — Die Prinzwaldisinsel ist wegen ihrer Lage zwischen Indien, China und den östlichen Inseln nicht ohne bedeutenden Handel; ihre Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Benzoe, Pfeffer, Betelnüsse, Specereien, Metall, ostindischer Zink, Cochenille, Adlerholz, Japanholz, Elefantenzähne, Zucker, Silber als Waare. —

Sumatra treibt beträchtlichen Handel. Ausfuhrartikel sind: Goldstaub, Beutel, Benzoe, Pfeffer, Campher, Japanholz, Schwefel, spanisches Rohr, Wachs, Gummilack, Specereien, Zinn u. s. w.

### III. A f r i k a.

Der Mangel an schiffbaren Flüssen und die unermesslichen Sandwüsten, durch welche Afrikas fruchtbare Regionen von einander gesondert werden, bilden ein unübersteigliches Hinderniß einer solchen Ausdehnung des Handels, wie sie der großen Fruchtbarkeit dieses Welttheils entspräche. Außer dem innern Verkehre hat der afrikanische Handel seine Quellen bloß in Ägypten, in den Barbarenstaaten, an der Westküste, in Guinea, in der Nähe der Flüsse Gambia, Niger und Senegal, am Vorgebirge der guten Hoffnung, in den Niederlassungen der Portugiesen an der Ostküste, und an den Küsten des rothen Meeres. Der innere Handel ist Caravanenhandel. Die afrikanischen Caravanen bestehen aus 500 — 2000 Kameelen. Die 3 Hauptländer, von wo sie ausgehen, sind Marokko, Fez und Ägypten. Die Hauptartikel des afrikanischen innern Handels sind Salz, Gold und Sklaven. Die größten Waarenzüge gehen von der Westküste und aus dem Innern über Timbuktü, den großen Stapel des Binnenhandels, und andre Niederlagsorte, nach der Ostküste, wo die wichtigsten Handelsplätze Natal (an der Lagoaküste), Soffala, Qualimane, Mozambique, Quetimba, Duito, Mombaza, Melinda, Brava, Mogador, Berbera, Zeila und Adel sind. Qualimane, Mozambique und Melinda sind portugiesische Niederlassungen; aus Adel, Zeila, Berbera und Brava holt man vorzüglich Goldstaub, Elfenbein und Weibrauch, wofür die arabischen und ostindischen Producte hingebraucht werden. Zwischen den britischen Niederlassungen in Ostindien und Mozambique ist der Handel beträchtlich, und die Engländer holen Elefantenzähne und Hippopotamuszähne, Schildkrötenchalen, Drogereien, Kauris, Gold u. s. w.

Der Handelsverkehr der Barbarenstaaten mit den Europäern ist unbedeutend und schwankend; die wenigen Geschäfte sind hauptsächlich in den Händen der Franzosen, Briten und Amerikaner. Die Ausfuhr besteht in Olivenöl, Wachs, Wolle, Weizen, Gummi, Mandeln, Datteln, aromatischen Sämereien, Elfenbein, Leber, Häuten und Straußenfedern. Auch die Korallenfischerei an den Küsten (Cap Rose bis Cap Rouy) beschäftigt nur die Franzosen und Italiener; der jährl. Ertrag für etwa 50,000 Pf. Korallen ist über 600,000 Thlr. Einen desto beträchtlicheren Handel haben die Barbaren selbst mit Arabien, Ägypten und dem Innern von Afrika. Auch mit Mekka, Caico und Alexandrien handeln sie durch Caravanen. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Algier, Tunis, Tripolis, Sallee und Agabez oder Santa Cruz, und in Marokko Mogador. Vor der franz. Revolution war der Handel von Algier ganz in den Händen einer Gesellsch. franz. Kaufleute zu Marseille, welche Niederlassungen in den Häfen Bona, La Cala und El Col hatten; allein 1806 übertrug der Dey für 50,000 Dollars den Besitz jener Häfen an England. Die vornehmsten Häfen für die algierische Ausfuhr sind Bona und Oran. — Tunis ist der ansehnlichste Handelsstaat in der Berberei. Seine vornehmsten Häfen sind Biserta, Susa und Soliman. — Tripolis hat wenig Handel, und seine Exporten bestehen hauptsächlich in Saffran, Asche, Sennepblättern und Färberröthe. Auch der Handel von Marokko und Sallee ist unbedeutend. Agabez oder Santa Cruz, der südlichste Hafen von Marokko, war einst der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Verkehrs. Fez ist ein solcher Mittelpunkt noch jetzt zwischen den Häfen Marokkos, dem mittelländ. Meere und dem Innern von Afrika. (S. Tombuktü und Massanah.)

Mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Handel für Groß-

britannischen äußerst vortheilhaft, besonders seit der Zunahme der Civilisation. Ausfuhrart. sind: Wein, Korn, Häute, Aloe, Pöckelfleisch, getrocknete und eingemachte Früchte, Straußfedern, Gummi und Arzneikräuter. 1812 wurden nur 2152 Pipen Capwein ausgeführt, jetzt im Durchschnitt jährlich 7966 Pipen. 1809 betrug die Einfuhr engl. Waaren über 330,000 Pf. St., dagegen sich die Ausfuhr der Colonie, insbesondere Capwein, nicht auf 6000 Pf. belief.

Ägypten scheint wegen s. glücklichen Lage, im Mittelpunkte von 3 Welttheilen, ganz dazu geschaffen, auch der Mittelpunkt des Handels derselben zu sein; allein es hat s. ehemaligen hohen Rang unter den Handelsvölkern verloren, seitdem es aufgehört hat, der Canal für den Handel nach Indien zu sein. Indes hat es immer noch einen sehr bedeutenden inländischen Handel, der bis in das Innere von Afrika reicht. Dahin gehen aus Ägypten jährlich 3 Caravanen ab. Eine geht nach Senaar und sammelt die Erzeugnisse dieses Landes und Abyssiniens; eine andre nach Darfur, und die dritte nach Fez, wohin die Erzeugnisse von Bornu und allen längs des Nils liegenden Ländern gebracht werden. Andre Caravanen vertauschen ägyptische Erzeugnisse gegen ostindische und arabische. Die beträchtlichste von allen aber ist die, welche aus den vereinigten Caravanen Abyssiniens und des westl. Afrikas besteht und jährlich nach Mekka geht. Ausfuhrartikel sind Reis, Korn, Myrrhen, Weihrauch, Opium, Datteln, Perlmutter, Elfenbein, verschiedene Arten von Gummi und Droguereien, Häute, Wachs u. s. w.; diese gehen meist nach Konstantinopel, den Barbarenstaaten, Großbritannien, Venedig und Marseille. Auch führt es als Zwischenhändler die arabischen Artikel aus, z. B. Mokka-Coffee. Die größten Handelsstädte sind Cairo u. Alexandrien, seit 1819 wieder durch einen Canal verbunden. Cairo hat die 2 Häfen Rosette und Damiette.

Guinea, oder das Land von Sterra Leone, die Pflaster-, Zahn-, Gold- und Sklavenküste, wo die Holländer, Franzosen, Engländer und Dänen Niederlassungen haben, führt Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Häute u. aus, vormals auch Sklaven, gegen Tuch, Wollen- u. Baumwollenzzeuge, Leinwand, Gewehre, Schießpulver u. — Die Küsten von Niederguinea (Congo, Angola u.) und die Guineainseln, meistens von Portugiesen besetzt, führen Getreide, Lebensmittel, Baumwolle, Indigo, Zucker u. aus. Auch wird hier noch der Sklavenshandel (s. d.) von Portugiesen getrieben.

Unter den übrigen afrikanischen Inseln erzeugen die Azoren als Ausfuhrartikel Wein und Früchte. Ungefähr 20,000 Pipen des erstern werden jährlich von den Engländern und Amerikanern hauptsächlich nach Ost- und Westindien geschafft. Die Insel St.-Michael verkauft an England und die Verein. Staaten jährl. 60—80,000 Schächtein voll Drangen. Die Drangen der Insel Pico sind von besonderer Güte. Auch liefert sie ein schönes Holz, welches ziemlich dem Mahagoni gleichkommt. — Haupterzeugnisse der Canaren sind Orseille im rohen Zustande, Rosenholz, Branntwein und Canarienwein. Der letztere geht hauptsächlich nach Westindien u. England, in welchem letztern Lande er stets für Madeirawein verkauft wird, von dem er auch, sobald er ein Alter von 2—3 J. hat, kaum zu unterscheiden ist. — Die capverdischen Inseln führen Orseille im rohen Zustande und grobe Baumwollenzzeuge für die Afrikaner aus. — Madeiras Hauptproduct ist köstlicher Wein, welcher in 5 Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn bestimmt, eingetheilt wird. Die vorzüglichste Art heißt London particular. Der für den londner Markt bestimmte folgt ihm zunächst. Wieder von geringerer Güte ist der für den indischen Markt bestimmte. Der nach Amerika gehende hat den vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom fünften Range. Die Engländer holen von diesem Wein jährl. mehr als 7000, die Amerikaner der Verein. Staaten ungefähr 3000 Pipen. — Die Insel Bourbon lie-

fert Caffee, Gewürznelken, weißen Pfeffer, Baumwolle, Gummi, Benzoe und Aloe. Ihr Handel beschränkt sich fast ganz auf Madagaskar, Isle de France, die Comoroinseln und die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika. — Isle de France oder die brit. Insel Mauritius führt Caffee, Indigo, Baumwolle, Zucker, Gewürznelken, Muskatnüsse, Ambra u. dgl. aus. — Ausfuhrartikel von Madagaskar sind Kauris, Betelnüsse, Ambra, Wachs, Cosnüsse und Korn.

#### IV. Amerika.

Amerikas Küsten geben ihm alle die Handelsvorteile, welche die alte Welt besitzt, ohne das große Hinderniß jener ungeheuren Continentmassen, deren Inneres ebenso weit entfernt vom Meere als arm an schiffbaren Flüssen ist, wie z. B. ganz Afrika und die unermesslichen Strecken der asiatischen Tatarei und Sibirien. Durch den Reichthum an schiffbaren Flüssen hat sowol der Norden als der Süden Amerikas einen unendlich großen Vorzug vor allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und die Menge schiffbarer Flüsse in Nordamerika sind der Schauplatz eines sehr lebhaften Verkehrs. Die Binnenländer Südamerikas werden durch Flüsse von riesenmäßiger Größe sehr zugänglich gemacht, und von der Mündung des La Plata an bis zum Meerbusen von Darien kann eine binneländische Schifffahrt zu Stande gebracht werden, fast ohne daß dabei die Hand der Kunst erfordert wird. Indes bleibt zur Beförderung von Amerikas Handel immer noch ein großes Werk übrig, die Durchgrabung des Isthmus von Darien, wodurch, wenn der Canal Breite und Tiefe genug bekäme, um auch den größten Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, eine Gemeinschaft des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere bewirkt würde. Die Vereinigten Staaten erbieten sich schon vor längerer Zeit, jene Durchgrabung auf ihre eignen Kosten zu veranstalten, wenn der Hof zu Madrid s. Einwilligung geben wollte. Hr. v. Humboldt bezeichnet 3 Stellen als die zur Ausführung eines solchen Entwurfs passendsten. Die Natur selbst scheint dazu die Hand zu bieten, denn gerade hier unterbricht sich die lange Kette der Anden, und das Herabströmen des Regenwassers von den Bergen würde dem Canale ebenfalls sehr nützlich sein. Die ganze Ebene, durch welche sich hier die Andenkette zieht, ist bloß thoniger Boden, und 2 Flüsse, die gerade diesseits und jenseits der Richtung derselben folgen, würden die ausgeworfene Erde leicht mit ihrem Strome wegführen.

#### Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Geschwindigkeit der Vorschritte, welche die Verein. St. im Handel und in der Schifffahrt gemacht haben, ist beispiellos. Kaum ist dieses Volk auf dem Ocean erschienen, und bald gibt es keine Küste des Erdbodens mehr, mit welcher nicht s. Seefahrer schon vertraut geworden. Während man sie mit ihren bewundernswürdig leichten Schiffen an den atlantischen Küsten bis zum Cap Horn hinab, von wo sie dann sich in die weite Südsee wagen, das Meer bedecken sieht, dringen sie andrerseits hinauf bis zum Eise des Nordpols und in die tiefen Einfahrten der Hudsonsbai und der Davisstraße. Die entferntesten und stürmischsten Meere sind von ihren Flaggen bedeckt. Selbst die kaum noch bekannt gewordenen Küsten der südl. Hemisphäre, und sowol die Westküsten von Amerika als die Ostküsten von Asien werden von ihnen besucht. Die Ausfuhr dieses aufblühenden Landes besteht hauptsächlich in Mehl, indian. Korn, Reis, Flachs oder Leinsamen, Baumwolle, Taback, Pottasche u. Perlasche, Schiffbauholz, Stabholz, Mundvorräthen für die Schiffe, Holz, Pelzwerk, Morthenwachs, Bienenwachs und Fischen. Über Einfuhr und Ausfuhr vgl. den Art. Verein. Staaten. Die vornehmsten Handelsstädte sind: Neuyork, Boston, Baltimore, Philadelphia, Charlestown, Savannah, Pittsburg und Neuorleans. Pittsburg ist die Niederlage des Handels der östl. und westl. Staaten. Neuorleans, welches, wenn die westl. Staaten

sich weiter ausbilden, wahrscheinlich der große Markt des amerikanischen Handels werden wird, hat einen sehr bedeutenden Handel mit Havanna und Mexico in Zucker, Indigo, Taback, Baumwolle, Reis, Pelzwerk, Hornvieh u. s. w. Charlestown hat lebhaften Handel mit Europa und Westindien. Newyork versorgt hauptsächlich die westindischen Colonien mit Mundvorräthen. Endlich wird am Ausflusse des Columbia ein Stapelort für den Südseehandel gegründet.

Canada, Neuschottland und Neubraunschweig.

Der Handel der beiden Canadas war lange auf das Ergebniß der Fischereien und auf den Pelzhandel beschränkt. Aber in Folge der Vervollkommnung des britischen Colonialsystems, und des Embargos, welches während des letzten Krieges auf den Handel Amerikas gelegt ward, hat er sich auf eine staunenswürdige Weise gehoben. Ihre Ausfuhrartikel sind Weizen, Mehl, Korn, Zwieback, Fische, Eich- und Fichtenstämme, Stabholz, Mastbäume, Bauholz, canadischer Balsam, Sprossenzbier, Pottasche und Perlasche, Gußeisen, Pelzwerk und Häute, Vibergeil, Ginseng u. s. w. Sie verkehren am meisten mit den westindischen Colonien der Briten und mit dem Mutterlande; doch machen sie auch mit den Verein. Staaten viele Geschäfte durch die Schifffahrt auf dem St.-John. Der Handel, welchen sie mit den Indianerstämmen haben, ist bloßer Tauschhandel. — Neuschottland und Neubraunschweig haben fast ganz dieselben Ausfuhrartikel.

Der Handel Südamerikas hat sehr mannigfaltige Gegenstände. Die mineralischen Schätze Südamerikas sind unermesslich. Gold und Silber war im 16. Jahrh. in solcher Menge vorhanden, daß 25 J. lang, jedes J. allein von Peru 13 Mill. Piafter nach Spanien gebracht worden sein sollen, ungerechnet das übrige, was in Barren mitging. Diese kostbaren Metalle werden in Peru, Chile und den obern Theilen von Lufuman gefunden, vorzüglich in den Cordilleren; doch außer dem Gold und Silber fehlt es auch in dieser unermesslichen Gebirgskette nicht an Kupfer, Blei, Eisen und Platina. Die reichsten Bergwerke sind die der Provinz las Charcas, innerhalb des Gebiets des ehemal. Vicekönigreichs Buenos-Ayres. Der Goldgruben sind dort 30, der Silberbergwerke 27, der Kupferbergwerke 7, ein Zinnbergwerk und 7 Bleibergwerke. Die ergiebigsten dieser Bergwerke sind die zu Potosi, die unfern dem Orte liegen, wo der Parasfluß entspringt. Doch ist Acosta's Angabe, daß während der 40 J., da diese Gruben bearbeitet wurden, der Ertrag derselben sich auf 12,000 Mill. Piafter belaufen habe, übertrieben. Indes geht aus den öffentlich abgelegten Rechnungen hervor, daß von Zeit der Entdeckung Amerikas an bis 1538 das dem Könige zukommende Fünftel des aus den Minen von Potosi gewonnenen und registrirten Silbers sich auf 395,619,000 Piafter belief, sodaß mithin, da seit der Entdeckung Amerikas erst 39 Jahre verlossen waren, auf jedes Jahr 41,255,043 kommen, mit Ausschluß der beträchtlichen Quantitäten, welche heimlich und ohne Abgabenzahlung aus dem Lande geschafft worden sind, und derer, welche zu Verfertigung silberner Gefäße, Geräthschaften und Denkmäler für die Klöster und Kirchen verwendet worden sind, welche sich auf eine ungeheure Summe belaufen müssen, da alle der Religion geweihte Anstalten im Lande, und insbesondere in der Stadt Potosi, an Silbergeräth einen sehr großen Reichtum haben. Allein der Ertrag dieser Bergwerke ist seitdem, sei nun die Ursache davon die Erschöpfung der Minen selbst oder die fehlerhafte Leitung des Bergbaues, unendlich geringer gewesen. — Auch die übrigen Ausfuhrartikel von Südamerika sind, obwol die Spanier und Portugiesen ihr Hauptaugenmerk auf die Gewinnung der Metalle richten, sehr bedeutend. Die vornehmsten sind: Cochenille, Indigo, Cocosnüsse, peruanische Fiebereinde, Häute, Dachsenhörner, Talg, Wachs, Baumwolle, Wolle, Flach, Hanf, Taback, Zucker, Caffee, Ingwer, Piment, Salappe, Saffaparille, Speckuanha, Guajak, Drachenblut und verschiedene andre arzneiliche Gummi, Farbhölzer, Ebenholz, Mahagoni, Smaragde, eine Menge verschied. Arten von Balsam-

men u. dgl. — Die vornehmsten Handelsstädte sind Buenos-Ayres, Mexico, Lima, Guatemala, Cartagena, Vera Cruz, Caraccas, Potosi und Acapulco, vorzüglich die Havanna auf der Insel Cuba. Buenos-Ayres war im Besitz des Transitohandels der sämmtlichen span. Besitzungen in Amerika und vor dem Ausbruche der Revolution der Markt für den Handel des Mutterlandes und s. Colonien. Die Hauptquelle des Gewinns für Caraccas sind die Cacaopflanzungen, welche beinahe 2 Drittel des europ. Bedarfs hergeben. Die Häute und Felle, welche ebenfalls ausgeführt werden, haben den Vorzug vor denen von Buenos-Ayres, und das reichhaltige Kupfererz aus den Bergwerken von Uroa ist weit vorzüglicher als selbst das schwedische oder das von Coquimbo in Chile. Guatemala ist berühmt wegen s. Indigos, der hinsichtlich der Härte, des Glanzes und des Gewichts große Vorzüge hat. Acapulco oder Los Reyes, eine Hafenstadt Neuspaniens, hat einen beträchtlichen Handel mit den Küsten von Duito und Peru, früher auch mit den Philippinen, wohin jährlich nach Manilla eine Gallione gesandt wurde, die mit Silber, Cochenille, Cacao, Baumöl, spanischer Wolle und Spielfachen aus Europa befrachtet war, wogegen sie von dort Musseline, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, chinesische Waaren, Specereien, Gewürze, Edelsteine und Juwelen mitnahm. — Der innere Handel der ehemaligen span. Colonien in Amerika, vornehmlich zwischen Buenos-Ayres und Peru und Chile, ist sehr beträchtlich. Der mit den Indianerstämmen besteht hauptsächlich im Tauschhandel, da man ihnen Ärte, Messer, Scheeren, Säbel, Halschnuren, Spiegel und grobe Wollen- und Baumwollenzeuge zuführt, und dafür die Erzeugnisse des Landes nimmt, vorzüglich Paraguaythee und einiges feine Pelzwerk. — Mexico handelt mit den übrigen Freistaaten aus Vera Cruz und Acapulco; es hat auch viel Schleichhandel. Zur Ausfuhr kommen Zucker, Cochenille, Talappe, Saffapartikel, Baumwolle, Vanille, Farbeholz, Häute, Talg etc., insbesondere Gold und Münzen, in Barren, oder gemünzt, zusammen für 15 Mill. Thlr. Die Einfuhr beträgt ohne den Schleichhandel wenigstens 25 Mill. Thlr.

Brasilien hat 3 große Handelsstädte: Rio-Janeiro, Bahia oder Salvador, und Pernambuco. Die Ausfuhrartikel sind vornehmlich Baumwolle, Indigo, Zucker, Caffee, Reis, Taback, Talg, Mahagoni, peruvianische Fiebertinde, Ipekafuanha, Felle, Nutzhäute, Gold, Cocosnüsse, Vanille, Diamanten, Topase, Chrysolith und andre Edelsteine, und eine große Mannigfaltigkeit von Farbehölzern, Balsamen und Gummi. Der größte Theil des brasilischen Handels ist gegenwärtig in den Händen der Engländer.

Die englischen, holländischen und französischen Besitzungen in Südamerika sind Demerary, Berbice, Essequebo, Surinam und Cayenne. Aus Cayenne werden ausgeführt: Pfeffer, Annotto, Zucker, Baumwolle, Caffee und Cacao; aus Berbice: Rum, Zucker, Baumwolle, Cacao u. s. w.; aus Demerary, Surinam und Essequebo: Zucker, Rum, Baumwolle, Caffee und Zuckersyrup.

#### Westindien.

Die vornehmsten Inseln, welche das eigentliche Westindien ausmachen, sind Cuba, St.-Domingo oder Haiti, Jamaica, Barbados, Dominica, St.-Christoph oder St.-Kitts, Suracao und Guadeloupe. Sie haben alle ziemlich dieselben Erzeugnisse, nämlich Zucker, Caffee, Wachs, Ingwer und andre Gewürze, Mastix, Aloe, Vanille, Quassia, Maniok, Mais, Cacao, Taback, Indigo, Baumwolle, Zuckersyrup, Mahagoni, langen und schwarzen Pfeffer, lignum vitae, Campescheholz, Gelbholz, Gummi, Schildkrötenchalen, Rum, Piment u. s. w. Ehe St.-Domingo oder Haiti zu einem unabhängigen Negerreiche erhoben ward, war es die Niederlage der Waaren von Havanna, Vera Cruz, Guatemala, Cartagena und Venezuela; seitdem aber ist Jamaica das Magazin aller aus dem

Meerbusen von Mexico kommenden Waaren geworden. Trinidad ist der Haupt-  
sitz des Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und Guiana. Ein-  
geführt werden Fabrikwaaren, Wein, Mehl, sonst auch Sklaven.

V. Neue Wege eröffnet jetzt dem Welthandel der Britte auf der Südsee, wo  
er seit kurzem die Sandwichsinseln, die Freundschafts- und die Gesell-  
schaftsinseln in den Kreis des europ. Weltverkehrs gezogen und in Australien  
und Vandiemensland einen großen Markt für den Umtausch britischer Kunst-  
waaren gegen Naturerzeugnisse angelegt hat, während die Nordamerikaner auf den  
Washingtonsinseln (Nukahiva) und auf andern Eilanden im stillen Ocean Han-  
delsplätze zu gründen bemüht sind. — S. Moreau de Jonnes, „Du commerce  
extérieur au XIXme siècle“ (2 Bde., Paris 1826), und Gust. v. Gülich's „Ge-  
schichtl. Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues der bedeu-  
tendsten handeltreibenden Nationen unsrer Zeit“. (Jena 1830, 2 Bde.)

Weltkenntniß heißt eigentlich Kenntniß der bewohnten Erde (Welt-  
kunde); gewöhnlicher wird darunter verstanden Kenntniß der geselligen Ver-  
hältnisse und der Charaktere, welche wir in denselben erblicken. Sie umfaßt  
Kenntniß der Stände, der Geschlechter, ihrer Eigenthümlichkeiten und Ausernun-  
gen. (S. Menschenkenntniß.)

Weltkugel, s. Globus.

Weltmeer (Ocean). Es gibt eigentlich nur Ein Weltmeer, ein zusammen-  
hängendes Ganzes, das fast 3 Viertheile unserer Erdoberfläche bedeckt und alles  
feste Land von einem Pole zum andern einschließt. Alle Gewässer, die man mit  
dem Namen Meer belegt, sind Theile des Oceans, doch gibt man ihm seiner Aus-  
dehnung wegen 5 große Abtheilungen. 1) Der nördliche Eis- oder Polar-  
ocean, dessen Mitte der Nordpol bildet und der die nördl. Küsten von Europa,  
Asien und Amerika zur physischen Grenze hat; er hängt zwischen Norwegen und  
Grönland mit dem atlantischen, durch die Beringstraße mit dem Australocean  
zusammen und ist nur in sehr günstigen Sommern zu beschiffen, indem das Eis  
gewöhnlich erst im Sept. schmilzt. Die Winde auf demselben sind veränderlich,  
die Ostwinde jedoch die herrschenden. Die vornehmsten bekannten Inseln desselben  
sind Spitzbergen und Novaja-Semlja. 2) Das westliche Weltmeer, östlich  
von den Westküsten Europas und Afrikas, westlich von den Ostküsten Amerikas,  
nördlich von dem nördl. und südlich von dem südl. Eismeere begrenzt. Unterhalb  
der Südspitze Afrikas stößt es mit dem indischen, und durch Magellan's Meerenge  
und die Fahrt um Cap Horn mit dem Australocean zusammen. Es hat in der  
heißen Zone Ostwinde und außer derselben veränderliche Winde; der Äquator  
theilt dasselbe in 2 Theile: in das atlantische, den nördlichen Theil von dem  
nördlichen Eismeere bis zum Äquator, östlich von Europa und Nordafrika und  
westlich von Nordamerika begrenzt; und in das äthiopische Meer, den südli-  
chen Theil, von dem Äquator bis zum südl. Eismeere, östlich von Südafrika und  
westlich von Südamerika begrenzt. 3) Der indische Ocean, im N. an die  
Küsten Asiens, im D. an das Australland, im S. an den südl. Polarocean und  
in W. an Afrika grenzend. Auf diesem herrschen nicht nur in verschiedenen Ge-  
genden desselben, sondern auch zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Winde,  
worunter die regelmäßig abwechselnden Monsons die bekanntesten sind. Sowol  
diese Winde als die Beschaffenheit des Meeres selbst, welches mit Inseln, Klip-  
pen und Felsen wie besät ist, machen die Fahrt auf demselben äußerst schwierig  
und gefährlich. 4) Der Australocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder  
die Südsee genannt. Es begrenzt die Westküste Amerikas und die Ostküste Asiens,  
sowie das Australland, hängt im N. durch die Beringstraße mit dem nördl.  
Eisoccean zusammen und ist im S. gegen den südl. Eisoccean offen. Außer einigen  
asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es die sämmtlichen Inseln

Australiens. Man theilt es in die Nordsee bis zum Wendekreise des Krebses, die Mittelfee oder das stille Meer zwischen den beiden Wendekreisen, und in die eigentliche Südsee vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südl. Eismeere. 5) Der südliche Eis- oder Polar ocean um den südl. Eispol her bis 60° S. B. Seit Cook haben ihn mehre Seefahrer wegen Treibeis, Kälte, Eisfelder, Stürme und Nebel beinahe unfahrbar gefunden.

Weltpol, s. Pol.

WELTSYSTEM. Man versteht darunter im Allgemeinen die Verbindung mehrer Weltkörper zu einer gewissen Ordnung, im Besondern aber die verschiedenen Meinungen über eine solche Verbindung zwischen den Körpern unsers Sonnensystems. Dergleichen hat es 3 gegeben. 1) Der griech. Astronom, Mathematiker und Geograph, Ptolemäus (s. d.), glaubte, die Erde liege im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich still, und um sie bewegten sich die übrigen Weltkörper in festen, vollkommen runden Kreisen. 2) Tycho de Brahe (s. d.) suchte dieses unhaltbare System zu verbessern. Er nahm aber auch die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und ließ Sonne und Mond um sie, sowie die übrigen Planeten um die Sonne sich bewegen. 3) Das System, das Kopernicus (s. d.) aufstellte, das schon die Pythagoräer ahneten, und das durch der nachfolgenden Astronomischen Beobachtungen und Entdeckungen nur noch Verbesserungen erhalten hat, ist unstreitig das richtige, weil allein nach demselben die Erscheinungen am Himmel sich genügend erklären lassen. Nach diesem System bewegt sich fast mitten in dem Weltgebäude die Sonne um ihre eigne Ase, und um sie bewegen sich in immer größern Kreisen die Planeten, zu denen auch unsere Erde gehört. Die Trabanten oder Monde bewegen sich um ihre Planeten und zugleich mit denselben um die Sonne. Weit über allen diesen Weltkörpern, in einer ungeheuern Entfernung von uns, sind am Firmamente die Fixsterne (s. d.), die jedoch zu unserm Weltsystem nicht gehören. (S. Weltgebäude.) — Eine Darstellung dieser 3 Weltssysteme, mit gründlicher Beseitigung der gegen das letztere, als das allein richtige, gleichwol erhobenen Einwendungen, gibt Bode's „Erläuterung der Sternkunde“ (3. A., Berl. 1808, 2 Bde., mit Kupfn.).

WELTUMSEGLER. Die Reihe der kühnen Männer, welche auf Colombo's Bahn, von dem Compaß und ihrem Muthe geleitet, das Weltmeer von N. nach W. durchschifften und in dieser Richtung endlich in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugiese Magellan (von 1519—21). Seinem Wege, durch die Magellanstraße oder um das Cap Horn herum in die Südsee, sind Spanier (Fuca, Mendana, Quiros u. A. bis auf Malaspina), Franzosen (Bougainville, Lapeyrouse [s. d.] u. A. m. bis auf Freycinet [s. d.]), Holländer (Baarents, Heemskerck, Hertoge, Tasman, Roggewein), Engländer, Russen (Deschneff bis Krusenstern und Otto v. Kozebue [s. d.]) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meisten und die wichtigsten Seereisen und Weltumsegelungen haben Briten unternommen. 50 Jahre nach Cabot drang Hugo Willoughby (1553) auf s. nördl. Sendung bis Novaja-Semlja vor. Alle seitdem angestellte Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den großen oder in den stillen Ocean zu gelangen und dann südwärts die alte und die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nordpolexpeditionen.) Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbisher, Arthur, Pet, Jackmann, Gilbert, Davis u. Weymouth (1591) gemachten 11 Reisen nach Nordosten und Nordwesten Länderentdeckungen und gewinnreiche Fischereien zur Folge. In derselben Zeit umschiffte Franz Drake die Erde. Cavendish, Shibley und Hawkins segelten dem großen Vorgänger im Süden nach, freilich nicht mit völlig gleichem Glück. Unter den kühnen Nautikern, welche im 17. Jahrh. große Seereisen unternahmen, zeichneten sich Hubson, Button, Baffin, Bylot, Narborough, beson-

ders aber Dampier, Halley und Wood Rogers durch die Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Wood Rogers drang bis  $62^{\circ} 53'$  zum Südpol vor; der russ. Capitain Bellinghausen i. J. 1820 bis zum  $70^{\circ}$  (Rogers führte den Ir-länder Alex. Selkirk [den bekannten Crusoe] zurück.) 30 J. nach Rogers umschiffte Lord Anson (1741—44) die ganze Erde. Mit ihm hob die Entdeckung des gesammten Südmeers, also von ganz Polynesen, von Neuem an: eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine. Darauf machten Carteret u. Wallis (1767) ihre Entdeckungsreise. Mit Cook beginnt seit 1770 die neueste Epoche der Weltumsegelung. 1791 machte Vancouver die Geographen und Seefahrer mit der Nordwestküste von Amerika genau bekannt. In demselben J. ward Gen. D'Entrecasteur abgesandt, um La Perouse (s. d.) aufzusuchen und den großen Ocean zu untersuchen. Man verdankt ihm die Kenntniß der Westküste Neucaledoniens u. (Vgl. Kozebue [Otto v.], Krusenstern, und Freycinet.) Die „Voy. autour du monde“ des Freg.-Cap. Duverrey mit der Coquille auf Befehl Ludwig's XVIII. in den J. 1822—25 (6 Bde., 4., m. e. Atlas von 375 Bl., Paris 1828 fg.) ist für Zoologie, Botanik, Hydrographie und Physik wichtig; ebenso die des Cap. d'Urville: „Voy. de la corvette l'Astrolabe, exécuté par ordre du Roi, pendant les années 1826—29“ (auf Befehl des Königs gedr. Paris 1830, mit Kpf. u. Ch., 5 Bde.). 1828 kam auch der brit. Cap. Beechey mit dem Blossom in Portsmouth (am 26. Sept.) wieder an, nachdem er (s. Nordpolexpeditionen) binnen 40 Monaten 15.600 deutsche Meilen zurückgelegt hatte. Er besuchte die Pitcairn-, Gesellschafts-, Sandwich- und Lutschu-Inseln und entdeckte mehre neue; auch fand er im Juni 1827 die Islas de Arcobispo wieder (bis  $28^{\circ} 50' N. B.$ ), die reich an Schildkröten und guten Ankerplätzen sind. (Vgl. Reisen.)

**Weltweisheit.** Dieser Name wurde der Philosophie von den Kirchenlehrern und Theologen beigelegt, weil sie die Offenbarung, oft wol auch die positive Theologie sapientia divina nannten; dagegen ihnen die Philosophie als eitle Menschenweisheit erschien, die sie daher sapientia secularis nannten. Dieses hat man in dem Worte Weltweisheit übersetzt. (S. Philosophie.)

**Wenceslaus** (Wenzel), deutscher Kaiser (oder, weil er die Krönung in Rom nicht empfangen hatte, nur König genannt) und König v. Böhmen, aus dem luxemburgischen Hause, Karls IV. ältester Sohn, geb. 1361. Seine Regierung fiel in eine Zeit, wo der in Deutschland herrschende Zustand der Gesetzlosigkeit auch dem kräftigsten Fürsten die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt haben würde. Der junge W., aus welchem vielleicht selbst Petrarca, wenn er Karls IV. Antrag zur Erziehung des Knaben angenommen hätte, bei der verkehrten Behandlung, die dieser von der Wiege an erhielt, Nichts würde gebildet haben, war in jeder Hinsicht unreif für das schwere Werk, wozu er berufen wurde. Mit 2 Jahren war er bereits zum König v. Böhmen gekrönt, mit 6 J. gab er auf s. Vaters Geheiß schon eine Belehnung und sah einen Herzog vor sich knien, im 10. J. ward er vermählt, im 12. mit der Mark Brandenburg belehnt und zu Staatsgeschäften erzogen, und er war kaum 18 J. alt, als er 1378 s. Vater auf dem deutschen Throne folgte. Von den wohlgemeinten Ermahnungen, die dieser nicht lange vor s. Tode ihm gab, mißachtete er gerade diejenige am meisten, die er bei dem damaligen Zustande Deutschlands klug befolgen mußte: „den Papst, die Pfaffen und die Deutschen zu Freunden zu halten“. In s. Vater konnte er freilich auch kein großes Vorbild finden, und hatte dieser Deutschland schon stiefväterlich behandelt, so that es der Sohn noch mehr. Stolz und Grausamkeit waren die Grundzüge s. Gemüthsart, und niedrige Wollust s. Neigung. Das ihm beigebrachte Gift, welches sich s. starken Leibesbeschaffenheit wegen auf die Leber warf und einen brennenden Durst erzeugte, mag viel zu dieser Handlungsweise beigetragen haben. In der ersten Zeit s. Regierung wurde das Argerniß der Kirchentrennung durch

zweispältige Papstwahl am auffallendsten und hatte auf die Staatsverhältnisse die verderblichsten Rückwirkungen; gleichzeitig nahm in Deutschland das Faustrecht bei dem Mangel einer festen Reichsordnung und einer kräftigen Verwaltung sehr überhand. Jede Partei suchte sich durch Bündnisse zu stärken, um sich durch eigne Kraft den Schutz gegen Gewalt und Unrecht zu verschaffen, den die Gesetze nicht verleihen konnten, und ein Bund der durch Reichthum mächtig und muthig gewordenen Städte in Schwaben und am Rhein stand den Fürsten und dem Adel entgegen, die in mehren Gegenden Deutschlands ähnliche Verbindungen stifteten, wie die Gesellschaften mit dem Löwen, mit den Hörnern und die St.-Georgsgesellschaft. W., der indeß meistens in Prag bei Weibern und Weißbier schwelgte, wie man ihm vorwarf, sah unthätig diesen Parteilungen zu, und es scheint, daß er den großen Städtebund heimlich aufgemuntert habe, um die Macht der Fürsten zu schwächen. Endlich bewog ihn die Gefahr, da diese Verbindungen dem königl. Ansehen drohten, durch einen allgemeinen Landfrieden denselben entgegenzuwirken. Auch die Städte traten später diesem Frieden bei; aber die „fruntlich Stallung“ (Einigung), die sie 1384 auf 4 Jahre schlossen und in den folg. J. verlängerten, war noch nicht abgelaufen, als 1387 ein heftiger Krieg zwischen den Fürsten, Grafen und Herren und den verbündeten Städten ausbrach, worin diese nach dem entscheidenden Treffen bei Döfzingen erlagen. W. saß indeß in Prag, und wenn er auch den Gesandten der Reichsstände, die ihn ersuchten, nach Deutschland zu kommen und den Frieden herzustellen, nicht geantwortet hätte: „er wisse nicht, ob er verbunden sei, die Stände, die er nicht entzweit habe, zu vergleichen, und er müsse das Schicksal des Wolfes in der Fabel befürchten, der zwei streitende Widder ausöhnen wollte“, so handelte er doch im Sinne dieser ihm in den Mund gelegten Worte; auch zu dem neuen Landfrieden, den er 1389 zu Eger schloß, und wodurch er den Städtebund wie die Einigung der Fürsten aufhob, zwangen ihn nur die Umstände. Die Niederlagen und Verluste, welche die Städte erlitten hatten, hielten das Schwert in der Scheide. W. erfüllte dagegen gern den Wunsch der Stände, alle Judenschulden gewaltsam zu tilgen, die für manche Fürsten und Städte sehr lästig waren; aber freilich mußten alle Schuldner dem König, als Obereigenthümer des Vermögens der Juden nach der Ansicht jener Zeit, 15 vom 100 bezahlen. Auch in Böhmen war W. nicht beliebt; er zog die Deutschen den Böhmen vor, handelte nach eigensinniger Laune, verdarb es mit dem Adel, als er die verpfändeten Krongüter gewaltsam zurückforderte und Einige, die sich weigerten, enthaupten ließ, und erregte allgemeinen Haß, als er in den Streitigkeiten mit der Geistlichkeit sich Widerrechtlichkeiten und Grausamkeiten erlaubte. Sein Bruder selbst, König Siegmund v. Ungarn, und s. Vetter Jobst, Markgraf v. Mähren, waren wider ihn; so entstand 1394 eine Verschwörung der böhmischen Großen, die ihn überfielen und in Gefangenschaft hielten. Die Schritte, die sein jüngster Bruder zu s. Befreiung that, und die Drohungen, wodurch die deutschen Reichsstände die Loslassung ihres Oberhaupts zu bewirken suchten, verschafften dem Gefangenen nach einigen Monaten s. Freiheit, die er, nach einer böhmischen Sage, durch die Treue einer Bademagd erlangt haben soll. W.'s Ansehen in Deutschland war indeß unrettbar gesunken. Er gab Anlaß zu dem Vorwurfe, daß er den mächtigen Joh. Galeazzo Visconti für Geld zum Herzoge von Mailand erhoben und dadurch das Reich geschwächt habe. Befehdungen störten wieder den Landfrieden, und einige Ritterverbindungen, wie die Schlägler, die von den silbernen Keulen oder Schlägeln, welche das Zeichen ihres Bundes waren, den Namen hatten, wurden so gefährlich für die öffentliche Ruhe, daß auch die Fürsten ihren Bund verstärkten. Die Partei, welche der König bei der fortbauenden Kirchentrennung ergriff und nach der Lage der Umstände auch billig ergreifen mußte, trug wesentlich zu den Ereignissen bei, die ihm die deutsche Krone raubten. Er vereinigte sich mit Frankreich, die beiden Päpste, welche von den Caz-

dinalen in Avignon und ihren Gegnern in Rom gewählt worden waren, zur Abdankung zu bewegen, damit dann durch die einmüthige Wahl eines neuen Papstes der Kirchenfriede bewirkt werden könnte, und er übernahm es insbesondere, den Gegenpapst Bonifaz zur Niederlegung der päpstl. Würde zu vermögen, oder gar zu nöthigen. Die Kurfürsten aber, deren die meisten jenen Papst anerkannt hatten, waren mit W.'s Absicht nicht zufrieden; am wenigsten der Erzbischof von Mainz, Joh. v. Nassau, der diesem Papste s. Würde verdankte. Dieser Umstand trug nicht wenig zu den Schritten bei, welche die Kurfürsten gegen den König thaten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Bonifaz, um W.'s Plan zu vereiteln, sie dazu aufgereizt habe. Die Klagen über des Königs Unthätigkeit und Sorglosigkeit wurden seit 1397 immer lauter, und man erkannte immer mehr, wie Könighoven in s. „Elassischen Chronik“ sagt, daß W. „nüt ein Mehre des Reichs, als sich ein römischer Kaiser schreibt, sunder ein Mütter was, und Besumer und ein unnützer Mann des hilgen Reichs“. Die Kurfürsten kamen endlich zu dem Entschlusse, ihn abzusetzen. Die Frage aber, wer statt seiner erwählt werden sollte? entzweite sie; so kam es dahin, daß in der Versammlung zu Lahnstein nur die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Pfalz die Absetzung W.'s (1400) aussprachen und den Kurf. Ruprecht von der Pfalz, der s. Stimme dem Erzbischofe von Mainz übertragen hatte, zum König wählten. W. blieb dabei ganz gleichgültig, und ohne s. Mitwirkung geschah es, daß er noch mehre Vertheidiger seiner Rechte behielt, da die wenigsten Reichsstände mit den Schritten der rheinischen Kurfürsten zufrieden waren. Sein Nachfolger, Ruprecht, konnte überdies den eingewurzelten Übeln so wenig als W. abhelfen; auch er hatte bald so sehr mit Parteiungen und Schwierigkeiten zu kämpfen, daß kein Entwurf für die Ehre des Reichs ausgeführt werden konnte. W. gerieth indeß mit s. Bruder Siegmund in neue Zwistigkeiten, deren Folge s. abermalige Gefangenschaft war, worin er zu Wien beinahe 1½ J. zubrachte. Nach seiner Befreiung wurden ihm von s. Gegner Ruprecht Vergleichsvorschläge gemacht, die er aber nicht annahm, und erst, als nach dessen Tode (1410) die Reichsstände den König Siegmund auf den deutschen Thron hoben, gab W. durch einen Vergleich mit s. Bruder seine Ansprüche auf. Er blieb im Besitze seines Erbreichs und lebte in Böhmen in gewöhnlicher Unthätigkeit, welche nur die durch Huf's Lehren erregten Bewegungen unterbrachen, die W., der Geistlichkeit abhold, anfänglich begünstigte. Als aber nach Huf's Hinrichtung, den der König eifrig zu schützen suchte, seine erbitterten Anhänger in Böhmen sich erhoben, wurde W. bei dem heftigen Aufstande derselben, der den blutigen Hussitenkrieg eröffnete, so sehr entrüstet, daß er vom Schlage getroffen ward und 1419 starb. Neuere Geschichtschreiber haben ihn zu entschuldigen gesucht; aber wenn auch viele Beschuldigungen, welche die Zeitgenossen ihm machten, aus Parteiwuth und aus dem Hasse der Geistlichkeit herkommen mögen, so wird doch s. Andenken auch von dem Zeugnisse der beglaubigten Geschichte verurtheilt. (S. Pelzel's „Lebensgesch. des röm. und böhm. Königs Wenceslaus“, Prag 1788—90, 2 Bde.)

#### Wendekreis, s. Tropic.

**Wendeltreppe**, eine um eine Spindel sich windende Treppe. — Wegen der ähnlichen Figur heißen so gewisse einschaltige Conchylien, von denen die vorzüglichste die echte Wendeltreppe ist, mit von einander abstehenden, frei umlaufenden Windungen. Sie findet sich auf der Küste Koromandel in Ostindien, ist gegen 2 Zoll lang und wurde zuweilen mit 1000 Thlr. und mehr bezahlt.

**Wenden** wird von den Deutschen ein Zweig der *Slawen* (s. d.) genannt, dessen Sitz schon im 6. Jahrh. im nördlichen und östlichen Deutschland von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel und südwärts bis an Böhmen bekannt war. 1) Die *Dobriten* wohnten in Mecklenburg als ein mächtiges Volk unter eignen Königen. Heinrich der Löwe, Herzog v. Sachsen, rottete sie im 12. Jahrh.

keinahe ganz aus. Zu ihnen gehörten die Polaben, Wagrier und Linonen. 2) Pommern oder Wilzen, von der Oer bis an die Weichsel. Ihre Fürsten verbanden sich 1181 mit Deutschland, und starben erst 1637 aus. (Über Julina f. Slawen.) 3) Ucker (Grenzwenden), Heveller und Rhetarier in den 5 brandenburgischen Marken. Albrecht der Bär, Markgraf v. Brandenburg, Nachbar Heinrichs des Löwen, bezwang und vertilgte sie, nicht weil sie Heiden, sondern weil sie Slawen waren. (Die Griechen predigten das Christenthum nicht mit dem Schwerte, und bekehrten ganz Sarmatien. In die Großmähren riefen sie selbst herbei, um von ihnen die Taufe zu erhalten.) 4) Sorben, richtiger Serben, zwischen der Saale und Elbe; das alte Meissenland hieß daher bei den Böhmen Sebško. 5) Lusitzer (nicht Lausiger) in der Markgrafschaft Ober- und Niederlausitz. Die Serben hatten ihre eignen Herren, Fürsten und Könige, und dehnten ihre Herrschaft über das heutige Osterreich, Meissen, die beiden Lausitzen, das Anhaltische, den Kurkreis und den südl. Theil des Brandenburgischen aus. Im 10. Jahrh. wurden sie mit deutschen Colonisten untermischt, vorzüglich die Gebirge mit Deutschen bevölkert, weil die Slawen des Ackerbaues wegen mehr die Ebenen liebten, daher hieß die Gebirgsdörfer deutsche, die in den Ebenen beinahe sämmtlich slawische Benennungen haben. Aus Städten wurde diese Sprache mit Gewalt verdrängt, und in Leipzig hörte man 1327 auf serbisch zu sprechen, obwohl sich manches Wort auf dem Lande erhalten hat. Aus der Vermischung der Slawen mit Franken und Sachsen hat sich seit dem 10. Jahrh. die oberflächliche Mundart gebildet; der slawische Mund milberte die Rauheit germanischer Töne. Der Charakter der von Serben abstammenden Familien sind die Endsyllben iz, ik, nik, als Nostiz, Maltiz, Gablenz, Carlowitz, Zebtowiz, Metsch (soll sein Mer), Wersky, Lessing (soll sein Lesnik, ein Lausiger von Ramenz), Tzschirner (soll sein Tschernitz). Oft erhielten aber auch die Eroberer ihren slaw. Zunamen von dem eroberten slaw. Besitzthume. Von den Lausitzern (von Luzice, ein niedriges-sumpfiges Land, wie die Niederlausitz früher mit Recht den Namen führen konnte) haben sich nur durch die lange Verbindung mit Böhmen und die dann edler denkenden Beherrscher bedeutende Überreste erhalten. Die beiden Lausitzen bieten dem slaw. Ethnographen, Historiker und Philologen eine nothdürftige Nachlese aus der Vergangenheit und Gegenwart dar. Die oberlausitzer Mundart nähert sich dem Böhmischem, die niederlausitzer mehr dem Polnischen. Die Form dem Deutschen nachahmend, nahm sie den Artikel und Mehreres an, wie die an Deutsche grenzenden Slawen in Steiermark, Kärnten und Krain. Von der Cultur der Sprache wissen wir vor der Verbreitung des Christenthums, das theils mit Gewalt durch Woleslaus, theils durch Belehrung des frommen Bischofs Denno von Meissen eingeführt wurde, so gut als gar Nichts, denn kein Volksesang der Slawen an der Elbe erhielt sich aus den Zeiten des Heidenthums; aber selbst dann ließ man sie unter dem härtesten Drucke schmachten; kein Lichtstrahl der Aufklärung drang durch die Finsterniß zu ihnen herab. Erst seit der Verbreitung eines menschlichen Geistes in Europa wurde ihr Schicksal ertäglicher, und erst seit der Reformation fingen sie an, ihren Dialekt zu schreiben. Im dreißigjähr. Kriege wollte man ihre Sprache ausrotten und gab ihnen deutsche Prediger, wodurch wirklich 16 Pfarren deutsch geworden sind. Im 18. Jahrh. ward man duldsamer und ließ ihnen ihr natürliches Recht der angestammten Sprache. Jakob Ticinus, ein Jesuit von Witgenow aus der Lausitz, rieth in einem Büchlein 1679 an, die böhmische Rechtschreibung auf die wendische Sprache anzuwenden; allein sie befolgten seinen guten Rath nicht, wodurch sie sich an einen großen Volksstamm angeschlossen und ihre Literatur gehoben haben würden. Bierling (z. S.), Pfarrer zu Porschwitz, führte die bis dahin schwankende Rechtschreibung 1689 auf bestimmte Regeln zurück, die ein Gemisch von deutschen und böhmischen sind. 1716 waren die Wenden so glücklich, eine Bildungsanstalt zu Leipzig,

und 1749 eine zu Wittenberg zu erhalten, sowie auch ein wendisches Seminarium zu Prag für die Katholiken. Um ihre Sprache emporzuheben und zu erhalten, erschienen von Zeit zu Zeit Erbauungsbücher, eine vollständige Bibelübersetzung, eine Grammatik u. a. brauchbare Bücher. Trotz dem ist die Abnahme der slawischen Sprache in der Niederlausitz immer sichtbar. In Pommern starb der Letzte, der noch wendisch sprechen konnte, 1404. Nur in dem Fürstenthume Lüneburg in den Ämtern Danneberg, Lüchow und Wustrow, zwischen der Elbe und Trege, erhielt sich bis in die neuern Zeiten ein Haufen von dem obotritischen Hauptstamm (Polaben genannt, von *labe*: Elbe, und *po*: anwohnend), und 1751 wurde in Wustrow der letzte wendische Gottesdienst gehalten. Diese Wenden waren zwar noch in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. in ihrem Wesen vorhanden, allein die Beamten arbeiteten unaufhörlich an ihrem Untergange, den sie auch erzielten, indem sie diese Sprache so herabsetzten, daß sich diese Leute, um nicht ausgelacht zu werden, hüteten, ein Wort wendisch zu sprechen. Chr. Henning, Pastor zu Wustrow, sammelte zwar aus dem Munde eines Klenower Bauern, Johann Janische, einzelne Worte, die aber durch unrichtige Schreibart ganz entstellt in die Hände des D. Anton in Görlitz kamen, und von welchen, außer einigen in die „*Slowanka*“ von Dobrowsky aufgenommenen, Nichts bis heute gedruckt wurde. Außer diesem sammelten auch Hr. Pfeffinger, Inspector zu Lüneburg 1698, Domeier u. A., lüneburgisch-wendische Wörter, nach welchen diese Mundart sich dem Polnischen näherte, sonst aber ihre Eigenheiten hatte.

Die Wenden waren ein kriegerisches Volk und führten vom Anfange des 7. Jahrh. an Kriege gegen die Franken, denen sie zinsbar wurden, dann, öfters in Verbindung mit den Böhmen und später mit den Ungarn, gegen die Deutschen, bis sie (934) bei Merseburg von Heinrich I. und 948 von Otto völlig geschlagen wurden. Die deutschen Könige errichteten nun die Markgraffschaften Meissen, Nord Sachsen und Lausitz, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Auch wurden die Stifter zu Meissen, Merseburg, Zeitz und Magdeburg zum Theil in der Absicht angelegt, die christliche Religion unter den Wenden auszubreiten. Sie wurden aus ihren Städten, die nun deutsche Bewohner erhielten, auf die Dörfer verdrängt; die Kriegsgefangenen wurden an Stifter, Klöster und Adelige als Leibeigne verschenkt; alle Mittel wurden angewendet, die Wenden zur Annahme der christlichen Religion zu zwingen und sie nach und nach mit den Deutschen in Ein Volk zu verschmelzen. 1047 errichtete Gottschalk ein wendisches Reich oder obotritisches Königreich, das, aus 18 Provinzen bestehend, unter den sächsischen Herzogen und dem deutschen Könige stand, und bemühte sich deutsche Sitten einzuführen, wurde aber deshalb 1066 ermordet. Sein Sohn Heinrich stellte es 1105 wieder her, welches später der Herzog v. Schleswig, Knud, zu Lehn erhielt, nach dessen Tode es in kleinere Staaten zerfiel. Die christliche Religion wurde unter ihnen seit dem 10., 11. und 12. Jahrh. eingeführt, obwol die Spuren des heidnischen Götzendienstes (sie verehrten u. A. den Bilbog, Swantewit ic.) noch lange bemerkbar blieben. Unter den Glaubensbekenntnissen sind merkwürdig: 1) S. Wjzelin, aus dem Lande Hameln, der in Holstein und den benachbarten wendischen Ländern das Christenthum lehrte. Er hatte in Paris 1121 fg. studirt und starb als Bischof von Oldenburg. 2) Otto von Bamberg. (S. P o m m e r n.) Die beabsichtigte Vereinigung mit den Deutschen aber konnte nicht überall und gänzlich erreicht werden. Noch jetzt haben die Nachkommen der Sorbenwenden in der Ober- und Niederlausitz — die Wenden der letztern Provinz nennen sich selbst Szerbie — die Kleidung, Sprache und Sitten ihrer Vorfahren, obgleich mit einiger Verschiedenheit der Sprache und Kleidung in beiden Provinzen, beibehalten. Selbst im heutigen Meissen finden sich unter den Landleuten noch Gebräuche, die von den ehemaligen wendischen Bewohnern dieser Gegenden übriggeblieben sind. — Die heutigen

Wenden in der Lausitz bewohnen den Landstrich von Löbau bis an die Mark Brandenburg. Sie sind ein arbeitsames, treues Volk; aber durch den Druck, unter dem sie seit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten worden, mißtrauisch und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimtückisch gehalten. Viele Fehler haben sie mit andern Landbewohnern gemein. Es ist ein kräftiger Menschenschlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzen vorzugsweise zu Ammen gebraucht; ihre Jünglinge geben gute Soldaten. Ihre Sprache, die mit a. Dächtern der slawischen Sprache, der böhmischen, polnischen und russischen, so viel Ähnlichkeit hat, daß sie sich mit diesen Nationen gegenseitig verständigen können, ist melodisch und kräftig. Versuche, die man gemacht hat, erhabene Gedichte (Klopstock's „Messias“) in die wendische Sprache zu übersetzen, haben bewiesen, daß diese einer höhern Ausbildung nicht unfähig ist. In Leipzig besteht noch eine wendische Prediger-Gesellschaft, d. h. ein Verein junger Studirender aus der Lausitz, welche sich im Predigen in der wendischen Sprache üben.

Wendler (Johann), geb. in Nürnberg den 23. Oct. 1713, starb zu Leipzig als Buchhändler den 14. Oct. 1799 im 86. Lebensjahre. Da dieser Mann durch s. Verlagsunternehmungen sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte und nicht verheirathet war, so wurde es ihm, gegebenen Winken zufolge, möglich, sein Andenken, das er durch manche Fehltritte verdunkelt hatte, durch milde Stiftungen zu erhalten. Als Gellert den Verlag seines ersten Werks, der „Fabeln“, mehreren Buchhändlern vergeblich angetragen hatte, übernahm ihn W. und gab für den Bogen 32 Groschen. Das Buch erlebte bald 5 Auflagen. Auch die übrigen frühern Schriften Gellert's verlegte W. Nach der 3. Aufl. von Gellert's „Fabeln“ stiftete er 3 Stipendien, jedes zu 100 Thlr., die auf 2 Jahre vergeben werden, sodann 1787 in Leipzig eine Freischule für Kinder weniger bemittelter Ältern, und setzte zu deren Fortdauer 10,000 Thlr. aus. 60 Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts werden in dieser, u. d. N. der „Wendler'schen Freischule“ bestehenden und nicht mit der Rathsfreischule zu verwechselnden Anstalt, von 7 Lehrern und einer Nähterin unentgeltlich unterwiesen und mit den nöthigen Schulbüchern versehen. 1790 oder 1791 stiftete W. 6 Freistellen im leipziger Convicte zunächst für Studirende aus Nürnberg, oder für solche, die aus dem Umkreise von 3 Meilen von s. Vaterstadt gebürtig wären, und in deren Ermangelung für studirende Ausländer. Im Wendler'schen Garten, welcher dicht an sein vor dem grimmaischen Thore gelegenes Haus grenzte, stand auch zuerst ein Denkmal, welches W. Gellert hatte setzen lassen, und das jetzt in dem Universitätsgarten neben dem Paulinum aufgestellt ist.

11.

Wenzel (die Brüder Joseph und Karl), ein wahrhaft literarisches Zwillingpaar. Söhne eines Arztes und Professors in Mainz, fast von gleichem Alter, der Erste 1768, der Andre 1769 geb., studirten sie Beide zugleich auf der damals wieder herrlich aufblühenden Universität ihrer Vaterstadt, unter Sommerring, Weidemann u. A., Medicin, von 1786—91, promovirten Beide an Einem Tage unter Sommerring, machten gemeinschaftlich fast 2 J. lang gelehrte Reisen in Deutschland und Italien, wirkten als Ärzte gemeinschaftlich, als sie nach ihrer Zurückkunft Beide 1793—95 in Mainz prakticirten, und auch noch späterhin, als Karl W. in dem nahen Frankfurt sich einbürgerte. Doch am einträchtigsten und stets gemeinschaftlich wirkten sie als medicinische Schriftsteller; selbst nach dem Tode des ältern Bruders erschienen von dem jüngern noch Werke, an denen der Verst. großen und anerkannten Antheil hatte. Ihre Hauptwerke handelten von der Structur und den Krankheiten des Gehirns, vom Kretinismus, von geburtshülfflichen Gegenständen u., besonders das Werk über das Gehirn der Menschen und Thiere: „De penitiori cerebri humani et animalium structura“; über den Hirnanhang fallüchtiger Personen; über die schwam-

migen Auswüchse auf der äußern Hirnhaut. Die letztern, bloß unter Karl W.'s Namen erschienenen Prachtwerke, sind über die Krankheiten des Uterus und über die Krankheiten am Rückgrathe; ebenso über Induration, über künstliche Frühgeburt 2c. — Joseph W. starb 1808 in Mainz, 40 J. alt; er war unverheirathet, sehr fleißig und gründlich in s. Studien, strenger, ernster und vielleicht auch gelehrter als sein jüngerer Bruder, der ihn 20 J. überlebte (st. den 18. Oct. 1827); dieser war dagegen neben seinen wissenschaftl. Kenntnissen und seinem großen Fleiße zugleich einer der ausgezeichnetsten praktischen Ärzte, mit schnellem und sicherem Blick, wohlwollend, theilnehmend. Er verwendete einen großen Theil Dessen, was ihm die Praxis sehr reichlich eintrug, zu wohlthätigen und großmüthigen Zwecken. Seine einzige Tochter verheirathete er mit dem einzigen Sohne s. Lehrers, des großen Anatomen Sömmerring. — Beide Brüder waren Mitglieder vieler gelehrten Gesellschaften; Rufe nach auswärtigen Universitäten lehnten sie stets ab. Karl W. wurde von dem Fürsten Primas, von Rußland und Preußen mit Orden beehrt.

Werder (Werd, Waerder, Wörth), eigentlich eine Insel in einem Flusse; dann aber auch eine bewohnbar gemachte Sumpfgegend. In letzter Bedeutung sind in Westpreußen der danziger, marienburger und elbinger Werder bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, ohne Berge, und sehr fruchtbar an Getreide und Graswuchs. Der danziger Werder (1400 Hufen) enthält 33 Dörfer. Bekannt sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegenen und zum Gebiete dieser Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, Willwerder, Döhlenwerder 2c.

Werf (Adrian van der), ein ausgezeichnete niederländ. Geschichtens- und Portraitmaler. Er war zu Kralingenambacht in der Nähe von Rotterdam 1659 von armen Eltern geb., und sein Vater, der s. Lust zum Zeichnen bemerkte, schickte ihn nach Rotterdam zu einem Portraitmaler in die Lehre; dann besuchte er die Schule des Eglon van der Meer, der ihn als Gehülfe mit auf Reisen nahm. In seinem 17. J. fing er an auf eigene Hand zu arbeiten. Der durch Holland reisende Kurfürst von der Pfalz lernte s. Arbeiten kennen und beschäftigte ihn von da an am meisten. Er nahm in Rotterdam s. Wohnort und heirathete dort 1687 in eine ansehnliche Familie. Der Kurfürst von der Pfalz bestellte u. A. bei ihm sein Portrait und das Urtheil Salomonis, welches ihm W. persönlich nach Düsseldorf überbringen mußte; er belohnte ihn fürstlich und erhob ihn mit s. Familie in den Adelsstand. Die besten s. Gemälde besaß der Kurfürst, von minderm Werthe sind einige in der Dresdner Galerie. W. starb in großer Wohlhabenheit 1722. Er zeichnete sich durch Ausführung heroischer Gegenstände unter s. Landsleuten aus, obwohl s. Bilder mehr Fleiß und feine Ausarbeitung als Größe und Feuer zeigen. Sein Colorit ist kräftig und harmonisch, sein Faltenwurf groß; aber s. Figuren fehlt es an anatomischer Kenntniß. — Sein Bruder Peter van der Werf war sein Schüler, der ihm selbst die Eisenbeinprobe seines Fleisches nachahmte.

Werft, Schiffswerft, ein erhöhter Ort, eine Anstalt an einem schiffbaren Wasser, wo Schiffe gebaut oder ausgebessert werden. Zur Erbauung großer Kriegeschiffe, die nicht so leicht vom Stapel (s. d.) in das Wasser zu lassen sind, werden in dazu geeigneten Häfen Docken (s. d.) angelegt.

Werner (Abraham Gottlob), königl. sächs. Bergrath, Ritter des k. sächs. Civilverdienstordens, Mitgl. vieler Akademien und gel. Gesellschaften, der Begründer der Geognosie und einer der ausgezeichnetsten Mineralogen s. Zeit, wurde den 25. Sept. 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, wo sein Vater Inspector der gräf. Solms'schen Eisenhütten war, geb. Bis zu seinem 10. J. blieb er in dem väterlichen Hause, wo s. Aufmerksamkeit schon früh auf das Mineralreich und auf das berg- und hüttenmännische Gewerbe geleitet wurde, kam aber dann in

die Waisenhaussschule zu Bunzlau in Schlesien, welche er nach erfolgter Confirmation 1764 verließ. Er wurde zur Unterstützung s. Vaters als Hüttenfchreiber in Wehrau angestellt. Kränklichkeit, durch übermäßigen Fleiß herbeigeführt, nöthigte den 18jährl. Jüngling, Karlsbad zu brauchen. Er sah auf dieser Reise zum ersten Mal den großen Bergbau zu Freiberg. Hier wurden einige Bergbeamte auf den für ihr Fach begeistert eingenommenen jungen Mann aufmerksam und bewogen ihn, die 2 Jahre zuvor errichtete Bergakademie zu beziehen, welches Ostern 1769 geschah, gerade in den Tagen, an welchen dem Kurfürsten, nachmaligen Könige Friedrich August gehuldigt, und wobei ein großer Bergaufzug veranstaltet wurde. So lernte W. die glänzende und poetische Seite des Bergmannslebens kennen. Die Akademie war noch in der Wiege, allein dessen ungeachtet ergriff W. die vorhandene Gelegenheit zu lernen, blieb aber nicht bei dem Anhören der Vorträge und den aufgegebenen Arbeiten stehen, sondern ließ sich das Befahren und Untersuchen der Gruben angelegen sein und benutzte sorgsam die Gespräche über Gegenstände der Mineralogie und des Bergbaues mit den obern und niederen Beamten, vernachlässigte es aber auch nicht, s. Sprach- und übrigen Kenntnisse weiter auszubilden. 1771 bezog W. die Universität Leipzig, widmete sich in den ersten beiden Jahren besonders dem Studium der Rechtswissenschaften, später dem der Naturkunde und gab 1774, in welchem Jahre er Leipzig verließ, s. „Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Fossilien“ heraus. Im folgenden J. wurde er als Inspector und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde bei der freiberger Bergakademie angestellt. Hier lehrte er nun bis an s. Tod, verschaffte der Akademie einen großen Ruf und bildete Mineralogen, Berg- und Hüttenleute, die aus allen Gegenden Europas und selbst aus Amerika herbeigekommen waren, um von dem berühmten W. zu lernen. Unter s. Schülern sind eine Menge berühmter Namen. Gleich in den ersten Jahren s. Lehramtes trennte er die Vorträge über Bergbaukunde von denen der Mineralogie und schied nun auch sehr bald die Lehre über die einfachen, nicht gemengten Mineralien von der über die Gebirge und Gebirgsarten, oder die Dyktognose von der Geognose, welche letztere Wissenschaft zuerst 1785 in gehöriger wissenschaftlicher Form unter diesem Namen von W., ihrem Begründer, vorgetragen wurde. „Wir unterscheiden“, sagt Prof. Weiß in Berlin, einer der vorzüglichsten Schüler W.'s, „billig Werner den Dyktognosten und Werner den Geognosten. Als schöpferischer Geist steht er in beiden Beziehungen da; ja selbst die Namen erinnern uns daran, daß er beiden Disciplinen eine gänzlich neue Gestalt gab; denn auch die Bildung der Namen, das Ganze gehört ihm. Freilich nicht bloß Namen und Gestalt erhielt die Wissenschaft neu durch ihn; Werner gab beiden Disciplinen einen neuen Inhalt. Doch was wäre das Neue, wenn es nicht auch das Wahre wäre, wenn man die Natur in Dem nicht fände, was die Wissenschaft Wernerisch zu nennen hat! Auffassungskraft der Natur war in hohem Maße das Talent von W. Er hatte einen klaren Blick, unbewölkt, heiter und sicher; die Kraft, anzuschauen, zu fassen mit den Sinnen, stand ihm in eminentem Grade zu Gebote; er war darin Meister. Geregelt von klarem Verstande und scharfer fester Urtheilskraft, war die Regsamkeit, die feine Empfänglichkeit der Sinne sein erstes Naturtalent, und er wußte aus ihrem sorgfältigern cultivirtern Gebrauche die Grundlage seiner neuen Wissenschaft zu bilden.“ — W.'s Dyktognose lebt ganz und gar in der Anschauung. Das Bild der sinnlichen Anschauung der Gegenstände vollständig und genau aufzufassen und in Worten deutlich ausgeprägt wiederzugeben, war die Seele seiner Lehrmethode, und Worte, Kennzeichen, Beschreibungen waren nur die Mittel. Auf alle bedingten und höhern wissenschaftlichen Hülfsmittel leistete sie Verzicht, und in dieser Hinsicht war W.'s Dyktognose einer allgemeinen wissenschaftlichen Mineralogie, sowie sie jetzt immer mehr und mehr ausgebildet wird,

untergeordnet. Eine ebenso große Bewunderung, als durch seine sinn- und anschauungsvolle Behandlung der Dyktognose, erwarb sich W. auch durch s. Geognose, diese immer noch jugendliche, mit einem eigenthümlichen Zauber begabte Wissenschaft. Vor ihm kannte man nur die sogen. Geologie oder Geogenie, die Theorie oder Bildungsgeschichte der Erde, bestehend in einer Reihe von Hypothesen; er gründete s. Geognose auf Beobachtungen an der Erdrinde und machte sie durch und durch zur Erfahrungswissenschaft. Die Basis derselben ist die Kenntniß der räumlichen Verhältnisse zwischen den verschiedenen, die Erdoberfläche zusammensetzenden Massen; die Kenntniß ihrer Natur hat die zweite Stelle. Die Klarheit und Einfachheit in der Werner'schen Darstellung der Gebirgsverhältnisse, die Bündigkeit in s. Folgerungen, erweckte bei s. Zuhörern und Anhängern ein so unbedingtes Vertrauen, daß sie noch jetzt nicht leicht überzeugt werden können, daß nicht Alles so ist, wie es der große Meister darstellte. Und doch hat das tiefenhafte Fortschreiten in den Naturwissenschaften unumstößlich dargethan, daß es noch andre Verhältnisse geben könne und wirklich gebe, die in der Werner'schen Lagerungslehre keinen Platz finden. Alle Quelle neuer Bildung und Bewegsamkeit liegt nach W.'s Ansicht oben, in dem noch Flüssigen, im Gewässer; daher der allgemeine Neptunismus des Werner'schen Systems, der Ocean der eigentliche Quell aller Bildungsgeschichte der Erde. Alles was einmal gebildet war, hatte, bis auf geringfügige Bewegungen, geruht. Unsere Beobachtungen zeigen aber deutlich, daß außer den von W. anerkannten, von oben abwärts wirkenden Kräften, auch solche bei der Bildung der Gebirge vorhanden waren, die aus dem Innern der Erde auswärts wirkten. Auch die noch fortwährend wirkenden dieser Kräfte, die Vulkane, wurden daher von W. verkannt und erschienen ihm von geringer Bedeutsamkeit. Hätte er, der scharfblickende Beobachter, nur ein Mal einen brennenden Vulkan oder die erloschenen am Niederrhein oder in Südfrankreich gesehen, nie würde er diesen Erscheinungen ihre Lagerstätte in brennenden Steinkohlenlagern angewiesen, nie die Entstehung des Basalts und ähnlicher Massen aus wässerigem Niederschlag hergeleitet haben. Wenn aber auch eine Menge einzelner geognostischer Lehren W.'s jetzt, nachdem wir ungeheure Schritte vorwärts gethan, als irlig erkannt und im Tiefsten erschüttert dastehen, so bleibt der Ruhm des Begründers doch fort und fort, und wahrlich s. Schüler ehren ihn mehr durch ein zeitgemäßes Fortschreiten als durch ein Anhängen an vielen seiner nicht mehr zeitgemäßen Ansichten! Aber nicht allein als Lehrer der Mineralogie und Geognose, sondern auch als Lehrer der Bergbaukunst, der Eisenhüttenkunde und anderer Zweige der Bergwerkskunde, als Mitglied des Oberbergamts zu Freiberg und vor Allem als Freund der Akademisten, wirkte W. sehr thätig und ruhmvoll. Außerdem beschäftigten ihn Geschichte, Geographie, Linguistik, Archäologie und Numismatik sehr ernstlich, minder einige andre Zweige des menschl. Wissens. Als Schriftsteller hat W. nicht so viel geleistet, als zu erwarten und zu wünschen gewesen wäre. Besonders war er in den letzten 2 Jahrzehnden, also gerade in derjenigen Periode s. Lebens, wo die gelehrte Welt das Gebiegenste von ihm erwarten durfte, als Schriftsteller ganz verstummt. Außer jener schon erwähnten Schrift: „Über die äußern Kennzeichen der Fossilien“, und einer Reihe von Aufsätzen in verschied. Zeitschriften, von denen mehrere von großer Wichtigkeit sind, besaßen wir von ihm: „Kurze Classification und Beschreib. der Gebirgsarten“ (Dresden 1787); „Neue Theorie über die Entstehung der Gänge“ (Freiberg 1791); einen Band einer Übersetz. von v. Cronstedt's „Versuch einer Mineralogie“ (Lpz. 1780); „Verzeichniß des Mineraliencabinet's des Berghauptmanns Pabst v. Dhain“ (2 Bde., Freib. 1791 u. 1792). W. war sehr bescheiden und anspruchslos und auch als Mensch sehr liebenswürdig. An seinem Vaterlande hing er mit inniger Liebe, hatte mehre vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelenkt, und begnügte sich mit seinem

mäßigen Einkommen um so leichter, da er nicht verheirathet war. Er starb zu Dresden am 30. Juni 1817, in den Armen s. Freunde und s. einzigen Schwester. Sein Leichnam wurde auf Kosten des Staats, unter einem feierlichen Trauerzuge, nach Freiberg abgeführt und in dem dortigen uralten Dom, nicht fern von den irdischen Resten des Kurfürsten Moriz und anderer Fürsten des Hauses Sachsen, beigesetzt. Die mineralogische Gesellschaft zu Dresden, deren Mitstifter und erster Präsident er war, hat ihm an der Freiburger Straße, eine Stunde von Dresden, ein aus Granitblöcken und Basaltsäulen gruppirtes Denkmal errichtet. Seine Schwester, die verwitw. Pastorin Glaubitz zu Hirschberg in Schlesien, ließ ihm 1823 auf seinem Grabe ein Denkmal setzen. Sein patriotischer Sinn hatte ihn schon lange vor s. Tode daran denken lassen, der Freiburger Akademie s. reiche und vollständige Mineraliensammlung zu erhalten, obwol ihm aus England 50,000 Thlr. dafür geboten worden waren. Er überließ sie der Akademie für 40,000 Thlr., von welchen ihm jedoch nur 7000 Thlr. baar ausgezahlt, das übrige aber verzinst wurde. Nach seinem Tode fielen die Zinsen von 17,000 Thlen. auch der Akademie anheim, und alle s. noch übrigen Sammlungen an Büchern, Landkarten, Rissen und Zeichnungen, Münzen etc., und s. ganzer literarischer Nachlaß wurde derselben für die geringe Summe von 5000 Thln. überlassen. Auch die Schwester eiferte auf eine höchst würdige Weise dem Edelmuthe des Bruders nach. — Zu Edinburgh in Schottland stiftete ein Schüler W.'s, der berühmte Professor Robert Jameson, eine gelehrte Gesellschaft u. d. N. Wernerian Natural History Society. Lebensbeschreibungen W.'s lieferten der zu früh für die Wissenschaft verst. Geh. Finanzrath Blöde zu Dresden, im 2. Bde. der „Schriften der mineralog. Gesellschaft“ daselbst (1818), und der dresdner Prediger D. Frisch, der 23 J. lang zu Freiberg mit W. innig befreundet war. Die letztere (Leipzig 1825) enthält zugleich 2 Abhandl. des Prof. D. Weiß über W.'s Verdienste um Dryktnose und Geognose. Auch des Abate Luigi Configliachi „Memorie intorno alla vita ed alle opere dei due Naturalisti Werner ed Haüy“ (Padua 1827) ist eine gründliche Würdigung des wissenschaftlichen Verdienstes der beiden Naturforscher.

Werner (Friedrich) Ludwig Zacharias) gehört unter die merkwürdigen Zeitgenossen, theils wegen s. Mitwirkung zu dem Zwecke einer religiösen Reaction, wo möglich auf Kosten des Protestantismus, theils wegen s. dichterischen Eigenthümlichkeit, theils wegen s. persönlichen Verhältnisse. Er ward zu Königsberg in Preußen d. 18. Nov. 1768 geb. Sein Vater, Prof. der Geschichte und Beredsamkeit an der dort. Universität, starb, als der einzige Sohn erst das 13. Jahr zurückgelegt hatte, sodas dieser nun bis zum 22. unter den unmittelbaren Einflüssen der Mutter stand. Sie war eine Frau von durchbringendem Geiste, lebhafter Phantasie und tiefem Gefühl, verlor jedoch später das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte und litt fortdauernd bis zu ihrem Tode an einer Gemüthskrankheit. 1784 ward W. in Königsberg Student, hörte juristische und cameralistische Vorlesungen, auch Philosophie bei Kant, und opferte daneben, wie einstimmige Nachrichten behaupten, den Grazien des Epikur mit entschiedener Vorliebe. Von einer vorherrschenden religiösen Richtung blickte während s. Universitätslebens keine Spur durch; näher stand er der damal. Moderaufklärerei. Nach der ersten Ausflucht von Königsberg nach Dresden trat er 1793 als Kammersecretair in den preuß. Staatsdienst und bekleidete diese Stelle an mehreren Orten, am längsten in Warschau. 1799 verheirathete er sich daselbst zum zweiten Male, nachdem s. erste Ehe aus unbekanntem Gründen aufgelöst worden war, und ging bald darauf durch abermalige Trennung, nicht ohne große Einbuße von s. Seite, eine dritte Verbindung mit einer lebenswürdigen Polin ein, die ebenso wenig deutsch als er polnisch verstand. Das Leben in Warschau war zu jener Zeit zwanglos, heiter und an mannigfaltigen Genüssen ergiebig; besonders pflogen die Deutschen unter einander eine innige Geset-

ligkeit; W. schloß sich vor allen an den tüchtigen Antoch und den jugendlich offenen Hitzig an. Unter den schönsten Einwirkungen einer zauberischen Natur, eines herzlichen Umgangs und einer wohlthuenden Freiheit entstanden um 1800 die „Söhne des Thales“, über welche sich der Verf. in einem Briefe an Hitzig 1801 gelegentlich also ausdrückt: „Dir aufrichtig zu sagen, ich bin etwas, aber nicht viel, damit zufrieden; aber ich kann es unmöglich umschmelzen. Ich weiß, daß das Ding, wenn auch einzelne Scenen Erzeugnisse einer nicht ganz unglücklichen Phantastie sein mögen, doch kein richtiges Verhältniß der Theile, viel Geschwäg und wenig Handlung, noch weniger aber dramatisches Interesse hat“. Sein Aufenthalt in Königsberg 1801—4, wohin ihn die zunehmende Krankheit s. Mutter gerufen hatte, verrieth schon damals manche verborgene Keime jener Denkart, für die er sich später so laut erklärte. Der 24. Febr. 1804, der Todestag der Mutter, ist durch die Dichtung gl. N. berühmt geworden. Im Besitze eines baaren Vermögens von 12,000 Thln., das ihm durch den Tod s. Mutter zugefallen war, ging W. 1804 mit s. Gattin nach Warschau auf s. Posten zurück, wo er mit dem geistreichen Hoffmann in nähere Verührung kam, der auch zu dem daselbst vollendeten „Kreuz an der Nilsee“ eine originelle Musik schrieb. Durch die Verwendung mehrerer Freunde, wie die Günst des Ministers v. Schrötter, des damaligen Chefs des neuostpreussischen Depart., welcher sich für die Sache der Religion und Maurerei lebhaft interessirte, ward er 1805 in Berlin als geh. erpedirender Secretair angestellt. Weber der Umgang mit Männern wie Joh. v. Müller, Fichte, Uhden, Schadow, noch die Poesie, noch weniger s. Berufsverhältniß konnten ihn vor dem Strudel einer wilden Geniestluft bewahren, woraus wol hauptsächlich die Trennung von s. dritten Frau (wider s. Willen) erklärt werden muß. Die für das dortige Theater gedichtete „Welthe der Kraft“, in welcher die Geschichte mit mystischer Phantastik versetzt ist, sehte (1806) das Publicum in eine allgemeine Bewegung, welche sich später über ganz Deutschland ausbreitete. Bald trieb ihn s. Neiseflust von Berlin über Prag, Wien, München, Frankfurt, Köln, und von da nach Gotha in die Nähe eines gebildeten Fürsten. 1807 sah er zum ersten Mal mit tiefer Bewunderung Göthe; in diesem Gefühle ist er sich bis an s. Ende treu geblieben. Weimar zeichnete ihn mannigfaltig aus, doch kehrte er nach einem 3monatlichen überaus angenehmen Aufenthalt 1808 nach Berlin zurück, wo s. Gefühl von der Franzosenherrschaft so bitter verletzt wurde, daß er sich durch eine Reise nach der Schweiz zu befreien suchte. Zu Interlachen kam er bei einem Volksfest in den interessanten Kreis der geistreichen Baronin v. Staël. Während des Spätherbstes 1808 war er in Paris, vertauschte es aber bereits im Dec. mit Weimar, wo er durch die Huld des Großherzogs v. Frankfurt (v. Dalberg) die Zusicherung einer Pension erhielt. Fast um dieselbe Zeit ernannte ihn der Großherzog v. Hessen-Darmstadt zum Hofrath. Noch ein Mal hielt er sich, zugleich angezogen von A. W. Schlegel, 4 Monate in Coppet bei der Frau v. Staël auf, durch deren Vermittelung er 1809 über Turin und Florenz nach Rom reiste. Er bekannte sich hier d. 19. April 1811 zum kathol. Glauben, und zwar nach zuverlässigen Nachrichten vorläufig insgeheim. Aus demselben Grunde, weshalb er anfänglich s. Glaubensänderung keine Öffentlichkeit hatte geben wollen, studirte er zu Rom die Theologie privatim, und, wie aus mehreren Nebenumständen hervorgeht, ziemlich oberflächlich. Neapel, Florenz, Venedig zogen ihn wechselsweise durch Schicksal, Natur und Kunst an. Mit patriotischer Freude sah er 1813 die siegreichen Heere der Verbündeten durch Frankfurt nach dem Rhein ziehen. In Übereinstimmung mit dem Willen des Erzbischofs v. Dalberg trat W. 1814 ins Seminarium zu Aschaffenburg und wurde bald nachher zum Priester geweiht. Zur Zeit des Congresses, im Aug. 1814, kam er in Wien an und predigte sogleich ungeachtet des Mangels an Übung vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung. Von 1816—17 lebte er

in Podoilien bei der Familie des Grafen Choloniowski, durch dessen Einfluß er Ehrenomherr von Raminiek wurde. Auch hatte er das Glück, daß ihm die Freigebigkeit des Großherzogs von Sachsen-Weimar den Verlust der Pension ersetzte, die er früher dem Fürsten Primas verdankte. Obgleich er mit großer Feierlichkeit in den wiederhergestellten Redemptoristenorden in Wien getreten war, verließ er ihn höchst inconsequent zum Erstaunen des Publicums bald darauf wieder, aus Gründen, die allerdings nicht ganz auf ihm allein lasten mögen. Mit bewunderungswürdiger Geisteskraft predigte er bis kurz vor seinem Ende, obschon er seit längerer Zeit an einem heftigen Brustübel litt. Der Tod beschlich ihn sanft und unvermerkt d. 18. Jan. 1823. Wie er ihm während der letzten Tage mit christlicher Fassung und einem standhaften Humor entgegengesehen hatte, so zeigte auch noch das Antlitz des Entschlafenen eine feste Entschiedenheit. In Enzersdorf am Gebirge in der Nähe Wiens ist er, seinem Wunsche gemäß, begraben worden. Diese biographischen Nachrichten sind theils aus dem von Hitzig herausgegeben. Lebensabriß W.'s, theils aus einem von ihm selbst geschriebenen Art. im Felder-Waigener'schen Wörterbuche gezogen. Alle Sonderbarkeiten einer demüthig anmaßenden und im Grunde zerrissenen Natur offenbart s. Testament, das auch gedruckt worden ist. Sehr interessante Aufschlüsse über s. Charakter findet man auch in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (1827, Nr. 1 und 2). — Unter s. dramatischen Werken glänzen besonders die „Söhne des Thales“ hervor durch lähne Anlage, glückliche Charakterzeichnung, Größe des Sinnes, ausgezeichnete Sprache, namentlich im 1. Thl. „Das Kreuz an der Ostsee“, „Die Weihe der Kraft“, „Attila, König der Hunnen“, „Wanda, Königin der Sarmaten“ verriethen bei vielen einzelnen Schönheiten, eine wachsende mystische Tendenz, die theils ihren Grund haben mag in dem hervortretenden Mißverhältniß der schaffenden Seelenkräfte, theils in der ausschweifenden Eitelkeit des Verf., die mit s. chaotischen Geistesrichtung zusammenfloß, und ihn häufig zum Abentheuerlichen, Ercentrischen, Verkehrten und Abgeschmackten hinriß. Ein tragischer Silberblick seiner leidenschaftlich aufgeregten Natur, ein Nachstück im eigentlichsten Sinne, ist dagegen der „Vierundzwanzigste Februar“, weit hervorragend über die Flut der spätern Nachahmungen durch erschütternde Originalität, tief eindringende Blicke ins menschliche Herz, kunstreiche Zusammenbrängung und seltene Gewalt der Sprache. Die nachfolgenden neuern Schicksalstragödien haben aus diesem merkwürdigen Gedicht ihre Nahrung gezogen. Die sich immer mehr absondernde Eigenthümlichkeit seiner träumerischen, unregelmelten Phantasie bricht vorzüglich in der Tragödie „Kungunde“ hindurch, obwohl auch nicht selten Funken des Genies aufsprühen. Sein letztes Tauerpiel: „Die Mutter der Makkabäer“ (Wien 1820), weist im Einzelnen große Schönheiten auf, verdunkelt diese aber auf die verwerflichste Weise durch renomnistische Kohheit der Sprache und einen plumpen, durchaus unheiligen Humor. Den geringsten Werth haben s. geistlichen Lieder, als Geburten der Dohnmacht, gerade da, wo sie den Ton der Kraft angeben wollen. Ungeachtet der gerügten Mängel verdient er den Namen eines Dichters. Seine glänzendste Eigenthümlichkeit liegt, wenn wir die frühere Periode hauptsächlich berücksichtigen, in der höhern Geistigkeit eines unaufhaltsamen Strebens, in der oft überraschenden Kraft der Charakterzeichnung, in dem unwiderstehlichen Reize einzelner Situationen und in dem reichen Quell einer frischen, starken, mitunter sehr originellen Darstellung. Als Kanzeltredner zeigte er sich sehr ungleich, doch wird ihm kein gültiger Richter eine hinreißende Popularität, blitzähnliche Wirksamkeit, erstindische Auslegungskunst und gründlichen Ernst absprechen können. Sein äußerer Vortrag stand mit s. geistigen Persönlichkeit in natürlichem Einklange und hatte insofern interessante Wahrheit. Die vielen über ihn ausgestreuten Märchen und Lügen nöthigen das wahrheitsliebende Publicum zum Mißtrauen. Seine Glaubensänderung,

nach Grundsätzen der Vernunft und Christenliebe an und für sich nicht schlecht hin zu verwerfen, stieß nothwendig und unmittelbar aus s. ganzen Gemüthsverfassung, wie die Stufenreihe s. Werke, die Mittheilung brüderlicher Nachrichten, der Gang s. sittlichen Lebens darthut. Gegen den Verdacht der Heuchelei schützt ihn die Seelenkunde. Sein Charakter, ursprünglich reich begabt, ist wol nie aus dem Zustande des Schwankens herausgekommen. Wenn er sich selbst der Sinnenlust und des Geizes anklagt, so darf man billig auch s. unermessliche Eitelkeit in Anschlag bringen, die sich später mit seiner Religiosität, hauptsächlich in einer verzückten Demuth versetzte und so dem alten Übel nur einen neuen Namen gab. Doch verdienen s. tiefe Empfänglichkeit für Schönes und Hohes, sein Festhalten an demselben ungeachtet einzelner Rücksälle, s. aufrichtige Menschenfreundlichkeit, s. unermüdblicher Berufseifer, die geachtetste Anerkennung. Er soll auch ein sehr angenehmer, liebenswürdiger Gesellschafter gewesen sein. Sein Äußeres, das er auf eine unanständige Weise vernachlässigte, war nur bedeutend in dem Ausdrucke und der Form des Gesichts. Die gewöhnlichen Abbildungen trügen, schmeicheln ihm mit einer verzückten Heiligkeit, die er nicht hatte. „Werner's Theater“ (Wien 1816—17, 6 Bde.; bloß die „Makkabäer“ fehlen).  
Wernigerode, s. Stolberg.

Wernike (Wernigke oder Warneck, Christian), der berühmte deutsche Epigrammist, ein geb. Preuze, lebte gegen das in fade Reimererei versunkene Ende d. 17. Jahrh., als vielgewandter Geschäftsmann, von dessen äußern Verhältnissen wir nur so viel wissen, daß er Secretair bei mehreren Gesandtschaften war, sich längere Zeit in Hamburg aufhielt und nach 1720 starb. Seine Epigramme oder Überschriften, die zuerst in Hamburg 1704 und 1710 erschienen, erhoben sich durch Kraft und Freiheit der Gedanken und des Styls weit über ihr Zeitalter und wurden vielleicht ebenbekwegener bald vergessen, bis Bodmer und später Ramler sie wieder erweckten, leider nicht ohne verbesserungslustige Änderungen (Leipz. 1780). In der deutschen Literaturgeschichte d. 17. Jahrh. spielt auch W.'s Streit mit den Reimschmieden Hunold und Postel eine Rolle.

Werst (eigentl. Wersta), ein russisches Wegmaß; jede 1500 Schritt, 104½ Werst machen einen Grad des Aequators aus, mithin gehen beinahe 7 Werste auf eine geographische oder gemeine deutsche Meile, und 20 Werste betragen so viel als 3 deutsche Meilen.

Werth (in der Nationalökonomie) bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dinges, als Mittel für menschliche Zwecke, und da nur solche Dinge, welche zugleich Güter sind, Werth haben können, so werden häufig die Ausdrücke: Güter und Werthe, als gleichbedeutend gebraucht. Der Mensch kann den Werth eines Guts bestimmen in zweifacher Beziehung, einmal unabhängig von andern Gütern, und dann in Hinsicht auf solche Güter; im ersten Falle urtheilt er über die Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke überhaupt, im letztern vergleicht er die Tauglichkeit des einen Guts mit der Tauglichkeit eines andern; jener ist der positive, dieser der relative oder verglichene Werth. Hiermit verbindet sich der Unterschied zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth. Im weitern Sinne hat jede Sache Gebrauchswerth, an welcher der menschliche Geist in irgend einer Beziehung Tauglichkeit zur Befriedigung irgend eines menschlichen Zwecks wahrnimmt; im engern Sinne besteht der Gebrauchswerth in der Tauglichkeit eines Guts, als Mittel für einen oder mehrere bestimmte eigne Zwecke eines bestimmten Individuums, das jenes Gut entweder besitzt oder zu besitzen strebt. Der Tauschwerth eines Guts besteht in der Tauglichkeit desselben, sich für dieses Gut auf dem Wege des Tauschs irgend ein andres Gut zu verschaffen, gleichviel, dies andre Gut sei ein Gut von Gebrauchswerth für den Begehrer, oder ebenfalls nur von Tauschwerth. Bloß sinnenliche Güter können Tauschwerth besitzen, nie geistige, wie groß auch immerhin ihr Gebrauchswerth sein mag. Mit dem verglichenen

Tauschwerthe hat der Preis (s. d.) große Ähnlichkeit, beide sind aber nicht Eins und Dasselbe. Jener bestimmt bloß das Verhältniß des Tauschwerths mehrerer zum Tausche geeigneter Güter unter einander, vermöge einer Vergleichung mit dem Tauschwerthe eines andern Guts; er zeigt nur den Grad ihrer Fähigkeit zum Tausche, im Verhältniß mit dem Tauschwerthe des zum Gradmesser angenommenen andern Guts an, und es handelt sich dabei lediglich von der Möglichkeit des Tauschs. Im Wesen des Preises hingegen liegt die Voraussetzung eines nicht bloß möglichen, sondern wirklichen Umtausches von Gütern, welche man bereits nach ihrem Tauschwerthe, oder nach ihrem Werthe überhaupt, verglichen hat. Der Preis ist daher conventionnel.

KM.

**Wesel**, Stadt und starke Festung im Regierungsbezirk Kleve der preuß. Provinz Kleve-Berg, am Einflusse der jetzt bis Lippstadt schiffbar gemachten Lippe in den Rhein, über welchen eine fliegende Brücke führt, die auf dem linken Rheinufer durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie hat eine starke Citadelle (auch ist jetzt die hüdericher Insel zwischen der Stadt und dem Brückenkopfe befestigt), ein Gymnasium, ein Seminar, ein Schauspielhaus, 4 Pfarrkirchen, 1500 H. und (ohne die Besatzung) 9400 E., die Wollen-, Zucker-, Seifen-, Hut- und Strumpffabriken betreiben und viele Branntweinbrennereien, einigen Handel und Schiffahrt unterhalten.

**Wesen**. Das Wesen wird von der Erscheinung, als das derselben zum Grunde liegende und unveränderliche Sein, unterschieden. Sowie jede Erscheinung nun ein Wesen voraussetzt, so reden wir von einem Wesen schlechthin im Gegensatz der Erscheinungswelt, dies ist die Wirklichkeit, oder Das, worin das Wesen wirkt und sich offenbart, indem das Endliche immerfort entsteht und vernichtet wird. Kant nennt Wesen das erste Princip der Möglichkeit eines Dinges, folglich was zum Begriffe einer Sache gehört, Natur dagegen den ersten inneren Grund Dessen, was zur Wirklichkeit eines Dinges gehört. Er meint, der Triangel habe keine Natur, sowie alle Gegenstände der Geometrie. Indessen redet man doch häufig von der Natur des Dreiecks gleichlautend mit Wesen und versteht im logischen Sinne darunter die unveränderlichen Merkmale eines Begriffs. Allein in jener andern Bedeutung ist Wesen von der Natur verschieden; da reden wir selbst von einem Wesen der Natur. Eine andre Bedeutung hat ferner der Ausdruck Wesen, wenn wir selbständige Subjecte damit bezeichnen, z. B. lebendige Wesen, Naturwesen, vernünftige Wesen, unsichtbare Wesen.

**Weser**, einer der großen Flüsse Deutschlands, entsteht aus den beiden Flüssen Werra, die im hildburghausischen Amte Eisfeld im heldriether Walde, und Fulda, die in dem Großherzogthum gl. N. entspringt, und wovon jene bei Wanfried im Hessischen, diese aber bei Kassel schiffbar wird. Beide vereinigen sich bei Handverisch-Münden und erhalten nun den Namen Weser, welches jedoch nur eine Zusammenziehung des ursprünglichen Namens der Werra (Wisaraha, Wesara, Wirraha) sein soll. Die Weser geht sodann durch das handverische Fürstenthum Göttingen, die herzogl. braunschweigischen Lande, das handverische Fürstenthum Kalenberg, die kurhessische Grafschaft Schaumburg, die preuß. Prov. Westfalen, die handverischen Prov. Hoya, Verden und Bremen und das Herzogthum Oldenburg, und ergießt sich 10 Meilen unterhalb der freien Stadt Bremen in die Nordsee, nachdem sie vorher die Diemel, Emmer, die detmoldische Werra, die Aller (mit der Oker und Leine), die Hunte, Wümme und die Geest aufgenommen hat. Von Münden an wird die Schiffahrt auf großen, flachen Fahrzeugen betrieben und ist sehr bedeutend; nur sind die 22 Weserzölle für die Schiffahrt lästig. Der bedeutendste darunter war der Zoll bei Eisfleth, im Herzogthum Oldenburg, am Einflusse der Hunte in die Weser. Er wurde 1623 dem Herzoge wegen der kostbaren Dämme, durch welche der beste Theil des Landes gegen über-

schwemmungen geschützt werden muß, vom Kaiser und Reich bewilligt; die Stadt Bremen hat jedoch dieser Verfügung stets widersprochen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber seit einigen Jahren von dem Herzoge wieder gefordert, bis Bremen bei dem Bundestage zu Frankfurt durch 5. Vorstellungen es bewirkte, daß Oldenburg den Zoll gänzlich aufhob (vom 7. Mai 1820 an). Man rechnete ehemals den jährl. Ertrag desselben auf 80 — 100,000 Thlr. — 1817 hat man den Vorschlag gemacht, die Weser mit der Elbe zu vereinigen. Die vornehmsten an der Weser liegenden Städte sind: Münden, Hameln, Rinteln, Minden, Nienburg und Bremen.

**Weserschiffahrt und =Handel.** Die Weser, eine der vorzüglichsten nordischen Wasserstraßen für den deutschen Handel, theilt sich in die Fulda und die Werra. Beide sind für größere Fahrzeuge (Holzflöße ausgenommen) nur 7 Meilen schiffbar, die Fulda bis Rothenburg, die Werra bis Wanfried. Der Lauf der Weser im Ganzen richtet sich vom S. nach dem N. Nur bis zur Porta Westphalica läuft sie im Gebirge, das nirgends außerordentlich hoch ist und selten enge Thäler hat. Nachher strömt sie immer in einem breiten Thale in der Ebene mit niedrigem Ufer wenigstens auf der einen Seite fort. Die Ober- und Mittelweser war bisher wegen der vielen Krümmungen und Verkümmungen oft Monate lang im Sommer unschiffbar. Die Stapelstädte dieses Flusses waren in den frühesten Zeiten Hindoverisch = Münden, Minden und Bremen, jedoch so, daß mündensche Schiffer das Fahrrecht auf der Werra mit hessischen Schiffen gemeinschaftlich, und nur die Fahrt auf der Fulda nach Kassel und von da zurück ausschließlich hatten. Zu Münden kamen gewöhnlich in einem Jahre auf der Weser 364, auf der Fulda 128, auf der Werra 104 Schiffe an. Mittelfst der Fulda gehen die Weserfrachten über Kassel bis Hersfeld, und auf der Werra bis Wanfried; durch die schiffbare Aller bis Celle, und mit Hilfe der Aller und Leine, welche sich im küniburgischen Amte Abden vereinigen, bis Hanover. Außerdem aber kommen viele Güter auch auf der Achse von und nach Münden aus Hessen, Thüringen, Sachsen, Frankfurt und Baiern, um von oder nach Bremen spedirt zu werden. Die Schiffe der Weser haben dreierlei Namen und Größen. 1) Die größten werden Böke genannt, sind 118 — 120 F. lang und 8 — 9 F. breit, um 30 — 40 Lasten zu tragen. 2) Die mittlern heißen Acker, Achter oder Hinterhänge, sind gewöhnlich 106 — 108 F. lang und 6 — 7 F. breit, und laden 20 — 25 L. 3) Die dritte Art führt den Namen Büllen; ihre Länge steigt auf 60 — 65, und die Breite auf 3½ F.; ihre Ladung aber besteht in 10 L. Diese 3 Schiffe machen, wenn sie beladen sind, eine Mast aus, die bei vollem Mast 60 — 79 L. ladet. Sie müssen von Bremen bis Hameln durch Leinenzieher, zuweilen 40 — 70 an der Zahl, von Hameln bis Münden durch Pferde gezogen werden. Folgende Mängel und Hindernisse standen der Weserschiffahrt entgegen: 1) Das getheilte Staatsinteresse der verschiedenen, an jenem Flusse Besizungen habenden Fürsten. 2) Die Beschränkung der Freiheit der Schiffahrt darauf. 3) Die übermäßige Anzahl der Zölle und sonstigen Abgaben an jenem Flusse. 4) Die mangelhafte Wasserschaden-, Wasserbau- und Schiffahrtspolizei hinsichtlich desselben. Zwar suchten die bei der Weserschiffahrt vorzüglich interessirten Fürsten schon früher durch Conferenzen 1696 und 1700 diesen Mängeln und Hindernissen zum Theil abzuhelfen; allein so zweckdienlich solche auch waren, so fruchteten sie doch nur wenig, und es blieb in dieser Hinsicht noch immer viel zu wünschen übrig. Was selbst diese Conferenzen nicht bewirken konnten, glaubte der bremer und oberländische Handelsstand durch eine von ihnen ernannte Deputation zur Beförderung einer zweckmäßigen Weserschiffahrtsordnung zu erreichen. Es erschien auch wirklich (1815) von dieser Deputation ein sogen. oberländ. Weserschiffahrtsregulativ, 1816 und 1817 2 Nachträge hierzu, 1818 ein dritter, 1819 ein vierter und 1820 ein fünfter und sechster

Nachtrag. So viele Gegner diese Anordnungen besonders bei den Weserschiffergilden, vorzüglich zu Münden und Blotho, fanden, als ob die Weserschiffer dadurch bloß der Discretion des bremer und oberländ. Handelsstandes preisgegeben würden, so enthielten sie doch viel Gutes. Ihnen ist zuzuschreiben, daß die Weserschiffahrt nicht tiefer herabsank; nur hätte mehr mit Zuziehung und Einwilligung des Schifferstandes verfahren werden sollen. Es wurde in dem Regulativ eine Reihenfahrt unter den vom Handelsstande gewählten Schiffen eingeführt, derselben Qualitäten genau bestimmt, die Frachtbewilligungen, die Art der Gütereinladungen, die Pflichten und Rechte der Steuerleute und Schiffsknechte bestimmt, Vorsichtsmaßregeln, um Unglücksfälle zu verhüten, und Vorschriften für Fälle der Verunglückung, sowie wegen Ausladung der Güter angeordnet. In den Nachträgen ward Manches zugesezt oder näher bestimmt, was die Erfahrung geboten. Besonders gewährte man den Schiffern mehre Erleichterungen und Vergütungen, ordnete eine genauere Untersuchung der Fahrzeuge an, verhinderte Überladungen, beschleunigte die Schifffahrt und bestimmte die Einladungszeit. — Die Beschränkung der Freiheit der Weserschiffahrt bestand a) in den gezwungenen Stapelrechten an verschiedenen Orten; b) in der Begünstigung der mündenschen Schiffer, und dem Vorzugsrechte derselben vor fremden; c) in dem zum Theil nicht gestattetem, zum Theil zu kostbaren Linienzug mit Pferden; d) in der Begünstigung der Vorspanner von Seiten einiger Territorialhöheiten und Obrigkeiten, hinsichtlich des behaupteten privativen Vorspannrechtes in ihren resp. Territorien und Amts- oder Gerichtsbezirken. Schon bei der zu Hameln gehaltenen Conferenz (1710) fühlte man das Bedürfnis der Abschaffung der gezwungenen Stapelrechte. Von braunschweigischer Seite trug man auf die Abstellung des widerrechtlicher Weise sich angemasteten Stapel- oder Einlagerrechtes in Ansehung des Kornes, Klipp- oder Brennholzes zu Preussisch-Minden an. Es wurde aber, wie über die mehrsten Punkte, nichts Bestimmtes beschlossen, sondern von den Deputirten nur davon zum Berichte (ad referendum) Notiz genommen. Münden übte auch ohne ein fürstl. Privilegium schon in den ältesten Zeiten ein Stapelrecht über alle da ankommende Güter aus. Die Natur hatte es eigens zu einem Stapelplatze bestimmt. Da, wo auf der Weser und den 2 sich bildenden Nebenströmen, auf der Werra und Fulda, die Güter fast nach allen 4 Welttheilen landein- und auswärts geschifft werden konnten, da wo die Werra mit einem Fall in die Fulda fließt, dem man schwerlich durch eine Schleuse würde abhelfen können, wo selbst die Fulda beim sogen. Lachwehr eine natürliche Sperre darbietet, hier bedurfte es eigentlich keines fürstl. Privilegiums, um ein Stapelrecht auszuüben. Womit die Natur Münden schon beschenkt hatte, begnadigte Herzog Otto das Kind (1246) die Stadt durch ein Privilegium. Er ertheilte ihr das Wichtigste aller ihrer errungenen Gerechtsame, nämlich das Stapelrecht. Alle zu Wasser und zu Lande dahin gelangende Güter mußten ausgeladen und durch dasige Bürger weiter spedirt und fortgeschafft werden. Dieses Stapelrecht wurde Münden nicht nur von den sämtlichen Landesfürsten wiederholt, sondern auch selbst (1589) vom Kaiser Rudolf bestätigt. Es erhöhte sich nach und nach auch zu einem Einlagerrechte (jus emporii). Stapel- und Einlagerrechte sind allerdings vortheilhaft für den Inhaber, desto nachtheiliger aber in der Regel für Handlung und Schifffahrt, da sie die Rechte der natürlichen Freiheit, die Schnelligkeit des Transports stören und reichen Stoff zu nachbarlichen Streitigkeiten geben. Das am meisten Gehässige und Anstößige bei Stapelrechten ist aber das Einlagerrecht, vermöge dessen die Waaren in dem Stapelorte eine Zeit lang niedergelegt und verschiedene Male zum Verkauf öffentlich aus- geboten werden müssen. b) Die private Schifffahrt der mündenschen Schiffer vor Fremden auf der Fulda wurde schon vom Herzog Erich I. gegen die Hessen sehr nachdrücklich in Schutz genommen. So wurde auch durch den Herzog G. org

(1640) die Verfügung getroffen, daß die fremden Schiffer von Blotho u. a. D. nicht mehr zum Nachtheil der mündenschen Stapelgerechtigkeit die Werra und Fulda befahren und von den Oberländern Waaren in Fracht verbinden durften. Das Vorrecht der mündenschen Schiffer vor fremden Schiffen in Hinsicht der Befrachtung und Einladung suchte die hanöv. Landesregierung immer aufrecht zu erhalten. Die dasigen Kaufleute sollten den Schiffen zu Münden die Fracht vor Fremden gönnen. Allein wegen der brandenburgischen Repressalien wurde dieses Vorzugsrecht in Ansehung der Schifffahrt auf der Weser wieder abgeschafft. Dahingegen wurde in dem Vergleich zwischen Brandenburg und Hanover, wegen dieses verlorenen Vorzugsrechtes, den mündenschen Schiffen gestattet, über die 2 Fahrzeuge (nämlich ein Schiff und ein Bok, oder 2 Böke von 36—40 Last), welche jeder Weserschiffer nur beladen darf, noch einen, auch selbst geliehenen oder gemietheten Bok, von 4—5 F. Breite oder von 18—20 L., zu besetzen. In diesem Vergleich war auch nochmals bestimmt, daß kein fremder Schiffer die Stadt vorbei, durch das sogen. Loch passiren dürfe. Überhaupt wurden alle widerrechtliche und schädliche Begünstigungen der Schiffe von Münden eingeführt. e) Schon in der zu Hameln (1696) gehaltenen Conferenz beschloß man allerwärts am ganzen Weserstrom die Einführung des Pferdelinienzuges zu bewirken, welches denn auch durch Verordnungen von Schaumburg und preuß. Seits geschah. In einem zweiten Congresse zu Hameln (1710) wurde dieser Gegenstand ebenfalls wieder mit in Berathung gezogen. Indessen war dieses noch immer nur Stückwerk, auch nahmen die Widersetzlichkeiten und Erpressungen mehrerer Privatuserinteressenten an der Weser und die zu hohen Abgaben für diese Erlaubniß, das zu hohe Treibgeld, immer der Sache den Werth. Endlich (1814) wurde auch von der k. hanöv. Regierung den Weserschiffen gestattet, sich auf der ganzen Weserroute im k. hanöv. Gebiete des Linienzuges mit Pferden gegen einen Schein des Zollamtes zu Dreys, daß sie dort ein bestimmtes Treibgeld bezahlt haben, zu bedienen. Es sollte ihnen auf den Strecken, wo bisher nur der Linienzug mit Menschen stattgefunden hat, auf ihre Kosten ein Achtsmann mitgegeben werden, welcher einestheils dafür Sorge zu tragen hatte, daß ihnen kein unnöthiger Aufenthalt verursacht, andertheils, daß von ihnen an den Ufern auf den Ländereien kein unnöthiger Schade angerichtet werde. Indessen wurden die Schiffer anfangs genöthigt, in jedem Dorfe der Districte, wo früherhin der Linienzug nur mit Menschen stattgefunden, Achtsleute zu bingen, welche nur bis zum nächsten Dorfe ihre Dienste verrichteten, und wovon jeder seine Vergütung nach Willkür bestimmte. Diesem Mißbrauche wurde aber von der k. Regierungskommission bald abgeholfen, indem dieselbe verfügte, daß die Ämter, durch deren District die Fahrt geht, die nöthige Anzahl der Achtsleute bestellen, und diese berechtigt und schuldig sein sollen, den Linienzug von der einen Grenze des Amtsbezirks bis zu der andern zu begleiten. Auch im Hessen-Schaumburgischen wurde (1815) der Linienzug mit Pferden, insoweit die Fahrt durch dieses Land geht, zu jeder Jahreszeit gesetzt. Allein die Beschränkung des Übersehens der Pferde an das jenseitige Ufer, in Fällen, wo es die Noth erfordert, an allen Orten, indem solches nur an gewissen, hierzu angewiesenen Stellen geschehen sollte, und die hierdurch oft entstehende Gefahr, ferner der Zwang, die eidlich verpflichteten Aufseher vorzugsweise aus denjenigen Dorfschaften, durch deren Felder der Linienzug geht, nehmen zu müssen, und der hierdurch bewirkte zu lange Aufenthalt der Schiffer, endlich die hohe Taxe der Entschädigung der Aufseher und des Treibgeldes, bewirkten, daß die Schiffer sich dieser sonst sehr wohlthätigen Erlaubniß des Pferdelinienzuges durch das Hessen-Schaumburgische nicht bedienten. d) Bei der Erlaubniß des Pferdelinienzuges im k. hanöv. Gebiete an der Weser wurde es zugleich den Schiffen zur Pflicht gemacht, die Worspannpferde von den hanöv. Unterthanen, wenn sich solche zu deren Vermietung verstehen wollten, zu

nehmen. Ein Gleiches wurde von der hessen-schaumburg. Regierung verordnet. Die zum Vorspann nöthigen Pferde sollten die Schiffer, so viel als solches thunlich ist, von hessisch-schaumburg. Unterthanen und besonders aus denjenigen Dörfern nehmen, durch deren Feldmark der Linienzug ging. Dieses vielfache Umspannen verursachte den Schiffern unnöthigen Aufenthalt und mehr Kosten. Der Schiffer mußte mit seinen Schiffen anbinden, Boten nach den öfter vom Strom entlegenen Dörfern zu den neuen Vorspannern schicken, die nicht selten mit ihren Pferden im Felde oder anderweit beschäftigt waren, woher solche dann erst geholt und gesütert werden mußten, und dergl. Aufenthaltsursachen mehr. — Ein drittes Hinderniß der Weserschiffahrt war die übermäßige Zahl der Zölle und sonstigen Abgaben auf diesem Strome. Außer dem herzogl. - oldenburg. Zolle zu Esfleth beim Einfluß der Weser in die Nordsee, zählte man von Bremen bis Münden noch 22 Zölle, nämlich: Dreye, Insebe, Hoya, Wienburg, Landsberg, Stolzenau (Hanover zugehörig), Schlüsselburg, Petershagen, Hausbergen, Motho (Preußen), Erder (Lippe), Rinteln, Rimbeck (Hessen), Hameln, Döfen, Grohnde, Polle (Hanover), Holzminde (Braunschweig), Lauenförde (Hanover), Weberungen (Preußen), Giffelwerder (Hessen), Münden (Hanover). Fast auf jede Meile einen Zoll, die zum Theil hohe und sehr verschiedene Tarife hatten. Die Erlaubniß zu Anlegung des esflether Zolles war dem Grafen Anton Günther von Oldenburg von dem Kaiser Ferdinand II. unter kurfürstl. Einwilligung (31. März 1623) ertheilt. Wider diese Verleihung protestirten zwar die Bremer aus dem Grunde, weil ihnen allein die Jurisdiction auf der ganzen Weser unterhalb der Stadt zustehe, sehr nachdrücklich. Sie konnten es indessen nicht verhindern, daß der Graf von Oldenburg 1624 wirklich in den Besitz dieses Zolles kam, und daß diese Zollverleihung vom Kaiser Ferdinand III. sowol (1638), als auch nachher von Neuem wiederholt und bestätigt wurde. Die Grafen von Oldenburg erhielten nicht allein durch den westfälischen Frieden die Bestätigung jenes Zolles, sondern der Kaiser erklärte auch (den 26. Oct. 1652) die Stadt Bremen in die Acht, weil sie es versucht hatte, noch nach dem Friedensschlusse den Vorwand wegen der Jurisdiction auf der Weser unterhalb Bremen geltendzumachen, und sich jenem Zolle mit Gewalt zu widersetzen. Nach dem neuen Generalplane der Entschädigung der Fürsten in Deutschland, welcher am 9. Oct. 1802 der Reichsdeputation zu Regensburg übergeben wurde, sollte der Herzog von Holstein-Oldenburg für die Aufhebung des esflether Zolles die Abtretung einiger Dörfer in dem Gebiete von Lübeck, und für seine Rechte, nebst denen des Capitels in dieser Stadt, das Bisthum Lübeck, das handv. Amt Wildeshausen und die münsterischen Ämter Bechte und Kloppenburg erhalten. Indessen schlossen sich die mit ihm angeknüpften Unterhandlungen mit der Beibehaltung des esflether Zolles, so sehr Bonaparte, und vorher schon das franz. Directorium auf dem Congresse zu Rastadt, die Aufhebung desselben gefordert hatten. Endlich ward die Entschädigung desselben für den Verlust jenes Zolles zu dessen Zufriedenheit durch eine am 6. April 1803 zu Regensburg zwischen dem oldenburg. Comitialgesandten und den Ministern der beiden vermittelnden Mächte unter preuß. Mitwirkung geschlossene Convention bestimmt. Der Herzog behielt, außer den ihm bereits als Schadloshaltung zugestandenen Besitzungen, noch den 10jährigen Genuß des einkräftigen esflether Zolles vom Anfange 1803 an gerechnet. Längst hatte der Zoll seine Beendigung erreicht, und doch wurde dieselbe zuerst nach vielen Vorstellungen von der freien Hansestadt Bremen bei dem deutschen Bundestage (am 7. Mai 1820) bewirkt.

Aus der frühern willkürlichen Anlegung der Weserzölle läßt sich leicht auf die Mannigfaltigkeit der Grundsätze, nach denen die Zölle erhoben wurden, schließen. Es ward von einer und derselben Waare der Zoll an verschiedenen Zollstationen, nach ganz verschiedenen Sätzen, die sich lediglich auf die Uebervanz gründeten, er-

hoben. Die sonstigen Abgaben, außer dem Zoll, auf dem Weserstromen waren folgende: a) das Tonnen- und Baakengeld unterhalb Bremen; b) das Treibgeld für den Linienzug mit Pferden; c) das Hafens- oder Zeichengeld zu Petershagen; d) das Bollwerksgeld zu Preußisch-Minden; e) das Commandantengeld zu Mienburg, Minden, Rinteln, Hameln, Hörter und Münden; f) das Liniengeld zu Grohnde; g) das Schleusen-, Nebenanlage- und Schiffsgeld zu Hameln, sowie auch der Fahrgulden daselbst; h) das Mastgeld. a) In den Gegenden, wo die Schiffahrt getrieben wird und das Fahrwasser nicht ganz sicher ist, werden gewöhnlich *Baaken* (s. d.) angelegt. Auch auf der Weser unterhielt die freie Reichsstadt Bremen unterhalb derselben eine beträchtliche Menge *Baaken*. Es waren Tonnen, welche ungefähr 2 Meilen unterhalb der Stadt, in der Gegend des Hafens zu *Begefac*, ihren Anfang nehmen und von da auf beiden Seiten des sichern Fahrwassers in Entfernungen von  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{3}{4}$  Meilen den ganzen District von beinahe 9 deutchen Meilen hinuntergehen, den die Weser zwischen den Herzogthümern Bremen und Oldenburg hinströmt, ja noch weiter, sodas die letzte oder Schlüsseltonne über 5 deutche Meilen von der äußersten Spitze des butjadinger Landes, dem Dorfe Langwarden gegenüber, entfernt, und mithin in der Nordsee, auf einer Sandbank, benannt das *Bollenzpel*, erbaut, befindlich ist. Für den Nutzen, den die Tonnen und *Baaken* der Schiffahrt gewähren, erhob die Stadt Bremen, oder vielmehr das dortige Collegium Seniorum, unter der Benennung des Tonnen- und Baakengeldes, eine Abgabe, nicht allein von den auf der Weser ankommenden und abgehenden Schiffen, sondern auch von den Eigenthümern der durch die Schiffe transportirten Waaren und Güter. b) Das Treib- oder Triftgeld ward zu Ausgleichung des durch den Linienzug mit Pferden den Uferinteressenten verursachten Schadens und zu Verbesserung der Triften bezahlt und verwandt. Dasselbe betrug im k. hanöv. Territorium, soweit solches die Weser durchströmt, von jedem Pferde 1 Thlr. Cassenmünze, welches bei dem Zollamte zu Dreyen erlegt ward. Außerdem erhielten die die Schiffer begleitenden Achtmänner von jedem Schiffe für jede Meile 24 Mgr. Cassenn. für ihre Mühewaltung. Die übrigen Triftgelder waren meistens willkürliche Anmassungen. c) Zu Petershagen (Preuß.) wurde vor ein paar Jahrzehnden zur Sicherheit der Schiffahrt im Winter ein Hafen angelegt, dessen sich die Schiffer jedoch wenig oder gar nicht bedient haben. Dessenungeachtet wurde da eine Abgabe u. d. N. Zeichengeld, und zwar doppelt, beim Zollamte Petershagen und Hausbergen, gehoben, nämlich für einen beladenen *Bok* 6 Mgr., für einen Hinterhang 6 Mgr. und für einen *Bullen* 4 Mgr. Conv.-M. d) Die Durchfuhr unter der Brücke zu Minden war bei etwas hohem Wasser immer sehr gefährlich, und der Bogen, welchen die Schiffe passiren mußten, war der dritte von dem Stadtufer. Zur Sicherheit der Durchfahrt wurde auf Kosten der Weserschiffer 1770 vom Ufer bis an den zu passirenden Bogen ein Bollwerk von starkem Holze angelegt; die Kosten betragen ungefähr 700 Thlr., und die Kosten einer Hauptreparatur 1784 554 Thlr. 23 Mgr. 4 Pf. Zur Bestreitung und allmältigen Tilgung dieser Baukosten, sowie zur Erhaltung dieses Bollwerkes, mußte von jener Zeit an auf dem Zollamte zu Blotho von jedem passirenden Fahrzeuge eine bestimmte Abgabe u. d. N. Bollwerksgeld, nämlich 30 Mgr. von jeder *Mast*, erlegt werden. Diese von den Schiffen gesetzte Taxe war indessen keine königl. oder städtische Abgabe, und konnte zu jeder Zeit von den Schiffen aufgehoben werden. e) Das Commandantengeld sollte eine Art von *Seleitsgeld* und eine Abgabe aus den ältesten Zeiten für ein zum Schutz der Schiffe mitgegebenes Militaircommando sein; also eine Art von Zoll, der auf der Weser durchaus längft nicht mehr statthaben sollte. f) Das Liniengeld zu Grohnde betrug für jede *Mast* 4 Mgr. 4 Pf. Cassenn. und wurde von dem dortigen Zollamte erhoben. Es war wahrscheinlich eine Abgabe für das Niederlassen und Aufziehen der Fährlinie bei der

Durchfahrt der Schiffe daselbst. g) Mit dem Schleusengelbe hatte es folgende Bewandtniß: Es wurde nämlich (1734) der Gefahr der Schiffahrt auf der Weser in Hinsicht der Durchfahrt zu Hameln durch das Loch, mittelst der Erbauung der vortrefflichen hamelnschen Schleuse, welche 80,000 Thlr. kostete, abgeholfen. Die von den Weserschiffern an die Stadt Hameln zu zahlenden jährl. 100 Thlr. für die Durchfahrt durch das hamelnsche Loch und für die Niederlage der Waaren, wie auch die übrigen beträchtlichen Kosten, fielen deshalb nunmehr weg, und trat an deren Stelle das Schleusengelb. Der Tarif desselben war nach der innern Fußbreite der Fahrzeuge bestimmt. Der Jahrgulden zu 20 Mgr. wurde von uralten Zeiten her als eine Domanalabgabe von jedem der Hameln passirenden Schiffer, welche große Fahrzeuge haben, alljährlich ein Mal an das Zollamt zu Hameln entrichtet. h) Die Fahrbarkeit der Weser, das Flußbette zu unterhalten, ist von den beiden Schiffergilden zu Woitho und Münden eine Abgabe von jeder Mast, wozu 2 Fahrzeuge, jedes von 36 — 40 Last gehören, bestimmt worden. Es betrug für jeden die Weser passirenden Bok 12 Mgr., für einen Achter oder Hinterhang 9 Mgr. und für einen Bullen 6 Mgr., welche Mastgelder von den Schiffern, die oberhalb Hameln wohnen, zu Grohnde, und von denen, die unterhalb Hameln wohnen, zu Woitho bei den Zollämtern entrichtet wurden. Es ward von den Zollbeamten eine Separatrechnung darüber geführt, und solche Gelder beim Jahresabschlusse, nach Abzug der Erhebungsprocente, an die resp. Schiffergilden abgeliefert. — Ein viertes allgemeines Hinderniß, welches der Schiffahrt auf der Weser entgegenstand, war die mangelhafte Wasserschaden-, Wasserbau- und Schiffahrtspolizei auf diesem Strome. Ausbesserungen waren an vielen Stellen und Orten der Weser durchaus nothwendig. Allen Mängeln hätte mit vereintem Willen leicht abgeholfen werden können; allein das getheilte Staatsinteresse, die Besorgniß der Uferinteressenten und die verschiedenen Ansichten der Artisten hatten dieses verhindert. Während sich die Landeshoheiten mit der Feder stritten, fing der besorgte, mißtrauische Landmann den Proceß mit der Execution an, und endlich machte der mit dem Wasser- und Uferbau beauftragte Officiant einen übertriebenen Kostenschlag. Zu dem vierten Hindernisse, welches der Weserschiffahrt entgegenstand, gehörte auch noch die mangelhafte Schiffahrtspolizei auf diesem Flusse. Die bestandenen Verordnungen wurden zum Theil nicht befolgt. Es mangelte an Krähen und öffentlichen Wagen, sowie auch in mehren Weseruferstaaten an einer schnellen Justiz in Handlungs- und Schiffahrtssachen. Nur Bremen machte hierin eine ehrenvolle Ausnahme. Da gehörten von jeher und gehören jetzt noch die Rechtsstreite in Schiffahrtssachen vor das Gastgericht, und wurden von demselben summarisch behandelt. Eine am ganzen Weserstrom gleichförmige, kraftvolle, schnelle Justiz in Handlungs- und Schiffahrtsprozessen, besonders eine sehr strenge Criminaljustiz hinsichtlich der Beraubung der Güter, wenigstens zu Bremen und Münden, mit erfahrenen Besitzern aus dem Handels- und Schifferstande versehen, wurden längst gewünscht. Bei dem getheilten Interesse der Weseruferstaaten war es sehr wichtig und eigentlich nothwendig, dieselben zu vermögen, Alles, was sich auf die Fahrt auf dem Weserstrom bezieht, durch eine gemeinschaftliche Übereinkunft festsetzen zu müssen. Sie machten sich auch wirklich hierzu auf dem wiener Congressse verbindlich, da dessen Schlußacte mehre Artikel für die Schiffahrt auf den Flüssen enthält, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten trennen oder durchströmen. Sechs Monate nach Beendigung des Congresses sollten sich Commissarien zu Regulirung einer gemeinschaftlichen Übereinkunft versammeln, welchen die in den Artikeln enthaltener Grundsätze als Basis ihrer Arbeiten dienen sollten. Es dauerte aber ebenso viele Jahre als Monate, bis die Weserschiffahrtsc ommission (1821) in Minden in das Leben trat. Es erschienen da Bevollmächtigte von Preußen, Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Lippe-De-

mold und der freien Hansestadt Bremen. Die Staaten an den höhern Ufern der Werra und Fulda wurden zur Theilnahme nicht eingeladen, vermuthlich weil sie an solchen keine Zollstätten besitzen. Dennoch haben alle Uferstaaten der Weser und ihrer Quellen ein wichtiges Interesse, so weit hinauf als möglich jeden bis herigen Fesseldamm und jede Sandbank, sowie jede der Schiffahrt nachtheilige Staats- oder Privateinrichtung auch jenseits Handv.-Münden auf der Werra und Fulda zu beseugen. Die Sitzungen der Weserschiffahrtscommission dauerten nur 3 Jahre; denn schon am 10. Sept. 1823 ward ein Vertrag geschlossen. Sehr merkwürdig sind diese dem Publicum bis jetzt ganz unbekannt gebliebenen Verhandlungen schon aus dem Grunde, weil die Weserschiffahrtscommission mehr als die andern ein gemeinschaftlicher guter Geist belebte, keineswegs aber beschwogen, weil sie, was einige Schriftsteller heraus hoben, schneller ihre Sitzungen zum Schlusse brachte; denn wer unsern Art. Rheinschiffahrt gelesen hat, wird bei deren Elementen, dem in ihr herrschenden Geiste, der Theilnahme nicht deutscher Uferstaaten und dem holländ. Streben, Schiffahrt und Handel allein an sich zu reißen, den längern Aufenthalt sehr natürlich finden. Jetzt erst, nachdem wir alle Mängel der Weserschiffahrt angeführt haben, kann man die Verhandlungen selbst, sowie den Werth ihrer Resultate, richtig beurtheilen.

An der Spitze der Weseracte ist die Schiffahrtsfreiheit auf der Weser von ihrem Ursprunge durch Zusammenfluß der Werra und Fulda bis ins offene Meer und umgekehrt aus dem offenen Meer, sowol Strom auf- als niederwärts, unumwunden ausgesprochen. Es gereicht den Weserufstaaten zur Ehre, daß in dieser Hinsicht weniger Schwierigkeiten als anderwärts erhoben wurden. Auch die Aufhebung aller ausschließlichen Berechtigungen und Begünstigungen der Schiffergilden und andrer Körperschaften fand keine bedeutende Opposition, ja selbst die Aufhebung der Stapel- und Zwangsumschlagsrechte zu Bremen, Minden und Münden ward leichter als in der Elbeschiffahrtscommission zu Stande gebracht. Der §. 4 der Weserschiffahrtsacte gestattet jedem Schiffer, dessen Qualification seine Landesobrigkeit anerkannt hat, die Ausübung der Weserschiffahrt, jedoch mit der natürlichen Beschränkung, daß Schiffer und Schiffe, welche von der Schiffahrtsfreiheit in das Meer und aus demselben Gebrauch machen wollen, auch zu Seefahrten geeignet sein müssen. Die Frachtpreise und alle übrige Bedingungen des Transports beruhen seit der Bekanntmachung dieser Navigationsacte auf der freien Übereinkunft des Schiffers und Verenders oder dessen Committenten. Der Handelsstand zweier oder mehrer Weserpläze kann mit einer beliebigen Zahl qualificirter Schiffer über alle Gegenstände des Transports auf eine bestimmte Zeit, jedoch nicht über 5 Jahre, Contracte schließen, auch Reihesfahrten errichten, jedoch unter Beobachtung der zu ihrer Gültigkeit erforderlichen, im §. 7 der Acte enthaltenen, Bedingungen. — Bei allen Längenmaß- und Gewichtbestimmungen sind der bremer Fuß und das Schiffspfund zu 300 bremer Pfunden zum Grunde gelegt worden, und ein eignen Tarif gibt den Maßstab zur Berechnung der Zahlungen nach dem 20 Guldenfuße in Conv.-M. — Das 2. Capitel der Schiffahrtsacte, welches von den Abgaben handelt, ist nicht minder wichtig als das erste. Statt der bisherigen, oben angeführten vielfachen Abgaben ist ein Weserzoll eingeführt, der auf dem ganzen Laufe des Stroms bis in das offene Meer nicht mehr als 315 Pfennige von dem Schiffspfunde zu 300 Pf. betragen darf; doch sind auch mehre Gegenstände nur zur Hälfte,  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{3}$  angesetzt. Besonders können künftig nur noch bestehen die Ein-, Ausgangs- und Verbrauchssteuern, die Hafens-, Krahn-, Wage- und Niederlagegebühren, sowie diejenigen, welche für den Dienst der Lootsen in jedem Staate gegeben werden müssen. In Hinsicht der Bestimmung der Abgaben hat sich im ganzen Laufe der Unterhandlungen über die Weserschiffahrtsacte vorzüglich die freie Hansestadt Bremen ausgezeichnet, indem sie stets behauptete, daß die bes

rechneten Zollsätze viel zu hoch seien, daher herabgesetzt werden mußten. Als die Erfahrung die Richtigkeit dieser Ansichten bestätigte, war es die Hansestadt Bremen, welche die Initiative ergriff und den übrigen Regierungen die Nothwendigkeit des frühern Zutrittens der Revisionscommission mit günstigem Erfolge fühlbar machte. Übrigens sind durch das neue Abgabensystem, welches die am 10. Sept. 1823 zu Minden abgeschlossene Weserschiffahrtsacte einführt, dem Weserhandel unlängbar Vortheile zugewachsen. Zwar sind die von den die Weserstraße benutzenden Gütern zu entrichtenden Zölle an sich gegen die frühern im Ganzen nicht herabgesetzt, vielleicht gar durch Hinzuziehung mancher mißbräuchlich eingeführten Nebenabgaben und Accidenzien der Zöllner, ungeachtet der entgegengegesetzten Bemühungen mehrerer Uferstaaten, noch in die Höhe geschraubt worden; allein die Abgabe ist durch das neue Gewichtszollungssystem mit seinen Bruchtheilsclassen bei weitem zweckmäßiger repartirt, als nach den alten, zum Theil ganz widersinnigen Tarifen, und sie ist weniger drückend, da die Zahl der Hebungsstätten um mehr als die Hälfte verringert worden, und dadurch unnöthiger Aufenthalt und Gelegenheiten zu Verationen wegfallen. Bei der Fixirung des den einzelnen zollberechtigten Uferstaaten, statt ihrer frühern Zolltarife, in der Weseracte anzuweisenden Gewichtszollsatzes erhielt auch Bremen für s. Weserzoll nach den Grundsätzen des Gewichtszollungssystems eine Quote von 60 Pfennigen für jedes Schiffsfund transitirender Güter zugewiesen. Die Einführung dieses neuen Zollsystems für einen Theil des über und durch diesen Staat betriebenen Handelsgeschäfts (den Speditionshandel auf der Weserstraße), welcher bis dahin nach gleichen Grundsätzen und gleichen Tarifen wie der Propre- und Commissionshandel besteuert war, gab zunächst die Veranlassung zu einer allgemeinen Revision der ein- und ausgehenden Rechte. Diese waren niemals nach einem allgemeinen System bearbeitet, kein durchgreifender Grundsatz ließ sich in ihren Anordnungen erkennen, sondern sie bestanden aus einer Menge zum Theil bedeutender, zum Theil wenig erheblicher Abgaben, die zu den verschiedensten Zeiten, wie es gerade ein Bedürfnis des Staats erfordert, oder eine Rücksicht der Handelspolitik geboten hatte, eingeführt und demnächst beibehalten waren. Zu den vorzüglichsten dieser Waarenzölle gehörten: a) die Acciseabgabe, welcher alle aus- oder durchgeführte Waaren unterworfen waren; b) das Convoygeld, ein Waarenzoll für Güter, welche die Weserstraße zwischen Bremen und Vegesack benutzten; c) das Tonngeld, oder eine Retribution von den die Unterweser bis zur See passirenden Waaren zur Unterhaltung des Tonnen- und Baakenwesens, des Leuchtschiffes u.; d) das Schlachtgeld, eine Abgabe, der einzelne bestimmte Güter für die Benutzung der Schlachte (Kay) unterworfen waren; e) das Faß- und Bodengeld, oder eine Abgabe von jedem Gebinde Wein, Branntwein, Rum oder Uraf, welches aus- oder durchgeführt wurde; f) das Weggeld, eine Abgabe von der Ausfuhr gewisser auf dem Landwege ins Oberland verführten Waaren. So lange diese Abgaben, deren jede nach einem eignen, größtentheils auf dem Werthe basirten Tarife erhoben wurde, gleichmäßig die eigne Ein- und Ausfuhr, wie die Vorbeifuhr auf der Weser trafen, waren die Mängel dieser Einrichtung, an die sich das handelnde Publicum zum Theil durch eine mehrhundertjährige Dauer gewöhnt hatte, weniger fühlbar; wie aber durch die Weseracte für den Transitshandel auf der Weser ein neues Zollsystem und ein neuer Zollsatz eingeführt war, der von dem übrigen Abgabensystem sich bedeutend unterschied und in manchen Fällen es vortheilhafter erscheinen ließ, die Waaren transitirend Bremen vorbeizuführen, als sie der Spedition bremischer Handelshäuser zu übergeben und sie durch Lagerung in Bremen und demnächstige Weiterbeförderung dem bremischen Zollsystem zu unterwerfen, zeigte sich bald die Nothwendigkeit, durch eine veränderte Gesetzgebung zeitgemäßere Einrichtungen zum Schutze des bremischen bedeutenden Speditionshandels zu treffen. Das gegen-

wärtige neue Zollsystem verdankt diesem Umstande seine Entstehung. Man ging dabei, wie es scheint, von dem Gesichtspunkte aus: den Speditionshandel von dem eignen und dem Commissionsgeschäfte ganz zu sondern, und den erstern, für den, soweit er transitirend auf der Weser geführt werden konnte, durch die Weseracte eine feste Norm gegeben war, in allen Beziehungen, die Spedition mochte zu Wasser oder zu Lande, oder theils zu Wasser, theils zu Lande besorgt werden, dem durch die Weseracte festgestellten Tarife gleich zu setzen, sodas die Spedition über Bremen hinsichtlich der Abgaben nicht mehr erschwert sei wie die über jeden andern Wasserplatz. Es wurde daher festgesetzt: das alle über Bremen gehende Speditionsgüter künftig keinen höhern Abgaben unterliegen sollten, als sie für den Transit auf der Weser an dem bremischen Weserzollamte zu erlegen hätten, nämlich 15 Grote von jedem Schiffsfunde à 300 Pfund, oder da 4 Pfennige einen Groten machen, 60 Pfennige per Schiffpfund für Güter erster Classe, und den in der Weseracte stipulirten Ermäßigungen dieses Normalssazes für Güter von geringerm Werthe. Selbst dieser Zollsatz wurde aber zu Anfang 1826 von 5 Grote auf 4 moderirt, um mit der inzwischen durch die Revisionscommission zu Stande gebrachten allgemeinen Herabsetzung der Wesertransitzölle gleichen Schritt zu halten. Andre Grundsätze wurden dagegen für die Verzollung der dem eignen Localwaarenvertriebe angehörigen Güter aufgestellt, und die davon zu entrichtenden Abgaben auf ein Werthverzollungssystem basirt, welches unter Aufhebung der sämtlichen ältern verschiedenartigen Abgaben sich auf einen ganz einfachen Eingangs- und Ausgangszoll reducirt. Der letzte trifft alle von Bremen ausgeführte Waaren und beträgt von 100 Thlr. Werth 8 gute Groschen oder  $\frac{1}{3}$  Proc. Der erste oder der Eingangszoll von 12 guten Groschen für 100 Thlr. Werth wird dagegen nur von den Gütern, die seewärts in Bremen eingeführt werden, entrichtet. Die Einfuhr in Bremen landwärts und die Weser herabkommend, für welche Bremen selbst nicht einmal seinen Weserzoll erhebt, ist gar keinen Eingangszöllen unterworfen.

Die Vorzüge dieses höchst einfachen, durch seinen Tarif nicht drückenden, und dadurch, das seine einzige Controle in der Gewissenhaftigkeit der Pflchtigen besteht, den Geschäftsbetrieb nicht hemmenden Zollsystems, sind unverkennbar. Es belastet jeden Waarenartikel verhältnismäßig gleich. Der Wechsel der Waarenpreise, der steigenden und fallenden Coniunctur äußert seine Wirkung auf den Betrag der von den Gütern zu erlegenden Abgabe, und diese schließt sich auf solche Weise immer gleichmäßig dem Gange des Handels an. — Dem 3. Capitel der Weserschiffahrtsacte, welches von der Controle handelt, ist von der Weserschiffahrtscommission auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Jedem Staate blieb zwar das Recht, die Übereinstimmung der Manifeste mit dem wirklichen Inhalte der Ladung zu untersuchen; doch beschränkte man die für Schiffahrt und Handel höchst lästige und nachtheilige Nachwägung und materielle Verification auf bestimmte 3 Fälle; auch wurde zu Abwendung aller Willkür genau entwickelt, was als Begründung des Verdachts angenommen werden soll. Für möglichst schnelle Abfertigung der Schiffer bei den Zollbehörden ward ziemlich Sorgfalt getragen, insofern nicht Nachwägungen oder materielle Verifications eintreten. Genaue Bestimmungen sind in Hinsicht der Ausladungen getroffen, und jedem der einzelnen Uferstaaten bleibt überlassen, die Ausladungsplätze festzusetzen, sowie er auch transitirenden Schiffen Begleiter, jedoch ohne Kosten für die Schiffer, mitgeben kann. Die im 4. Capitel enthaltenen Maßregeln gegen natürliche Schiffahrts-hindernisse und Unglücksfälle sind ziemlich generell und bei weitem nicht so sorgfältig angeordnet, als dies auf dem Rheinströme der Fall ist. Es fehlt hier, wie in Hinsicht der Keinpfade im 5. Capitel, an einer durchgreifenden Centralaufsicht, und dem Ermessen, sowie dem speciellen Interesse der Uferstaaten, bleibt sehr Vieles überlassen. Das 6. Capitel der Weserschiffahrtsacte stellt in einem einzigen Pa-

ragraphen den betreffenden Staaten die Ausdehnung oder Anwendung derselben auf die Nebenflüsse anheim. Das Schlusscapitel hebt Alles auf, was der Convention entgegensteht, bestimmt die Publication derselben auf den 1. März 1824, stellt Zollrichter für die Entscheidung streitiger Fälle 5facher Art auf, sichert die Execution ihrer Erkenntnisse und ordnet eine von Zeit zu Zeit eintretende Revisionscommission an, welche sich von der vollständigen Beobachtung der Convention überzeugen und einen Vereinigungspunkt bilden soll, um Abstellung von Beschwerden zu veranlassen und über Erleichterungen des Handels und der Schiffahrt zu berathen. Im Anfange 1824 erfolgten wirklich die Ratificationen der Acte, sodas sie zur festgesetzten Zeit in Wirksamkeit trat. Was wir übrigens über die Mängel der Elbeschiffahrtsacte äußerten (s. Elbeschiffahrt), gilt meistens auch von der Weserschiffahrtsconvention, da diese in den Grundlagen jener nachgebildet wurde. Die Verhandlungen der Revisionscommission, welche schon, wie oben bemerkt, am 4. Dec. 1824 zusammentrat und am 21. Dec. 1825 ihr Geschäft beendete, haben sich, abgesehen von verschiedenen Debatten über die Ausführung der Weseracte hinsichtlich des Verfahrens der Zollbeamten, der nothwendigen Strombauten und der Regulirung der Leinpfade, die zum Theil, so weit sie begründet gefunden wurden, genügend erledigt sind, vorzugsweise um 2 Punkte gedreht: 1) Um die Vereinfachung der Ladungsmanifeste, über deren unnöthig scheinende, die Abfertigung der Schiffzüge, sowie deren Revision an den verschiedenen Zollstätten sehr verzögernde Wittläufigkeit von Kaufleuten und Schiffen vielfache Klagen geführt waren. Bei einem Theile der Commission fanden diese Klagen auch williges Gehör, bei verschiedenen Uferstaaten aber war die Rücksicht auf die inländischen strengern Manthsysteme, welche man durch weniger detaillirte Manifeste zu bezinträglichen fürchtete, zu überwiegend, um eine Vereinbarung über eine Vereinfachung herbeizuführen. 2) Um die Größe des Weserzolles an sich und die nicht genügende Classificirung der Waaren von geringem Werthe in die Bruchtheilclassen. Die Nothwendigkeit einer detsfalligen Moderation hatte sich in der kurzen Zeit der Dauer der Weseracte genügend ausgesprochen, indem manche Waaren, weil sie den hohen Zoll nicht tragen konnten, plötzlich die Weser verließen, und theils gar nicht mehr versendet wurden, theils unnatürlicher Weise den Landweg suchten; daher die Weserschiffahrt im Sommer 1824 zu stocken drohte. Die Uferstaaten vereinigten sich deshalb, wie es das Schlussprotokoll ergibt, zu einer allgemeinen Herabsetzung des Normalzalles um 25 Proc. und zu der Aufnahme verschiedener Güter in die Bruchtheilclassen, deren noch größere Ausdehnung freilich höchst wünschenswerth gewesen wäre, aber für jetzt nicht zu erreichen stand. Es werden also künftig für den ganzen Lauf der Weser von jedem Schiffspfunde zu 300 Pf. bremisch nicht mehr als 236½ Pfennige an Zoll erhoben. Die Tabelle der Maß- und Gewichtsverhältnisse ist von der Revisionscommission berichtigt und vervollständigt worden; auch wurden, wie billig, die Reisevictualien der Schiffer in verhältnismäßigen Quantitäten, sowie die zum Verdeck eines Fahrzeuges zugerichteten Bretter, für zollfrei erklärt. Alle diese Erleichterungen haben am 1. Mai 1826 ihren Anfang genommen. Die letzte Revisionscommission versammelte sich am 1. Mai 1829 zu Hanoversch-Münden.

Was den Weserhandel im Allgemeinen betrifft, so dehnt er sich vorzüglich aus auf Leinwand, Harzproducte, Wolle, Kübbel, alle Gattungen Colonialwaaren, Bran und Seefische, handverisch Leinen, fabricirten Taback, Streigut, engl. Manufacturwaaren jeder Art, rohes Leder, Fensterglas und Spiegel zc. Im Handel der Weseruferstaaten spielt seit 3 Jahrhunderten die freie Hansestadt Bremen die erste und wichtigste Rolle. Die Industrie ihrer Bewohner, welche immer die günstigsten Zeit- und Handelsverhältnisse zu berechnen versteht, ihre gute Verfassung und Verwaltung, welche letztere bei allen Anordnungen stets

das Interesse des handelnden Standes vor Augen hat, insbesondere aber ihr zweckmäßiges Abgabensystem, sichern ihr diese Vorzüge und ihre eigentlich einzige Wohlstandsquelle. Zum Theil hat es sogar Bremen seiner von Zeit zu Zeit verbesserten Zoll Einrichtung zu danken, daß die letzten beiden in der ganzen handelnden Welt als besonders nachtheilig bekannten Handelsjahre weniger bemerkbare Spuren einer Abnahme der Geschäfte als in den meisten andern Handelsplätzen äußerten. Indem wir einige vergleichende Blicke auf den bremser frühern und jetzigen Handel werfen, geben wir zugleich den Maßstab der Weserhandelschiffahrt an die Hand. Noch im 17. Jahrh. besuchten die bremser Schiffe nur die europäischen Küsten des atlantischen Meeres, die Ostsee, Norwegen, Archangel, Grönland und Island. Damals konnte Bremen noch nicht direct nach den Colonien handeln. Der bedeutendste seiner ausgeführten Artikel war Leinwand, für welche es (1696) 1 Mill. Thlr. aus England holte. 90 Jahre später schickte England schon in einem einzigen Jahre 69 mit seinen Fabricaten beladene Seeschiffe dahin. Kaum hatte aber der directe Handel nach den Colonien einen neuen Markt eröffnet, so kam der Handel auch schon wieder bedeutend in die Hände der Deutschen. In der Zwangszeit des Continentialsystems sank er natürlich um so tiefer herunter. Dagegen schwebte die Einfuhr in Bremen von 1815—20 jährlich zwischen 14 und 16 Mill. Thln., die Ausfuhr 1818—20 zwischen 4 und 6 Mill.; allein die meisten Gegenstände der erstern kamen roh dahin und wurden in den deutschen Fabriken verarbeitet und zum großen Theile wieder mit Nutzen ausgeführt. Bald stieg aber auch die Ausfuhr mehr in die Höhe. Für deutsche Leinwand allein betrug sie 1818—20 8,057,910 Thlr. Von Getreide und Wolle wurde bei weitem der größte Theil und für eine 3 Mal stärkere Summe nach England gebracht, als dieses Manufacte nach Bremen lieferte. Wie sich der Werth der Ausfuhr in den jüngsten Zeiten verhält, ergibt sich aus folgender zuverlässiger Übersicht: 1822 betrug der Werth der Ausfuhr 28,822,398 Thlr.; 1823 25,655,348 Thlr.; 1824 23,153,931 Thlr.; 1825 25,771,583 Thlr. Eingeführt wurde in Bremen seewärts 1822 an Werth im Durchschnittspreise für 11,424,738 Thlr.; 1823 für 9,638,090; im J. 1824 für 7,344,294 und 1825 für 9,111,064 Thlr. Dabei ist die Einfuhr aus dem Oldenburgischen nicht in Anschlag gebracht. Die größte Zahl der seewärts zu Bremen angekommenen Schiffe lieferte 1823 mit 1126; gewöhnlich kommen aber deren zwischen 900 und 1000 an. Nach abgeschlossener Weserschiffahrtsacte ließ sich die freie Stadt Bremen angelegen sein, einen Schiffahrts- und Handelsvertrag mit England abzuschließen. Er kam auch wirklich äußerst vortheilhaft für den Weserhandel auf der Grundlage der Reciprocität im Sept. 1825 zu Stande. Nicht minder wurde Bedacht genommen, im Geiste der Weseracte die bremser Handels- und Schiffahrtsabgaben abzuändern. Außer dem eigentlichen Waarenzoll hat dadurch eine zweite Classe von Handelsabgaben — diejenige von den für den bremischen Handel befrachteten Seeschiffen — kürzlich eine Umwandlung erlitten. Bremen unterhält seit Jahrhunderten die zum Betriebe der Seeschiffahrt unentbehrlichen Sicherungsanstalten auf der Unterweser. Es legt von der Stadt bis weit in die offene See auf einer Strecke von 12—13 Meilen die Tonnen zur Bezeichnung des Fahrwassers, es unterhält vor der Weser eine Baake oder einen Signalthurm und ein Leuchtschiff, um auch bei Nacht dem Schiffer die Bahn zu zeigen. Als Beitrag zu Bestreitung der desselben sehr bedeutenden Kosten erhob Bremen seit den ältesten Zeiten von allen die Unterweser befahrenden Schiffen, sie mochten für Bremen oder für irgend einen andern Uferplatz bestimmt sein, eine Abgabe, die sich nach der Größe der Schiffe, ihrer Lastenrächtigkeit richtete, und deshalb Lastgeld genannt wurde. Außerdem mußten alle für Bremen befrachtet einkommende Schiffe noch eine besondere Abgabe unter dem Namen des Silbegelbes, und die von Bremen bis Holland oder in die Elbe gehenden Küsten-

fahrer eine Abgabe unter dem Namen des Weddegelbes erlegen. Seit dem Abschluß der Weseracte wurde diese Erhebung hinsichtlich aller nicht für Bremen bestimmten Schiffe eingestellt, hingegen für die mit Bremen in Frachtverkehr tretenden Schiffe, hinsichtlich deren man sie als bloße Localabgabe, die als solche dem Wirkungskreise der Schifffahrtscommission fremd geblieben sei, betrachtete, beibehalten. Gegen diese Ansicht wurde bei der Revisionscommission von Seiten Oldenburgs Zweifel erregt und nach sehr ausführlichen Erörterungen von den übrigen Regierungen der Wunsch zu erkennen gegeben, Bremen möge diese Erhebungen in ihrer bisherigen Form, welche sich zu sehr einer durch die Weseracte abgeschafften Schiffsrecognitionsgebühr näherte, einstellen und eine andre wählen, welche das eigentlich der Abgabe jetzt zum Grunde liegende Fundament, die Besteuerung des mit Bremen betriebenen Frachtverkehrs, für den es ohne Zweifel die Bedingungen festsetzen kann, unter denen es denselben gestatten will, deutlicher hervorhebe. Diesen Wünschen seiner Mituferstaaten zu entsprechen, hat Bremen jene ältern Abgaben durch eine Verordnung vom 12. Juni 1826 aufgehoben und eine Frachtabgabe den für Bremen mit Frachtgütern einkommenden Schiffen dahin auferlegt, daß dieselben für jedes Schiffspfund ihrer Ladung eine Abgabe von  $1\frac{1}{2}$  Groten oder 6 Pfennigen zu zahlen haben, welche Abgabe aber für die eignen bremischen Schiffer, sowie für die Schiffer derjenigen fremden Nationen, mit welchen Bremen in vertragsmäßigen Reciprocitätsverhältnissen steht, auf die Hälfte oder 3 Pfennige moderirt ist. Die Controle der Zollabgaben ist für den Transit auf der Weser nach den Grundsätzen der Weserschifffahrtsacte eingerichtet worden, da diese darauf berechnet sind, auch den übrigen Staaten, bei der Unmöglichkeit, jede Einladung genau zu beachten, eine Sicherheit für ihre Zollgefälle zu gewähren. Für den ganzen eignen Ein- und Ausfuhrhandel findet der bremische Staat in der Gewissenhaftigkeit seiner Angehörigen eine Controle, welche bisher nichts zu wünschen übriggelassen hat. Eine Untersuchung, ob sich wirklich in einem Cello die Waaren von der angegebenen Art und von dem declarirten Werthe, oder vielleicht eine 50 Mal kostbarere befinde, kennt man in Bremen nicht und vertraut darin unbedingt der Versicherung des Betheiligten auf dessen Bürgereid. Auch für den Handel der übrigen Weseruferstaaten gibt die neue Schifffahrtsacte mit den Abänderungen der Revisionscommission die schönsten Hoffnungen, wenn, wie nicht anders zu erwarten ist, von Seiten ihrer Regierungen gehörig mitgewirkt wird. Künftig wird Hanover mehr als bisher und wohlfeiler Holz, Eisen, Linnen &c. nach Bremen zum dortigen Verbrauch oder noch häufigerer weitem Verschiffung senden. Besonders muß das fruchtbare und gebirgige Hildesheim sehr dadurch gewinnen, wenn es leichter als bisher das ferne Bremen mit seinen trefflichen Erzeugnissen beschicken kann. Wir nehmen nämlich an, daß, wenn einmal die Weserschifffahrt lebhaft geworden ist, auch auf den Nebenströmen Aller, Leine, Röhme u. a. Flüssen etwas Andres als Holzlöse zu Wasser versendet werden. Oldenburg, dessen Hunte und Dichtum in die Weser fließen, hat zu wenig Canalabwässerung, und leidet daher an niedrigen Lagen und Mooren; zugleich haben seine landwirthschaftlichen Familienstellen zu viel entlegenes und zerstreutes Land, ebendaher noch so viele öde oder schlecht genutzte Gemeinheiten. Kann zwar Oldenburg jetzt weder sämmtliches Getreide noch fettes Vieh, die es beides im Überfluß liefert, vorthellhaft im Auslande absetzen, so ist es doch nur selten darauf gefallen, statt jener Erzeugnisse andre Handelsgewächse zu erzielen. Seine Schaf- und Obstbaumzucht sind noch in der Kindheit, die Bienenzucht und der Hopfenbau sehr mäßig. Bisher handeln, außer Ostfriesenland, Oldenburg und Hanover fast gar nicht mit einander, und wengleich der Seehafen Bracke immer mehr Tiefe und Sicherheit erhält, so entbehrt er doch noch den nicht sehr kostbaren Verbindungscanal mit der Jade, der den Schiffen aus der Weser auszulaufen erlauben würde,

wenn widrige Winde es an der Mündung der Weser erschweren. Man wird dann lernen, bei der Wohlfeilheit der Butter, die am Oberstrom immer theurer ist, durch Anfaat engl. Grasarten aus Gloucester und Chester und durch britische Reinlichkeit beim Käsebereiten einen guten engl. Käse Deutschland anzubieten; denn Klima und Boden erlauben das. Lang ist das braunschweigische Weserufer weder bei Theedinghausen noch bei Holzminde. Getreide, Holz, Hopfen, Porzellan und Obst werden aus dem Braunschweigischen einen leichtern Absatz auf der vielbefahrenen Weser als durch die kostbare Landfracht nach Bremen finden. Preußen hat nur eine mäßige Weserufergrenze bei Minden und bei Höfster, und besitzt nur bei ersterm beide Weserufer. Desto breiter ist aber rückwärts das preuß. Gebiet. In solchem dürften der Rhein, die Ems und die Weser mittelst der verlängerten und ausgetieften Lippe in Verbindung gebracht werden. Ruchessen hat fast nur am linken Weserufer, desto mehr aber längs der Berra, Fulda, Diemel, Schwalm, Eder u., die alle ins Wesergebiet abdachen, fruchtbare und unfruchtbare Berge und Thäler, die ein genügsames und fleißiges Volk bewohnt. Zu seinem Hauptbedürfnis gehört mehr Wiesenverbesserung und leichter Absatz zu Wasser von manchen eigenthümlichen Erzeugnissen seines Bodens, von Mineralien, die verarbeitet das Ausland an der Niederweser schätzen würde, wenn es solche in ihrem Werthe, wie die herrliche Töpferwaare und den Basalt, kenne. Eisen, Holz und Linnen kann Ruchessen weit mehr als bisher ausführen. Der Obstbau edler Sorten wird nicht genug betrieben, weil der Wasserabsatz der Producte bisher zu gering war. Am Gestade des Weserstroms gehört jede Thonarbeit den Hessen, die z. B. in Großallmerode dem Chemiker selbst jenseits des Weltmeeres die feuerfesten Ziegel liefern. Hier an den Ufern der Nebenströme faulte noch fast ungenutzt mancher Eichbaum und andres Nutzholz. Hier müssen künftigt große Seeschiffe als Gerippe, mit dem zur innern Verzimmerung des Ausbaues geschnittenen Holze von Schiffszimmerleuten gefertigt, als Fracht des Gerippes nach den Werften der Niederweser hinabgeschifft werden. Unter ähnlicher Vorrichtung schwimmen bisher jährlich aus den Werften an der Leba und aus Papenburgs Mooren bedeutende halbgezimmerte Seeschiffe in die Ems nach Emden und Verort zum völligen Ausbau hinab. Was auf der wasserarmen Ems möglich ist, das muß auf der wasserreichern Weser möglich werden. Schaumburg-Lippe hat am äußersten Gebirgsthale der Weser treffliche Steinbrüche und Steinhohlenwerke. Beide kann bei bequemerm Wassertransport auf der Weser das Land weit mehr als bisher liefern, und die Niederweser verbrauchen. Auch Lippe-Detmold muß von der verbesserten Weserfahrt viel Vortheil beziehen, besonders die domainenreiche Kammer ihr vieles Holz höher benutzen, und die öde Sennerheide durch Wertheilung zu Familienstellen und Waldbefamung des schlechtern Theils, nützlich für sich und die Unterthanen umwandeln. Wesentlich nützlich dürfte es übrigens dem Weserhandel sein, wenn der §. 49 der Weseracte wegen der Nebenflüsse schon hätte in Ausführung gebracht, und dadurch der Weserschiffahrt der Weg ins Innere von Thüringen und Hessen gebahnt werden können; allein das scheint bisher bei allen theilhaftigen Regierungen, der Localzollsysteme halber, große Schwierigkeiten gefunden zu haben. Nur Hannover sucht die Bestimmungen der Weserschiffahrtsacte, so weit es geschehen kann, auf die beiden Nebenflüsse, die Aller und Leine, anzuwenden. Vermöge seiner Verordnung stellt es die Patente für die Beschiffung dieser beiden Flüsse auch für die Weser aus, sowie die Patente der Weserschiffe aus den übrigen Uferstaaten auch für die Aller und Leine gültig sind. Der große Plan, die Ems und die Weser mittelst der verlängerten und ausgetieften Lippe mit dem Rhein in Verbindung zu setzen, schreitet zwar langsam, aber desto sicherer vorwärts, und mit ihm wird Hollands anmaßliches Monopol zum Nachtheil Süddeutschlands vernichtet werden. (S. Rheinschiffahrt.) Die Idee, auch die Elbe mit der

Wesley zu verbinden, mag dann unausgeführt bleiben, da ihre Verwirklichung ohnehin kein Bedürfnis ist.

73.

Wesley (John), berühmt als erster Stifter der Methodisten (geb. den 17. Juni 1703, gest. d. 2. März 1791), war der Sohn eines Geistlichen zu Exworth in der engl. Grafschaft Lincoln. Aufrichtige Frömmigkeit und das Lesen der Schriften des Thom. a. Kempis und Taylors hatten ihn schon während s. akademischen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, sich im J. 1735 dem Missionsgeschäfte zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhutern, die er in Amerika kennen lernte und in Herrnhut selbst besuchte, ihm die Idee zu einer kirchlichen Anstalt, nach dem Muster der Brüdergemeinde, an die Hand gab. Die Verfassung der Methodisten (s. d.) ist hauptsächlich sein Werk, und auch in den Eigenthümlichkeiten ihrer Lehre der Einfluß seiner Überzeugungen vorherrschend. Nachdem es zwischen ihm und Whitfield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, im J. 1741 zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der u. d. N. Wesleyaner bekannten Methodistenpartei, deren bedeutender Anwachs durch s. vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinden seiner Sekte in den 3 britischen Reichen und predigte oft täglich 3 und 4 Mal. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts (über 100 Bde.) sind meist Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten s. Partei. Seine Predigten und kleineren aecetischen und historischen Aufsätze erschienen u. d. T.: „Wesley's Werke“, in 38 Bdn. 1772—74 zu Bristol. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes war sanft und fest, ohne Eigennuz, doch nicht frei von Herrschsucht; seine äußere Darstellung, bei schwächlichem, mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. Für die Geschichte der Entstehung und Verbreitung der Methodisten ist Robert Southey's „Life of J. Wesley and the rise and progress of methodism“ (London 1820, 2 Bde., nach dem Engl. von Krummacher, Hamburg 1828) wichtig.

Wesseling (Peter), geb. zu Steinfurt 1692, gest. als Prof. zu Utrecht 1764, nachdem er vorher zu Middelburg und Francker gelehrt hatte, gehört zu den gründlichsten und vielseitigsten Kennern der classischen Sprachen und hat sich besonders um die Kritik der alten Geschichtschreiber unsterbliche Verdienste erworben. Wir nennen nur s. Ausg. des Herodot (Amst. 1763, Fol.), des Diodor (Amst. 1745, 2 Bde., Fol.) und des „Itineraria vet. Rom.“ (Amst. 1735, 4.).

Wessenberg (Ignaz Heinrich v.), Freih. v. Ampringen, bis 1827 Generalvicar des Bisthums Konstanz, erhielt durch das neueste Verfahren des römischen Hofes gegen ihn und sein eignes würdiges Betragen dabei einen noch ausgedehnteren Ruhm, als sein edler Charakter, seine amtlichen Verdienste und literarischen Leistungen ihm schon vorher, auch unter den Nichtkatholiken in Deutschland, verschafft hatten. Sein Vater war östr. Gesandter in Dresden, sein Bruder ist der verdienstvolle k. k. Staatsminister v. Wessenberg in Wien. Dem alten Adel und Ansehen seiner Familie verdankte er schon als Jüngling Domherrnstellen in deutschen Hochstiftern, seinen ersten Studien und der Freundschaft Karls v. Dalberg Klarheit und Unbefangenheit in s. religiösen Ansichten, seinem eignen Herzen die lebendige Frömmigkeit, die ihn zur Verwaltung geistlicher Ämter vor Andern geschikt machte. Er war zum Domdechant zu Konstanz herangerückt, als Dalberg ihn 1802 zum Generalvicar dieses Bisthums erhob. In diesem bedeutenden Wirkungskreise arbeitete er mit Kraft und Einsicht auf die Verbreitung eines reinen, thätigen Christenthums hin. Den Aberglauben durch richtige Erkenntnis zu verdrängen und durch wahre Erbauung christliche Sittlichkeit in das Leben der Gläubigen zu bringen, war sein Zweck. Daher sorgte er unablässig für eine bessere Bildung der Geistlichen s. Sprengels, munterte sie zu wissenschaftlichen Studien, literarischen Arbeiten und nützlichen Mittheilungen aus ihrer Amtserfahrung auf, wozu das seit 1801

von ihm in monatl. Heften bei Herder in Freiburg herausgegebene und mit den vorzüglichsten Aufsätzen derselben ausgestattete „Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Konstanz“ ein wirkames Hülfsmittel wurde. Er suchte dabei der deutschen Sprache in der kirchlichen Liturgie den ihr unter Deutschen gebührenden Einfluß zu verschaffen, deutschen Kirchengesang einzuführen, die Seelsorge fruchtbarer zu machen und durch gemilderte Fastenmandate das Volk zu überzeugen, daß es christlicher sei, Laster und Sünden als Eier, Butter und Fleisch zu meiden. Auch verfuhr er bei Ertheilung von Dispensationen, welche die römische Curie sonst in ihren eignen Geschäftskreis zu ziehen pflegt, nur nach den Anweisungen s. Bischofs (Dalberg) und der durch die Umstände gebotenen Billigkeit. Im Einverständnisse mit der Regierung des Cantons Luzern, welcher bis 1815 unter das Bisthum Konstanz gehörte, ging er schon 1806 an die Ausführung des Plans der Aufhebung einiger Klöster, zur Gründung eines Priesterhauses und Seminars für junge Geistliche und einer großen Armenanstalt. Ueberdies konnte er bei der damaligen Schwäche des römischen Einflusses es um so eher wagen, den deutschen Theil des konstanzener Kirchen Sprengels standhaft gegen die Eingriffe der päpstl. Nunciatur zu Luzern zu schützen, je ungeschicklicher diese Anmaßungen waren. Diese Verhörde hatte ihn daher schon längst unter den Verdächtigen bezeichnet, als Dalberg ihn 1814, mit Zustimmung des Großherzogs v. Baden, zum Coadjutor oder Nachfolger in seinem Bisthum Konstanz ernannte. Unter den gehässigsten Beschuldigungen verweigerte die römische Curie ihm die Bestätigung, und da nach Dalberg's Tode die Capitularen von Konstanz ihn zum Bisthumsverweiser erwählten, befahl ihnen der Papst sogleich, durch ein Breve vom 15. März 1817, ein Subject zu wählen, das in besserem Rufe stände. Ungenannte Römlinge und Freunde der Finsterniß hatten der römischen Curie diesen Vorwand an die Hand gegeben, dem die Stimme aller verständigen Katholiken in Deutschland und insonderheit das Zeugniß der konstanzener Geistlichkeit laut widerspricht. Sie that durch diesen Schritt mehr als ihr zu kwam, weil ein Capitularvicar der kanonischen Bestätigung des Papstes nicht bedarf, und diese einem Coadjutor auf unerwiesene Beschuldigungen hin nicht verweigert werden kann. Außerdem bestimmen die Concordate der deutschen Fürsten mit dem Papste, daß jeder bei letzterm Angeklagte sich vor abgeordneten Richtern seiner Nation in Deutschland vertheidigen darf. Auch dies wurde dem edeln W. verweigert, und die unbedingte Niederlegung seines Amtes von ihm gefordert. Er reiste daher noch in demsel. Jahre nach Rom, um sich persönlich zu rechtfertigen. Die schöne Frucht dieser Reise war 1818 ein Band Gedichte u. d. T.: „Blüthen aus Italien“, welche den schon früher durch treffliche religiöse Gedichte und s. größere epische Dichtung „Fénélon“ (1812) begründeten guten Ruf seiner arten, sinnvollen und frommen Muse aufs Neue bestätigten. Seinen Hauptzweck aber hatte W. in Rom nicht erreicht. Die Erwiderungen des Cardinal-Staatssecretärs Consalvi auf seine Vertheidigungsschriften enthielten Nichts als eine Menge theils wahrheitswidriger Beschuldigungen, theils ungerechter Vorwürfe, welche W.'s verdienstliche Leistungen zum Verbrechen machten, und schlossen stets mit dem Ansinnen einer unbedingten Berzichtleistung auf sein Amt. Durch diesen jeden Rechtsweg abschneidende Willkür sah er sich genöthigt, der römischen Curie endlich zu erklären, daß er auf der Linie seiner Verpflichtungen gegen seinen Landesherren, das Bisthum Konstanz und Deutschland stülstehen müsse, nachdem er seine persönlichen Bestimmungen gegen das Oberhaupt der kathol. Kirche ausgesprochen habe. In dieser männlichen und gesegmähigen Haltung gegen die römische Curie beflärkte ihn der Beifall seines Großherzogs, der sich Willens erklärte, den Generalvicar v. W. in der Ausübung seines Amtes ferner zu erhalten und zu schützen, und damit den Befehl an ihn verband, sich durch Nichts, was sich nicht durch klares Recht der Kirchenfassung und festgegründete Observanz über alle Zweifel erhoben habe, in seinem Amte

stören und beschränken zu lassen. Zugleich erklärte der Großherzog diese Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutscher Nation und brachte die unter seiner Autorität 1818 zu Karlsruhe mit officiellen Actenstücken herausgegebene Denkschrift: „Über das neueste Verfahren der römischen Curie gegen den Bisthumsverweser v. Wessenberg ic.“, an den Bundestag zu Frankfurt. Über seine Streitigkeiten mit der römischen Curie vgl. „Ausfüheliches Rechtsgutachten über das Verfahren des römischen Hofes in der Angelegenheit der konstanzener Bisthumsverwaltung des v. Wessenberg ic.“, von J. L. Koch. Eine Beurtheilung der wichtigsten für und wider W. erschienenen Schriften enthält „Hermes“, Nr. VI. Endlich ward in Folge des Concordats mit dem Papste 1827 das Bisthum Konstanz aufgelöst, und ein erzbischöflicher Sitz zu Freiburg errichtet. Dadurch verlor W. seine Stelle als Verweser. — In der Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden zeichnete sich W. unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus. Man besitzt von ihm auch eine treffliche Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland („Die Elementarbildung des Volks ic.“, Zürich 1814), sowie einige kleine ascetische Schriften, als: „Die Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers“ (1820); „Jesus, der göttliche Kinderfreund“ (1820); „Die Auferstehung unsers Herrn, Betrachtungen an seinem Grabe“ (1821), und „Johannes, der Vorläufer unsers Herrn und Erlösers“ (1821). Noch hat er herausgegeben 2 Sammlungen seiner Gedichte („Neue Gedichte“, Konstanz 1827) und „Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christl. Sinnes“ (2 Bde., Konstanz 1826—27), ein Buch, in welchem er den Zusammenhang der schönen Bilderkunst mit dem Christenthume historisch und ästhetisch betrachtet. E.

West (Benjamin), berühmter Maler, geb. 1738 in Pennsylvanien, wohin seine von einer alten engl. Familie abstammenden Vorfahren wegen ihrer Anhänglichkeit an die Lehre der Quäker 1699 gewandert waren. Es ist kaum begreiflich, wie in einer Gemeinde, die meist mit Ackerbau sich beschäftigt zu haben scheint, die durch ihre Lage von allen feinen Genüssen des geselligen Lebens abgeschnitten war und überdies als einen ihrer Grundsätze annahm, daß alle Lebensbeschäftigungen, die nicht eine unmittelbare Beziehung auf Nutzen, auf Befriedigung menschlicher Bedürfnisse haben, nicht nur unnütz, sondern selbst sündhaft sind, ein Künstler entstehen konnte, der bloß durch eigne Geistesanlagen zu bedeutender Höhe sich erhob, und nachdem er eine kurze Zeit der Betrachtung der großen Meisterwerke, die Italien ihm darbot, gewidmet hatte, sich einen Rang unter s. Zeitgenossen erwarb. In früher Jugend, ehe er irgend ein Kunstwerk gesehen hatte, machte er seine ersten Versuche und widmete, wie es scheint, alle seine Mußestunden der Kunst, bis er nach und nach durch die Empfehlungen seiner Freunde, die ihre Bedenklichkeiten überwand, und durch den Beifall, den er sich als Portraitmaler erwarb, dahin kam, die Kunst als Gewerbe auszuüben. 1760 kam er nach Rom, wohin er Empfehlungen an angesehene Männer mitbrachte, welchen der Umstand, daß ein Quäker aus Amerika die Kunst in ihrer Hauptstadt studiren wollte, etwas Neues war. Man war sehr neugierig, den Eindruck zu beobachten, den die Kunstwerke auf ihn machten. Ein Zug von beinahe 30 Russen enthielt eine angesehene Gesellschaft, die dem jungen Amerikaner die Meisterwerke der Kunst zeigen wollte. Mit dem Apollo von Belvedere sollte der Anfang gemacht werden. Die Bildsäule stand zu jener Zeit in einem Verhältnisse, dess. n Thüren sich so öffneten, daß man sogleich die vortheilhafteste Ansicht des Bildes hatte. W. ward auf den günstigsten Standpunkt gestellt. Als der Aufseher die Thüren öffnete, wurde der Künstler von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen und rief aus: „Mein Gott, wie ähnlich einem jungen Mohawkkrieger!“ Nicht wenig überrascht von diesem Ausrufe, fragte man ihn, worin er die Ähnlichkeit finde, und er beschrieb die Erziehung der Mohawk-Indianer, ihre Gewandtheit im Bogenschießen, die bewundernswürdige Schnellkraft ihrer

Glieder, und wie sehr ihre Regsamkeit die Brust ausdehne und ihr schnelles Achmen im Laufe die Nasenflügel erweitere und ihnen jenes anscheinende Bewußtsein der Kraft mittheile, das im Apollo so edel ausgedrückt ist. Nachdem er sich 3 Jahre in Rom und andern Städten Italiens aufgehalten hatte, besuchte er England 1763, wo er an ausgezeichnete Männer, u. N. an Reynolds (s. d.) und an den berühmten Landschaftmaler Wilson empfohlen war. Damals hatten in England die Talente von Reynolds, Gainsborough, Wilson eine neue Morgenröthe der Kunst heraufgeführt. Die Gesellschaft für die Ermunterung der Künste, Manufacturen und des Handels veranstaltete jährliche Ausstellungen von Gemälden und Zeichnungen zu Preisbewerbungen. Die ausgebildeteren Künstler bildeten einen Verein zur Ausstellung ihrer Werke, der 1765 u. d. N. The incorporated artists vom Könige bestätigt wurde. W. schickte gleich nach seiner Ankunft der Gesellschaft 3 Bilder zur Ausstellung, die so viel Beifall fanden, daß man ihn zu einem der Oberbeamten des Vereins ernannte. Seine Gönner ermunterten ihn durch freigebige Bestellungen, Niemand aber war thätiger für ihn als der Erzbischof von York, dessen Bemühungen es gelang, den König auf W.'s Gemälde, Agrippina mit der Asche des Germanicus landend, aufmerksam zu machen. Dies führte zu einer Verbindung mit dem Könige, die für W. selbst, wie für die Künste in England, die wohlthätigsten Folgen hatte. Die erste war die Stiftung der königl. Kunstakademie. Der oben erwähnte Künstlerverein bestand größtentheils aus mittelmäßigen Menschen, und in der Verwaltung desselben fanden so engherzige Rücksichten statt, daß Reynolds, W. und andre ausgezeichnete Mitglieder sich davon trennten. Sie entwarfen den Plan zu der Akademie, die 1768 vom Könige bestätigt wurde und von dem Ertrage der jährl. Kunstausstellungen erhalten werden sollte, wozu der König nur in den ersten Jahren einen Zuschuß zu geben brauchte. Von dieser Zeit an nahmen die Künste einen höhern Aufschwung; die Theilnahme des Publicums wurde durch die Ausstellungen rege erhalten, und der Schutz des Königs, dem sie auch ihren prächtigen Sitz in Sommerhouse verdankte, gab ihr ein Ansehen, das die eignen Verdienste ihrer Mitglieder allein ihr nicht würden verliehen haben. Diese Begünstigungen waren jedoch keineswegs hinreichend, der historischen Malerei in England einen Boden zu gewinnen, wo Portraitmalerei der einzige Kunstzweig war, der Aufmunterung fand, und die Bemühungen der Männer, durch welche die neue Akademie unterstützt wurde, konnten, ohne wirklichen Beistand der Regierung, dem Volksgeschmacke nicht eine höhere Richtung geben. Selbst der Einfluß des Königs war nicht bedeutend, und die Begünstigung, die W. von ihm erhielt, war, bei aller Freigebigkeit, mehr die Folge einer persönlichen Achtung gegen den Künstler, als das Ergebnis höherer Kunstansichten. Kleinliche Vorurtheile traten dem Streben der Künstler auf andre Weise in den Weg, wie auch W. erfuhr, als er schon 1766, in Verbindung mit Reynolds und andern ausgezeichneten Malern, beim Dechant der Paulskirche den Antrag machte, für die ursprünglich von Christoph Wren (s. d.) zu Gemälden bestimmten Wandfelder unentgeltlich Bilder zu malen, um auf diese Weise die der Verbreitung des Kunstgeschmacks so förderliche Sitte, Kirchen mit Gemälden zu zieren, allmählig einzuführen. Der Dechant und das Capitel nahmen den Antrag an, aber der Bischof von London war engherzig genug, durch seinen Widerspruch den schönen Entwurf zu vereiteln. Der König beschäftigte darauf W.'s Talente gegen 20 Jahre lang zur Ausschmückung des Schlosses Windsor, wo man im Audienzzimmer 6 Gemälde aus der Geschichte Edwards III. auszeichnet. Er nahm so lebhaften Antheil an der Ausführung dieser Entwürfe, daß er ein Kunstfreund wurde, und hegte die Absicht, eine Privatcapelle im Schlosse durch Gemälde aus der biblischen Geschichte verzieren zu lassen, da er glaubte, der buldsame Geist des Zeitalters sei einer solchen Ausschmückung der Kirchen günstig. In seiner ängstlichen Gewissenshaftigkeit

aber berieth er sich vorher mit einigen angesehenen Geistlichen der bischöfl. Kirche, welchen er W.'s Entwürfe vorlegte, und erklärte der Versammlung, er selber halte diese Verzierung der Kirchen für etwas Unschuldig's, werde aber von dem Gedanken abgehen, wenn man glaube, daß er, als Haupt der engl. Kirche, verbunden sei, der Einführung von Bildern in Kirchen vorzubeugen. Die Geistlichen fanden nichts Bedenkliches darin, und der König gab W. den Auftrag, die Arbeit anzufangen, und sein Baumeister Wyatt mußte den Miß zur Capelle entwerfen. W. war bis zum Sommer 1801 thätig, wo Wyatt ihm auf höhern Auftrag meldete, daß mit der Arbeit an den Gemälden für die Capelle bis auf weitern Befehl innegehalten werden sollte. Die Weisung kam, wie W. späterhin erfuhr, von der Königin. Der Künstler, höchst empfindlich über diese Behandlung, beklagte sich in einem Briefe an den König, der zu jener Zeit wieder einen Anfall von Geisteskrankheit hatte. Als er den König später in Windsor sah, wußte dieser weder von des Baumeisters Botschaft, noch von W.'s Briefe etwas und gab dem Künstler den Auftrag, mit seiner Arbeit fortzufahren. W. sah seitdem den König nicht wieder, fuhr aber fort, an seinen Gemälden zu arbeiten, und bezog die ihm angewiesene Besoldung von 1000 Pf. Steel. jährlich, bis zu dem völligen Ausbruche der Gemüthskrankheit des Königs, wo man ihm, als er seinen Gehalt erheben wollte, ohne Weiteres meldete, die Zahlung werde aufhören, und die Einrichtung der Capelle nicht stattfinden. W. verschmähte es, weitere Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, sondern faßte den Entschluß, die Entschädigung für seinen Verlust bei dem Publicum zu suchen. Früher schon hatte er sich von der Akademie, deren Präsident er eine Zeit lang war, zurückgezogen, und dagegen thätigen Antheil an der Stiftung der 1805 unter des Königs Schutze gegründeten British Institution genommen, welche für die Beförderung der Künste in England so wohlthätig geworden ist, da sie durch ihre Ausstellungen ausgezeichneten Kunstwerken einen Markt eröffnete. Er wurde für die Stiftung einer solchen Anstalt begeistert, als er 1802 in Paris Napoleons großartige Entwürfe kennen lernte und die Galerie im Louvre bewunderte. Foy war zugegen, als W. dardat, auf welche Weise die Beförderung der Künste, selbst hinsichtlich des Handels, für England von der größten Wichtigkeit sei. Der Staatsmann hörte ihm aufmerksam zu und sagte mit dem Tone des Bedauerns: „Ich bin von Kindheit an in der Wiege der Politik geschaukelt worden, und habe bis jetzt den Vortheil, den die Künste, selbst in politischer Hinsicht, dem Wohlstande und dem Ruhme eines Landes bringen können, nie so lebhaft erkannt. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn es je in meiner Macht stehen sollte, unsere Regierung zur Beförderung der Künste zu bewegen, so werde ich unserer heutigen Unterredung gedenken“. Gleich nach W.'s Rückkehr ward der Entwurf zu dem neuen Vereine gemacht, der durch Beiträge wohlhabender Kunstfreunde und durch den Ertrag von Ausstellungen unterstützt werden sollte. Als Foy nach Pitt's Tode aus Ruher kam, erinnerte er sich seiner frühern Versprechungen, aber sein Tod vereitelte seine Absichten. In W.'s Pläne lag besonders auch die Stiftung einer Nationalgalerie von Gemälden, und als um jene Zeit die Shakespeargalerie zum Verkaufe ausgedoten ward, kaufte der Verein der Kunstfreunde das Gebäude zu jenem Zwecke. Der Minister Percival nahm W.'s Vorstellungen mit abstoßender Kälte auf, da er sowol die Bemühungen der Institution als die Gründe, wodurch man den Anspruch der Künste auf Unterstützung von Seiten des Staats darzuthun suchte, für Schwärmerieen hielt, und als er später (1812) durch äußere Einflüsse für den Entwurf gewonnen war, fiel er unter der Hand eines Mörders. Die Institution blieb bloß Privatunternehmen und erhielt weder Unterstützung noch Schutz vom Staate. W. hat unstreitig weit mehr durch die Beförderung dieser Anstalt und der Kunstakademie als durch seine eignen Werke zur Beförderung der Kunst in England gewirkt. Es fehlte ihm an jener

ausgezeichneten Geisteskraft und jenem kühnen Schöpfergeiste, die den großen Künstler bilden. Er kannte die Regeln, und s. Composition und Gruppierung ist immer wissenschaftlich. Seine Zeichnung hat das Verdienst der Nichtigkeit, aber s. Colorit ist nicht harmonisch und verräth offenbar wenig Studium. Er überrascht nie durch Originalität des Gedankens, durch kräftiges Gefühl, und es fehlt ihm jene Kraft des Charakters und Ausdrucks, die einem Werke das Gepräge des Genies gibt. Mit den ital. Meistern verglichen, würde man ihn zur mechanischen Schule des Pietro von Cortona rechnen müssen, der noch über ihm steht. Doch machte s. Tod des Generals Wolf auf Nelson einen tiefen Eindruck, und W. mußte dem Helden versprechen, auch ihm s. Talent zu widmen. So entstand nach der Schlacht bei Trafalgar W.'s schönes Bild: Nelson's Tod. Als er zu Anfange der Regentschaft des K. Georg IV. s. Gehalt verlor, vollendete er mehre große Gemälde, obgleich er bereits sein 70. J. erreicht hatte, und eine Abnahme s. Geisteskräfte sichtbar wurde. Diese Werke stehen weit unter den Erzeugnissen s. kräftigern Mannesalters, und haben wol mehr durch ihre ungewöhnlichen Maßverhältnisse als durch ihren Werth den Beifall des Publicums erworben, der ihn für die erlittenen Verluste reichlich entschädigte. Die bedeutendsten Werke, die er in dieser Zeit ausstellte, waren: Christus, die Kranken und Lahmen im Tempel heilend (von der Britischen Institution für 5000 Pf. gekauft), und der Tod auf dem fahlen Pferde. Sie erwarben ihm mehr öffentlichen Beifall als s. schöner König Lear, den er für die Shakspearegalerie malte, und Paulus auf der Insel Melite, die Matter von der Hand schüttelnd (in der Capelle des Hospitals zu Greenwich: ein Bild, das hinsichtlich der Erfindung, Gruppierung, Anordnung der Theile und Vertheilung des Hellbunkels zu den vorzüglichsten Werken der engl. Schule gehört). W. starb in s. 83. J. zu London 1820 und hinterließ eine ansehnliche Sammlung von Gemälden, die nach s. Tode verkauft wurden. — Schätzbar ist Galt's „Life and studies of B. West“ (London 1816 u. 1820).

Westenrieder (Lorenz v.), Geh. geistl. Rath, bairischer Geschichtschreiber, geb. den 1. Aug. 1754 zu München, wo er das Gymnasium und Lyceum besuchte, ward erst Weltpriester, dann nach Aufhebung der Jesuiten 1773 Prof. der Poesie in Landshut, und im folg. J. Prof. der Rhetorik zu München. Seine „Erinnerungen über die Ursachen des geringen Nutzens, den man in Schulen aus der Lecture der alten classischen Autoren erhält“, erschienen 1774 ohne seinen Namen, wurden in der „Allgem. deutschen Bibliothek“ (35. Bd., 1778) sehr gelobt und finden sich in seinen „Reden und Abhandlungen“ (München 1779). In höhern Auftrage schrieb er 1775 eine „Allgemeine Erdbeschreibung für die 5 Gymnasialschulen“, in 3 Bdn., 1776 eine „Allgemeine Erdbeschreibung für die kurbairischen Realschulen“, in 2 Bdn., nebst einer „Beschreibung des Weltgebäudes“. Beide Schriften erwarben ihm Achtung und Zutrauen. Für die Akademie schrieb er eine Rede: „Über den Werth, welchen die Griechen und Römer in öffentliche Denkmäler, dann in religiöse und bürgerliche Feierlichkeit gesetzt, und wozu sie selbe benutzt haben“, 1776. Zu gleicher Zeit fertigigte er ein heroisches Drama: „Mark Aurel“, nachdem er 1774 ein Lustspiel: „Die beiden Candidaten“, herausgegeben hatte. Dieses kürzte die verwitwete Kurfürstin selbst für das Hoftheater ab, jenes rührte den Kurf. Mar. Joseph, welcher der Vorstellung im Schulhaufe beiwohnte, so sehr, daß er den Verf. nach der Vorstellung zu sehen wünschte. Hierauf erschien 1777 s. „Einkleitung in die schönen Wissenschaften“, 1. Thl. Von jetzt an widmete er sich besonders der vaterländ. Geschichte, nachdem er 1776 Büchercensurrath, 1777 Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften geworden, und es erschienen seine „Bairische Beiträge zur schönen und nützlichen Literatur“ von 1779—81; aus diesen erweitert: „Leben des guten Jünglings Engelhof“, 2 Bde., 1782; „Der Traum in 3 Nächten“, 1782; außerdem „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München“, 1782. Als Fortsetzung der „Bairischen Beiträge“ erschienen

1783 „Jahrbuch der Menschengeschichte in Baiern“, 2 Bde. Auf dieses folgte 1784 „Beschreib. des Würm- oder Starenbergersees und der umliegenden Schlösser u. s. w.“, „Erdbeschreibung der bairisch-pfälzischen Staaten, sammt einer Einleitung in die allgemeine Erdbeschreibung“; 1785 die dazu gehörige „Geschichte von Baiern für die Jugend und das Volk“, 2 Bde., auf Befehl des Kurf. Karl Theodor geschrieben. Ein Auszug daraus: „Geschichte von Baiern, zum Gebrauch des gemeinen Bürgers und der bürgerlichen Schulen“, erschien 1786. In diesem Jahre ward W. kurf. Wirkl. geistlicher Rath und bald darauf Localschulcommissair. Mit 1787 begann er die Reihe s. „Bairischen historischen Calendar“ (21 Bänden, m. Kupf.), worin auch die Lebensbeschreibungen der deutschen Kaiser vorkommen; von 1788 — 1818 die „Beiträge zur vaterländ. Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft“ (12 Bde.). 1798 erschien s. „Abriss der deutschen Geschichte und Abriß der bairischen Geschichte“ (2 Bde., 2 Aufl. 1822). Außer s. akademischen Reden und Abhandlungen lieferte er auch 1782—83 zu den „Pfalzbairischen Beiträgen“ Aufsätze. 1807 gab er eine „Geschichte der bairischen Akademie der Wissenschaften“ heraus (1. Thl. von 1759—77, 2. Thl. von 1778—1800). Nachdem er 1795 beständiger Secretair, 1799 Director der Bücherensurcommission, 1800 Patrizier und Domcapitular von München, bald darauf Scholasticus und Hofkaplan geworden, blieb er 1808 bei der neuen Organisation der k. Akademie Mitglied, Secretair und Director der historischen Classe mit Verleihung des k. bair. Civilverdienstordens, und 1813 trat er mit den übrigen Rittern in den Adelsstand. W. starb zu München den 15. März 1829 im 81. Lebensjahre, nachdem er 1828 f. 50jähr. Jubiläum als Mitgl. der Akad. der Wissensch. gefeiert hatte.

W e s t e r w a l d ist ein Gebirge in dem preuß. Regierungsbezirke Koblenz und dem Herzogthume Nassau, welches sich von der Stadt Montabaur an, zwischen den weiterhin befindlichen Quellen der Dill, Sieg und Lahn, bis an die vormals zum Großherzogthum Hessen gehörige Grafschaft Wittgenstein erstreckt, und mit dem Siebengebirge, dem Nothhaargebirge und dem sogen. sauerländischen Gebirge in Verbindung steht. Das Urgebirge desselben besteht aus Basalt und Lava, und das Stöckgebirge aus Kalkstein, Grauwacke und Thonschiefer. Die höchste Gegend des Westerwaldes ist bei Neuburg und Salzkirch im Dillenburgischen, wo sich der salzburger Kopf 2600 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Einer der höchsten Felsen ist der Basstein, von welchem man eine weite Aussicht bis in die Wetterau und den Vogelsberg hat. Man zieht auf dem Westerwalde viel Flachs, treibt starke Viehzucht und versieht die nahen Gegenden mit Flachs, Heu und Futter. Außerdem liefert er Eisen, Kupfer, treffliche Bausteine, guten Walker- und Pfeifenthon, und besonders eine solche Menge von Braunkohlen, daß hier in der Erde Baum an Baum zu liegen scheint.

W e s t f a l e n wurde im Mittelalter alles Land genannt, das sich zwischen Weser, Rhein und Ems erstreckt, Ostfalen dagegen das Land zwischen der Elbe und Weser. Letzterer Name ging unter; ersterer ging theils auf den westfälischen Kreis, theils auf das Sauerland oder das Herzogthum Engern über. — 1) Das Herzogthum Westfalen. Es machte in der Vorzeit einen Theil des großen Herzogth. Sachsen aus, und hieß damals Sauerland: ein Name, der sich noch jetzt im Munde des gemeinen Mannes erhält und sich auch auf einen Theil der ehemaligen Grafschaft Mark erstreckt. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Acht erklärt wurde, riß das Erzbist Köln dieses Land an sich und erhielt es vom Reich u. d. N. Westfalen zu Lehn, worauf dieser Name auf das Land überging. Köln behielt dasselbe bis zur Auflösung des Erzbistums 1802, worauf es durch den Deputationsrecess in die Entschädigungsschale des Hauses Hessen-Darmstadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten, und nun mit der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arensberg, verbunden ward. Es ent-

hielt damals 72 □M. mit 134,715 Einw. in 18 Ämtern, 25 Städten, 539 Markt- und Dörfern. — 2) Der westfälische Kreis begriff nicht bloß das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch ansehnliche Landesbezirke jenseits des Rheins, aber das eigentliche Herzogthum Westfalen ward, als Zubehör von Köln, zum kurheinishen Kreise gerechnet. Seiner am Rheine gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzeleinmäßig auch den Namen des nieder-rheinisch-westfälischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des deutschen Reiches und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Bistumbrück, Lüttich und Korvey, die Herzoge von Jülich, Cleve, Berg und Udenburg, die Fürsten von Minden, Verden u. D. Sriesland, die Grafen von Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schaumburg, Lippe, Bentheim, Teckenburg, Lingen, Steinfurt, Nietberg, und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften. — 3) Das Königreich Westfalen, 692 □M., 1,946,343 Einw., errichtet am 15. Nov. 1807. Der Friede zu Tilsit hatte Napoleon zum Herrn aller preuß. Staaten bis zur Elbe gemacht, sowie er die Länder der Kurfürsten von Hessen und Hanover und des Herzogs von Braunschweig besetzt hielt und sich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in seiner Absicht, die Grenzen des Kaiserreiches über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieser Länder einen Filialstaat seines Reiches zu bilden; so entstand das Königreich Westfalen, welches mit den braunschweig-wolfenbüttelschen, den kurhessischen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, mit den preuß. Provinzen Magdeburg und Altmark diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohnstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Queblinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hanoverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, und Bistumbrück, dem nassau-oranischen Fürstenthume Korvey und der Grafschaft Nietberg ausgestattet wurde. Napoleon gab ihm in seinem Bruder Hieronymus, einem 24jährigen Jüngling, seinen ersten Beherrscher, und eine Verfassung, die, zwar ganz der französischen nachgebildet und alle alte Formen über den Haufen werfend, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man sich fest auf sie gestützt hätte. Hieronymus erschien am 7. Dec. in seiner Residenz Kassel, und trat die Regierung des Reiches, aber leider nicht als König, sondern, wie man nur zu bald kennen lernte, gleichsam als bloßer franz. Präfect an. Die Lage des neuen Königreichs war nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgezogen, und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß der Kaiser sich zur Belohnung seiner Krieger die Hälfte aller Domainen vorbehalten, daß er die Haltung einer Besatzung von 12,500 Mann in Magdeburg ausbedungen hatte, die Westfalen nicht allein beköstigen, sondern auch besolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch die bedeutenden Reste der den einzelnen Provinzen aufgelegten Kriegsteuer an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, besonders da alle Cassen leer waren, Alles neu geschaffen, und überdies eine Armee neu gebildet werden sollte. Es war ein Glück für das Land, daß gleich anfangs an seine Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westfalens traten und Gewicht genug bekamen, um den unerfahrenen Monarchen zu leiten. Trotz der ungeheuren Verluste, welche die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermesslichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande, eine ziemliche Einrichtung treffen und in kurzer Zeit ein Heer von 16,000 M. aufstellen zu können. Die neuen Formen, die in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, den die franz. Gesetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Credit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran,

und fand sein Schicksal selbst erträglicher als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerschwinglich, und gleicher vertheilt als je zuvor; die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtigsame zu, die sie bald kennen und würdigen lernte. So verschwanden nach und nach die Vorurtheile, und die Regierung gewann Festigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen nichts, da der König seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als franz. Prinz eine Mill. Franken zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich sein, wie er damit wirthschaftete, und es mußte ihr sogar lieb sein, daß er solche im Lande ließ und das Geld in Umlauf brachte. Übrigens konnte er, durch die Verfassung gebunden, wenig Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun als in seinen Kräften stand, war nicht zu verkennen. Die ersten Zeiten seiner Regierung gingen auch ziemlich glücklich hin. Aber 1809 entstanden, durch den östr. Krieg mit Frankreich veranlaßt, innere Unruhen; auf der östl. Seite des Reiches brachen unter Schill's Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe ein, im Süden brach bei Warburg ein Bauernaufstand aus, und selbst die Residenz wurde nur durch ein Ungefähr gerettet. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgespenst zwischen dem Herrscher und das Volk trat. Der König sah sich auf die Vorstellungen Frankreichs gezwungen, sein Militair unverhältnißmäßig zu vermehren und es bis auf mehr als 30,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conscription äußerst lästig und vermehrte die Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister als die zum zweiten und letzten Male berufenen Reichsstände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domainen, wobei vielleicht zu leichtsinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht; aber Alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Uebel wurde zusehends größer. Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen dadurch einen Ersatz zu erhalten, daß 1810 das ganze Hanöversische damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andre Verfügung des Kaisers den größten Theil desselben wieder nahm, und selbst von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiserreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maßregel zu Paris persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Continentalgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfang seines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch in Westfalen weniger litt als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde, und die Douanen dem Handel wenige Hindernisse in den Weg legten. 1812 führte der König sein Heer nach Polen, er selbst mußte zwar früher dasselbe verlassen und in sein Land zurückkehren, aber das schöne, mehr als 24,000 M. starke Heer fand mit dem französischen seinen Untergang jenseits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde ein neues Heer organisiert, und 12,000 Westfalen begleiteten den Kaiser von Neuem nach Sachsen, aber gleich nach den ersten Unfällen, die ihn in Schlessien trafen, gingen 2 Cavalerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb Czernitschew den König aus seiner Residenz und löste 2 Infanterie- und 2 Cavalerieregimenter vor den Thoren von Kassel auf, nahm auch selbst, jedoch nur auf 3 Tage, Kassel in Besitz. Nach seinem Abzuge kam zwar der König in Begleitung eines franz. Truppcorps dahin zurück, aber nur, um daselbst die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann seine Residenz und sein Land auf immer zu verlassen, nachdem er vorher noch Alles, was sich in den Schlössern befand, und selbst einen Theil der Schätze des Museums hatte wegführen lassen. Zwei Tage nach seinem Abzuge trafen die Russen zu Kassel wieder ein, und in wenigen Tagen

waren fast in dem ganzen Königreiche die alten Regierungen wieder eingesezt. Das am 15. Nov. 1807 gegründete Königreich war am 20. Oct. 1813 nicht mehr. — 4) Die Provinz Westfalen (364  $\frac{1}{2}$  □ M., 1,228,544 Einw.), im J. 1815 gebildet aus dem Herzogth. Westfalen, den Fürstenth. Minden, Paderborn, Münster, Salm, Siegen, Korvey, den Graffsch. Ravensberg, Mark, Tecklenburg, Lingen, Steinfurt, Witgenstein u. a. Bestandtheilen des ehemal. westfälischen Kreises. Sie grenzt an die Niederlande, Hanover, Braunschweig, beide Lippe, Kurhessen, Waldeck, Großherzogth. Hessen, Nassau, Niederrhein und Jülich-Kleve-Berg. Der östl. und südl. Theil, durch welchen sich der teutoburger Wald, das Wesergebirge mit der westfälischen Pforte und die sauerländischen Gebirge ziehen, schließt fruchtbare Ebenen, z. B. die soester und warburger Börde, das Sintfeld und den Hellweg ein; letzter liegt in der Graffsch. Mark, nördlich der Ruhr, ist die Kornkammer Westfalens und war einst die Heerstraße der Römer vom Rhein zur Weser. In dem nördlichen u. nordwestlichen Theile finden sich dagegen viele beträchtliche Heide- und Moorstrecken. Das Klima ist gemäßigt, rauch in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes. Die Weser, Ems, Lippe und Ruhr sind die wichtigsten Flüsse, alle schiffbar. Die Erzeugnisse bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Getreide, auch Buchweizen, vielem Flachse, Kartoffeln, Waldungen, vielem Eisen, Kupfer, Salmei, Blei, Steinkohlen, Salz, Mineralwasser ic. Der Ackerbau verschafft nicht den hinreichenden Bedarf. Die Gewerbe sind in vielen Gegenden sehr wichtig; vorzüglich die Bereitung des Flachses, indem man sowol sehr feine (ravensberger) Leinwand, als besonders gröbere, Löwentinnen genannt, verfertigt; die Zuckerriedereien, die Betreibung vieler Eisen- und Stahlhämmer und die Fabricirung von Eisen-, Stahl- und Messingwaaren. In der Enneper Straße grenzt 5 — 6 Meilen lang Hammer an Hammer, Fabrik an Fabrik. Auch gehen aus den nördl. Gegenden viele Einn. nach den Niederlanden zum Torfstechen und zur Unterstützung bei der Arnte. Die Einw. sind theils Katholiken (693,000), theils Protestanten, besonders Lutheraner, und 11,200 Juden. Die Provinz hat 3 Regierungsbezirke: Münster, Minden und Arensberg, mit den Hauptst. gl. N. Die Stände der Provinz bestehen aus 10 Fürsten und Herren, 20 Abgeordneten der Ritterschaft aus 6 Wahlbezirken, aus 20 Abgeordn. der Städte und 20 Abgeordn. der Landgemeinden. Dem Oberpräsident. Freih. v. W i n k e (s. d.) verdankt die Prov. eine Vermessung zur Berichtigung der Grundsteuer, die Schiffbarmachung der Lippe, eine Taubstummenanstalt (Münster), ein kathol. und ein evangel. Schullehrerseminarium, Handwerks- und Gewerbschulen u. a. m. Auch soll die Weser mit dem Rhein durch eine Eisenbahn verbunden werden. — Der von Wigand und dem Domcapitular Meier gestiftete Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens gibt ein „Archiv für Gesch. und Alterthumskunde“ (Lemgo 1828, 3 Bde.) durch Paul Wigand heraus. Vgl. das „Adressbuch für die Prov. Westf. 1829, von Wendt u. Jochmus“ (Münster).

Westfälische Domainenkäufer, s. Domainenkäufer. Schreiber (Philipp Wilhelm, D.).

Westfälischer Friede wird der 1648 in Münster und Osnabrück (die im westfälischen Kreise lagen) geschlossene Friede genannt, durch welchen der dreißigjährige Krieg geendigt, die Ruhe für Deutschland hergestellt und ein neues politisches System in Europa begründet wurde. Er war daher die Grundlage aller neuern Friedensschlüsse bis zur franz. Revolution, und ward insbesondere in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. — Dieser Friede, das Werk des Grafen Trautmannsdorf (s. d.), kam erst nach 7jährigen Vorbereitungen zu Stande. Deutschland war erschöpft und Österreich in seinen Erblanden bedroht, daher zeigte der Kaiser Ferdinand III. friedliche Gesinnungen, aber auch die geheime Absicht, mit Frankreich und Schweden für sich allein, ohne Beitritt des deutschen Reiches, Frieden zu schließen. Es wurden schon zu Ende 1641

zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, welche besonders den Ort und die Art der Conferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen sinnen aber erst 1644 an, und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserl., reichsständischen und schwedischen Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten, jedoch immer in gewisser Verbindung unter einander, und so, daß die an beiden Orten angenommenen Artikel für Einen Tractat gehalten werden, und kein Theil ohne den andern Frieden schließen sollte, betrieben. \*) Frankreichs Bevollmächtigte in Münster waren der Duc de Longueville, d'Avour und Servien. Mazarin und L'yonne gaben ihnen ihre Verhaltensregeln. Schwedischer Seits unterhandelten Drenstierna (der Sohn des Kanzlers) und Salbius, welche auch den Tractat in Osnabrück unterzeichneten. Die kaiserl. Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Ludw. v. Nassau, der Graf v. Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werkes der Graf Maximilian v. Trautmannsdorf. Unter den spanischen Bevollmächtigten wurden Saaavedra und Brum für die geschicktesten gehalten. Die Generalstaaten schickten 8 Bevollmächtigte; die Eidgenossenschaft den wackern Bürgermeister von Basel, Joh. Rud. Wetstein. Unter den protestant. Gesandten zeichneten sich der braunschweigische, Jak. Campadius, und der württembergische, Joh. Konr. Wambücher, aus. Venedigs Gesandter, Contareno, und der päpstl., Fabio Chigi (nachher Papst Alexander VII.), traten als Vermittler auf. Adam Adams, der Gesandte des Fürstbischofs von Korbey, war der Geschichtschreiber des Congresses. Rang- und Titelstreitigkeiten hielten die Eröffnung des Doppelcongresses lange hin. Die fürstlichen Gesandten wollten gleich den kurfürstlichen den Titel Excellenz haben; daher der kurbrandenburgische Gesandte einst vor Ungebuld ausrief: „Wir könnten wol etwas Gutes mit einander austichten, wenn nur die gottlose Excellenz nicht wäre!“ Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt. Der schwedische General Torstenson drang 1645 in die kaiserl. Erbländer ein und erfocht am 24. Febr. einen wichtigen Sieg bei Jankowitz. Der letzte kriegerische Austritt fand da statt, wo der Krieg angefangen hatte: bei Prag. Königsmark eroberte (15. Juli 1648) die sogen. kleine Seite dieser Stadt. Dies gab den langen schwierigen Unterhandlungen den Ausschlag, und der Friede ward den 24. Oct. 1648 zu Münster, wohin kurz vorher auch die Bevollmächtigten von Osnabrück, welche früher zum Schluß gekommen waren, sich begeben hatten, völlig abgeschlossen. Durch ihn wurde die Staats- und Religionsverfassung Deutschlands auf einen festen Fuß gesetzt; die Landeshoheit der Reichsstände ward anerkannt. Sie erhielten das Recht der Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich; auch sollten ohne ihre Einwilligung die bisher vom Kaiser so häufig verhängten Aukserklärungen nicht mehr stattfinden. Das Kurhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und die 8. Kurwürde wurde für dasselbe errichtet, welche jedoch, im Fall die bairische Linie ausstürbe (was 1777 geschah), wieder erlöschen sollte, indem Pfalz alsdann in die bair. Kurwürde zurücktrat. Die seit dem Religionsfrieden (1555) zum Vortheil der Protestanten gemachten Veränderungen erhielten nun festen Bestand, mit der Bestimmung, daß Alles so verbleiben sollte, wie es mit dem Anfange des (sogen. Normal-) Jahres 1624 gewesen war. Der 1. Jan. d. J. war der Normaltag für den Bestehstand der säcularisirten Güter; das ganze Jahr galt für den Bestehstand der Religionsübung und der an Mittelbare zurückzugebenden mittelbaren geistlichen Güter. Nur für Streich galt diese Bestimmung nicht; für die Pfalz, Baden und Württemberg galt 1618 als Normaljahr. Den Reformirten wurden gleiche Rechte mit den augsburg. Confessionsverwandten bewilligt. Den Landesherren wurde zum Gesez

\*) Die Trennung geschah, theils um Rangstreitigkeiten zwischen Frankreich und Schweden zu vermeiden, theils aber auch, weil die Schweden nichts mit dem päpstl. Nuntius, der den Frieden vermitteln helfen sollte, zu thun haben wollten.

gemacht, die Confessionen, die nicht die ihrigen wären, wenigstens nicht zu verfolgen oder zu bedrücken. Als nun endlich alle Schwierigkeiten, welche dem Duldungssystem entgegen gestellt worden, überwunden waren, umarmten sich die Gesandten der Reichsstände und vergossen Freudenthränen. Mehrere geistliche Stifter wurden säcularisirt und einzelnen Ständen als Entschädigung überlassen. Der Kaiser willigte in diese Maßregel, um keins von seinen Erbländern verlieren zu dürfen. An Frankreich wurde Elsaß abgetreten, Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und die Summe von 5 Mill. Thlen. für seine Truppen. Brandenburg erhielt die säcularisirten Bisthümer Halberstadt, Minden, Ramin, und die Anwartschaft auf Magdeburg. Mecklenburg erhielt die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ragueburg; Hannover, abwechselnd mit einem kath. Bischof, das Bisthum Osnabrück und einige Klöster; Hessen-Kassel die Abtei Hirschfeld und 600,000 Thlr. Die vereinigten Niederländer wurden von Spanien als eine freie Nation, und die Schweizer als unabhängig vom deutschen Reiche anerkannt. Frankreich u. Schweden erklärten sich für Gewährleister dieses Friedens. Die feierliche Verwahrung Pappst Innocenz's X. gegen diesen Frieden, besonders in Rücksicht auf den Verlust des päpstlichen Stuhls durch die Säcularisation der Stifter, machte kein Hinderniß; aber die gänzliche Ausführung aller Bedingungen des Friedens fand mancherlei Schwierigkeiten. Der Krieg dauerte sogar noch fort zwischen Frankreich, verbunden mit Savoyen, und Spanien, verbunden mit Lothringen; ebenso zwischen Spanien und Portugal. (S. v. Woltmann's „Geschichte des westfälischen Friedens“, 2 Thle., Leipz. 1808.) — Die Zeit und das spätere Schicksal Deutschlands haben übrigens gezeigt, daß, so viel auch diplomatische Talente und zum Theil selbst guter Wille bei diesem Friedenswerke thätig waren, dennoch für die Nationaleinheit des deutschen Reiches, und damit für die Kraft und die Würde desselben, in Münster und Osnabrück das Todesurtheil unterzeichnet worden war. Indeß war dies größtentheils eine Folge der Territorialpolitik, welche Deutschlands Fürsten schon längst unter sich verzwistet und dem Einflusse des Auslandes dahingegeben hatte. Wäre Ferdinand II. nicht unbuldsam, sondern in demselben Grade staatsklug gewesen, so stand es nach dem Frieden zu Lübeck (1629, mit Dänemark) ganz in seiner Gewalt, das deutsche Reich zu seiner alten Würde wieder zu erheben. Durch das von Jesuiten betriebene Restitutionsedict aber entriß er sich selbst die Frucht der Siege Tilly's und Wallenstein's. Nun sorgte jeder deutsche Fürst nur für sich und sein Haus. Also verlor das Reich durch den westfälischen Frieden nicht bloß von seinem Umfange eine Ländermasse von 1900 □ M. mit 4½ Mill. Menschen, sondern auch seine westliche Militärgrenze; überdies blieben Lothringen nach Elsaß hin, und der burgundische Kreis im W. und N. schutzlos. Wenn außerdem dieser Verlust schon an sich den deutschen Handel mit Italien und den mit der Nordsee, zumal bei der Sperrung der Schelde, sehr erschwerte, so mußte im innern Nationalverkehre des Reiches die Befestigung der dreihundertfach landesherrlichen Viesherrschaft und die Verwickelung so vielseitiger Grenz- und Hoheitsrechte noch weit mehr den Gang der Verwaltung erschweren, sie mit Formen überladen und die Volksstämme feindselig auseinanderreißen. Dagegen wurde Deutschland, seit die Fürsten das von Frankreich bei der Friedensverhandlung durchgesetzte Recht der Bündnisse geltend machten, Baiern, Brandenburg und andre deutsche Regentenhäuser aber eine Stellung in dem europäischen politischen System annahmen, und fremde Mächte, wie Schweden, in das innere Reichsregiment mit eintraten, nunmehr der Gegenstand und der Schauplatz fast aller europäischen Staatshandel. Mit dem westfälischen Frieden entstand ganz eigentlich die neuere Cabinetregierung der deutschen Höfe und die damit verbundene auswärtige Diplomatie. Nun bildete sich ein Hof- und ein Kriegsstaat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerbs- und Handelsfreiheit durch Zölle und Beschränkungen aller Art vielfach eingeschnürte deutsche Nation

strenge ihren Kunstfleiß und ihre Kraft fast nur dazu an, um für einige hundert Hofhaltungen, Gesandtschafts-corps und größere oder kleinere Kriegshere die Kosten zu erschwingen. Kein Volk in Europa trägt jetzt diese dreifache Last. Und mit dem Allen erlangte die deutsche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, sondern die meisten europäischen Kriege wurden auf ihrem Grund und Boden, mit ihrem Blute und auf ihre Kosten ausgefochten. Auch als der Schutz des Protestantismus kann der westfälische Friede nicht angesehen werden. Vielmehr verlor derselbe in den Friedensunterhandlungen zum Theil wieder, was ihm die Waffen schon erkämpft hatten. Er konnte nun sich nicht weiter im Reiche ausbreiten, und die aus den öftr. Erblanden vertriebenen, ihrer Güter beraubten Protestanten erhielten nicht einmal die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, geschweige Entschädigung. Nach Schmidt („Geschichte der Deutschen“) ist es nicht unwahrscheinlich, daß Christine von Schweden durch eine Summe von 600,000 Thln. sich bewegen ließ, von ihren Forderungen für jene Unglücklichen abzustehen. Allerdings stellte der westfälische Friede viele Entschädigungsmittel auf, aber nur zu Gunsten der Fürsten, und auch dies auf Kosten der Schwächern. Er hat im Reiche das aristokratische Princip auf Kosten des monarchischen recht eigentlich entwickelt. Unstreitig war der Friede für das Haus Östreich sehr nachtheilig; dieses ward aus dem Herzen des Reichs auf seine Erbstaaten zurückgedrängt, während Frankreich und Schweden in jenem Platz faßten. Allein bei diesem Vortheil, den die fremden Mächte erlangten, verlor am meisten das Reich der deutschen Nation. Darf man aber deshalb die deutschen Staatsmänner anklagen, die den Frieden mit abschlossen? Auf keinen Fall. Sie konnten jetzt nicht umschaffen, was frühere Jahrhunderte, vorzüglich die Umgriffe der Feudalmacht und der Hierarchie, im deutschen Reichshaushalte verdorben hatten. Der westfälische Friede war das endliche Ergebnis von tausend unglücklichen Begebenheiten, die ungeschehen oder folgenlos zu machen in keines Menschen Gewalt stand. Endlich darf dieser Friede nicht als das Werk deutscher Staatskunst angesehen werden; er war das Werk europäischer — französisch-schwedisch-östreichischer — Staatskunst. Daß er aber dieses war, davon fällt die Schuld auf die Uneinigkeit der deutschen Fürsten unter sich und auf die Gleichgültigkeit der meisten gegen die allgemeine Volksehre und Nationalwohlfahe. K.

**Westgothen.** Der mächtige Völkerverein der Gothen (s. d.) war schon früh geographisch in Ostgothen, die am Pontus ihre Sitze hatten, und in Westgothen (Visigothi), die in Dacien wohnten, getrennt; um die Mitte des 4. Jahrh. hatten sich beide Völker auch in 2 politisch geschiedene Massen getheilt. Als die durch diese Trennung geschwächten Ostgothen den Hunnen erlagen, flüchteten sich die Westgothen in die Gebirge und erlangten darauf von den Römern Sitze im verödeten Thrazien. Die Stellung der Völker gegen einander wurde durch dieses Ereignis wesentlich verändert. Unter dem Namen der Verbündeten bildeten die Gothen einen Haupttheil des römischen Heeres, hielten aber nur Frieden, so lange man die ihnen gegebenen Versprechungen erfüllte. Kaum aber war Theodosius gestorben, und das Römerreich in 2 Hälften zerfallen, als die Westgothen unter Alarich gegen Italien losbrachen. In dem nach kurzem Frieden mit dem abendländischen Kaiser erneuerten Kriege fiel Rom (410) in die Gewalt der Westgothen. Alarich würde, hätte der Tod ihn nicht überreilt, als er eben Afrika erobern wollte, ein germanisches Reich in Italien gestiftet haben. Sein Schwager Athaulf, der an die Spitze des Volks kam, gab Alarichs Entwürfe auf und wandte sich nach Gallien, um sich diesesits und jenseits der Pyrenäen neue Sitze zu erkämpfen. Er kam bis Barcelona, wo er 415 ermordet ward, seine Nachfolger aber gründeten in stetem Kampfe mit früher eingewanderten Völkern und mit Römern das westgothische Reich in Südfrankreich und Spanien. Die unnatürliche Ausdehnung dieses Reichs diesseits der Pyrenäen, wo sogar die Hauptstadt und der Sitz des Königs, Toulouse, lag, während auf der pyrenäischen Halbinsel die Sueven ihre

Unabhängigkeit noch behaupteten, war eine der Ursachen seiner innern Schwäche. Dazu kam das unglückliche Verhältniß der Eroberer zu den Befestigten, da jene sich zu der arianischen Lehre (s. *Arianer*) bekannten, die den katholischen Provinzialen oder Abkömmlingen der römischen Ansiedler so verhaßt war, und dies hatte die nachtheilige Folge, daß eine schroffe bürgerliche Absonderung zwischen Gothen und Römern entstand, und die kathol. Geistlichkeit sich desto fester an einander und an Rom anschloß. Dieser früh entstandenen Keime des Verderbens ungeachtet und trotz der Störungen, welche durch häufige Thronwechsel und Parteyungen in einem Wahlreiche herbeigeführt werden mußten, breitete sich das westgothische Reich im 1. Jahrh. seines Daseins auch jenseits der Pyrenäen immer weiter aus und erhielt durch Staatseinrichtungen innern Bestand. Eurich, der fünfte König, der von 466 — 83, bei dem gänzlichen Verfall des römischen Reichs, große Eroberungen in Gallien und Spanien machte, gab den Westgothen, die früher nach Rechtsgewohnheiten waren gerichtet worden, geschriebene Gesetze, die von seinen Nachfolgern erweitert und in eine Sammlung (s. *Lindebrog's „Codex legum antiquarum“* und *Canciani's „Barbarorum leges antiquae“*, Vened. 1781 fg., 4 Thle.) gebracht wurden, welche die vollständigste aller germanischen Gesetzgebungen ist und das Recht schon in einer hohen Ausbildung zeigt. Sein Nachfolger Marich sammelte auch hier seinen römischen Unterthanen in Gallien Gesetze, die er durch rechtsgelehrte Abgeordnete aus dem Theodosianischen Coder, den Verordnungen der spätern Kaiser und andern Quellen ziehen ließ, um zwar den Provinzialen ihre alten Rechte, aber die verbindende Kraft des Gesetzes doch aus seiner landesherrlichen Gewalt hervorgehen zu lassen. So lange die gesetzliche Kraft dieses Rechtsbuchs bestand, die erst um die Mitte des 7. Jahrh. aufgehoben wurde, blieb der verschiedene Gerichtsstand der Westgothen und Römer. Die Schwäche des westgothischen Reichs wurde offenbar, als es an der Loire mit den erobernden Franken in Berührung kam, da der kathol. Clodwig (s. d.) unter dem Vorwande, es sei unrecht, die heidnischen Westgothen in dem schönsten Theile Galliens herrschen zu lassen, den friedlichen Marich angriff und ihn bei Vouglé (507) schlug. Die Franken besetzten ohne Widerstand die meisten Städte in Südgallien, und das Reich der Westgothen wäre in große Gefahr gerathen, wenn sich nicht der Ostgothenkönig Theodorich (s. d.) ihrer angenommen hätte. Während er die Vormundschaft über den Thronfolger, seinen Enkel, Amalarich, führte, benutzte er die günstige Gelegenheit, sich eines Theils der den Westgothen noch gehörenden Besitzungen im südlichen Gallien zu bemächtigen, und nach langer Trennung beider Völker bestand eine Zeit lang eine innige Verbindung zwischen Ost- und Westgothen. Nach seinem Tode entstand bald Verwirrung im westgothischen Reiche, und immer aufsteigender wurde der verderbliche Einfluß der Glaubensverschiedenheit zwischen den arianischen Westgothen und den kathol. Provinzialen, die bald mild behandelt, bald gedrückt wurden. Mit neuer Kraft erhob sich das Reich unter dem kühnen und verständigen Leovigild (568 — 86), der die Sueven völlig besiegte, die Gesetze verbesserte, die Macht der Großen einschränkte, Toledo zum Königssitze erhob und die königl. Gewalt erblich zu machen suchte. Sein nicht minder ruhmvoller Sohn Reccared ging 589 zum kathol. Glauben über, wodurch die nachtheilige Trennung im Reiche aufgehoben wurde, und Gothen und Spanier zu Einem Volke verschmolzen. Dieser Übergang hatte auf die Staatsverfassung den wesentlichsten Einfluß, und kaum war der kathol. Glaube Staatsreligion geworden, als die Geistlichkeit, die sich während des frühern Drucks an festes Zusammenhalten gewöhnt hatte, zu einer vorherrschenden Gewalt gelangte, wie sie bei andern germanischen Völkern nicht aufkam, und eine von der römisch-päpstl. unabhängige Hierarchie sich ausbildete. Die arianischen Bischöfe hatten ruhig in ihren Sprengeln gelebt und keinen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung gehabt; die kathol. aber strebten bald nach thätigem Antheil an den Staatsangelegenheiten, um die erlangte

Herrschaft ihrer Kirche unerschütterlich zu machen. Die Großen des Reichs, die weltlichen Staatsdiener und Hofbeamten (*virii illustres officii palatini* genannt), die eine Art von Adel bildeten und als des Königs verfassungsmäßige Rathgeber die Rechte der Volksvertreter an sich brachten, blieben nicht mehr der erste Stand im Staate; die alte Ordnung der Königswahl, wobei jene die Entscheidung gehabt hatten, wurde zum Vortheil der Bischöfe verändert, und unter schwachen Königen, die oft durch Prieserränke zur Krone gelangten oder die Billigung und Losprechung der Geistlichen wegen eigenmächtiger Thronbesteigung oder verletzter Eide ersuchten, mußte es Jenen leicht werden, sich früh an die Spitze des Staats zu stellen und alle öffentliche Lasten von sich abzuwälzen. Dieser vorherrschende Einfluß war besonders auf den Kirchenversammlungen sichtbar, welche in früheren Zeiten bloß Gegenstände des Glaubens und der Kirchenzucht verhandelt hatten, aber gleich nach dem Übertritte des Staatsoberhauptes ansingen, mit geistlichen Geschäften auch wichtige politische Angelegenheiten zu verbinden. Als die Geistlichen einmal ihren Einfluß auf Staatsangelegenheiten gesichert hatten, konnten sie es unbedenklich gestatten, daß auch weltliche Große, die mit dem Könige in die Versammlungen kamen, an den Berathungen Theil nahmen, um so mehr, da sie immer gewiß sein konnten, die weltlichen zu überstimmen, und schon 633 die Verfügung gemacht wurde, daß nur diejenigen weltlichen Großen Zutritt zur Versammlung erhalten sollten, die nach dem Ausspruche der Bischöfe desselben würdig wären. Die innern Unruhen, welche die Übermacht der Geistlichkeit herbeiführte oder begünstigte, erleichterten die Eroberung des Landes durch die Araber, deren Niederlassung auf der Nordküste von Afrika dem westgothischen Reiche bald unmittelbare Gefahr drohte. Schon um 675 begannen die Veruche der Mohammedaner, sich in Spanien anzusiedeln, welche durch die innern Parteilungen, die das westgothische Reich zerrütteten, begünstigt wurden. Neue Partiekämpfe gaben ihnen endlich, als der schwache Roberich auf dem Throne saß, Gelegenheit, ihren alten Entwurf auszuführen. Die Gothen wurden 711 bei Xeres de la Frontera geschlagen, der König verlor das Leben, und die Araber verbreiteten sich über den größten Theil des Landes. (Vgl. *Spanien*.) Die Ueberreste der streitbaren Gothen, die sich nach dem Umsturze des Reichs in die Gebirge von Asturien und Galicien geflüchtet hatten, gründeten hier neue Reiche, wo die westgothischen Staatseinrichtungen zum Theil beibehalten wurden, und aus welchen sich endlich, als die Abstammlinge der Gothen, aus ihren Schutzwehren hervorbrechend, den maurischen Ansiedlern einen Landstrich nach dem andern entrißen, die Reiche Spanien und Portugal bildeten. Am längsten blieben die Spuren westgothischer Staatseinrichtungen in den Gesezen zurück, da die Christen, als sie aus den Gebirgen wieder hervor kamen, auch ihre alten Rechte mitbrachten. Die älteste Sammlung spanischer Geseze, das *Fuero juzgo* oder *Forum judicium*, ist aus den alten westgothischen Gesezen geschöpft, und sowol in dem noch gültigen castilischen als dem catalonischen Landrechte ist Vieles daraus beibehalten worden. — Auch der westgothische Kirchenbrauch, der auf der Kirchenversammlung zu Toledo 633 eingeführt wurde, um in allen Kirchen einerlei Gottesdienst einzuführen, überlebte lange den Untergang des westgothischen Reichs. Dieses sogen. *Officium gothicum*, das viele Gebräuche und Formeln enthielt, die in der spanischen Kirche seit den ältesten Zeiten der Christenheit üblich gewesen waren, erhielt sich trotz aller Versuche der Päpste, den römischen Kirchengebrauch einzuführen, und es entstanden so lebhafteste Zwistigkeiten darüber, daß man den Streit der beiden Kirchengebräuche durch Zweikampf und Feuerprobe ausmachen wollte. Als endlich der römische Brauch auch in Castilien, wie früher in Aragon, war eingeführt worden, behielten doch mehre Kirchen in Toledo die alte Sitte bei. Die unter der Herrschaft der Araber lebenden spanischen Christen, die sogen. *Mozarabes*, hielten noch länger an dem gothischen Kirchenbrauche fest, den man daher auch *officium mozarabicum* nannte. Der Cardinal Ximenes ließ das *Missal* und *Brevier* dieser Liturgie drucken. —

Auch bewahrt die spanische Sprache, obgleich die Westgothen nach der Eroberung der pyrenäischen Halbinsel die Sprache der besiegten Römer annahmen, in einigen Wörtern noch Überreste der gothischen. Vgl. Joh. Ushbach's „Geschichte der Westgothen“ (Frankf. 1827).

**Westindien.** In den schönen Gewässern des atlantischen Meeres, am Eingange des Golfs von Mexico, der Hondurasbai und des Caralbenmeeres, liegt die reiche Inselwelt, welche Colombo Westindien nannte. Sie bildet einen ungeheuern Bogen, der von Florida aus im Norden ( $28^{\circ}$  Br.) anhebt und sich im Süden mit der Insel Trinidad ( $11^{\circ}$  Br.) am festen Lande des spanischen Guiana endigt. Sämmtliche Inseln — die 700 Bahama-Eilande, die 4 großen Antillen und die 70 kleinen Antillen oder Caralben mit den 60 Jungferninseln — zum Theil nackte Felsen, erscheinen dem Beobachter als die Trümmer einer großen Landfläche, welche der mächtige Umschwung der Erdkugel unter dem Äquator in seinem Flutenwirbel verschlang. Dagegen vergrößern sich viele Antillen (vgl. d.) durch das seit Jahrtausenden fortarbeitende Seegewürm der Polypen, Tubularien und anderer Erbauer der Madreporen, Milleporen und sonstigen Korallen, welche die Meeresbecken gleichsam austapezieren. Besteht doch eine große Anzahl jener Inseln fast gänzlich aus kalkigen Wurmwohnungen. Inseß tragen mehre auch die Spur vulkanischer Bildung an sich. — Alle diese Inseln, mit Ausnahme der Bermuden und Lucaien, liegen in der heißen Zone; allein die Seewinde kühlen die Luft. Vom April bis zum Nov. herrscht die ungesunde, nasse Jahreszeit oder der antillische Winter; in den übrigen Monaten ist die Luft heiter. Doch auch der Mai hat trockenes Wetter; dann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die Savannen (Wiesen) schmückt ein sammetartiges Grün. Unbeschreiblich schön sind alsdann die Nächte. Der Mond leuchtet weit stärker als bei uns; die Venus strahlt wie ein zweiter Mond, und große Scharen Feuerfliegen erhellen die Wälder. Im Aug. wird die Hitze drückend; hierauf entladet sich die elektrische Luft in furchtbaren Gewittern, und der Dunstkreis in Monate dauernden Regen. Erdbeben und Orkane verändern die Gestalt des Bodens. Außerordentlich ist die erzeugende Kraft dieser Länder. Doch waren vor Colombo hier kaum 8 Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, worunter das Moschusschwein und der Katon; die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Dagegen belebt in der reichsten Abwechslung das schönste Gefied der Waldungen, von dem großen Araas bis zu dem Sperlingspapagei. Die Mittelstufe zwischen dem Vogel und dem Schmetterlinge nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Colibri ein. Der prächtige Flamingo bewohnt die Gestade; Fregatten und Albatrosse und andre Tropfvögel kreuzen über dem Meere. Schöngespiegelte Enten durchplätschern die Gewässer. In den Wäldern spielen bunte Schlangen (meist unschädlich) und schönfarbige Eidechsen. Nur der Alligator schreckt zuweilen den Wanderer. In unererschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich; und der mit dem Klima selbst wuchernde Europäer hat hier die Erzeugnisse des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht bloß Pflanzen und Thiere hat sein Speculationsgeist aus der alten Welt nach Westindien hinübergeführt, auch Menschen. In dem er den Europäer und den Amerikaner mit dem Neger vermischte, pflanzte er Stämme auf Stämme und bildete dadurch neue Menschenrassen. — Nach den Besitzern unterscheiden wir: I. Das spanische Westindien: a) Cuba (s. d.), mit der Havana (s. d.), einem der ersten Stapelplätze für beide Welten und dem Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, der Sitz des span. Generalcapitains (unter welchem bis 1819 auch Florida stand). b) Porto-Rico (s. d.), in der Größe die 4. Antille und die östlichste. Der Anbau ist vernachlässigt. Der Hauptreichtum der Colonisten besteht in Caffee u. Hornvieh. Auch sind Zucker, Baumwolle, Reis, Mais, Taback, Ingwer, Cassia, Mastix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei, Salz u. a. Erzeugnisse zu bemerken. Hier gab es ehemals ganze Wäl-

der des Manzanilla- oder Manzinelbaums, dessen Saft eins der schärfsten Gifte, das Holz aber zu den feinsten Tischlerarbeiten brauchbar ist und von Würmern nie angefressen wird. Um den Schleichhandel zu verhindern, gab die spanische Regierung 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. c) Von den 60 Jungfern- oder virginischen Inseln gehören den Spaniern: aa) die Passage- und Schlanginsel, zusammen  $6\frac{1}{2}$  □M., mit 3000 Einw. Auf der unbewohnten Bieque- oder Krabbeninsel dürfen die Spanier (wie die Engländer und Dänen) Holz fällen, jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguarita,  $16\frac{1}{2}$  □M., mit 16,200 Einw. und den kleinen Inseln in der Nähe, Blanquilla, Tortuga u. a. Marguarita ist ungesund, aber sehr fruchtbar. Die unter Philipp II. so ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Insel den Namen hat, sind jetzt erschöpft. Gegenwärtig gehört diese Insel zu der Republik Colombia. d) Der spanische Antheil an St.-Domingo, welchen der pariser Friede von 1814 an Spanien zurückgab, dieses aber nicht wieder in Besitz nehmen konnte, daher endlich Haiti (s. d.) sich denselben zueignete. Seine Größe beträgt 821 □M., mit der Hauptst. St.-Domingo. — II. Das ehemalige franz. Haiti, 524 □M., welches bis 1820 aus einem Königreich und einer Republik bestand. (S. Haiti.) III. Das britische Westindien begreift: a) Jamaica (s. d.). Der Sitz des Gouverneurs ist in der Stadt Kingston, welche 5000 Weiße, 1200 Eingeb. und 11,000 Neger bewohnen. Unter dem Gouvernement stehen noch die kaimanischen oder Krokodilinseln, welche reich an Schildkröten sind. Dahin gehören auch: b) die Bermuda's- (oder Teufels- auch nach ihrem 2. Entdecker, Sommers-) Inseln, 32° N. Br., 400 an der Zahl, meist felsig und unbewohnt, zusammen 108 □M., mit 5000 weißen Einw. und 5090 Negern; sie haben das Eder-Schiffbauholz. Ihr Gouverneur hat s. Sitz auf der Insel St.-Georg. Die größte Bermuda mit dem Hafen Hamilton wird seit 1829 stark besetzt, und zu einem Mittelpunkt für die englischen Stationen in den Gewässern von Amerika bestimmt, zu einem Depot und Zeughaus für das Seewesen. c) Die Lucaien oder Bahama-Inseln (s. d.), durch den Bahamacanal von Florida getrennt. Dieser Schlüssel des Golfs von Mexico gehört seit 1672 den Engländern. Es sind meist bloße Klippen, von Fischern und Lootsen bewohnt. Colombo entdeckte hier zuerst (10. Oct. 1492) die Insel Guanahani (Guahani) und nannte sie S.-Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Der Gouverneur (zu Fort Nassau auf Neuprovidence) stellt den König vor und besitzt die vollziehende Gewalt. Die gesetzgebende Versammlung zerfällt in ein Ober- und Unterhaus; jenes besteht aus 12 von der Krone ernannten Mitgl. des Raths, dieses aus 26 Repräsentanten der Inseln. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondere Gerichtshöfe ausgeübt. Von den Jungferninseln gehören den Engländern: d) Spanish-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide 5 □M., mit 9000 Einw., ferner die unbewohnte, an Weiden sehr reiche Insel Anegada, und 12 kleine Inseln. Sie sind wegen ihres Schleichhandels wichtig. Unter den übrigen kleinen Antillen besitzen sie: e) Antigua ( $4\frac{1}{2}$  □M., mit 50,000 Einw., darunter 30,500 Neger, wovon 5500 durch die Herrnhuter bekehrt sind), in Rücksicht ihres Reichthums an Zucker (jährlich 250,000 Entr.), Indigo, Tabak, Ingwer, Holzarten, Früchten, Vieh u. s. w., eine der wichtigsten Besitzungen, mit der Hauptst. St.-Johns-Town, dem Sitze des Gouverneurs der Inseln unter dem Winde. Zu seinem Gouvernement gehören noch: aa) die Insel St.-Christoph oder St.-Kitts (3 □M., mit 32,000 Einw., darunter 26,000 Neger), mit der Hauptst. Basseterre. Die Ausfuhr aus dieser reichen Insel an Zucker, Rum und Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pf. St. bb) Nevis, ein ansteigendes Bergländchen, 1 □M., mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vorzüglich Zucker bauen. cc) Montserrat (2 □M., 1300 Weiße und 10,000 Neger) erzeugt Zucker (6 Mill. Pf.), Baumwolle und Indigo.

dd) Anguilla, Snake Island oder Schlangeninself, mit einem Salzsee (6 □ M., mit 2100 Einw., wovon 500 Sklaven sind), steht nebst der Insel Barbuda unter einem Vicesatthalter. Man erbaut Zucker, Taback, Caffee, Baumwolle u. s. w. f) Dominica, 13½ □ M., in deren Mitte hohe Gebirge sich erheben; sie ist reich angebaut, der Siz eines Gouverneurs und hat 4400 weiße und farbige Einw., 21,000 Sklaven und 30 Caraibenfamilien, Überreste der Ureinw. 200 Pflanzungen liefern vorzüglich Zucker und Caffee. Durch den furchtbaren Drcan am 21. Oct. 1817 wurde sie beinahe ganz verödet. Hauptst. Mousseau. g) Die ebenfalls sehr fruchtbare Insel St. = Lucie, 10½ □ M., mit einem Vulkan. h) St. = Vincent, 6½ □ M., hat ebenfalls einen vulkanischen, übrigen sehr fruchtbaren Boden. Die Hauptst. Kingston ist der Siz des Gouverneurs der im Winde liegenden engl. kleinen Antillen. i) Barbados, 10½ □ M., mit 15,000 Weißen, 3000 freien Farbigen und 59,000 Negern, Siz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf derselben wurden im Negeraufstande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und die Grenadillen. Jene, der Siz des Gouverneurs, hat 8½ □ M. mit 800 Weißen, 1600 Farbigen und 32,600 Negern. Die Einw. sind katholisch und sprechen französisch. Die Insel wurde 1762 an England abgetreten. Diese, deren es gegen 30 gibt, sind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die südlichste der caraibischen Inseln, 6½ □ M., ist ebenfalls, wie die übrigen Zuckereinseln, reich an allen westindischen Erzeugnissen. m) Trinidad, zwischen Tabago und der Dronocomünbung, vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria getrennt; eine orcanfreie Seestation. Hier bildete sich zuerst, schon 1798, unter Lord Melville's Begünstigung, der Herd des span. = amerikanischen Aufstandes (78½ □ M., 40,000 Einw., darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer). Die Luft ist ungesund, der Boden zum Theil vulkanisch (ein Erdpechsee), aber sehr fruchtbar. Hauptort: St. = Joseph d'Drunna. — IV. Das französische Westindien. a) Guadeloupe (s. d.), nach dem Verluste von St. = Domingo die wichtigste franz. Antille. Die mahrischen Brüder haben hier eine Mission. Auch ist hier ein Vulkan. b) Martinique (s. d.); Hauptort: St. = Pierre. Boyer = Peyseleau beschrieb: „Les Antilles françaises, particulièrement la Guadeloupe“ (Paris 1823, 3 Bde.). — V. Den Dänen gehören folgende virginische Inseln: a) St. = Thomas, b) St. = Croix, wo Christianstadt der Siz des Gouverneurs ist, und c) St. = Jean, nebst einem Antheil an der Krabbeninsel, zusammen 8½ □ M., mit 43,000 Einw., darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1815 sind die Freihäfen St. = Thomas und St. = Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an sich unfruchtbare Insel St. = Barthelemi (2¾ □ M., 6000 Einw.), die ebenfalls alle westindische Producte erzeugt. Hauptort: Gustavia. — VII. Den Niederländern gehören die kleinen Antillen: a) St. = Eustach, 1 □ M., Siz des Gouverneurs (besteht fast nur aus erloschenen Vulkanen), wichtig wegen des Schleichhandels, hat nach van dem Bosch nur 420 weiße Einw. und 1200 Sklaven; die ebenso große Felseninsel Saba hat 50 weiße Familien und 130 Sklaven. b) Curacao (s. d.). Die Einkünfte belaufen sich, bei der Stockung des Handels, nur auf 97,000, hingegen die Ausgaben auf 264,000 Gldn. Hauptort: Wilhelmstadt, Siz des Gouverneurs, Freihafen St. = Barbara. Einige kleinere Inseln, Aruba (auf dieser Insel fand man im J. 1824 reines Gold ungenüß), Aves und Bonaire; c) St. = Martin, 5 □ M., mit 6100 Einw., darunter 5000 Neger (hatte 1815 in holländ. Antheile nur 60 Weiße und 200 Sklaven). Sämmtliche Antillen haben auf 4670 □ M. (wovon die 4 größten 4145 □ M.) 2,900,000 Einw., darunter 1 Mill. freie Neger und 1,100,000 Sklaven. Die Ureinwohner sind rothbraune Caraiben, welche in geringer Zahl noch auf den Inseln St. = Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die schwarzen Caraiben sind aus einer Mischung mit Negern entstanden. In den Wildnissen der Gebirge leben die entlaufenen, räuberischen Maronnegers. Von dem Eu-

ropäer und Neger stammen die farbigen Menschen ab, der Mulatte, Terceon, Quarceon, Quinteron u. s. w. Die Eingeborenen, welche von Europäern abstammen, heißen Creolen. Außer den europäischen Sprachen hat sich eine creolische Mundart gebildet. Die Bewohner sind Christen, mit Ausnahme der unbekehrten Neger; doch gibt es unter ihnen thätige Missionsanstalten, vorzüglich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieser Inseln seien, beweisen die Zollregister. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Besitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matrosen für  $6\frac{1}{2}$  Mill. Pf. St. Waaren aus. Ueberhaupt schätzte man damals die Ausfuhr sämmtl. westindischen Erzeugnisse auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen auf 46 Mill., die spanischen auf 5, die dänischen auf  $1\frac{1}{2}$  und die niederländischen auf  $8\frac{1}{2}$  Mill. Thlr. An Zucker wurden über 7 Mill. Ctnr., und an Caffee 930,000 Ctnr. ausgeführt. Großbritannien gewinnt bloß durch Rum 2,454,000 Pf. St. Haupteinfuhrartikel aus Europa sind Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Gesamtwertb v. Humboldt auf 13,300,000 Pf. St. schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet besonders die englische Regierung auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Verteidigungssystem dieser Inseln. Die Verfassung der britisch-westindischen Inseln ist fast durchgängig wie die auf Jamaica und auf den Bahamainseln. Die meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. s. w.) versetzt. Das Loos der Negerklaven aber ist durchaus gefeßlich gemildert. Die Creolen, welche ihres Muthes wegen die Entschlossensten zum Widerstande sind, werden, sowie die Mulatten und freien Neger, zu allen Verwaltungsstellen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingeborenen beigelegt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in Ansehung der Freiheit des Handels und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande so wenig als möglich fühlen. Am weitesten dagegen ist die spanische Regierung in ihrer Colonialverwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuschütteln versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den spanischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert wie auf dem festen Lande des spanischen Amerika; allein er ist von St. Domingo und Trinidad ausgegangen und hat in dem durch den Handel mit Westindien beförderten Küstenverkehre s. Nährstoff gefunden. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß Spanien, wenn es jene Politik nicht ändert, auch s. Antillen verlieren wird. In Haiti und in Cuba nahm die spanische Unterjochung Amerikas — ein System von Grausamkeit und Raubsucht — ihren Anfang: hier wird die Befreiung des spanischen Amerika ihren Lauf vollenden. (Vgl. Südamerikanische Revolution.) S. J. W. N. Bayley's „Four years residence in the Westindies“ (Lond. 1830).

K.

Westminster, oder die Stadt Westminster (the City of Westminster), heißt einer der 3 Haupttheile Londons, der die schönsten und geräumigsten Straßen hat, der Sitz der Regierung und des reichsten Adels ist und, die ganze westl. Hälfte begreifend, zum sogen. West end of the town gerechnet wird. Ein Thor, Temple Bar genannt, das nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten geschlossen und wieder geöffnet wird, trennt ihn von der Altstadt. (S. London.) In diesem Stadttheile liegen: 1) Die Westminster-Abtei, oder St. Peters-Collegiatkirche, die vor Alters zu einem Kloster gehörte, dessen Ursprung sich in die ungewisse Zeit verliert. König Eduard baute die Kirche 1065 neu auf, und seit Paps Nicolaus II. wurden hier die Könige v. England gekrönt. Heinrich VIII. vermandete das Kloster anfänglich in ein Stift, später in eine Kathedrale; Maria stellte die Abtei wieder her, Elisabeth aber gründete 1560 das gegenwärtige Collegiatstift, das aus mehren Stifts-

herren besteht, und verband damit eine Lehranstalt für 40 Knaben. Die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt wurde von Heinrich III. errichtet, der das alte Gebäude niederreißen ließ, und s. Nachfolger setzten den Bau fort. Die beiden Thürme über dem westlichen Eingange wurden von Christoph Wren (s. d.) gebaut, aber obgleich sie an sich von schöner Form sind, so passen sie doch nicht zum Ganzen. Das Äußere hat überhaupt nicht die schöne Leichtigkeit antrzer gothischen Bauwerke, dagegen ist das Innere ein Meisterstück der Baukunst, von dessen Erhabenheit man besonders am westlichen Eingange ergriffen wird. Schlank, Kühn und doch verhältnißmäßige Pfeiler, Baumstämmen mit prächtiger Verzweigung ähnlich, tragen das hohe Gewölbe. Besonders ist der Chor herrlich, wo aber der Altar von griech. Bauart die Einheit stört. In diesem Chore werden die Könige gekrönt. Leider wird das Innere der Kirche durch eine Menge von Grabmälern entstellt, welche, hoch hinaufragend, hier und da die Bogen des Gebäudes verderben. In frühern Zeiten schon war die Westminster = Abtei, wie andre Kathedralen, ein Begräbnißplatz für Alle, welche Mittel hatten, ihre Ruhestätte in einem Kirchengewölbe zu erkaufen, und nicht eigentlich ein Pantheon, das nur dem Verdienste s. Hallen öffnete. Auch liegen nicht Alle, deren Denkmäler man erblickt, hier begraben, sondern es wurden theils von der Nation, theils von reichen Mitbürgern, manche berühmte Männer (wie selbst Milton und Shakspere), die anderswo ihre Gräber haben, durch Denkmäler und Inschriften geehrt. Unter diesen Denkmälern sind die besten von Ruysbrak, Roubillac, Bacon, und unter den neuern von Flarman. Am südl. Ende des Kreuzes sieht man die Denkmäler mehrer berühmten Dichter; dieser Theil wird daher gewöhnlich der Poetenwinkel (the poet's corner) genannt. Von den ehemaligen gemalten Fenstern sind noch einige übrig, unter welchen das westl. sich auszeichnet. Die Kirche hat mehre Capellen, wie die Capelle Eduards des Bekenners, wo die Asche dieses Königs, und Heinrichs III. schönes Grabmal, sowie die Capelle Heinrichs V. mit dessen Denkmal. Alle diese Capellen sind unter dem Gewölbe der Abtei; eins der herrlichsten Denkmäler der gothischen Baukunst aber, Heinrichs VII. Capelle, die eine eigne Kirche bildet, ließ jener König seit 1502 als s. Familienbegräbniß an die Ostseite der Kirche bauen. In der Mitte derselben erhebt sich s. Grabmal von basaltischem Gestein mit Basreliefs, Bildsäulen und einem das Ganze umschließenden prächtigen Gitter, Alles von vergoldetem Erze: ein Werk des florentinischen Bildhauers Pietro Torregiano. Das Äußere dieser Capelle ist wegen des der Verwitterung sehr unterworfenen Steins, woraus sie besteht, in Verfall. Mehre alte Häuser, welche die Nordseite derselben verfinsterten, hat man in neuern Zeiten niedergedrissen. An der Südseite der Westminster = Abtei stand das Atmosenhaus, merkwürdig als der Ort, wo die erste Druckerpresse in England aufgerichtet wurde. S. „The history of the Abbey Church of St. Peter's Westminster, its antiquities and monuments“ (London, bei Ackermann, 1812, 2 Bde., 4.); ferner die „History and antiquities of the Abbey Westminster etc., illustrated by J. Preston Neale“; die literar. Erklärung dabei hat Edw. Wedlake Brayley verfaßt (London 1818 und 1823, Fol., mit 61 Kpfen., meistens vom Herausgeber Neale gezeichnet).

2) Westminster = Hall mit dem Hause der Lords und dem Hause der Gemeinen, ist der Überrest des alten, von Eduard dem Bekenner gebauten Westminsterpalastes. Die große sogen. Westminsterhalle, von Richard II. neu aufgebaut, war ursprünglich ein Ort, wo die Könige bei feierlichen Gelegenheiten Gastmahl gaben, wie z. B. jener Richard hier 10,000 Gäste mit Hülfe von 2000 Köchen bewirthet haben soll. Sie ist 275 Fuß lang und 74 F. breit, hat ein 90 F. hohes, von keinem Pfeiler getragenes Deckengewölbe und gilt für den größten Versammlungssaal in Europa. Hier ward das Gericht gehalten, das Karl I. zum Tode verurtheilte. In neuern Zeiten wurde sie nur zuweilen bei einem Gerichte über Mitglieder des Oberhauses oder andre vom Unterhause angeklagte Personen (z. B. 1795

bei der Entscheidung der langen Untersuchung gegen Hastings) gebraucht, und bei solchen Gelegenheiten mit Galerien und erhöhten Sitzen versehen. An die Halle floßen die Säle, wo die Gerichtshöfe Court of Chancery, Court of Kings Bench, Court of Exchequer und Court of Common pleas ihre 4 Sitzungen im Jahre halten, und die Versammlungssäle der beiden gesetzgebenden Häuser. Das jetzige Haus der Lords wurde bei Gelegenheit der Vereinigung Großbritanniens und Irlands neu eingerichtet. Die berühmten Tapeten, die Niederlage der spanischen Armada vorstellend, nahm man aus dem alten Saale herüber. Sie wurden auf Bestellung des Grafen v. Nottingham, dem man jenen Sieg verdankte, nach der Zeichnung des Cornelius Broom von Franz Spiering verfertigt und 1650 zuerst aufgehängt. Das Ganze ist durch Rahmen in 4 Abtheilungen getheilt, und die Köpfe auf dem Rande jeder Abtheilung sind Bildnisse tapferer Officiere, die an dem Siege Theil hatten. Am Ende des Saales erhebt sich der Thron, wo der König oder s. Stellvertreter das Paclament eröffnet oder vertagt. Das Haus der Gemeinen war ursprünglich eine vom König Stephan gebaute und dem heil. Stephan geweihte Capelle, die Eduard III. prachtwoll einrichten ließ, aber schon Heinrich VI. den Gemeinen zu ihren Sitzungen einräumte. Das Innere war vor Zeiten reich verziert und besonders am östlichen Ende Wand und Deckengewölbe mit Vergoldungen und Gemälden bedeckt. Erst durch die erste Veränderung der Capelle, noch mehr aber durch die neue Einrichtung des Saales bei der Vereinigung Großbritanniens und Irlands, gingen diese prächtigen Überreste alter Kunst verloren. Man hat von den architektonischen Verzierungen und den im reichsten und frischesten Farbenglanze prangenden Wandgemälden, die bei Gelegenheit des neuen Baues sichtbar wurden, Zeichnungen genommen, die man herausgab. Unter dem Saale sind ansehnliche und wohlerhaltene Überreste einer alten Capelle und die ganze Seite eines Kreuzganges mit einem schönen Gewölbe.

Westphalen, s. Westfalen.

Westphalen (Engel Christina, geb. v. Aren), Gattin des Kaufmanns und Senators in Hamburg, geb. daselbst d. 8. Dec. 1758. Das Dichtertalent dieser edlen Hamburgerin ist in Deutschland bekannt und durch mehre Erzeugnisse ihrer fruchtbaren Feder beurlundet. Dahin gehören die dramatischen Gedichte „Charlotte Corday“ (1804) und „Petrarca“ (1806), und die „Gefänge der Zeit“ (1815). 1809 — 11 erschienen 3 Bde. ihrer Gedichte. Eine größere Anzahl von handschriftlichen poetischen Werken verschließt die bescheidene Dichterin, eingedenk der Horazischen Frist der Reife, noch in ihrem Schreibtische. Durch gewissenhafte und treue Erfüllung der hauptsächlichlichen weiblichen Bestimmung und der Berufspflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau steht sie in allgemeiner und um so höherer Achtung und Liebe in ihrer Vaterst., je sparsamer die treue Ausübung dieser Frauentugenden sich im Allgemeinen mit dem weiblichen Schriftstellerwesen unserer Tage vereint findet.

Westpreußen hieß vor 1772 Polnisch-Preußen, weil es, mit Inbegriff von Ermeland, zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, welche die Krone Polen 1525, als sie dem Ordensmeister Albrecht v. Brandenburg das Herzogthum Preußen zu Lehn gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendsten Städte. 1772 nahm König Friedrich II. Polnisch-Preußen, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn, in Besitz, schlug Ermeland zu Ostpreußen, vereinigte aber damit den ganzen Negebistric, und gab dem Lande, im Gegensege von Ostpreußen, den Namen Westpreußen. 1793 kamen auch Danzig und Thorn in preuß. Besitz. Aber 1807, im Frieden zu Tilsit, mußte ein Theil des Landes an Frankreich abgetreten werden, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau schlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete. Erst 1815 gab der wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südlichen Bezirke an der Neße zu der Prov. Posen schlug, aus dem eigentlichen Westpreußen aber, unter seinem vorigen Namen, eine besondere Provinz bildete,

welche an die Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg und Pommern grenzt und 466 □ M. und mit dem Militär 792,210 Einw. enthält. Der Boden ist theils eine sandige, wenig fruchtbare Höhe, theils besteht er aus sehr ergiebigen Niederungen, welche vor Zeiten der Weichsel abgewonnen worden sind, und wo der Ackerbau die Bemühungen des Landmanns sehr reichlich belohnt. Gebirge fehlen gänzlich. Der Hauptfluß ist die Weichsel; außerdem sind die Drewenz, die Sorge, Elbing und Mollau die beträchtlichsten Flüsse. Getreide, Hülsenfrüchte und Flachs werden in solcher Menge erzeugt, daß man einen großen Theil davon ausführen kann; auch zieht man vieles Obst, und die ansehnlichen Wäldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Bienenzucht wird stark getrieben, besonders hat man in der Weichselniederung große und schöne Pferde, sowie auch treffliches Rindvieh. Die Ostsee, das frische Haff und die vielen Landseen sind sehr fischreich, besonders werden viele Lachse und Neunaugen ausgeführt. Das Mineralreich ist arm und beschränkt sich bloß auf etwas Sumpferz, Topferthon, Kalk, Bernstein und viel Torf. Fabriken und Manufacturen sind nur in Danzig von Bedeutung. Sie liefern Wollenzeuge, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Glas, schwarze Seife, auch sind mehre Eisen- und Stahlhämmer vorhanden. Der Handel ist bedeutend in den Städten Danzig und Elbing (s. bb.). Sowol die protestant. als kath. Kirche hat unter den Einw. dieser Provinz Befenner, und Juden gibt es gegen 10,000. Westpreußen zerfällt jetzt in die 2 Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, mit den Hauptst. gl. N.

Westpunft, s. Abendpunft.

Westreenen van Ziellandt (Wilt. Heinrich Jakob, Baron), geb. d. 2. Oct. 1783 im Haag, widmete sich der Geschichte und Literatur. 17 J. alt, machte er sich durch einen Aufsatz bekannt, in welchem er für s. Landesgenossen die Ehre der ersten Erfindung der Buchdruckerkunst zu vindiciren suchte. 1804 erschien von ihm: „Gemälde des Haags im 13. Jahrh.“ Drei J. später gab ihm die Stiftung des Unionsordens Veranlassung zu Untersuchungen über die alten Gesetze der Ritterschaft; und eine Frucht derselben war der „Essai sur les anciens ordres de chevalerie“. Als ihn van Damme zu Amsterdam durch eine letztwillige Verfügung zum Director der von ihm hinterlassenen Bibliothek und des Medaillencabinetts ernannt hatte, gab W. 1818 davon einen raisonnirenden Katalog. Im folg. J. erschien von ihm eine Abhandl. „Über den Ursprung der Buchdruckerkunst und ihre ersten Fortschritte“. Ohne hier die übertriebenen Ansprüche Harlems zu berücksichtigen, sucht er nur seinem Vaterlande das Verdienst der Erfindung der Typographie zu sichern; wer indeß den Druck mit beweglichen Typen erfunden habe, läßt er dahingestellt sein. Durch die genannten Werke erwarb W. eine Stelle in verschiedenen gelehrten Gesellsch. König Ludwig ernannte ihn zum Archivadjuncten des Reichs und zum Historiographen des Unionsordens. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich verlor W. die Stelle als Historiograph, da er sich nicht entschließen konnte, s. Vaterland zu verlassen. Er blieb jetzt in der Zurückgezogenheit des Privatlebens, bis ihn die Ereignisse 1813 zur thätigen Mitwirkung für die Unabhängigkeit s. Vaterlandes aufriefen. In Anerkennung s. Verdienste ertheilte ihm der König Wilhelm den Orden des belgischen Löwen. Als Schatzmeister und Archivar des obersten Adelshofes bleibt W. so viel Muße, um in s. gelehrten Beschäftigungen fortzufahren. Er besitzt eine Sammlung von sehr seltenen Schriften des 15. Jahrh.

Westwein, der Name einer in der Geschichte der Buchdruckerei und des Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich W., geb. 1649 zu Basel, gründete zu Amsterdam ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben mußte, und das nach s. Tode (1726) von seinen 2 Söhnen fortgesetzt wurde. Eine Menge durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit ausgezeichnete Ausgaben

alter Classiker in allen Formaten ging aus seinen und seiner Söhne Pressen hervor. — Aus dieser Familie stammt auch Johann Jakob W. (geb. zu Basel 1693, st. 1754), der Herausg. des N. Test. im griech. Text (Amst. 1751, 2 Bde., Fol.).

Wette (Wilhelm Martin Leberecht de), D. und Prof. der Theologie an der Universität in Basel, ward 1780 unsern der Residenzstadt Weimar in dem Dorfe Ulla geb., wo sein Vater Geistlicher war. Von diesem frühzeitig zum Prediger bestimmt, ward er zuerst auf die Schule des nahen Städtchens Buttstädt und von da 1796 auf das Gymnasium zu Weimar gebracht. Der damalige Gymnasialdirector, der berühmte Archäolog Böttiger in Dresden, empfahl ihn dem damals in Weimar lebenden emigrierten franz. Parlamentsredner Mounier (s. d.), welchem das herzogl. Lustschloß Belvedere zu einer Erziehungsanstalt für junge Ausländer, unter denen die meisten aus England kamen, eingeräumt worden war. Diesem, sowie dem Sohne Mounier's (gegenwärtig Pair v. Frankreich), mußte de W. in mehren Gegenständen Unterricht ertheilen, und sogar den jungen Mounier einige Monate lang auf einer Reise zu Verwandten in die Schweiz und nach Grenoble begleiten, von welcher er jedoch ohne sonderliche Liebe zu den Franzosen zurückkehrte. Während der Gymnasialjahre trat er nebst Peucer in eine enge literarische Verbindung mit mehren ausgezeichneten Gymnasiasten, worunter Schmidt, jetzt Regierungsrath in Weimar, Hase, jetzt Bibliothekar und Mitgl. des Nationalinstituts in Paris, Zimmermann, jetzt Prof. an einem hamburger Gymnasium, u. A. m. In dieser Verbindung, welche Böttiger und Herder im Stillen beobachteten und unbemerkt leiteten, durchdrangen sich die ernstesten wissenschaftlichen Anstrengungen und wetteifernden Leistungen mit den fröhlichsten Jugendscherzen, denen selbst de W.'s sonst finsterner Ernst nicht zu widerstehen vermochte. Letzterer ward bei den Aufgaben, die ihm die Schule, der Verein oder die eigne Neigung machte, leicht zu einer Art von Enthusiasmus, in dessen stürmischen Ausbrüchen er bisweilen die Grenze des Gehörigen zu überschreiten in Gefahr war. Ausgezeichnet durch philologische Kenntnisse und classische Bildung, bezog er 1799 die Universität Jena, und widmete sich dem Studium der Theologie. Vor allem Andern zog ihn die Erklärung der Bibel, besonders des A. T. an, und die darauf verwendeten Studien führten ihn zu dem Entschlusse, gegen seines Vaters Wunsch dem akademischen Leben sich zu widmen. Er trat daher 1805 als akademischer Docent mit einer Probeschrift über die Mosaischen Bücher auf und fand mit seinen Vorlesungen darüber bald ausgezeichneten Beifall. Schon 1807 ward er als außerordentl. Prof. der Philosophie nach Heidelberg berufen und rückte nach 1809 als ordentl. Prof. der Theologie in die dortige theologische Facultät ein. Unerwartet schnell jedoch folgte er 1810 einem Rufe an die neugestiftete Universität in Berlin. Die theologische Facultät in Breslau bewies ihre Anerkennung durch ungesuchte Übersendung des theologischen Doctordiploms. Durch seine akademischen Vorträge wußte er die Geister anzuregen und die Herzen der Jünglinge mit Liebe ebensowol zu ihrer Wissenschaft als zu ihrem Lehrer zu erfüllen. Die Resultate s. Forschungen, zunächst zum Behufe s. Vorlesungen angestellt, machte er dem größern Publicum in Schriften bekannt, die ihm bald einen günstigen Ruf verschafften. Wir nennen hier bloß f. „Beiträge zur Einleit. in das A. T.“ (1806—7), f. „Lehrbuch der hebr. u. jüd. Archäologie“ (1814), f. „Lehrbuch der histor. kritischen Einleit. in die Bibel A. u. N. Test.“ (1. Thl., das A. Test. 1817, 2. Aufl. 1823; 2. Thl. 1826, 3. A., Berl. 1829). Er vereinigte mit der zu diesen Untersuchungen unentbehrlichen umfassenden Gelehrsamkeit eine von dogmatischen Fesseln freie Denkweise und philosophischen Scharfblick. Dadurch ward er freilich zu manchen von den gewöhnlichen Annahmen abweichenden Ansichten geführt und zu Hypothesen, welche nicht ohne Widerspruch blieben, z. B. daß die 5 Bücher Moses eine Sammlung von einander unabhängig entstandener Bruchstücke aus sehr verschiedenen Zeiten seien, die von einem erst gegen die Periode des Exils hin lebenden Schriftsteller zu einem epischen

Gebichte zusammengereicht worden wären, welches die Verherrlichung der Theokratie zum Gegenstande gehabt hätte. Mit allgemeinem Beifall dagegen ward die in Vereinigung mit Augusti von ihm bearbeitete Übersetzung der sämmtl. biblischen Bücher aufgenommen (Heidelsb. 1809—11, 5 Bde.), und Kenner wollten namentlich die von de W. gearbeiteten Stücke, besonders die poetischen, z. B. die Psalmen, für die gelungensten Theile erklären. Aber auch auf dem Gebiete der systematischen Theologie sind aus seinem Geiste bemerkenswerthe Erscheinungen hervorgegangen. Bei der systematischen Darstellung seiner Theologie ging er von dem philosophischen System seines Freundes Fries (s. d.) aus und legte seine dadurch gewonnenen Ansichten in der Schrift dar: „über Religion und Theologie“ (1815 und 1821); einer der wichtigsten Beiträge der neuern Zeit zur philosophischen Kritik der Dogmatik, in welcher die Thatsachen und Dogmen des Christenthums als zeitlich gefasste Symbole der ewigen, in der Vernunft liegenden Ideen aufgestellt sind. Nicht minder trägt die Farbe der Fries'schen Philosophie s. „Bibl. Dogmatik des A. und N. T.“ (1813 und 1818). Die „Christliche Sittenlehre“ hat er gleicherweise nach einem ihm ganz eignen, auf Fries'sche Anthropologie gebauten System in 3 Bdn. (1819—21) bearbeitet, und dabei Lehren in die Moral gezogen, die man sonst nur zur Dogmatik rechnete, wie er denn von den beiden Naturen in Christo als der Basis der christlichen Moral ausgeht. Allein während der Ausarbeitung dieses Werkes nahm das Schicksal des in stiller akademischer Wirksamkeit unermüdet thätigen, hochverehrten Mannes eine unerwartete Wendung. De W. hatte auf einer Reise in das Fichtelgebirge im Herbst 1818 in dem Vaterhause Karl Sand's (s. d.), den er nur zufällig und auf kurze Zeit in Jena gesehen hatte, gastfreundliche Aufnahme gefunden, weil die Begleiter, in deren Gesellschaft er reiste, von dem jungen Sand an seine Ältern ein Empfehlungsschreiben erhalten hatten. Er hatte in den Ältern des Unglücklichen achtenswerthe Menschen erkannt, und fühlte sich daher durch sein Herz gedrungen, sogleich die erhaltene Kunde von der blutigen That, der gebeugten Mutter's Theilnahme in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 zu bezeugen. Auf einmal ward er am 28. Aug. 1819 auf außerordentlichen königl. Befehl vor den akademischen Senat gefodert und mit Vorlegung einer Abschrift s. Briefes befragt, ob er sich zu diesem Briefe als dem seinigen bekenne. Er läugnete nicht, daß er einen Brief dieser Art geschrieben habe, versicherte aber, daß er nach 5 Monaten nicht mehr wissen könne, ob diese Abschrift auch wirklich dem Originale völlig gleichlaute, und er müsse um die Vorlegung seiner eignen Handschrift bitten. Dem akademischen Protokolle seiner Vernehmung legte er eine Erklärung bei, in welcher er nachwies, daß er in s. Briefe, zufolge der ihm vorgelegten Abschrift, die meuchelmörderische That keineswegs gebilligt, vielmehr verworfen, und nicht bloß als ungesellich, sondern auch als unsittlich verworfen und ausdrücklich erklärt habe, daß er nie zu einer solchen ermahnen und rathen werde. \*) Und wenn das Urtheil hier und da im mildeeren und des Verbrechens Person schonenden Tone ausgesprochen sei, so müsse man bedenken, daß s. Schreiben, ein bloßer Privatbrief, zum Troste einer Mutter habe dienen sollen. Zugleich bat er um eine förmliche Untersuchung vor einem Gerichte sachkundiger Männer. Dieser Erklärung und Bitte ungeachtet ertheilte ihm das Ministerium schon am 30. Aug. ohne Weiteres die Weisung: „daß, da er die in s. Schreiben ausgesprochene Rechtfertigung der von Sand verübten Mordthat auch jetzt noch zu vertheidigen suche, Se. Maj. der König es für eine Verletzung

\*) In de Wette's Trostschreiben an die Justizräthin Sand vom 31. März 1819 stand Folgendes: „So wie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. — Die That ist — allgemein betrachtet — unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel.“

Ihres Gewissens halten würden, wenn Sie einem Manne, der den Meuchelmord unter Bedingungen und Voraussetzungen für gerechtfertigt halte, den Unterricht der Jugend noch ferner anvertrauen wollten, und es werde ihm hiermit seine Entlassung von seinem Lehramte angekündigt". — Der akademische Senat selbst verwendete sich noch einmal für den Beschuldigten, und versuchte es, das verhängnisvolle Schreiben in ein milderes Licht zu stellen, empfing aber eine nachdrückliche Zurechtweisung. De W. meldete s. Abgang von Berlin in ehrerbietigen und sehr würdigen Schreiben an Se. Maj. den König, den Minister v. Altenstein und den akademischen Senat, welcher letztere ihm eine sehr ehrenvolle Antwort ertheilte. Die vom Ministerium ihm angetragene Auszahlung eines Quartalsgehaltens von 375 Thlr. lehnte er aber mit Freimüthigkeit und Ernst ab und zog sich in sein Vaterland zurück, ohne die mindeste Aussicht, irgendwo — als ein Vertheidiger des Meuchelmordes — eine öffentliche Anstellung finden zu können. (S. „Actensammlung über die Entlassung des Prof. de W. vom theolog. Lehramte in Berlin; von ihm selbst herausgegeben“, Leipz. 1820.) Sein hartes Schicksal hatte ihm jedoch die aufrichtige Theilnahme seiner Mitbürger und Zeitgenossen in allen Gegenden Deutschlands erworben, und er empfing davon in Weimar, wo er nunmehr privatfürte, vielfältige Beweise. Während seines dasigen Aufenthaltes vollendete er die Herausgabe s. „Sittenlehre“, bereitete e. kritische Ausg. der sämmtl. Werke Luther's vor (der 1. Thl., die sämmtl. Briefe Luther's, Berlin 1825), und schrieb das vielgelesene Werk: „Theodor, oder die Weise des Zweiflers“ (Berlin 1822), welches im Gewande einer Biographie auf eine anziehende und geistreiche Weise und in einer blühenden Sprache seine damaligen Ansichten von den wichtigsten Gegenständen der Dogmatik, Moral, Ästhetik und Pastoralthologie darlegt und, in dieser Zeit geschrieben, einen herrlichen Beweis von der Erhebung seiner Seele über die Härte seines Geschicks liefert. Zu derselben Zeit regte sich aber auch in ihm mit großer Lebhaftigkeit der Wunsch, im Predigerberufe einen künftigen Wirkungskreis zu finden. Er betrat daher an mehreren Orten seines Geburtslandes die Kanzel und machte einige s. Vorträge durch den Druck bekannt. Dadurch ward die Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig veranlaßt, ihn zur Mitbewerbung um die bei ihr erledigte zweite Predigerstelle einzuladen. Er folgte der Einladung, hielt, auf die feierlichste Weise empfangen, eine Gastpredigt am 23. Trin. 1821 und ward mit völliger Stimmeneinheit erwählt. Allein die vormundschaftliche Landesregierung versagte der Wahl ihre Bestätigung, ja sogar der Landesherr selbst, bis zu dessen Regierungsantritt die anderweitige Wahl verzögert worden war, konnte nicht bewogen werden, sie zu gewähren, obgleich 3 auf Veranlassung der Gemeinde von den theolog. und philosoph. Facultäten zu Jena und Leipzig ergangene Gutachten einstimmig erklärt hatten, daß der D. de W. durch s. Brief an Sand's Mutter der Verwaltung eines geistlichen Amtes sich durchaus nicht unwürdig gemacht habe. Und so folgte denn de W. einem unterdessen an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe zu einem theologischen Lehramte an der Universität zu Basel, wohin er im Frühlinge 1822 abging, ungeachtet ihm die Gemeinde in Braunschweig jährlich 800 Thlr. Wartegeld auf 2 Jahre zusicherte, wenn er diesen Ruf ablehnen wollte. (S. „Beiträge zur neuesten Gesch. des Protest. in Deutschland, von Venturini“, Lpz. 1822.) Durch seine Vorlesungen und Predigten erwarb er sich in kurzer Zeit die allgemeinste Achtung unter s. neuen Mitbürgern. Davon zeugte unter Andern die Theilnahme an s. „Vorles. über die Sittenlehre“ (Berlin 1823, 2 Bde.), welche für ein gemischtes Publicum gehalten wurden, bei denen selbst Frauen unter den Zuhörern sich einfanden. 1829 ernannte ihn der große Rath zum Mitgl. des Erziehungsrathees und beschenkte ihn mit dem Bürgerrechte der Stadt Basel. Noch sind von ihm erschienen: „Predigten“ (1826—27) und „Vorlesungen üb. die Religion, ihr Wesen, ihre Erscheinungsformen“ (Berlin 1827).

Wetter, der verschiedene Zustand der Atmosphäre rücksichtlich ihrer Wärme,

Trockenheit, Feuchtigkeit zc. Er wird vom herrschenden Winde bestimmt. Westwind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind Wärme mit Gewitter, Ostwind trockenes, helles Wetter, Nordwestwind Strichregen mit abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt auf seine Weise auf das Barometer, welches deshalb auch *Wetterglas* benannt ist.

*Wetterau* ist der Name eines ebenen, zum Theil von Bergen begrenzten, sehr fruchtbaren Landstrichs, der größtentheils in dem jetzigen Großherzogthum Hessen (= Darmstadt) liegt, von dem kleinen Flusse Wetter, der bei Laubach entspringt und bei Assenheim in die Nidda fällt, den Namen hat, und sich in seiner größten Länge 11 Stunden weit von Höchst am Main bis Nidda, und in seiner größten Breite von Dersroßbach bis Büdingen 8 Stunden weit erstreckt. Sie enthält 15  $\square$  M., und ihr Haupterzeugniß ist Getreide, wovon sie einen großen Theil an die benachbarten Gegenden ablassen kann. Auch wird starker Obstbau getrieben. Auf dem sonstigen Reichstage waren die Reichsgrafen und Herren in 4 Collegien getheilt, wovon eins das wetterauische hieß.

*Wetterleuchten*, eine feurige Lusterscheinung, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht bloß am bewölkten, sondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man alsdann zu sagen, das Wetter fühle sich. Es hat mit dem St.-Elmsfeuer oder den Wetterlichtern einerlei Ursprung, d. h. es brechen aus einer mit Elektrizität überladenen Luft oder aus solchen Wolken die elektrischen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen, oder in so beschaffenen Wolken, die elektrische Materie höchst wahrscheinlich nicht in so großer und dichter Menge vorhanden ist, wie zu einem Blitze erforderlich wird, so wird das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Man nimmt an, daß das Berührtwerden eines mit Elektrizität überladenen Lufttheils oder einer solchen Wolkenmasse von den im Luftkreise befindlichen unelektrischen Dünsten oder aufsteigenden Gasarten diese Erscheinung hervorbringe, ungefähr auf dieselbe Art, wie wenn man im Finstern mit der Hand oder mit einem Stückchen Holz über eine Menge zer Schlagener feiner Zuckerstückchen herfährt, oder sie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerstückchen ein leuchtender Schein hervor. Zu diesem Wetterleuchten in der Nähe und am heitern Himmel muß auch noch der Widerschein oder das Leuchten der Blitze von entfernten Gewittern am tiefen Horizonte gerechnet werden. Nachdem die starken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber schon vielleicht 5—20 und mehr Meilen weit weggezogen sind, sieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entfernten Dunstmassen bald kleinere, bald größere, in den verschiedenen Breiten und Längen sich ausdehnende Lichtscheine hervorzittern und aufstrahlen, auf die aber kein Knall oder Donner gehört wird.

*Wetterlichter*, auch *St.-Elmsfeuer*, nennt man eine gewisse merkwürdige Erscheinung an hohen in die Luft ragenden Körpern, vorzüglich an den Spitzen der Mastbäume, an welchen man bei einer Gewitterluft zuweilen rauschende Flammen wahrnimmt, welche, ohne jedoch Schaden zu thun, eine Zeit lang fort dauern; sie erscheinen gemeinlich bei starkem Winde, und werden doch von diesem nicht bewegt. Die neuern Lehrer in der Physik nehmen diese Wetterlichter als Zeichen der in Spitzen und Ecken eindringenden Elektrizität an; und man hat selbst an menschlichen und thierischen Körpern dergleichen Erscheinungen wahrgenommen.

*Wetterscheide* (Wetterscheidung) wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Dunstkreisstelle in einer gewissen Gegend genannt, wohin sowol Gewitter als Strichregentwolken zu ziehen, oder wo sie sich zu zertheilen pflegen. Wenn man genau darauf Acht gibt, so wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wolkenmassen, wenn diese nicht von einem vorherrschenden Winde getrieben werden,

entweder nach Hügeln und Gebirgen, oder auch nach Seen, Wäldern und großen Flüssen hingeleitet wird. Es kommt dabei immer auf die Lage einer Gegend an. Liegt ein Ort auf einer Anhöhe, die in einiger Entfernung von Seen oder Waldungen oder großen, breiten Flüssen umgeben ist, so theilen sich die Wolken meistens zu beiden Seiten der Anhöhe, und es wird nur selten im Sommer ein Gewitter oder Regen über jenem Orte erscheinen. Die anziehende Ursache liegt höchst wahrscheinlich in der Ab- und Ausdünstung der Berge, der Waldbäume oder der Wasserflächen, die sich im Umkreise eines Ortes befinden, den man alsdann die Wetter-scheide nennt. Diese Dunstsäulen sind in den Sommertagen weniger sichtbar, aber dennoch vorhanden, und haben eben wegen ihrer Affinität (Wahlverwandtschaft) eine Hinneigung zu dem über ihnen schwebenden Dunsten, die sich ebenfalls nach jenen hinziehen.

Wetterstrahl, s. Wlitz.

Wettin (Grafen v.), eine im Mittelalter berühmte Familie, von welcher die sämtlichen jetzt regierenden sächsischen Häuser abstammen. Die Grafen v. Wettin hatten ihren Namen von Wettin, einem slawischen Orte in dem ehemaligen Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, in dessen Nähe das Stamm- und Residenzschloß dieser Grafen sich noch jetzt befindet. Sie scheinen jedoch nicht slawischer Herkunft gewesen zu sein. Die ehemalige Sitte, den Ursprung der meisten angesehenen fürstl. Häuser in Deutschland von dem bekannten Heerführer der Sachsen, Wittekind (s. d.), herzuweisen, macht, daß man ihn auch für den Ahnherrn der Grafen v. Wettin, mithin des ganzen sächsischen Hauses, ausgab. Aber diese Behauptung gehört, ungeachtet der Stammtafel, welche die sächsischen Genealogisten und neuerlich Gensler geliefert haben, unter die Fabeln. Nach einer andern, auf schwachen Gründen beruhenden Meinung soll Burkard, Herzog v. Thüringen, der im J. 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinschaftliche Stammvater der Grafen v. Wettin und der nun ausgestorbenen Grafen v. Mansfeld gewesen sein. Der Erste dieser Familie, der mit Bestimmtheit von den Geschichtschreibern jener Zeit erwähnt wird, ist Dietrich, Graf v. Wettin, ein kaiserlicher Krieger und der keines Andern Lehmann war. (Die Geschichtschreiber nennen ihn „virum egregias libertatis“.) Er starb 982. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der älteste, Dedo, als Graf v. Wettin; der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem unerbten Tode (1017) an des bereits früher verstorbenen Dedo's Sohn, Dietrich II., Grafen v. Wettin, fiel, der auch den Gau Seufelz (Suisli) besaß. Von den 6 Söhnen Dietrich's II. wurde der älteste, Friedrich, Bischof von Münster; der zweite, Dedo, erhielt ungefähr um 1031, nach dem unerbten Absterben des lausitzischen Markgrafen Dbo, die Markgrafschaft Lausitz, und als 1068 Gebert I., Markgraf v. Meissen, starb, erwarb er sich auch dessen Markgrafschaft. Dedo's nachmalige Unternehmungen sind in die Geschichte des Kaisers Heinrich IV. verflochten. Dedo starb 1075. Sein Sohn, Heinrich der Ältere, Graf v. Eilenburg, und dessen Sohn, Heinrich der Jüngere, besaßen die Markgrafschaft Meissen nur einige Zeit, und ihre Geschichte ist dunkel. Nach des Letztern Tode (1127) trat Konrad, Graf v. Wettin, dessen Vater Thym zweiter Bruder Dedo's war, in seine Rechte, erbte seine Patrimonialgüter, wozu auch die Grafschaft Eilenburg gehörte, und wurde vom Kaiser Lothar mit der Markgrafschaft Meissen belehnt; auch erhielt er (1136) die östliche Mark oder das nachmalige Markgrafthum Niederlausitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen, und er war einer der angesehensten und mächtigsten Reichsfürsten. Kurze Zeit vor s. Tode (1157) theilte er seine Länder unter seine 5 Söhne. In der Markgrafschaft Meissen folgte ihm Otto der Reiche, von dem zu seiner Zeit äußerst ergiebigen Ertrage der Bergwerke zu Freiberg so benannt. Diesem folgte sein ältester Sohn, Albrecht der Stolze, und als dieser (1195) ohne Kinder starb, der jüngste, Dietrich der Bedrängte,

Dietrich's Enkel war Friedrich der Gebißene (admorsus), und dessen Enkel Friedrich der Streitbare, den Kaiser Sigismund (1423) mit dem Herzogthum Sachsen und der damit verbundenen Kurwürde belehnte. (Vgl. Sachsen.)

**Wettrennen der Pferde.** Dieses der engl. Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest (das auch mehre deutsche Fürsten, namentlich die Könige v. Baiern, Württemberg und Preußen, sowie der Großherzog v. Mecklenburg-Schwerin u. A. in ihren Staaten eingeführt haben) ist fast in allen engl. Graffschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbste oder Frühlinge) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an diesem Feste Theil. Zu New-Market werden jährlich, außer den kleinern, noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glücksspieler sich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfes, bis 1000 Guineen und darüber. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinn des Siegers. So gewann Lord Exeter bei dem Wettrennen 1829 zusammen 25,000 Pf. St. Die Anordnung der Feste und die Entscheidungen gehören vor gewisse Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung unabhängig sind; doch gibt letztere (seit den Zeiten der Königin Elisabeth) noch goldene und silberne Schalen, als außerordentliche Preise bei den großen königl. Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten werden. Indes rechnet man bei der Zucht der Wettrenner mehr auf die großen Verkaufspreise und auf das Springgeld (jedemal 3—30 Guineen und darüber) als auf jene Gewinne; denn der schönste Renner kann überwunden werden, ohne deshalb seinen entschiednen Werth zu verlieren. Darum sind die Wettrennen kein bloßes Glücksspiel, sondern äußerst wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große als wohlgebaute Stuten von reinem Stamme gesehen habe. Nichts geht über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rücksicht genommen. In ihren Ställen sind sehr oft Fien; das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die Zeit des Rennens herannahet, werden sie purgirt, klystirt u. s. w. Sie sind daher oft so weichlich, daß jedes rauhe Lüftchen sie krank macht. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf e. abgemessenen Plage statt, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muß, beträgt 4 engl. Meilen. Da ein Pferd gerade so viel Last tragen muß als das andre, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockeys nebst den Sätteln u. Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorn, an die Bahn, wo sie sich vor e. aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8—9 Min. zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd 3 Mal in einem Nachmittag gelaufen ist, und jedesmal gewonnen, also über 2½ deutsche Meilen in 27 Min. zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und länger. Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben. Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, besonders die Gelenke, mit Strohwischen, und zuletzt gießen sie ihnen span. Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt und bis zu einem andern Rennen herumgeführt. — Die sogen. Steeple-chases sind Wettrennen, wobei ein Kirchthurm,

den man in der Entfernung sieht, zum Ziele genommen wird; wer nach Überwindung aller auf dem Wege liegenden Hindernisse zuerst bei demselben ankommt, hat die Wette gewonnen. In München wird seit 1811 am Theresienfeste im Oct. ein Pferdrennen gehalten. In Berlin veranstaltete das erste Rennen 1829 der „preuss. Verein für Pferdezzucht“. In Neu-Brandenburg findet es jährlich statt; auch in Neapel seit 1830. Vgl. des Grafen v. Veltheim Schriften über die engl. Pferdezzucht und des Herzogs Christian August zu Schleswig-Holstein „Versuch eines Beweises, daß die Wettrennen das wesentlichste Beförderungsmittel der Pferdezzucht zc. sind“ (Schleswig 1829).

Weghel (Friedrich Gottlob), D. med., geb. 1780 in Baugen, gest. 1819 in Bamberg. Sein Vater (Buchmacher in Baugen) konnte bei s. beschränkter Vermögen den Sohn auf der Schule und Universität fast gar nicht unterstützen. Aber die freie Dichterselbst bedurfte wenig von Außen, genugsam in ihrem Innern ausgestattet, und er verlebte s. akademischen Jahre in Leipzig und Jena bei aller Beschränktheit heiter und froh. Es erinnern sich wol manche unserer Leser noch der frischen, regsamen Jünglingsgestalt, die ohne Kopfbedeckung, an die sich W. s. ganzes Leben hindurch nicht gewöhnen konnte, mit bloßem Halse 1800 und 1801 in Leipzigs Promenaden den Vorübergehenden auffiel. W. vertauschte Leipzig mit Jena, und es konnte nicht fehlen, Schelling's tiefes Wort mußte den jungen Schüler Askulaps mächtig ergreifen. Er bildete hier sich rasch und gebiegen aus und eignete sich so einen Forts zu, der ihn in der Folge zu keiner Zeit weder nach Innen noch nach Außen fallen ließ. 1802—5 verlebte er in verschiedenen Gegenden Sachsens, besonders in den reizenden Thälern des Thüringewaldes, heitere Tage, ohne durch einen bestimmten Beruf sich binden zu lassen; er schrieb mancherlei und sicherte durch den Ertrag s. äußere Lage. Damals fand auch s. Herz die geistvolle Joh. Heußer, früher in dem Hammerwerke Ragshütte, später in Henstadt wohnhaft, mit welcher er sich 1805 ehelich verband. Mit s. Gattin zog er im nämlichen Jahre zu seinem ältesten Freunde, dem Prof. Schubert (in München, jetzt in Würzburg), der sich damals in Dresden aufhielt, und in dieser Heimath der Kunst und der edlern Wissenschaft vollendete W. nach allen Seiten hin s. schöne und gebiegene Bildung. Er hielt Vorlesungen über den Homer, und sah mit reger Theilnahme die wunderbaren öffentl. Ereignisse von 1806 u. 1807 an sich vorübergehen, die er schon prophetisch ein Jahr vorher in s. „Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands zc.“ mit wahrhaft Johanneischem Geiste verkündigt hatte. Sein Freund Schubert wurde nach Nürnberg gerufen, und dieser zog ihn nach Bamberg, wo er nach 1810 die Redaction des „Fränkischen Mercur“ übernahm, der unter s. Leitung sich zu einem der bedeutendsten polit. Blätter Deutschlands erhob. Seine neue Bürgererschaft in Baiern mußte er mit vielen Kämpfen erringen, aber vielleicht war es eben dieser Kampf, der ihn in Kurzem in Bamberg so beliebt machte, daß er einen Marcus, einen Hornthal u. s. w. unter s. Freunde und Beschützer zählen konnte. Nur spärlich ernährte ihn und s. mit 5 Kindern bereicherte Familie das Zeitungsinstitut; aber s. glückliches Talent, die entscheidende Zeit von 1813 und der folg. J. zu eindringenden Volksliedern zu benutzen — ein Talent, worin er mit s. Freunde Freimund Reimar wetteiferte — machte ihn zum Manne des Volks, und er fühlte sich ungemein heiter und glücklich in dem gesegneten Bamberg. 1819 starb er an einer Brustentzündung, die in Nervenstieber überging, und Krankheit und Tod des Trefflichen erhielten durch die Bekehrungsversuche des nachmals als Wunderthäter so bekannt gewordenen Prinzen v. Hohenlohe- (s. d.) Waldenburg-Schillingesfürst, damaligen Generalvicariatsraths in Bamberg, eine Öffentlichkeit, die den todtkranken W. als einen festen, reblichen protestant. Christen darstellte. Er starb protestantisch und wurde auch protestantisch begraben. Seine schriftstellerische Thätigkeit beweist, wie viel er hätte leisten können, wenn er in einer sorgenfreien, unabhängigen Lage die Bereicherung der Literatur zu seinem Zwecke gemacht hätte.

Eine Bibel und ein altes Gesangbuch machten s. ganze Bibliothek aus. Seine mit wahrhaft Shakespeare'schem Geiste ausgeführte „Jeanne d'Arc“ (Leipz. u. Altenb. 1817) hat bei Vielen die Anerkennung gefunden, daß sie, was die Anlage und scenische Behandlung betrifft, besonders auch wegen der viel größeren Dreyer, mit welcher sie der Geschichte folgt, ihrer großen Vorgängerin, der Schiller'schen „Jungfrau von Orléans“, nicht unwürdig sei. Sein „Hermannsried“, letzter König von Thüringen“, Trauerspiel, gehört zu den originellsten Productionen der neuern Melodramen. Die „Schriftproben“ (Hamb. 1814—18, 2 Bde.) enthalten originelle und kräftige Gedichte, u. A. auch Bearbeitungen einiger Stoffe der Edda. Es ist zu bedauern, daß die darin angekündigte ausführlichere Bearbeitung der nordischen Sagenwelt nicht erscheinen konnte. Hätte man s. humoristischen Schreibern, namentlich „Rhinoceros“ (Nürnb. 1810) und s. „Prolog zum großen Magen“ aus dem gemüthlichen Standpunkt aufgefaßt, auf welchem unsern nie wahrhaft Aristophanischem Witz begabten Verf. s. Freunde sahen, so würde man sie milder beurtheilt haben. Seine „Kriegslieder“ und s. poetischen Gaben in mehren beliebten Almanachen bezeugen W.'s reine, schöne poet. Natur, die sich auch in s. anonym erschienenen Schriften, z. B. „Sieg über die Hypochondrie“, „Briefe über das Brown'sche System“ u. s. w. nicht ganz verläugnen konnte. Seinen Freunden wird der gemüthliche, geistvolle, nie auf den rechten Schauplatz seiner Thätigkeit gestellte, immer aber s. Umgebungen freundlich gestaltende Sänger unvergessen sein.

**W e g s t e i n.** Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wegeln und Schleifen von Messern und andern Schneidwerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von splittertigem Bruch, halbharter Substanz und grünlicher oder gelblichgrauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wegschleifer findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, die darauf geschliffen werden sollen.

**W e z e l** (Roger oder Roger von der), ein alter niederländischer Maler, welcher von Brüssel gebürtig, um 1500 blühte. Seine Bilder sind durch Kraft und Ausdruck ausgezeichnet. Er malte auch Portraits und starb an einer Epidemie 1529. In dem Rathhaussaale zu Brüssel finden sich 4 Hauptbilder von ihm, worunter das eine von dem erschütterndsten Ausdrucke sein soll. Es stellt dar einen sterbenden Greis, der seinen verbrecherischen Sohn zum letzten Mal umarmt und ihn zugleich der Strafe hingibt. Vielleicht ist auch die Anbetung der Könige in der Wiener Galerie diesem Roger angehörig.

**W e z e l** (Johann Karl), geb. am 31. Oct. 1747 zu Sondershausen, starb daselbst, nachdem er 34 J. lang des Gebrauches s. Verstandes beraubt gewesen war, am 28. Jan. 1819. Nach s. Schul- und akademischen Studien hielt er sich eine Zeit lang in Berlin als Hauslehrer, dann bald in Leipzig, bald in Wien, bald wieder in Leipzig auf, und beschäftigte sich, als Privatgelehrter, bloß mit Schriftstellerei. Er war einer der fruchtbarsten Romanschreiber und Lustspieldichter; und obgleich mehre s. Arbeiten das Gepräge der Eile, mit welcher sie verfaßt wurden, an sich tragen; und einzelne Partien oft zu gehäht durchgeführt sind, so vermißt man doch in denselben weder Gewandtheit des Geistes, noch lebhaften Phantasie, Witz, Laune und treue Schilderung. Sein „Versuch über die Kenntniß des Menschen“ (Lpz. 1784—85, 2 Bde.) zeugt von Welt- und Menschenkenntniß. Seine Romane: „Lebensgesch. Tobias Knaut's des Weisen“ (Lpz. 1774—75, 4 Bde.); „Bilphagor“ (1776, 2 Bde.); „Chestandesgeschichte des Philipp Peter Marks“ (1779); „Kackelack, oder Geschichte eines Rosenkreuzers“; „Herrmann u. Ulrik“ (1780, 4 Bde.); „Wilhelmine Arend, oder die Gefahren der Caspianfahrt“ (1781, 2 Bde.); „Prinz Edmund“ (1785); „Savrische Erzählungen“ (1777—78, 2 Bde.) u. a. fanden zum Theil bei den Zeitgenossen eine freundliche Aufnahme, machten aber nur ein vorübergehendes Glück. Seine „Lustspiele“ (1778

—86, 4 Bde.), in welchen er sich den Marivaux zum Vorbilde genommen zu haben schien, gefielen beim Lesen besser als sie bei der Vorstellung gefallen haben sollen, weil die Dialogen in denselben oft sehr rasch, kurz und zu gedrängt sind. Er übersetzte auch „Robinson Crusoe“ (1779); „Cook's dritte und letzte Reise“ (1788) u. a. aus dem Engl.; die Campes'sche Bearbeitung des „Robinson“ fand man jedoch anziehender. Seine Schrift: „Über Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen“ (Lpz. 1781), verwickelte ihn in eine literarische Fehde mit dem damal. Prof. D. Platner (s. d.) in Leipzig. Mehre Jahre nachher versiel W. in einen Zustand gänzlicher Geisteszerrüttung, in welchem er sich, wie öffentliche Blätter berichteten, für einen Gott hielt, über s. Bücher die Inschrift: „Opera Dei Wezelii“, gesetzt hatte, und, allen Besuch ablehnend, sich Nägel und Bart wachsen ließ. In diesem traurigen Zustande lebte er 34 Jahre, von wohlthätigen Menschen unterstützt, in s. Vaterstadt, bis der Tod diesen unglücklichen Zustand endete. Ein Versuch, ihn durch Hahnemann in Hamburg herstellen zu lassen, mißglückte. Von s. Nachlasse sind einzelne Stücke in neuern Taschenbüchern gedruckt erschienen. 11.

W e z l a r, ehemals eine freie Reichsstadt des oberheinschen Kreises, welche unter dem Schutze des Landgrafen v. Hessen-Darmstadt stand, der hier eine Besatzung hielt, seit 1814 zur preuß. Prov. Niederrhein gehörig, liegt in einer romantischen, bergigen Gegend an der Lahn, über welche eine steinerne Brücke führt, und welche hier auch die Dill und Wegbach aufnimmt. Sie ist altmodisch gebaut, hat größtentheils abhängige Straßen, wegen ihrer Lage am Abhange eines Berges, und zählt 6 Kirchen, 750 H. und 4400 E. Das merkwürdigste Gebäude ist die ansehnliche Domkirche. In dem stattlichen Archivgebäude, an welchem zur Zeit des römischen Reichs gegen 100 J. gebaut wurde, und das die preuß. Regierung vollendete, sind 80,000 Proceffacten aufbewahrt. Das ehemalige Reichskammergerichtsgebäude ist eine Caserne. An Fabriken fehlt es gänzlich, und die Einn., die sonst ihren meisten Unterhalt von dem Reichskammergerichte zogen, leben von städtischen Gewerben, vom Feld-, Garten- und Obstbau und einer nicht unbedeutenden Krämererei mit allen Arten von Waaren. 1693 wurde das 1806 aufgelöste Reichskammergericht hierher verlegt. Der Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Febr. 1803 gab die Stadt nebst ihrem kleinen Gebiete, u. d. L. einer Graffschaft, dem damaligen Reichserzkämmler, nachmaligen Großherzog v. Frankfurt, 1814 kam sie unter preuß. Hoheit und ist jetzt eine Kreisstadt im Regierungsbezirke Koblenz. Sie hat ein Gymnasium.

W h a a b y, s. W a h a b i.

W h i g s, der Name einer Oppositionspartei in England, welche die Grundsätze, die das Wesen der 1689 ausgebildeten britischen Staatsverfassung bezeichnen, gegen die Herrschsucht der Minister und gegen die Ausdehnung der Vorrrechte der Krone zu behaupten sucht. Hume bezeichnet das Wesen eines Whig so: „Ein Freund der Freiheit, ohne der Monarchie zu entsagen“. Die Whigs, zu denen auch Fox und Burke, Lord Chatham, Sheridan, Whitbread, Ponsonby und viele andre ausgezeichnete Staatsmänner gehört haben, sind die gemäßigten Freunde des Volkes, und dürfen nicht verwechselt werden mit den leidenschaftlichen Reformers, welche die bestehende Ordnung umstoßen wollen. Zu den letztern gehören Burrett, Hobhouse, Cobbet, Hunt u. A., die theils wirkliche Verbesserungen, z. B. eine gleichmäßige Volksvertretung und eine strengere Sparsamkeit in der Finanzverwaltung (wie die eigentlichen Whigs) verlangen, theils aber auch auf Abänderungen in der Verfassung, z. B. auf jährliche Parlamentswahlen, bringen, und dem Volke schmeicheln, um es mit Haß gegen die Aristokratie des Reichthums und der Gewalt zu erfüllen. Ihr übertriebener Whigismus wird mit dem Namen rank democraey bezeichnet. Zu den echten Whigs gehören jetzt der Herzog v. Susssex (Bruder Wilhelms IV.), die Herzoge v. Bedford, Devonshire u. A., der Marquis v. Lansdown, die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w., die Commoners

Bennet, Brougham, Sir James Mackintosh u. v. A. In der Sitzung des Parlaments, die d. 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, haben alle Parteien ihre Kräfte gemessen; weil aber der reine Whigismus auf die Seite der Minister, der Verfassung und der Eigenthümer getreten war, so konnte der wilde Whigismus der Reformers s. Plane nicht durchsetzen. Hierauf behaupteten die gemäßigten Whigs, vorzüglich durch Canning, ihre Stellung im Ministerium; allein seit Wellington an die Spitze desselben getreten ist, herrschen die Ansichten der Tories (s. d.) vor. (Vgl. D y p o s i t i o n.) Übrigens hat seit Canning's Tode die Gewalt der Dinge den gemäßigten Whigs ein solches Übergewicht gegeben, daß selbst Wellington die Emancipation durchsetzen, sich von den strengen Tories trennen und mit den gemäßigten Whigs verbinden mußte. Auch das „Quarterly Review“ bekennt sich nicht mehr zu den Ansichten der strengen Tories, und es wird die Ansicht immer herrschender: eine unfreiwillige Radicale Reform könne nur durch eine freiwillige gemäßigte Reform vermieden werden. Unter mehreren Oppositionsblättern ist vorzüglich die „Morning Chronicle“ das Organ der Whigs. K.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. — In Schottland und in Irland auch eine Art Branntwein.

Whiston (William), ein berühmter engl. Gelehrter, der (geb. 1667 zu Northon) anfangs als Lehrer der Mathematik zu Cambridge solchen Ruhm sich erwarb, daß Newton ihn selbst zu s. Nachfolger in der Professur der Mathematik d. selbst empfahl. Indes war doch s. Hauptstudium Theologie, Sprachen und Philosophie, auch ward er Vicarius zu Lowestoft. So blieb s. Ruhm unangestastet, bis er 1708 eine Hauptlehre des Christenthums, die von der Dreieinigkeit, zu bezweifeln anfing, welches ihn in so viele Verdrießlichkeiten zog, daß ihm sogar 1710 s. akademisches Amt genommen ward. Man belangte ihn auch vor dem geistlichen Gerichtshofe; seine Schriften wurden verdammt, doch ward in Rücksicht s. Bestrafung nichts weiter vorgenommen, und der Proceß blieb liegen. W. aber beharrte bei s. Meinung von der Dreieinigkeit, und begab sich mit s. Familie nach London, wo er, um sich Unterhalt zu verschaffen, Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Er starb 1752, nachdem er sich auch noch durch Erfindung einer Maschine merkwürdig gemacht hatte, welche die vor Anker liegenden Schiffe gegen Ungewitter und gegen die Gewalt der Wellen schützte.

Whistpiel, ein aus England nach Deutschland verpflanztes Kartenspiel, welches seinen Namen daher hat, weil es große Aufmerksamkeit und deshalb Stille erfordert.

Whitbread (Samuel), ein ausgezeichnetes Oppositionsmitglied im britischen Parlament, war der einzige Sohn des berühmten Bierbrauers und Parlamentsmitglied Samuel W., eines Mannes von seltenen Eigenschaften, der von wohlhabenden Landleuten abstammte, und durch Unternehmungsgestalt, Fleiß und Ordnung das Vermögen seiner Familie gründete. Er errichtete mit einem Aufwande von ½ Mill. Pf. St. das damals größte Brauhaus in London (und Europa) in Chiswell-Street. Ebenso groß war s. liegendes Besitztum; dabei unterstützte der wackere Mann jede gemeinnützige Anstalt auf die großmüthigste Weise; er belohnte freigebig die Treue seiner Gehülfen, und hinterließ den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes und guten Bürgers. Sein Sohn, Samuel, geb. 1758, wurde in Eton erzogen, wo der nachmalige Graf Grey zu seinen ersten Jugendfreunden gehörte. Hierauf studirte er in Dorford und Cambridge. Dann schickte ihn sein Vater auf Reisen, wo der geachtete Geschichtschreiber Coxe sein Führer und Freund war. Sie sahen zusammen Frankreich, Deutschland und die Schweiz. Nach seiner Rückkunft heirathete er Miss Elisabeth Grey, die Tochter des nachher zum Grafen erhobenen Generals Sir Charles Grey, und seine Schwester wurde die Gemahlin seines Schwagers, des Secapitains Sir George Grey. 1790 wählte ihn die Stadt Bedford ins Parlament; auch ward er für jedes folgende Parlament aufs Neue ge-

wählt. Hier trat er sofort im Geiste einer männlich-freien Opposition auf die Seite von Fox, indem er „dem blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Minister“ entgegenarbeiten und überall wachsam sein wollte: „ne quid damni capiat respublica“. Deshalb rieth er zur friedlichen Ausgleichung mit Spanien wegen des Nutkasundes, und mit Rußland wegen Dczakow. Mit großer Beredsamkeit unterstützte er den Antrag wegen der Abschaffung des Sklavenhandels. Aus der Geschichte s. parlamentarischen Thätigkeit führen wir Folgendes an. Er erklärte sich offen und fest gegen den Krieg mit Frankreich 1793; in der Folge trug er stets auf Unterhandlungen wegen des Friedens an, und setzte s. Ansichten über das polit. Verhältnis beider Staaten vorzüglich in einer Rede aus einander, die er 1800 gegen den Staatssecretair Dundas (Viscount Melville) hielt. Mit unerschrockenem Muthe vertheidigte er als ein echter Whig aus der alten Schule die Sache der Parlamentsreformen und das Recht der freien Meinung in dem Proceß der Staatsgefangenen, die wegen polit. Äußerungen über die Ursachen des Kriegs und die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform als Aufrührer betrachtet wurden; doch konnte er für Palmer, Skirving, Muir und Geralt, die man nach Botanybai schickte, nichts ausrichten. Am meisten erregte W. die Aufmerksamkeit des Auslandes, als er 1805 (8. April) Lord Melville, der an der Spitze des Admiraltätshofes stand, wegen schlechter und eigennütziger Verwaltung des Schatzmeisteramtes der Marine öffentlich anklagte. Zwar traf dieser Vorwurf mehr die Unterbeamten; indeß konnte Pitt den Lord nicht vor einem Staatsproceß (Impeachment), der den 29. April 1806 f. Anfang nahm, schützen. Melville legte s. Stelle nieder und ward aus der Liste der königl. Geheimenräthe gestrichen. W. sprach bei dieser Gelegenheit bloß für die Sache, ohne die Person des Angeklagten anzugreifen; er ließ s. Talenten und übrigen Verdiensten, sowie der Verwaltung des nun verstorbenen Ministers Pitt, alle Gerechtigkeit widerfahren. Der Proceß dauerte nur 13 Tage, und Melville ward d. 12. Juni losgesprochen. Die neue Verwaltung unter Fox, dem Grafen Grey (W.'s Jugendfreund und Schwager) und Lord Grenville hatte im Allgemeinen an W. eine kräftige Stütze; doch behauptete er auch gegen sie s. Unabhängigkeit und galt für einen unbeugsamen Mann. Offen und männlich widerlegte er die gehässigen Bemerkungen des Sir Francis Burdett in Ansehung der Grundsätze des neuen Ministeriums. Es entstand hieraus zwischen Beiden ein Briefwechsel, der ohne die Vermittelung der gegenseitigen Freunde einen Zweikampf zur Folge gehabt haben würde. 1807 beschäftigte sich W. mit einer Prüfung der vorhandenen Geseze, die Armen betreffend. Als nach Fox's Tode die von ihm eifrig unterstützten Friedensunterhandlungen mit Frankreich sich zerschlugen, und nach Grenville's Abgange aus dem Ministerium ein neues Parlament berufen wurde, erließ er den 28. April ein freimüthiges Schreiben über das Verhalten des Unterhauses an die Wahlmänner von Bedford. Auf's Neue zum Stellvertreter der Nation ernannt, arbeitete er, um den sittlichen Zustand der Armen zu verbessern, an der Einführung des schottischen Parochialsystems in England; doch konnte er kein Gesez deshalb zu Stande bringen, sondern bloß Privatunternehmungen durch s. Beispiel unterstützen. Als bald darauf Bonaparte Spanien überzog, sprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der spanischen Nation. Ebenso nachdrücklich tadelte er mehre Beschlüsse des wiener Congresses, vorzüglich die in Ansehung Sachsens, sodaß die Königin von Sachsen selbst einmal bei Tafel sich dankbar äußerte, wie sehr sie die edle Theilnahme des Herrn Whitbread an dem Schicksale ihres Gemahls zu schätzen wisse. Die Ahtserklärung, welche der Congress gegen Napoleon erließ, als dieser von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, besonders weil sie ihm einen Muehelnord zu billigen schien. Ebenso tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrscher 1815 als unpolitisch, und mißbilligte durchaus jeden Versuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzusetzen oder den Franzosen eine Regierung vorzuschreiben. In-

deß gab er, ohne darum von jenen Grundsätzen abzuweichen, s. Stimme zu Errichtung eines Denkmals für den Sieger von Waterloo. Bei dieser tief eindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, bei der vielfachen Aufsicht auf s. Brauerei, auf s. Landgüter und s. großes Hauswesen, das allein einen Mann von herculischer Thätigkeit erforderte, entschloß er sich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchst verworrenen Angelegenheiten des Drurylane-Theaters zu besorgen. Es gelang ihm, die verwickeltesten Rechnungen in Ordnung und den prächtigen Aufbau des neuen Schauspielhauses 1812 zu Stande zu bringen. Allein so viel anstrengende Arbeit erschöpfte s. Gesundheit. Seine Gestalt verfiel, sein Muth sank; er fühlte sich laß und schläfrig, dabei reizbar, und glaubte zuletzt sich von der öffentlichen Meinung verachtet zu sehen. Da fand man ihn eines Morgens, d. 6. Juli 1815, todt in s. Blute, mit durchschnittener Kehle, das Messer auf der Erde. Das Urtheil der Geschworenen sagte aus: „Samuel Whitbread starb von s. Hand, in einem Augenblicke von Geisteszerrüttung“. Als Privatmann war W. ein glücklicher Gatte und Vater von 5 Kindern, wovon ihn 4, darunter 2 Söhne, überlebt haben. Er war ein trefflicher Haushalter und ein eifriger Landwirth. Seine Güter waren Muster einer guten Landwirtschaft. Als feiner Kenner und Beförderer der schönen Künste schmückte er s. prächtigen Landsitz in Wobfordshire mit Gemälden von den besten Meistern. Treu in der Freundschaft, ohne Persönlichkeit in Streitfachen, war er fest, oft rauh und gebieterisch; doch streng gerecht, ein thätiger Freund der Armen und des Schulwesens. Seine Freunde nannten ihn den britischen Cato. K.

Whiteboys, Parteiname der den Drangmen (s. d.) in Irland gegenüberstehenden Faction der ärmern kath. Volksclasse. Der bereits über 30 J. bestehende Verein dieser Banden heißt Whiteboyism, Weißburschenschaft. Aller Stoff bürgerl. Zerrüttung ist seit längerer Zeit in Irland angehäuft: polit. und religiöser Fanatismus, jakobinische Gleichheitschwärmerei und demokratischer Schwindelgeist, tiefgewurzelter Nationalhaß und seit Jahrhunderten von den Vätern auf die Kinder fortgeerbte Rachsucht; dazu kommt noch in dem unwissenden und rohen Volkshaufen der Katholiken das zur Verzeißlung hintreibende Gefühl der Armuth und des Drucks der Abgaben, besonders der Pachtgelber und der Zehnten. Dieses seit Elisabeths Regierung oft erstickte, aber nie unterdrückte Feuer des Aufsturus war vor einigen J. von Neuem ausgebrochen. Mord und Plünderung waren besonders in den südl. und westl. Grafschaften das Schrecken bei Tage wie bei Nacht, und alle Leidenschaften der wildesten und verdorbensten Menschen fanden in den verschiedenen Parteien, die von Zeit zu Zeit offen, fortwährend aber im Geheimen sich bekämpften, ihren Brennpunkt und Feuerherd. Unter den verschiedenen Sammelnamen der „Vereinigten Irländer“, als Whiteboys, Rightboys, Le-ellers, Defenders, Ribbonmen u. s. w., begingen die Banden der Verschworenen aus der gemeinen Volksclasse die blutigsten Ausschweifungen; aber im Hintergrunde brütete der polit. Haß Irlands gegen England, und unter dem Schrei der Katholiken nach Emancipation (s. d.) und nach Abschaffung der Zehnten für die Geistlichen der engl. Kirche verbarg sich das Streben der gebildeten Irländer (in der erst 1825 durch eine Parlamentsacte aufgelösten Catholic association oder in dem kath. Verein zu Dublin, zu dessen ersten Rednern der Advocat D'Connell gehörte) nach Unabhängigkeit, oder wenigstens nach Befreiung von dem bürgerlichen Joche, das seit Jahrhunderten britische und protestant. Eroberer, als sie das Grundeigenthum der Insel unter sich vertheilten, der alten, stolzen und trotzigten Hibernia aufgelegt haben. Man lernt den neuern Zustand Irlands und den Kampf der verschiedenen Parteien daselbst aus 2 Schriften kennen, deren jede einseitig die dunkle Seite des einen oder des andern Theils der Schuldigen absichtlich hervorhebt: aus den von Thomas Moore (s. d.) verfaßten „Memoirs of the life of

Captain Rock" (London 1824) und aus der Gegenschrift: „Captain Rock detected“ (London 1824). Thomas Moore wälzt alle Schuld des Unglücks von Irland auf die hohe Kirche und den Zehnten. Der Verf. der Gegenschrift findet den Grund alles Übels, das Irland zu Boden drückt, in der Habsucht der irländischen Grundbesitzer (Landlords), oder in ihrem ausaugenden Pachtssystem. Sie verzeihen gewöhnlich die hohen Pachtgelder in England, wodurch Irland dem Auslande gleichsam tributbar wird. In Irland leben selbst nur so viele Engländer oder Protestanten vom Civil-, Militair- und geistlichen Stande, als nöthig sind, um die Einkünfte von Irlands Boden zu erheben. Darum bezeichnete der Herzog von Devonshire im brit. Parlament (29. Juni 1823) die Drangemen als eine polit.-protest. Faction von Anglo-Irländern, die aus der großen Minderzahl der Bewohner bestehn und fast allein die drückende Verwaltung des Landes in Händen habe. Da diese unaufrichtig gegen den Volkgeist der alten Bewohner (und ehemal. Grundeigentümer) der Insel ankämpfen müssen, so haßt sie der Irländer als Zöllner, Steuereinknehmer, Richter u. s. w., und sieht in ihnen bloß unerbittliche, grausame Peiniger. Ebendeshwegen aber sind jene zu Behauptung ihrer Rechte genöthigt, unter sich fest zusammenzuhaltten. Sie haben daher jene allgemeine Verbindung geschlossen, deren Ursprung bis in die Zeiten der letzten Eroberung Irlands 1690 fg. hinaufgeht, und dieser Bund der Drangemen trägt noch als Zeichen die Farben des Eroberers, des Prinzen v. Oranien, König Wilhelms III., den damals der Protestantismus der hohen Kirche auf den Thron des kath. Königs Jakob II. erhob. Die gemeinen kath. Irländer haben dagegen die weiße Farbe zu ihrem Bundeszeichen gewählt und werden aus diesem Grunde Whiteboys genannt. Sie halten ihre Zusammenkünfte des Nachts und verbinden sich durch Eide, keinen Zehnten zu entrichten, die Herabsetzung der Pachtgelder zu erzwingen und die Häuser der Obrigkeiten, die gegen sie verfahren, sowie derjenigen Mitbürger, die nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, zu verbrennen. Seit der Union (1801) ist der Haß der „Vereinigten Irländer“ (Defenders) und die Wuth der Banden aus dem Pöbel (der Whiteboys, Ribbonmen, Wandmänner) noch heftiger geworden. Vergebens suchte der König bei s. Anwesenheit in Irland 1821 den Parteigeist zu versöhnen und die leidenschaftlichen Protestanten, die Anglo-Irländer od. die Drangemen, zur Mäßigung zurückzuführen. Allein diese hörten nicht auf, bei mehren Anlässen in Dublin, vorzüglich an dem Jahrestage des Sieges, den Wilhelm III. am Boynesfluß (11. Juli 1690) über Jakobs kath. Aemee erfocht, durch Spottlieder, durch Bekränzung der Statue Wilhelms III. u. s. w., die Irländer zu reizen. Dagegen begingen auch die Whiteboys solche Ausschweifungen, daß die Regierung im Dec. 1821 den Marquis v. Wellesley, einen von den Urhebern der Union, als Lordlieutenant (Statthalter) nach Irland schickte, der, nachdem gütliche Mittel nichts fruchteten, die Banden der Insurgenten durch Linientruppen zerstreuen und die Schuldigen hinrichten ließ. Das Parlament genehmigte daher den Vorschlag des Marquis v. Londonderry, die Auftracht in Irland in Kraft zu setzen und die Habeas.-Corpus-Acte eine Zeit lang aufzuheben. Zugleich verbot Wellesley die Feier des Sieges am Jahrestage, und setzte an 200 protestant. Friedensrichter ab, welche Parteigeist oder Schwäche für die Drangemen gezeigt hatten. Dies reizte jedoch den protestant. Pöbel von der oranischen Faction in Dublin so auf, daß er im Theater den Statthalter des Königs persönlich beschimpfte. Mehre Unruhestifter wurden verhaftet, allein die Jury, welche unter dem Einflusse der Drangemen stand, sprach sie los. Seitdem äußerte sich der gegenseitige Parteihiß zwischen den Drangemen, welche die Fesseln Irlands festhalten, und zwischen den Whiteboys, welche sie zerreißten wollten, bei mehren Gelegenheiten, während der kath. Verein in Dublin auf constitutionellem Wege den vollen Genuß aller polit. Rechte wiederzuerlangen bemüht war. Um dem Elend und dem Bürgerkriege ein Ende zu machen, trug die Opposition im Parlamente (Juni

1823) auf eine gänzliche Umbildung der irländischen Gesetzgebung und Verwaltung an. Allein die Rechte des Eigenthums und des Besitzstandes ließen dies nicht zu; denn, wie Lord Liverpool im Oberhause sagte, sind  $\frac{2}{3}$  des irländischen Grundeigenthums in den Händen der Protestanten\*); diese aber auch zugleich der reichste, gebildetste und unterrichtete Theil des Volks; daher in Irland so wenige Katholiken zu Verwaltungsstellen tauglich befunden werden. In Irland, sagte er, entzweie nicht Religionshaß die Gemüther, sondern es sei ein Krieg der Armen gegen die Reichen, der Proletarien (Eigenthumslosen) gegen die Grundeigenthümer, der Regierungsbedürftigen gegen die zur Regierung fähigen Personen. Das Einzige, was das Parlament 1823 beschloß, war eine Verbesserung des Zehnten systems mittelst vereinfachter Erhebung. Übrigens ward die Fortdauer der Gültigkeit der Auftrugsacte in der unglücklichen Insel genehmigt, und dadurch wenigstens die öffentliche Ruhe in der Insel 1824 wiederhergestellt. Hierauf nahm im brit. Oberhause eine interessante Untersuchung der polit. Stellung der kath. Kirche zu dem Staate überhaupt und zu dem brit. insbesondere ihren Anfang. Die Erklärungen der Vorsteher des kath. Vereins auf die ihnen vorgelegten Fragen schienen jede mögliche Beruhigung zu geben; allein dessenungeachtet siegte die Sache der Emancipation nicht. Die von Canning unterstützte Bill ward zwar im Unterhause (mit geringer Mehrheit) angenommen, fiel aber im Oberhause, wo sich der Herzog v. York gegen dieselbe erklärte, durch. Die Catholic association löste sich öffentlich auf. Auch die Drangisten (Orange-Men) zu Dublin beschloßen am 18. März 1825 einmüthig, ihren Verein aufzuheben, um ähnlichen Gehorsam, wie die Katholiken, gegen das Gesetz an den Tag zu legen. Indes dauern die geheimen Verbindungen fort, und die Emancipationsfrage kam in dem 1826 neugewählten Unterhause wieder zur Berathung. Das Elend in Irland hat sich seitdem so wenig vermindert, und das unter der Asche fortglühende Feuer des Auftrugs, der Whiteboyism, ist so wenig erloschen, daß noch immer von Irland her für England große Gefahr zu befürchten ist. Das „Edinburgh review“ f. 1825 sagt über die irländischen Angelegenheiten: es sei die dringendste Nothwendigkeit vorhanden, Maßregeln von entschiedenem Charakter rücksichtlich Irlands zu ergreifen; von der Beschaffenheit dieser Maßregeln hänge das Schicksal des britischen Reichs ab. Wolle England fortwährend 5 Sechstheile des irländischen Volkes als eine entartete Rasse behandeln und die schändlichen Mißbräuche, mit denen jeder Theil der innern Verwaltung Irlands behaftet sei, aufrechterhalten, so gehe England einem Bürgerkriege entgegen, der mit äußerster Wuth und in einer größern Ausdehnung als jemals zuvor auszubrechen drohe. Die Whiteboy-Association habe den Landmann zu den verwerflichsten Unternehmungen gezogen und vorbereitet. Man werde kein andres Beispiel eines Volkes in der Weltgeschichte auffinden, welches seinen Herrschern so gänzlich entfremdet und so überreif zu Revolutionen sei als die Irländer. Dies Alles, und die von s. Anhängern 1828 durchgesetzte Wahl des talentvollen, kühnen Sprechers der Irland, Katholiken, D'Connel, zum Mitgliede des Parlaments, hat endlich den ersten Minister Wellington bewogen, die Emancipation 1829 im Oberhause durchzusetzen. Als aber D'Connel, durch diesen Erfolg kühn gemacht, einen Anti-Unionsverein stiftete, damit Irland, von England getrennt, s. eignes Parlament wieder erhielte, verließen ihn mehre s. bisherigen Freunde, Schiel, D'Gorman, Lawless u. A. 20.

Whitfield (George), geb. zu Gloucester 1714, zeigte frühzeitig bei jugendlichen Ausschweifungen große Talente. Nach einander Schüler, Kellner im

\*) Von 7 Mill. Einw., die man in Irland zählt, sind 5 Sechstheile katholisch. Nach Hume's Angabe im Parlamente besitzt der protestant. Klerus  $\frac{2}{3}$  des irländischen Grundeigenthums, oder 18 Mill. Acres, und auf 14 Mill. Pf. St. des Ertrags vom Grundeigenthum 2 $\frac{1}{2}$  Mill. Pf. St. Einnahme, ohne 700,000 Pf. St. an Zehnten. Die Krone vergibt in Irland 684 geistliche protestant. Pfründen.

Gasthofs f. Vaters und Student in Dxford, gerieth er hier in die Gemeinschaft der Methodisten und wurde durch s. außerordentliche Predigergabe das eifrigste und einflußreichste Werkzeug dieser Sekte. Tausende drängten sich in den Kirchen, und, als diese ihm verschlossen wurden, im freien Felde um ihn zusammen. Er predigte auf den Tummelplätzen des londner Pöbels, auf Tische oder Mauern gestellt, mit einer Wirkung, die der Bezauberung gleich. Auf Bleakheath bei London hatte er einst an 50,000 Zuhörer, und das Singen wurde 2 engl. Meilen weit gehört. Er ergriff die Herzen, eben nicht, weil seine Vorträge besonders kunst- und gedankenreich gewesen wären — er hielt sie alle aus dem Stegreife —, sondern wegen der Kraft und Fülle seiner Bilder und der wirklich furchtbaren Gewalt seiner Stimme. In Nordamerika erwarb er bei 7 Missionsreisen neue Anhänger, und selbst auf den Schiffen, die ihn hinüber- und herübertrugen, wurde die Mannschaft durch seinen Feuereifer bekehrt. Besonders Verdienst erwarb er sich durch die Sorge für Errichtung neuer Schulanstalten und Waisenhäuser in Schottland und England; sein Hauptaugenmerk war aber das nach Frank's Beispiel 1740 von ihm gegründete und durch Beiträge seiner Anhänger erhaltene große Waisenhaus bei Savannah in Georgien. Er predigte für diesen Zweck mit solcher Begeisterung, daß Franklin, der ihn hörte und nichts geben wollte, weil er die Sache für unausführbar hielt, zuerst das Kupfergeld, endlich alles Silber und Gold, das er bei sich hatte, in das Becken warf. Andere wurden ebenso gerührt. (S. Franklin's Werke.) Bei seinem Tode (1770) hinterließ er die Sorge für diese Anstalt der Gräfin Huntington, seiner treuesten Gönnerin, die ihn zu ihrem Kaplan ernannt und kräftig unterstützt hatte. Die 7 Bde. s. Schriften enthalten s. Lebensgeschichte und Predigten. Über s. 1741 erfolgte Trennung von Wesley und die nach ihm benannten Whitefieldianer vgl. Methodisten.

Wiclef oder Wicliffe (Johann), ein gelehrter, religiöser und wahrheitsliebender Theolog und einer von Luther's Vorgängern, wurde zu Anfange des 14. Jahrh. unweit Richmond in der engl. Grafschaft York geb. Er widmete sich früh den Wissenschaften und zeichnete sich auf der Universität zu Dxford, wo er sich bildete, durch s. angestrengten Fleiß, s. lebhaften Geist und s. Fortschritte aus. Mit besonderm Eifer legte er sich auf das Studium der Bibel und der Schriften der Kirchenväter, und aus diesen Quellen schöpfte er wahrscheinlich in der frühern Zeit s. Lebens jene Grundsätze, die er im reifern Alter so muthvoll aussprach. Er wurde zuerst auf die unerlaubten Mittel aufmerksam, deren sich die Geistlichen bedienten, um zu Ämtern zu gelangen, und trat wider sie 1356 als Schriftsteller auf, vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Universität zu Dxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, die immer mehr die akademischen Stellen an sich zu ziehen suchten. Je mehr er sich dadurch bei der Universität beliebt machte, desto mehr suchte man ihn zu befördern; und so erhielt er, nachdem er bereits verschiedene Ämter bekleidet hatte, 1365 die Stelle eines Vorstehers bei dem Collegium von Canterbury zu Dxford. Daß ein solcher Mann den Mönchen äußerst verhaßt war, bedarf keines Beweises, da er ihren Anmaßungen, die damals in England aufs höchste gestiegen waren, sich so freimüthig widersetzte. Sie bewickten daher bei dem Papste s. Absetzung. Allein nun trat W. gegen den Papst selbst auf. König Eduard III. von England hatte nämlich 1365 den sogen. Peterspfennig eingezo-gen, und dadurch den Papst einer großen Einnahme beraubt, in deren Besitz er sich zu behaupten suchte. Man hatte W. durch s. Absetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt; allein er hielt fortwährend zu Dxford mit dem größten Beifall theologische Vorlesungen, und vertheidigte nun 1367 in einer besondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst. Da indeß dieser in s. Anmaßungen fortfuhr, und behauptete, daß ihm das Recht gehöre, die geistlichen Pfründen in England zu

vergeben, so schickte Eduard W. 1374 nebst einigen Andern als Gesandten nach Brügge, um daselbst mit den Abgeordneten des Papstes über diesen Gegenstand zu unterhandeln, und W. ermangelte nicht, auch hier mündlich die Rechte s. Königs zu behaupten. Er hatte unterdessen die päpstliche Curie noch besser kennen gelernt und faßte nun erst einen tödtlichen Haß gegen sie, den er in einer s. vorzüglichsten Schriften bewies, die eine Unterredung zwischen der Wahrheit, einem arglistigen und einem klugen Theologen enthält. Da ihm Eduard nach Beendigung s. Gesandtschaft 1375 auch ein Canonicat an der Collegiatkirche zu Westbury und die Pfarre zu Lutterworth in Leicestershire ertheilte, so suchten die Mönche diesen ihnen immer gefährlicher werdenden Mann auf alle Art zu stürzen. Sie übergaben deshalb 1377 Papst Gregor XI. 18 Lehrsätze oder Artikel, die ihrer Meinung nach keiserisch waren, und welche W. vorgetragen haben sollte. So sehr der Hof den Vertheidiger der königl. Rechte in Schutz nahm, so drohte ihm doch viel Gefahr, da Gregor dem Erzbischof von Canterbury den Auftrag gab, W. wegen dieser Lehrsätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein obchon der Erzbischof eine Versammlung der Geistlichen in London zusammenberief, vor welcher W. erscheinen mußte, so begleitete ihn doch der Herzog Johann von Lancaster mit in die Versammlung, half selbst ihn vertheidigen, und so sah man sich genöthigt, ihn freizusprechen. Gregor ließ darauf, nach König Eduards Tode, im Juni 1378 eine neue Versammlung der Geistlichen in England zusammenberufen, vor welcher sich W. nochmals stellen mußte; doch jezt wagte man es nicht, ihn zu verurtheilen, sondern man legte ihm bloß Stillschweigen auf. W. fuhr jedoch immer fort, mit Freimüthigkeit s. vorher geäußerten Grundsätze sowol durch Schriften als auch mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Die Geistlichkeit zog endlich Eduards Thronfolger, den schwachen Richard II., auf ihre Seite, und in einer 1382 zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichen wurden mehre von W.'s Lehrsätzen als keiserisch verdammt, s. Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen. Da jedoch W. selbst, auf Anrathen s. Freunde, sich vor der Versammlung nicht gestellt hatte, überdies Urban VI. und Clemens VII. einander seit 1383 den päpstlichen Stuhl streitig machten, und deshalb zwischen ihren beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich W.'s Proceß in die Länge. Es ist schwer, die von ihm bekanntgemachten Lehrsätze genau anzugeben. Die Nachrichten, welche wir darüber haben, sind uns großentheils von Denjenigen überliefert worden, welchen s. Lehren ein Gräucl waren, und die daher, um den Haß gegen ihn zu erhöhen, oder die kirchliche Verdammung auf ihn zu ziehen, sich wahrscheinlich kein Bedenken machten, zu entstellen, was er gelehrt hatte. Aus s. eignen Schriften und a. glaubwürdigen Urkunden geht indeß hervor, daß er überzeugt gewesen zu sein scheint: man habe zur Zeit des Apostels Paulus 2 geistl. Würden, Priester und Diakone, für hinlänglich gehalten; bürgerliche Gewalt solle nie der Geistlichkeit übertragen werden; ein Christ solle Vernunft und Schrift zur Richtschnur nehmen; auf allgemeine Kirchenversammlungen sei wenig zu halten; der röm. Stuhl sei so wenig das Oberhaupt der Kirche als irgend ein anderer Bischofsstuhl; der heil. Petrus habe keinen Vorrang vor den übrigen Aposteln; im Brot und Wein sei nach der Consecration nicht Christi wahrer Leib, sondern nur dessen Bild; der römische Papst habe nicht mehr Gewalt zu binden und zu lösen als jeder andre Priester; es sei nicht nur rechtmäßig, sondern sogar verdienstlich, der Kirche, im Falle eines ungebührlichen Betragens, ihre weltlichen Güter zu nehmen; das Evangelium allein sei hinlänglich, einen Christen in s. Leben den rechten Weg zu führen, alle andre von frommen Männern gegebene und in Klöstern befolgte Regeln können einem Christen keine höhere Vollkommenheit geben; weder der Papst noch sonst ein Bischof solle Gefängnisse haben, um Übertreter der Kirchenzucht zu bestrafen, sondern Jedermann müsse Freiheit behalten, seinen Lebenswandel einzu-

richten. Diese Sätze greifen die päpstl. Anmaßung unstreitig an ihrer Wurzel an und verrathen einen kräftigen Geist und die gesündeste Beurtheilung. Es ist indes klar, daß W. selbst nicht alle Folgerungen erkannte, die man jetzt daraus ableiten muß, denn er entzog sich nie der kirchl. Gemeinschaft. Er erfüllte regelmäßig die Pflichten s. Pfarvantes und wurde, während er in s. Kirche die Messe hörte, von der Krankheit befallen, die 1384 sein Leben endigte. Seine Lehren wurden weit verbreitet und willig angenommen. Sein reiner, unbescholtener Lebenswandel empfahl ihn vielen Menschen, während mehre angesehene Männer des Reichs, durch die Hoffnung erfreut, der Kirche einen Theil des viel gemißbrauchten Reichthums zu entreißen, ihn offen begünstigten, und ihn so kräftig gegen den Unwillen des Papstes und der Geistlichkeit beschützten, daß er, trotz wiederholter Versuche, ihn zu quälen und zu verfolgen, s. Augen in Frieden schloß. Einer Kirchenversammlung war es vorbehalten, eine kleinliche Nachgieblichkeit zu befriedigen, indem sie s. Gebeine 1425 aus dem Grabe nehmen und verbrennen ließ. Aber selbst diese Ausübung geistlicher Obergewalt, die Paps Martin V. und die versammelten Bischöfe zu Konstanz sich erlaubten, hatte nicht die erwartete Wirkung. Die ungünstige Meinung gegen die Kirche befestigte sich dadurch nur noch mehr unter W.'s Anhängern, und die freisinnigen Grundsätze, die sie von ihrem Lehrer erhalten hatten, wurden ihnen desto theurer und um so treuer aufbewahrt. Von dieser Zeit an wurden sie in England nie ausgerottet; sie wurden, trotz der grausamen Gesetze, welche die Anhänger derselben zum Scheiterhaufen verurtheilten, in mehren einzelnen Familien erhalten, und bereiteten Diejenigen, deren Erbe sie wurden, auf die große Veränderung vor, welche in glücklichen Zeiten bewirkt wurde. Die Früchte von W.'s Forschungen waren nicht auf England eingeschränkt. Unter den zahlreichen Studenten zu Dxford, die ihn kannten und ehrten, befanden sich Einige, die seine Lehren nach Deutschland brachten und mit einem Eifer verbreiteten, den die Kirche vergebens zu unterdrücken suchte. In Böhmen weckten sie den Reformator Hus, der sie zwar nicht sämmtlich billigte, und selbst der Lehre von der Transsubstantiation treu blieb, aber doch diejenigen annahm, die gegen die Geistlichkeit am feindseligsten waren. S. N. Vaughan's „Life and opinions of John de Wicleffe“ (aus s. noch ungedruckten Papieren), mit e. Übersicht des Papalsystems und der evangel.-protestant. Kirche in Europa am Anfange des 14. Jahrh. (Lond. 1828).

Widdin, eine feste Stadt und Hauptort eines Sandschaks in Rumelien, an der Donau, mit 25,000 E., Sitz eines Sandschakbeis und eines griech. Bischofs. Sie wurde in neuern Zeiten durch die glücklichen Unternehmungen Paswan Dglu's bekannt. Der Sultan Selim III. (s. d.) hatte, nach Beendigung des Krieges gegen Sreich und Rußland, dem zerrütteten Zustande des Reichs durch eine neue Ordnung der Staatsverwaltung abzuhelfen und die verderbliche Uebermacht der Janitscharen durch eine neue Einrichtung des Kriegswesens (Nizam-Deschid) zu brechen gesucht. Man wollte jene furchtbare und verwilderte Schar durch die neugeworbenen, an europäische Kriegszucht und Taktik gewöhnten Krieger entbehrllich machen und sie nach und nach auflösen. Während man die gefährlichsten Abtheilungen derselben, die in Konstantinopel lagen, noch verschonte, fing man damit an, die an den Grenzen als Besatzung liegenden Janitscharen (die Yamag) aufzuheben. Die Befehle der Regierung, diese Krieger nicht weiter zu besolden, fanden Widerstand, der zwar überall ohnmächtig blieb, aber in Widdin in einen furchtbaren Aufstand ausbrach. Hier stellte sich der kühne und schlaue Paswan Dglu (d. h. Paswan's Sohn) an die Spitze der Janitscharen. Sein Vater hatte im letzten Kriege (1788—91) ein Heer von Freiwilligen tapfer geführt, war aber vom Großvesier, der auf dessen Ansehen und Reichthum eifersüchtig war, hingerichtet worden, und der Sohn selbst hatte eine Zeit lang gefangen gesessen. Erbittert gegen die Pforte, ergriff P. D. begierig die Gelegenheit, sich zu rächen; er sammelte die Ja-

nitscharen, die aufgelöst werden sollten, und zwang den Pascha, aus der Stadt zu fliehen. Die neuen Abgaben auf Lebensmittel und Landeserzeugnisse, die man zur Bestreitung des Aufwandes der neuen Einrichtung des Kriegswesens aufgelegt hatte, machten auch die Bewohner der Stadt zum Aufstande geneigt, und kaum hatte P. durch den ersten Sieg das Vertrauen auf seine Tapferkeit und Kriegskunst befestigt, so traten Alle auf seine Seite, und er war bald im Stande, ein kleines Heer zu errichten. Als seine Kriegsmacht so sehr angewachsen war, daß die Einkünfte der Stadt zur Unterhaltung derselben nicht mehr hinreichten, entsendete er einzelne Abtheilungen in die benachbarten Landschaften, um Steuern zu erheben und sich der öffentlichen Gelder zu bemächtigen, und foderte die Fürsten der Moldau und Walachei auf, ihm Lebensmittel, Kriegsbedarf und Geld zu schicken, um die verheerenden Streifereien seines Heeres von ihren Ländern abzuwenden. Der Sultan, sagte er in einem öffentlichen Aufrufe, habe, dem Koran zuwider, das Leben und Vermögen der Freunde Mohammed's einer Räuberrotte, wie er den neuerrichteten Staatsrath nannte, überlassen, und er erklärte, daß er alle treue Janitscharen und alle Rechtgläubigen unter seine Fahnen sammeln wollte, um den Sultan aus der Gewalt jener Räuber zu befreien und die rechtmäßige Staatsverfassung herzustellen. Es gelang ihm, auch die Griechen zu gewinnen, als er Freiheit und Gerechtigkeit zu seiner Losung machte, und versprach, ihnen die freie Ausübung des Gottesdienstes zurückzugeben und alle beschimpfende Auszeichnungen, die man ihnen gegen frühere Zusagen vorgeschrieben hatte, wieder aufzuheben. Der kraftvolle Raschid Effendi, der an der Spitze der Staatsverwaltung stand, bereitete sich zur Ausführung eines weit umfassenden Entwurfes, um den Aufstand zu unterdrücken und dann seine siegreiche Kraft zur völligen Auflösung der Janitscharen zu benutzen. Sein Tod vereitelte dies, und die übrigen Mitglieder des Staatsrathes, nicht kühn genug, jenen Plan zu verfolgen, ließen dem furchtbaren P. Begnadigung und Erlass der eingezogenen Güter seines Vaters anbieten, wenn er zum Gehorsam zurückkehren wollte. Diese Schwäche machte den Empörer noch kühner. Er foderte die Wibdin Befreiung von den neuen Steuern und Wiederherstellung der Rechte der Janitscharenbesatzung. Der Sultan gab nach und schickte einen Pascha nach Wibdin, den aber P. nicht zu Macht und Ansehen kommen ließ, da das Heer auf seiner Seite blieb. Bald aber verlangte er, um sich den rechtmäßigen Besitz seiner Gewalt zu sichern, die Statthalterschaft von Wibdin und die Würde eines Pascha von 3 Rosschweifen, und als der Sultan das Gesuch abwies, ließ P. den Aufstand wieder ausbrechen. Er hatte anfänglich den Plan, mit seinem Heere gegen Konstantinopel zu ziehen, und wahrscheinlich würde, bei der Unzufriedenheit der meisten Großen mit der neuen Verfassung, es ihm gelungen sein, den osmanischen Thron umzustürzen, aber er entschloß sich später, das Heer des Sultans in Wibdin zu erwarten, in der Hoffnung, daß die Kriegsvölker zu ihm übergehen oder in den Sümpfen um die Stadt ihren Untergang finden würden. Im ersten Feldzuge (1797) siegte sein Heer fast immer, nahm die meisten Städte an der Donau, und bedrohte selbst Belgrad, und während des Sultans Kriegsvölker durch Ausreisen, Schlachten und Seuchen abnahmen, wuchsen P.'s Scharen immer mehr an. Der Sultan stellte im folg. J. den Großadmiral Hussein, der des Landkrieges unkundig war, an die Spitze eines neuen zahlreichen Heeres. P. gab seine Eroberungen auf, entließ den größten Theil seiner Kriegsvölker, und warf sich mit 10,000 M. nach Wibdin, das auf 2 J. mit allen Bedürfnissen versehen war, und faßte den Entschluß, durch die hartnäckigste Vertheidigung der Stadt das überlegene Heer aufzureiben. Der neue Kampf wurde von des Sultans Feldherrn ebenso schmachlich geführt als der frühere; mörderische Ausfälle schlugen bald den Muth des Heeres nieder, das täglich schmolz, und als der Hauptsturm abgeschlagen wurde, sah sich der Kapudan Pascha genöthigt, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen. P. D. sammelte

alsbald wieder die entlassenen Kriegsvölker, nahm die früher aufgegebenen Eroberungen zurück, und bedrohte, gefährlicher als je, die nördl. Gegenden des Reichs. Unvermögend, den kühnen Empörer zu bezwingen, mußte die Pforte ihm endlich (im Oct. 1798) Begnadigung gewähren und ihm die Statthaltertschaft von Widin mit der Paschawürde anbieten, um sich bei den Gefahren, welche die Landung der Franzosen in Aegypten dem Reiche drohte, von dem innern Feinde zu befreien.

**Widerlegung** ist der Beweis der Falschheit einer Behauptung und die Beweisführung selbst. Im Grunde wird mit jedem Beweis einer Behauptung die entgegengesetzte auch widerlegt; aber ausdrücklich heißt die Widerlegung der gegen eine fremde Behauptung gerichtete Beweis. Hier muß etwas Entgegenstehendes überwunden werden, hier gibt es schon Voraussetzungen, die oft Vorurtheile sind, und aus diesem Grunde ist es gemeiniglich schwerer, Etwas zu widerlegen, als Etwas positiv zu erweisen. Um eine Behauptung zu widerlegen, muß man sie als un gegründet erweisen; dies geschieht also, indem man ihren Grund angreift und zeigt, wie er entweder überhaupt oder als Grund zerfällt, oder indem man zeigt, daß aus einem Grunde falsch geschlossen worden ist. Ist aber kein Grund der fremden Behauptung angegeben, so läßt sich oft zeigen, daß sie ausgemachten Wahrheiten widerspricht oder in sich selbst widersprechend ist. Kann man dies nicht, so bleibt übrig, ihr eine andre Behauptung von derselben Gattung entgegenzusetzen, oft auch diese durch die Macht der Autorität oder durch Wisz zu verstärken, wobei aber nur Überredung, nicht Überzeugung bewirkt wird.

**Widerspruch** werden oft entgegengesetzte Bestimmungen oder die Entgegensetzung genannt. Die formale Logik aber unterscheidet den Gegensatz von dem logischen Widerspruche (contradictio, repugnantia logica) dadurch, daß dieser das Verhältnis zweier Denkbestimmungen bezeichnet, welche sich wie reine Bejahung (Affirmation) und Verneinung desselben Objects verhalten; worauf sich das logische Gesetz des Widerspruches gründet: „Denke nicht Widersprechendes“, oder weil das Widersprechende eigentlich nicht gedacht, d. i. in einem Bewußtsein verbunden werden kann: „Widersprechendes ist ungedenkbar“. Sonach bestimmte der Widerspruch nur einen Wahn, in der Einbildung verbunden zu haben, was sich nicht verbinden läßt; und am deutlichsten würde dieser Wahn in die Augen fallen, deshalb aber auch die größte Gedankenlosigkeit und Einfalt voraussetzen bei dem unmittelbaren Widerspruche, den man auch contradictio in adjecto nennt, wo widersprechende Vorstellungen ganz nahe zusammentreten, z. B. viereckiger Cirkel. Leichter wird dieser Wahn entstehen und sich verbergen, wo die Vorstellungen und ihre Zeichen weit auseinandertreten, und folglich mehr Umfang der Verstandesthätigkeit dazu gehört, zu vergleichen und sich treu zu bleiben.

**Widerstand.** Um einen Körper in Bewegung zu setzen, wird eine auf ihn einwirkende bewegende Kraft erfordert. Die ihm solchergestalt mitgetheilte Bewegung setzt der Körper, gemäß seiner Trägheit, so lange unverändert fort, bis irgend ein äußerer Umstand sich der unge störten Wirkung jener bewegenden Kraft entgegenstellt, sie theilweise oder ganz aufhebt, und sie also einen Widerstand erfahren läßt. Der Begriff Widerstand bedeutet also in der Dynamik: Alles, was die zur Veränderung des Zustandes angewendete Kraft vermindert oder aufhebt.

**Widerstand der Mittel.** Wenn man mittelst einer Vorrichtung unter der von Luft möglichst entleerten Glocke der Luftpumpe ein Papierblättchen und eine Bleikugel fallen läßt, so erreichen beide den Keller gleich schnell, wogegen in der freien Luft ein sehr großer Unterschied in der Schnelligkeit des Falles dieser beiden Körper bemerklich ist. Dieser Unterschied rührt von dem Widerstande her, den die Luft dem fallenden Körper entgegensetzt, und den das schwerere Blei natürlich leichter überwindet. Einen ähnlichen Widerstand (Widerstand der Mittel) erfahren alle feste Körper, wenn sie sich in flüssigen Mitteln bewegen, indem sie die der Richtung

ihrer Bewegung entgegenstehenden Theile derselben aus dem Wege treiben müssen. Weitere Untersuchungen über diesen Umstand führen auf merkwürdige Abweichungen, deren Gesetz seit Jahrhunderten die größten Geometer, jedoch ohne befriedigende Erfolge, beschäftigt hat. Newton's Behauptung, daß der Widerstand eines nämlich Mittel dem Quadrate der Geschwindigkeit des darin bewegten Körpers proportional sei, trifft nur bei einem gewissen Maße der Bewegung zu, wogegen namentlich sehr schnelle Bewegungen, z. B. abgeschossene Geschützkugeln, einen unerwartet großen Widerstand erfahren. (Vgl. *Wallis's*) — Im weitesten Sinne gehört noch hierher das berühmte Problem von der Gestalt des Körpers, welcher solchergestalt bewegt, den kleinsten Widerstand erfährt (*solidum minimae resistentiae*).

D. N.

**Widmer** (Samuel), Mechaniker und Manufacturist, Oberkamps's Nefte und Nachfolger. Samuel W., geb. 1767 zu Dthmarsingen, Canton Aargau, lernte das Gewerbe in der Sattunfabrik s. mütterlichen Großvaters, die gewissermaßen die Wiege der berühmten Manufactur zu Jouy war; dann erzog ihn s. Oheim Oberkampf zu Jouy, wo W. als Arbeiter alle Handgriffe im Stich, Druck und Färben lernte; hierauf hörte er Physik, Chemie und Mechanik. In letzterer folgte er seinem Genie und s. Erfahrung. Nach einigen Jahren übergab ihm Oberkampf die oberste Leitung der Fabrikarbeiten. W. wandte Berthollet's chemische Bleichart der Leinwand zuerst im Großen an. Dann erfand er selbst 1792 den Druck mit gestochenen Kupfernen Cylindern, machte aber der Revolution wegen erst später im Großen Gebrauch davon. Dieser Kupferdruck fördert so schnell als 24 geübte Arbeiter. Nun erfand er auch eine Maschine, um die Muster in die kupfernen Cylinder zu stechen. Diese leistet in 6 Tagen so viel und so gut, als der beste Kupferstecher in 6 Monaten macht. Noch erfand er eine andre Maschine, um Kupferplatten zu stechen. Hierauf erfand er seit 1809 die wichtige Methode, das Wasser in den Färbekesseln durch Dämpfe zu heizen. Man ahmte dies in allen großen Fabriken und auch in Badeanstalten nach. Dann entdeckte er eine Art Farbe: *le vert solide d'une seule application*, worauf die königl. Gesellschaft zu London einen Preis von 2000 Pf. (50,000 Fr.) gesetzt hatte. Bis dahin hatte man das *vert solide* nur durch zweimaliges Auftragen, entweder von Indigoblau auf Gelb, oder von Gelb auf Indigoblau erhalten. Den Engländern theilte W. diese wichtige Erfindung nicht mit, daher erhielt er nicht den dort ausgesetzten Preis. Er reiste damals nach England, wo ihn der berühmte Sir Joseph Banks mit Achtung aufnahm. W. lernte daselbst die Maschine zum Öffnen der Baumwolle kennen und führte sie in Frankreich in seiner berühmten Spinnerei zu Essonne ein. Außerdem erwarb er sich noch durch viele technische Verbesserungen ein großes Verdienst um das franz. Gewerwesen und galt für den ersten Manufacturisten in Frankreich. Seine letzte Erfindung war eine Maschine zum Weißbleichen der Leinwand, die man, weil das Wasser durch einen Kreislauf siedend in die Bleichwanne ein- und ausströmt, *hydrocyclophore* nennt. Ludwig XVIII. ertheilte dem verdienstvollen Manne das Kreuz der Ehrenlegion. Noch in einem Alter von 54 J. widmete sich W. seinen Arbeiten mit Eifer; dies stumpfte s. Kräfte ab. Er versank in Melancholie und starb 1824. W. war zugleich ein guter Bürger, großmüthig und theilnehmend gegen Unglückliche, auch gegen seine Landesleute, die Schweizer.

20.

**Wiebeking** (Karl Friedrich v.), k. bairischer Geh.-Rath, als Gelehrter, Wasserbaumeister und Topograph rühmlichst bekannt, geb. d. 25. Juli 1762 zu Wollin in Pommern, widmete sich, nach vollendeten Studien, den topographischen Aufnahmen. Er war 17 J. alt, als ihm die Aufnahme der Charte des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz anvertraut wurde. Sodann nahm er, in Auftrag des preuß. Ministeriums, einen Theil von Pommern und den Nekebiseric auf. 1784 nach Berlin zurückgekehrt, luden ihn die Herzoge v. Weimar und Gotha, die ihre Län-

der in genauen topograph. Aufnahmen dargestellt zu sehen wünschten, zu sich ein. W. fing die Aufnahme bei Gotha an, deren Fortsetzung er aber Andern übergab, und nahm sodann das Herzogthum Weimar und auch die Herrschaft Schmalkalden topographisch auf. Demnächst vollzog er den ihm gewordenen Auftrag zur topograph. Aufnahme von Mecklenburg-Schwerin. Neben diesen Arbeiten beschäftigte ihn das Studium der Militair-, der bürgerlichen und der Wasserbaukunde, und 1788 trat er als Wasserbaumeister im Herzogthume Berg in kurpfälzbairische Dienste. Eine Charte von diesem Lande, das er auf eigne Kosten aufnahm, erschien in 4 Blatt. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten waren 1792 eine Abhandlung über topogr. Charten und Beiträge zum praktischen Wasserbau und zur Maschinenlehre. 1795 erschienen f. „Beiträge zur kurpfälzischen Staatengeschichte“. In dieser Zeit bereifte er zum zweiten Male Holland, und 1796 schrieb er eine Auskunft von dem Übergange der Franzosen über den Rhein und Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaues. Bald nachher trat er in darmstädtische Dienste. Er war jetzt vorzüglich beschäftigt, die Materialien zu f. großen Werke über die Wasserbaukunst zu sammeln, und bereifte deshalb 1798 abermals Holland und die ganze Meeresküste bis Bremen. Bei Gelegenheit des rastatter Congresses verfaßte er eine Denkschrift über die Rheingrenze, worin er überhaupt darthat, daß bei Stromgrenzen der Thalweg eines Stromes die eigentliche Grenze bilde. Die großen Dammanlagen, die er in Vorschlag brachte und ausführte, haben ihre Trefflichkeit bewährt. 1800 machte er eine Reise durch Frankreich, deren Resultate sich in f. „Wasserbaukunst“ finden. Die 1. Aufl. dieses class. Werkes erschien von 1798—1805 in 5 Bdn. 1802 trat er als Hofrath in östr. Dienste. Was er hier gewirkt, zeigen u. A. mehre Chausseeanlagen. Seine Vorschläge zur Schiffbarmachung der March blieben unausgeführt. Auch schrieb er 1804 f. „Theoretisch-praktische Straßenbaukunde“. Hindernisse aber, die f. Thätigkeit entgegentraten, bewogen ihn, 1805 als Geh.-Rath, Finanzreferendar und Chef des Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens in bairische Dienste zurückzutreten. Hier blieb er in einer ausgebreiteten Wirksamkeit bis 1818. In diesem Zeitraume wurden 1813 Stunden Chausseen wiederhergestellt, 25 neue Chausseen angelegt, 40 Hauptbrücken erbaut und über 100 restaurirt, 4 große Durchlaßwehre aufgeführt, bei Lindau ein Hafen mittelst eines massiven Dammes angelegt, unterhalb des starhemberger Sees 1800 Tagewerke Moräste in Wiesen verwandelt, und 17 Hauptflußcorrectionen bewirkt. Zugleich hat W. in dieser Zeit von mehren Werken, namentlich von f. „Wasserbaukunst“, eine umgearb. Aufl., verschiedene in der münchener Akademie vorgelesene Abhandlungen u. geliefert. Seit der Niederlegung seiner Ämter beschäftigt er sich mit literarischen Arbeiten. Von f. „Theoretisch-praktisch-bürgerlichen Baukunde, mit Abbildungen antiker Baudenkmale“ erschien in München 1821 der 1. Bd., 4., mit 46 Kupf., Fol. Eine ziemlich scharfe Beurtheilung des letztern Werkes findet sich im „Hermes“, Nr. XVI. Ferner: „Kurzgefaßte Erläuterungen und Grundsätze der Civilarchitektur“ (München 1824).

Wiebel (Johann Wilhelm v.), D., Leibarzt des Königs von Preußen, Geh. Obermedicinalrath, Ritter des k. preuß. rothen Adlerordens 3. Classe und des eisernen Kreuzes 2. Classe, auch russ., östr., franz. und bair. Ordensritter, Mitgl. mehrerer medicin.-chirurgischen Akademien und gel. Gesellschaften, geb. zu Berlin d. 24. Oct. 1767, studirte daselbst und wurde 1784 Compagniechirurgus und 1792 Stabsarzt beim Feldlazareth während des Rheinfeldzuges. Unter Görcke's Leitung bildete er sich im Gefolge des Heeres zu erfahrungreicher Berufsthätigkeit in Koblenz, Trier, Luxemburg, Longwy, Verdun, Grandpré, vor Mainz u. a. a. D. aus. 1795 ließ er sich in Erlangen prüfen und zum Doctor ernennen, nachdem er seine Dissertation: „Analecta quaed. de ulceribus pedum vetustis“ vertheidigt hatte. Hierauf arbeitete er mit an der Einrichtung der von Görcke vorgeschlagenen Papi-

niere, und wurde 1797 der erste Oberstabsarzt und Subdirector bei dieser Anstalt. 1800 trat W. eine kunstwissenschaftliche Reise an; er sah Deutschland, besonders Wien, dann Italien; hier ließ er sich, um das Hospitalwesen genau kennen zu lernen, von den Franzosen gefangen nehmen, arbeitete selbst in den Hospitälern und führte Krankentransporte. Dann ging er über Verona, Mailand, Pavia, Genua nach Marseille, Lyon und Paris. Im Nov. 1801 ernannte ihn der König zum Arzt beim Cadettencorps in Berlin, und 1807 zum Generalchirurgus beim Garderegiment. 1808 begleitete er den König nach Petersburg und wurde Leibarzt. Nach s. Rückkehr aus Rußland errichtete er in Potsdam eine russische Wadearnstalt und bildete das Gardelazareth zu einer Normalanstalt für künftige Regimentsärzte aus. In den spätern Feldzügen 1813—15 bewies W. seine Berufstreue in allen Lazareth von Breslau bis Paris, sowie auf den Schlachtfeldern von Kulm, Leipzig, Bar sur Aube, Brienne etc. Da er den König auf allen Reisen in der neuesten Zeit begleitete, so hat er die merkwürdigsten ausländischen Spitälern und Militair-medicalanstalten, namentlich die von London, Petersburg, Moskau, Wien, Pesth und Ofen, genau kennen gelernt, und konnte davon in seiner spätern Stellung den zweckmäßigsten Gebrauch für die preuß. Armee machen. Er wurde nämlich 1815, als Görcke's Dienstjubiläum eintrat, zum vereinigten ersten k. preuß. Generalstabsarzt und Chef des Militairmedicalwesens ernannt, und 1827 vom König von Preußen geadelt.

**Wied**, Grafschaft, am Niederrhein und der Lahn, das größte standesherrschafliche Gebiet im Großherzogth. Niederrhein, gehört dem fürstl. Hause Wied, das schon im 11. Jahrh. blühte. Im 13. Jahrh. kam sie durch Heirath an einen edeln Herrn von Isenburg, von dessen älterm Sohne die nachherigen Grafen dieses Namens, sowie von dem zweiten die Linie der Grafen von Wied hergeleitet werden. Der Letzte dieses Geschlechts setzte seinen Großneffen, Sohn eines Herrn v. Munkel, zum Erben ein (1554), und dieser ist folglich der Stifter des dritten Hauses, das Wied besitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Ältern (1698) theilte sich das Haus durch dessen Söhne in 2 Linien: 1) **Wied-Munkel**, erhoben in den Fürstenstand 1791, besitzt die obere Grafschaft Wied an der Lahn ( $8\frac{1}{2}$  □ M., mit 20,000 E.). Der Fürst, Karl Ludwig (geb. 1763), residirt zu Dierdorff (Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied). Er hatte über 60,000 Thlr. Eink. Ein Bruder, Friedrich, war k. östr. Feldmarschalllieutenant. Beide Brüder starben im März und im April 1824 ohne Erben. Mit ihnen erlosch die Linie Wied-Munkel, und die Besitzungen derselben fielen an die jüngere Linie: **Wied-Neuwied**, erhoben in den Fürstenstand 1784, besitzt die untere Grafschaft Wied (3 □ M., 12,000 E.). Der Fürst, Johann August Karl (geb. 26. Mai 1779), residirt zu **Neuwied** (s. d.), einer schön gebauten Stadt am Rhein, und hat 45,000, seit dem Anfälle der Wied-Munkel'schen Besitzungen aber 105,000 Thlr. Eink. Zusammen hat der Fürst beinahe 16 □ M., mit 50,000 E., und 230,000 Stbn. Eink. Beide Linien, die sich zur reform. Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (1806). Die Besitzungen des Hauses Wied liegen unter preuß. Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Munkel, das nach Nassau gehört. Ein Bruder des regierenden Fürsten von Neuwied ist **Maximilian**, Prinz von **Wied-Neuwied**, berühmt durch seine naturhistorische Reise nach Brasilien. Dem Fürstenthume Wied wurden 1825 von dem Könige von Preußen dieselben Rechte und Vorzüge eingeräumt, welche unter den Standesherrschaften schon früher die Grafschaft Stolberg-Wernigerode erhalten hat. Zu Neuwied ist daher eine eigne fürstl. Regierung, welcher in Justizsachen etc. die Entscheidung in zweiter Instanz zusteht, und welche, unabhängig von den königl. Provinzialregierungen, direct dem Ministerium untergeordnet ist, und wohin, von der letzten Instanz bei der Person des Fürsten, Appellation gelangen darf.

Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, s. Restitutio in integrum.

Wiedererzeugung, s. Reproduction.

Wiedererburt, s. Palingenesie.

Wiederholungs- (= Repetitions- = oder Multiplications-) =

Kreis. Man versteht darunter einen in Grade und deren Unterabtheilungen eingetheilten ganzen Kreis von solcher Einrichtung, daß die Bogen desselben successiv zur wiederholentlichen Messung eines und desselben Winkels angewendet werden können, wodurch die Fehler jener Theilung compensirt werden. Um, so weit es ohne Figur möglich ist, einen allgemeinen Begriff von diesem Instrumente zu geben, stelle man sich einen diesergestalt getheilten, vertical stehenden Kreis vor, der mit einem Fernrohre versehen, und dabei einer rotirenden Bewegung um eine horizontale, gleichwie einer azimutalen Bewegung um eine verticale Axe fähig ist. Will man nun mit diesem Kreise z. B. die Zenithdistanz eines Objectes messen, so stellt man den Index des Verniers am Fernrohre auf O der Theilung, bringt den Kreis in den Vertical des Objectes, und rotirt ihn in selbigem, bis das Object im Mittelpunkte des Rohres steht. Dann dreht man den Kreis azimutal um 180°, so fällt nunmehr jenes O ebenso weit jenseits vom Zenith, als es vorher diesseits lag. Richtet man jetzt das Fernrohr wieder nach dem Objecte, so muß man dasselbe dazu den doppelten Abstand vom Zenith durchlaufen lassen, und erhält also den gesuchten Abstand selbst, ohne die eigne Lage des Zeniths berücksichtigen zu dürfen, wenn man den durchlaufenen Bogen halbirte. Auf eine ähnliche Art kann man den betreffenden Winkel vervierfachen, indem man den wieder umgewendeten Kreis nachher rotirt, sodas O der Theilung nach unten zu stehen kommt u. s. w. Von dieser Vielfältigung des Winkels, den man schließlich durch die Zahl der Operationen dividirt, erhält das Instrument seinen Namen. — Den ersten Gedanken dieses sinnreichen Verfahrens hat der Astronom Tobias Mayer (s. d.) gehabt, der dieser für die Genauigkeit der Winkelmessungen entscheidenden Erfindung den Namen Artificium multiplicationis beilegte und sie im 2. Bd. der „Comment. Soc. R. Gott.“ beschrieb. Nachher hat sie namentlich durch den franz. Mathematiker Borda und die engl. Künstler Ramsden, Troughton, Carr, noch mancherlei Verbesserungen erfahren. — S. Viot's „Astronomie“ (2. Aufl., Paris 1811, 3 Bde.); ferner die 2. Abth. des 2. Bds. von Littrow's „Populairer Astronomie“ (Wien 1825, 2 Bde.) D. N.

Wiederschall, s. Schall und Echo.

Wiederschein, Reflexion, s. Zurückstrahlung.

Wiedersehen nach dem Tode. Mit dem tiefgegründeten Wunsche des Menschen, als vernünftiges Wesen fortzudauern nach dem Tode, verbindet sich gern der Wunsch, auch mit den Unserigen, die uns hienieden lieb und theuer waren, noch nach dem Tode in Verbindung zu stehen, oder vielmehr wieder mit ihnen verbunden zu werden. Man hat viele Gründe dafür angeführt, welche theils aus der Natur des Menschen und insbesondere aus der geistigen, theils aus der Vorstellung von Gott hergenommen sind. Viele dieser Gründe findet man in Sinenis's Schrift: „Deswald, der Greis, mein letzter Glaube, als Nachlaß für meine Freunde“ (Lpz. 1813), wogegen die Schrift: „Werden wir uns jenseits wiedersehen?“ von Ernst Winkler (Lpz. 1818), darzuthun sucht, daß ein solches Wiedersehen der Unsern zwar nicht als an sich widersprechend, aber doch nicht streng beweisbar sei. Es bleibt also ein Glauben und Hoffen der Menschenbrust, die sich in Dem, was sie nicht mit Klarheit zu erkennen vermag, der ewigen Führung demüthig hingeben muß.

Wiedertäuser, s. Taufgesinnte.

Wieland (Christoph Martin), geb. zu Oberholzheim, einem Dorfe, das zum Gebiete der ehemal. schwäb. Reichsst. Biberach gehörte, am 5. Sept. 1733;

erhielt von f. Vater, Pfarrer daselbst, der später nach Biberach versetzt und endlich Senior wurde, einem trefflichen Kenner der alten Sprachen, eine sorgfältige Erziehung und den ersten Grund f. wissenschaftl. Bildung. Die Schule der Vaterstadt förderte ihn daneben in der lat., griech. und hebr. Sprache. Die ungewöhnliche Entwicklung des höchst empfänglichen Knaben erregte schon früh Aufmerksamkeit. Im 12. J. versuchte er bereits f. poetisches Talent, bald in lat., bald in deutschen Versen; er unternahm sogar, die Zerstörung Jerusalems zu besingen, kam aber bald davon ab, ohne eine Probe der unzweckmäßigen Anstrengung übrigzulassen. Die ersten Lebensjahre, wo sich gemeiniglich Das ausbildet, was man den Ton des Lebens nennen könnte, verfloßen W. sehr heiter. Auch seine äußern Umgebungen stimmten f. Gemüth zu sanfter, liebender Empfindung, und brachten etwas Jydlisches in dasselbe. Im 14. J. kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welche damals eines ausgezeichneten Rufes genoß. Hier drang er tiefer in den Geist der Alten ein und deutete lernend, lesend, hervorbringend die ersten Grundlinien seiner spätern schriftstellerischen Eigenthümlichkeit an. Die Grazien blieben f. Begleiterinnen, er mochte dichten oder philosophiren, scherzen oder ernst sprechen, loben oder tadeln, klagen oder sich freuen. Unter den Griechen wurde Xenophon f. Liebling, der ihn besonders durch die „Denkwürdigkeiten des Sokrates“ und die „Cyropädie“ lebhaft anzog. Eine reizende Episode des letztern Werks, die Liebe zwischen Araspes und Panthea, hat er später nach f. Weise dargestellt. Die kleinen philosoph. Schriften Cicero's las er gleichfalls mit vieler Theilnahme. Die Werke der Engländer Steele und Addison regten ihn um dieselbe Zeit, so mangelhaft sie auch ins Deutsche übersetzt wurden, vielfältig zur Selbstthätigkeit auf. Noch tiefer empfand er, wegen der natürlichen Geistesverwandtschaft, den belebenden Einfluß Shaftesbury's, dessen menschenfreundliche praktische Weisheit, geschnückt mit edler Klarheit und Anmuth, erst zu liebevoller Bewunderung und später zu Nachahmung reizte. Nebenbei bewahrten Voltaire, d'Argens und andre franz. Schriftsteller vor gefährlicher Einseitigkeit und Schwärmerei. Als 16jähr. Jüngling verließ er Klosterbergen, in Kenntnissen und Einsichten weit über f. Alter erhoben, zart und fast schwächlich am Körper, aber gesund und kräftig an Geist und Gemüth. Ehe er die Universität bezog, brachte er 1½ Jahr bei einem Verwandten in Erfurt zu, der ihn zu derselben noch vorbereitete und ihm überhaupt sehr nützlich wurde. 1750 kehrte W. in f. Vaterstadt zurück, wo er eine Zeit lang verweilte. In diesen Aufenthalt fällt f. erste Liebe. Fräulein Sophie v. Guttermann, die späterhin allgemein geachtete Sophie v. la Roche, hatte die Neigung des Jünglings gewonnen. Seine erhöhte Stimmung, genährt durch frühere Lieblingsideen, erzeugte auf einem Spaziergange mit Sophien, unmittelbar nach einer Predigt, den Gedanken, ein Lehrgebieth über die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt zu schreiben, welches auch in den Suppl. zu f. Werken (1. Bd.) abgedruckt ist und dem Publicum zu f. Zeit behagte, obwohl der Verf. später das ganze Erzeugniß für einen unreifen Versuch der sich selbst verkennenden Jugend erklärte. — Im Herbst 1750 begab sich W. auf die Universität zu Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren, nicht eben aus entschiedener Vorliebe; er beschäftigte sich daher am meisten mit den humanistischen Wissenschaften und machte sich mit dem Neuesten bekannt, was zu jener Zeit die Literatur des In- und Auslandes gewährte. So erwart er sich eine Menge gründlicher Kenntnisse, ohne daß über dem Lernen die Selbstthätigkeit f. Geistes erschlaft wäre. Die Richtung desselben in dieser Zeit bezeichnen die „Zehn moralische Briefe“ (1751). Sie sind sämmtlich an f. geliebte Sophie gerichtet und rechtfertigen die damalige günstige Aufnahme durch eine glückliche Verbindung von Laune, Feinheit und Weltklugheit. Um diese Zeit schrieb er auch ein Lehrgebieth: „Anti-David“, in jener freieren Versart, deren sich schon die Franzosen statt der damals üblichen Alexandriner mit

Glück bedient hatten. Es war das Werk weniger Tage, und nicht von Bedeutung. Nun ergriff auch Klopstock's urdeutscher Genius s. innerstes Wesen unwiderstehlich. „Als ich den Messias las (die 5 ersten Gesänge)“, sagt er selbst von sich, „glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen!“ Dieses Geständniß ist indes mehr aus der vollen Brust des angehenden Dichters als aus s. verwandtschaftl. Natur zu erklären, die sich im Grunde nach ganz andern Seiten hinneigte. — Von Tübingen kehrte W. 1752 nach Biberach zurück. War er gleich früher gefonnen gewesen, in Göttingen die Laufbahn eines akadem. Lehrers zu betreten, so begab er sich jetzt dennoch, auf ergangene Einladung, zu Bodmer nach Zürich in das freie Verhältniß eines literar. Gesellschafter's. Auch Klopstock war ein Jahr zuvor bei Bodmer gewesen; der Ruhm des Letztern überschritt damals merklich das Maß des ihm zukommenden Verdienstes. Sein Haus wurde für W. ein Tempel der Musen. Dieser verdankte nicht nur dem Umgange des väterl. Freundes manche belehrende Aufmunterung, sondern lernte auch die Repräsentanten der frisch aufblühenden deutschen Literatur aus ihren Schriften kennen, Männer wie Hagedorn, Gleim, Haller, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Ähnliche. Zürich selbst verband in einem engen geselligen Kreise mehre ausgezeichnete Gelehrte und Künstler, z. B. Breitinger, Hirzel, Sal. Gessner, Füssli, Hess u. s. w. Bodmer's herzliche Neigung, s. erworbenes Ansehen, vielleicht auch s. Übergewicht von Jahren, gab der bildsamen Geschmeidigkeit W.'s nicht immer die beste Richtung. Er besorgte aus Dankbarkeit und Verehrung gegen Bodmer die neue Aufl. der Sammlung der zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschew'sche Schule von 1741 — 44, und begleitete sie mit einer Vorrede. Dieser literar. Kampf hat zu s. Zeit den Fortschritt zum Bessern mächtig gefördert, und bildet einen eignen Abschnitt in der Geschichte unserer schönwissenschaftl. Bildung. Auch schrieb er eine Abhandlung von den Schönheiten des Bodmer'schen epischen Gedichtes „Noah“, die freilich mehr den bestochenen Freund als den strengen Kritiker zeigte. Bodmer pflegte vielerlei auf einmal und mit Flüchtigkeit zu reifen, hingeeben den wechselnden Eindrücken s. letzten Lecture. W., ursprünglich selbst von springender Productionslust beherrscht, folgte nur zu sehr dem gefährlichen Beispiele, wie die Menge und Beschaffenheit s. im Bodmer'schen Hause verfaßten Schriften darthut, z. B. „Vriese von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“ (1753), auf Veranlassung eines engl. Werkes; „Der geprüfte Abraham“, episches Gedicht in 3 Gesängen, wozu Bodmer als Triebfeder und Muster, keineswegs glücklich, mitgewirkt hatte; verschiedene Hymnen und Psalmen; „Platonische Betrachtungen über den Menschen“; „Timoklea“; „Die Sympathie“; „Das Gesicht des Mizea“; „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“ (1754 u. 1755). Das eingeflochtene und fortgesetzte Studium des Plato, so wohlthätig es an und für sich hätte werden können, versetzte dagegen das Element der christl. Poesie mit einer gewissen schwärmerischen Überschwenglichkeit, an der bei weitem mehr die Üppigkeit der Phantasie als die Tiefe des Gefühls Theil hatte. Zum Glück bewahrte den Dichter das kräftigende Studium griech. Lebensweisheit, hauptsächlich an der Quelle des Xenophon, vor größern und neuen Verirrungen. 1756 brach der siebenjährige Krieg aus. W. lebte zwar von dem Schauplatze desselben entfernt, nahm jedoch an den sich drängenden Begebenheiten, sowie an dem Haupthelden, Friedrich d. Gr., den lebhaftesten Antheil, und ward dadurch auf die Idee geleitet, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er Cyrus wählte. Die ersten 5 Gesänge dieses Gedichtes erschienen noch 1757, und wurden hier und da so gut aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausg. davon gemacht werden konnte; allein der Beifall war mit Recht nur mäßig, und so blieb es unvollendet, wurde jedoch auch als bloßes Bruchstück in der neuesten Ausg. sämtl. Werke wieder abgedruckt. Nach einigen unglücklichen dramat. Versuchen:

„Lady Johanna Gray“ und „Clementine von Porretta“, wandte sich das Talent des Verf. wieder nach der heitern, ihm ungleich mehr zusagenden Welt der Griechen zurück. Die schon oben erwähnte Epifode aus der „Cyropädie“ des Xenophon, Araspes und Panthea, erschien um diese Zeit und kündigte den Dichter der Liebe vielversprechend an. Bodmer's Haus hatte W. schon 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier zürcher Familien 4 Jahre lang, worauf er nach Bern zum Landvogt Sinner als Hauslehrer ging, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. In Bern entwickelte seine Natur, unter dem Einflusse bildender Frauen, eine immer bestimmtere Richtung. Er lernte hier unter Andern auch Rousseau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in sehr erfreulichen Verhältnissen lebte, bis endlich das J. 1760 ihn in s. Vaterstadt zurückversetzte. Ohne sein Zuthun, ja gegen seine Neigung, wurde er in den Rath dieser Stadt aufgenommen; allein er fühlte bald, daß die Geschäfte dieses Amtes sich mit seiner Eigenthümlichkeit nicht recht vereinigen lassen wollten, auch hatte er bereits zu viel von den Freuden feinerer Geselligkeit gekostet, als daß es ihm in dem beschränkten Biberach hätte gefallen können. Dazu kam noch, daß er die erste Geliebte seines Herzens als Sophie v. la Roche vermählt wiederfand. Dieß Alles drängte die nach schöpferischer Darstellung rastlos strebende Phantasie in die innere Welt des Gemüthes zurück, und er hatte es in der That als ein Glück zu betrachten, daß er auf eine Arbeit gerieth, welche nicht nur seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, sondern ihn auch auf das mannigfaltigste belehrte, unterrichtete, aufklärte, ermuthigte und stärkte, nämlich die Übersetzung Shakespears. So wenig es dem durch die Griechen, Römer und Franzosen gebildeten und mitunter auch irregulierten Deutschen, bei seiner vorherrschenden Neigung zum Artigen, Leichten und Geschwägigen, gelingen konnte, den Geist des erhabenen, so wunderbar originellen Briten sich ganz anzueignen, so leistete W. doch für seine Zeit in dieser schwierigen Arbeit sehr viel und brach die Bahn, auf der seine Nachfolger nun leichter fortschreiten konnten. Die spätere Eschenburg'sche Übersetzung war auch nur eine Verbesserung der W.'schen. W.'s Arbeit erschien (1762 — 66) in 8 Bdn. bei Gessner, Drell u. Comp. in Zürich und enthielt 28 Schauspiele. Eschenburg fügte in s. Umarbeitung noch die 14 fehlenden hinzu. — W. fühlte sich in der angenehmsten Umgebung, als das Geschick seine erste Geliebte in Gesellschaft ihres Gatten und des Grafen v. Stadion, bei dem sich dieser befand, in seine Nähe führte. Letzterer, der kurmainzischer Staatsminister gewesen war, beschloß, den Abend seines Lebens zu Warthausen, einem seiner Güter unweit Biberach, zuzubringen, und da er mit dem feinen Tone des Weltmannes gründliche Kenntniß und Geistesbildung vereinigte, ein Freund des heitersten Lebensgenusses war, und ein Feind aller Schwärmerei und Überspannung, so fand W. in dem Hause desselben im Ganzen genommen recht eigentlich seine Heimath. Auch befreundete ihn die Wirklichkeit durch die Wahrheit einer edeln Mäßigung hier näher mit manchem sonst bloß erträumten Genuß. Es ist jedoch die Frage, ob der schnelle Übergang von religiöser Phantasterei, zum Theil einer Frucht der frühern Verhältnisse, zu der abkühlenden Klarheit einer geordneten Erfahrungswelt, der Innigkeit im Auffassen und Schaffen nicht einigen Abbruch gethan hat. So viel bleibt ausgemacht, daß die Lebensweise des Dichters, so reizend er sie auch ausspricht, von jetzt an häufig die Spuren der später so schwunghaften Aufklärerei verräth. Die auserlesene Bibliothek des Grafen, besonders vollständig im Fache der neuesten franz. und engl. Literatur, trug nicht wenig zu der veränderten Denkart bei, welche außerdem durch die Polemik eines geistreichen Umganges fortwährend befestigt wurde. Bekanntlich hat man unserm Dichter die Vorliebe für Gegenstände einer lüsternen, wollüstigen Phantasie von vielen Seiten her zur Last gelegt. Es ist unmöglich, W. durchaus gegen den Vorwurf zu vertheidigen. Doch folgte er bei Darstellungen der Art keineswegs etwa

einem verflüchtigen Naturtriebe, denn er gab von dieser Seite im Leben keine Wüsten, sondern er wurde dazu bestimmt durch das heitere Spiel der Phantasie und im schlimmsten Falle durch das übergroße Streben nach unfehlbarer Wirksamkeit. Das erste Erzeugniß, welches den Ausdruck jener französisch-griechischen Sinnlichkeit an sich trägt, war die poetische Erzählung: „Nabine“, welche er selbst eine Schöpfung in Prior's Manier nennt. Auf dieselbe folgten (1764) die „Abenteuer des Don Sylvio von Rosalba, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerci“. Hier diente dem Verf. der „Don Quirotte“, den er sehr liebte, zum Muster, er erreichte ihn aber weder in Anlage noch Behandlung. In die J. 1766 und 1767 fällt die erste Erscheinung des „Agathon“, welcher W.'s Ruhm am meisten begründen half. Er hatte die Idee zu diesem Werke schon während seines Aufenthalts in der Schweiz gefaßt, und sich immerwährend, auch indeß er sich andern Arbeiten hingab, damit beschäftigt, bis er 1764 an die Ausarbeitung desselben ging. „Die Absicht des Verf.“, sagt dieser selbst von seinem Werke, „war nicht, ein Bild sittlicher Vollkommenheit in seinem Helden aufzustellen, sondern zu zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe“. Ubrigens ist dies geistreiche Buch mit Recht immer von Seiten der Darstellung als ein Muster betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Geschmack sich ändern möge, zu allen Zeiten als solches gelten können. Auch in den berühmten „Literaturbriefen“ wird es als trefflich anerkannt. Die Liebe war es, die unsern Dichter in allen ihren Erscheinungen vorzüglich beschäftigte. Er hatte sich lange mit der Idee getragen, seine Ansichten davon in einem größern Gedichte, „Psyche“, niederzulegen, allein es entstand leider nur Bruchstücke davon. Umfassender stellen sie sich dar in „Jdis und Zenide“, obgleich auch diese Arbeit nicht vollendet ist, am reizendsten und edelsten aber in der „Musarion“ (1768), einem durch Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung vielleicht einzigen Werke, das er selbst nach dem angestrebten Zweck eine Philosophie der Grazien nannte. Diese liehen ihm auch zu einem besondern Gedächtniß den Namen, das 1770 erschien und der edlern Liebe das Wort redet gegen die gemeine, bloß der Sinnlichkeit frohnende. Der „Neue Amadis“ (1771) will den Triumph innerer, geistiger Schönheit über bloß körperliche Schildern: ein Thema, das der Dichter noch einmal in den letzten Jahren seines Lebens durch „Krates und Hipparchia“ auszuführen suchte. Wenn, wie es heißt, der „Tristram Shandy“ die Veranlassung zum „Neuen Amadis“ gegeben hat, so läßt sich dies wenigstens aus der verschiedenen Natur beider Werke nicht recht erklären. 1765 verhehlichte sich W. mit einer eben nicht schönen, aber edlen und anziehenden Augsbürgerin, und 1769 ward er als Professor primarius der Philosophie auf die Universität zu Erfurt berufen, die damals während der kurmainzischen Regierung unter der wohlthätigen Leitung des Freiherrn von Dalberg (nachherigen Fürsten Primas) stand. Bald erfuhr W. in dem neuen Wirkungskreise, daß ihm hier manches unübersteigliche Hinderniß im Wege stehe; deßhalb wandte er seine Kraft mehr auf die ihm schon so lieb gewordene schriftstellerische Thätigkeit, wobei ihm der erweckende Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten, wie Niebel, Bahrst, Meusel u. A., zustattenkam. In der stufenmäßigen Entwicklung seines Wesens verdient es eine besondere Bemerkung, daß er sich von jetzt an nicht mehr so ausschließlich auf die erotische Poesie beschränkte. Er beschloß diese Periode seiner Dichterlaufbahn mit dem „Verklagten Amor“, wodurch er die Gattung der Poesie, der er sich bisher gewidmet hatte, gewissermaßen rechtfertigte, sowie er eine allgemeine Rechtfertigung seiner Lebensansichten und philosophischen Meinungen in den „Dialogen des Diogenes von Sinope“ (1770) der Welt mittheilte. Im Geiste des feinem Cynismus verfaßte er bald darauf das vielgesprochene Gedicht „Kombabus“, dessen mehr als zweideutiger Gegenstand an die äußersten Grenzen

des öffentlich Erlaubten streift, behandelte ihn aber mit einem so einzigen Geschick, daß man deshalb um Vieles leichter über die gewagte Freiheit hinwegsieht. Sein Forschungsseifer erhielt eine fruchtbare Nahrung in Rousseau's Schriften und Josephs II. Verbesserungen. Unter dem Titel: „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur“ (1770) schrieb er gegen die interessanten Neuerungen und Paradoxen Rousseau's mit eingreifender Menschenkenntniß, gefälliger Klarheit und munterer Gewandtheit. Angeregt von den Bedürfnissen der nach Licht sich sehenden Menschheit, und eingedenk seines hohen Berufs, wiewol oft zu unaufhaltsam fortgerissen von dem Wunsche, Frucht und Blüthe zugleich an dem gepflanzten Baume zu sehn, bereitete Joseph II. einen großen Umschwung in dem Leben des Staats vor und entzündete alle gleichgestimmte Seelen mit der lebhaftesten Begeisterung für seine erhabenen Zwecke. So wurde auch W. in die Sphäre geführt, worin sich der aufgeklärte Gesetzgeber und Staatsverwalter bewegte, und dieser Richtung seiner geistigen Thätigkeit verdanken wir den „Goldenen Spiegel“ (1772), „eine Art von summarischem Auszüge des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gestitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben“. — Jetzt beginnt für die volle Entwicklung seiner glänzenden Talente unstreitig die wirksamste Periode, da sie ihm, außer der ihm so ganz gerechten äußern Umgebung, auch die hinreichende Müße gewährte: sein Aufenthalt in Weimar. Die Herzogin Anna Amalia hatte 1758 den geliebten Gemahl verloren und fand sich so auf einmal zwischen die Regierung des Landes und die Sorge für die Erziehung zweier Söhne gestellt. Mit Muth und Eifer, mit Einsicht und Liebe hatte sie beiden Pflichten genügt; unterdessen waren die Prinzen, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bis in das Alter gekommen, wo sie eines männlichen Erziehers bedurften. Zu diesem wichtigen Posten wurde W. durch den Freih. v. Dalberg, der ihn in Erfurt auf das genaueste kennen gelernt hatte, vorgeschlagen, und er nahm den ehrenreichen Ruf mit Freuden an. 1772 ging er, mit dem Charakter eines herzoglich-sachsen-weimarischen Hofraths, der Zusicherung eines Gehalts von 1000 Thln., so lange er die Erziehung der Prinzen leiten würde, und unter der Aussicht auf eine lebenslängliche Pension von 600 Thln. \*) nach Weimar ab. Hier regte sich noch kein bestimmtes Zeichen der spätern geistreichen Lebensfülle. Indessen fehlte es nicht an einer stillen Vorbereitung, mehre ausgezeichnete Männer arbeiteten für dieselbe: ein Eckhof, Brandes, Beck, Seiler, Musäus, v. Einsteedel, v. Knebel, v. Voigt, Bertuch u. A. W. war in solcher Gesellschaft ganz an seinem Plage, und sein Genius regte, von innerer Zufriedenheit belebt und durch mannichfache Ermunterung von Außen gehoben, muthiger die Schwingen. Er faßte vor der Hand das Schauspiel ins Auge, daher die Entstehung des dramatischen Gedichts: „Die Wahl des Hercules“, und der „Alceste“, die den 29. Mai 1773 zum ersten Male auf dem weimarischen Hoftheater erschien und bald in ganz Deutschland mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde, ohne jedoch denselben für eine spätere Zeit mit Erfolg behaupten zu können. Bedeutender für die gesammte deutsche Literatur ward die Herausgabe des „Deutschen Merkurs“, einer Monatsschrift, der sich W. bis an das Ende seines Lebens mit der größten Sorgfalt widmete. Er hatte jetzt die Pflicht und Gelegenheit, von den höchsten Grundsätzen des Schönen bis zu den gewöhnlichen Regeln der poetischen Form herab, seine Ansicht einem ausgebreiteten und aufmerkkamen Publicum vorzulegen. Im Ganzen war seine ästhetische Kritik weder rein noch tief genug, sie litt besonders von mehreren Seiten an der Anstreckung einer zahmen, vornehmen, conventionellen Beschränktheit, wie diese damals in Frankreich herrschte. W.'s Briefe über s. „Alceste“ (im Sept.-Heft des „Merkurs“ von 1773) enthalten hinreichende Spuren der erwähnten falschen Richtung, worüber 2 der ersten Männer in deutscher Art und Kunst, Göthe und

\*) Der letztverstorbene Großherzog von Weimar hat seinem geliebten Lehrer seit feinen ganzen Gehalt von 1000 Thln. als Pension gelassen.

Herder, sogleich öffentlich in Harnisch geriethen. Der Erstere schrieb eine Satyre dagegen mit der vollsten Ladung unter dem Titel: „Götter, Helden und Wieland“, welche die große Natur, die in ihm lebte, an der armen und kurzfristigen Circulei der Afterkunst rächen sollte. Lenz gab sie zu Strasburg heraus, und so kam sie in W.'s Hände; allein dieser, den aufstrebenden Genius des großen Dichters nicht erkennend, erwiderte jenen Angriff mit leichtem Scherz und der ihm eigenthümlichen Milde. Göthe's Farce machte, da sein Dichterruhm sich schon mächtig zu verbreiten begann, gewaltiges Aufsehen. Auch W.'s Söglingen, den Prinzen von Weimar, blieb sie nicht fremd, und zog Beide vielleicht dem Verf. derselben um so schneller entgegen, als sie ihn bald nachher auf ihrer Reise nach Frankreich in Frankf. a. M. kennen lernten. Göthe selbst erzählt in s. Biographie den Gang der Dinge, der ihn nach Weimar in die säusliche Nähe brachte, wo später auch Herder seinen Wirkungskreis fand. Jetzt richteten sich die Augen von ganz Deutschland auf den Musesfürst an der Elm, welcher ein zweites Ferrara zu werden versprach. Er wurde dies wirklich, und noch mehr. Die Herzogin Mutter, Amalia, war die Seele eines geselligen Kreises, wie ihn das damalige Geschlecht früher kaum hatte zu denken gewagt. Alles, was die Kunst, die Wissenschaften und das Leben an herrlichen Blüten und Früchten erzeugte, fand hier die ehrenvolle Aufnahme und Würdigung. Da lähnte kein starres Rangverhältniß den aufstrebenden Genius, denn die edle Amalie war als geweihte Priesterin sittlicher Schönheit das sichtbare Gesetz, dem die Geister im Gefühle der Freiheit huldigten. In einem solchen Kreise bekräftigten Männer wie Göthe, Herder, W. nun auch äußerlich den Bund der Thätigkeit, welcher sie innerlich besetzte, und schmückten sich und die Fürstin, die sie ehrte und lebte, mit unverweifelichen Kränzen. W.'s schriftstellerisches Talent entwickelte sich hier immer mehr, und in einer Reihe von mehr als 20 J. ereignete sich fast nichts von Wichtigkeit in der politischen wie in der literarischen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen. Seine Lebensphilosophie athmet den Geist des Sokrates, mitunter auch wol eine Beimischung im Sinne des Aristipp. Besonders beschäftigte ihn das Praktische, Kleinmenschliche, Leichtsaßliche im Gebiete der Forschung, dem er durch eine glückliche Methode, die auch Zweifel geschickt einwebte und verarbeitete, eine interessante Seite abzugewinnen wußte, zumal für das Bedürfniß gebildeter Weltleute. Er hat dadurch unsere Literatur mit Schriften bereichert, deren seitenes Verdienst uns hauptsächlich das musterhafte Beispiel der Franzosen und Engländer hat kennen lehren. Seine historischen Bemühungen, wiewol sie nicht in einem bedeutenden Werke hervortreten, gefallen durch belebende Einbildungskraft, angenehm benutzte Sprachkenntniß, gesundes Urtheil und durchblickendes Wohlwollen. Diese ernsthaften Beschäftigungen schaden keineswegs seiner dichterischen Fruchtbarkeit; diese gab sich kund in der „Geschichte der Abderiten“ (1773), einem überaus ergötzlichen, glücklich eingreifenden Werke, das die Muse der Weisheit unter dem Gewande des Satyrs anmuthig verkleidet. Daran schlossen sich der Zeit nach Erzählungen und Märchen, theils fremden Originalen nachgebildet, theils selbst erfunden. Dagegen wird „Oberon“, ein romantisches Heldenepos, mag auch der Ton zuweilen aus der rechten Haltung fallen und mehres Fremdartige eingemischt sein, mag selbst die technische Form manchen Tadel verdienen, dennoch den Ruhm des Dichters, als sein gelungenstes Werk unter den größern, mit Sicherheit auf die Nachwelt bringen. Die Verdeutschungen des Horaz und Lucian, vorzüglich des Erstgenannten, er folgten darauf in der Weise, die er schon für Shakspeare mit ausgezeichnetem Nutzen angewendet hatte, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß jene beiden seiner Eigenthümlichkeit an und für sich weit mehr zusagten, und er also Ton und Farbe auch besser traf. So sehr der Hang zu erläuternden Einmischungen den vertrauten Kenner häufig stört, so bequem ist ein solches auseinandergezogenes Umschreiben für

den Genuß des größern Publicums. Horaz und Lucian haben in dieser W. 'schen Gestalt den Deutschen reiche Früchte getragen. W. erklärte selbst die Horaz'schen Briefe und Commentare für diejenigen seiner Arbeiten, auf die er am meisten Werth lege, und woraus sein Kopf, Herz, Geschmack, Vorstellungsart und Individualcharakter am genauesten bekannt werde. Aus dem anhaltenden Umgange mit Lucian entstand (1791) ein originelles Werk: „Peregrinus Proteus“, zu dem sich der „Agathodämon“ wie ein Seitenstück verhält. So war die Zahl seiner Geisteswerke zu einer nicht geringen Anzahl angewachsen, und es mußte dem Literaturfreunde erwünscht sein, sie vom Verf. selbst durchgesehen und gesammelt in einer gleichförmigen Ausg. zu besitzen. Eine solche veranstaltete der um die deutsche Literatur hochverdiente Buchhändler Götsch zu Leipzig (seit 1794 in 2 Ausg., 4. u. 8, 36 Bde., 6 Suppl.; neue Ausg. von Gruber, seit 1820; Taschenausg. in 16., 51 Thln., seit 1824). Der Verf. wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich das Gut Dömannstädt bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend seines Lebens größtentheils in heiterer Ruhe hinzubringen gedachte. Da er stets ein Feind von Luxus und Üppigkeit gewesen war, so hatten ihm seine mäßigen Einkünfte, trotz seiner sich beträchtlich mehrenden Familie, denn seine Gattin gebar ihm in 20 Jahren 14 Kinder, immer genügt und fortwährend genug übrig gelassen, auch Freunde zu erfreuen. Allein nun war auch, über die Grenze seines Lebens hinaus, für die Unversorgten gesorgt, und dies erheiterte ihm seine letzten Tage gar sehr. Er lebte von 1798 an bis 1803 fortwährend in Dömannstädt und widmete den größten Theil seiner Zeit literarischen Arbeiten, worunter sein „Attisches Museum“ keine der geringsten ist. Er führte dadurch den lange gehegten Entschluß aus, seine Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griech. Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Auch sein „Kritipp und einige seiner Zeitgenossen“ gehört dieser Periode an. 1803 verkaufte er sein geliebtes Dömannstädt wieder, weil er es in ökonomischer Hinsicht nicht füglich mehr behaupten konnte, denn er hatte es gleich anfangs zu theuer gekauft. Er lebte nun wieder in Weimar, wo er nun auch Schiller fand, mit dem er bald in innige Verbindung trat. Hier überstand er die Schreckenstage von Jena, hier den schmerzlichsten Verlust, den er erleiden konnte, den seiner Gönnerin und Freundin, der Herzogin Amalia, den von Herder, Schiller u. A., die er liebte und ehrte. Durch mehre Arbeiten suchte er sich einigermaßen zu erheitern; am meisten gelang ihm dies durch die Übers. von Cicero's Briefen, die er mit der strengsten Sorgfalt ausführte. Die Ehrenbezeugungen, welche er von dem Kaiser Alexander durch Verleihung des St. Annenordens, und von Napoleon durch die des Kreuzes der Ehrenlegion erhielt, seine Aufnahme in den edeln Bund der Freimaurer, in das franz. Institut, und mehre glückliche Ereignisse, milderten so manchen Kummer, den sein Herz fortwährend nährte, wohin vorzüglich das frühere Hinscheiden seiner von ihm innigst geliebten Gattin (1801) gehörte, mit der er ein langes Leben in fast beispielloser Zärtlichkeit und Einigkeit verlebt hatte. Sein Tod erfolgte erst dem 20. Jan. 1813 im 81. J. seines rühmlichen Lebens. Seine sterblichen Überreste ruhen in Einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Jugendfreundin La Roche, Sophie Brentano, zu Dömannstädt, seiner Wahl gemäß. Ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte mit der von dem Dichter selbst verfertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,  
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Im Allgemeinen läßt sich für seine Charakteristik Folgendes sagen. Er war kein dichterischer Urgeist, wie z. B. Göthe, Jean Paul; sein eigenthümlicher Vorzug bestand im freien Aneignen und weitern Ausbilden des Vorgefundenen, dem er mit großer, zuweilen ausschweifender Geschmeidigkeit das Siegel seines Geistes aufdrückte. Seine Darstellungen der griech. Welt, in denen er sich so wohl gefiel, sind nichts weniger als vollkommen rein, es regt sich darin der Einfluß eines

weichlichen, anspruchsvollen, halb und halb französisirenden Geschmacks. Das Tiefste der menschlichen Natur hat er eigentlich nie wahrhaft ausgesprochen, weder in der Liebe, noch der Religion, noch der Kunst, oder der Philosophie; er hielt sich mehr in einer glücklichen Mitte und wußte selbst der Oberfläche zuweilen den täuschenden Schein der Gründlichkeit zu geben, überall Meister der leichtesten, einschmeichelnden Grazie und für seinen Zweck auch ein trefflicher Sprachkünstler, wie denn z. B. Jean Paul seine langathmige Prosa recht eigentlich das Organ der Ironie nennt, sowie er denn selbst in seinen interessanten „Briefen an Sophie la Roche“ (herausg. von F. Horn, Berl. 1820) sagt: „Ironie ma figure favorite“. Aus diesen Umständen erklärt es sich, warum er keine durchgreifende und fortdauernde Wirkung auf unsere Literatur hervorgebracht hat; sein großes, unschätzbares Verdienst ist die nicht zu berechnende Summe von Kenntniß, Geschmack, Bildung, die er unmittelbar durch eine Reihe von Jahren der Mittwelt zuführte, von der sie sich auf uns in der Stille vererbte. Hat man ihn zuweilen überschätzt, so ist er dafür in der Revolutionszeit unserer Ästhetik über alle Gebühr herabgesetzt worden. Er gehört zu den ersten Männern Deutschlands und wird als solcher in dem hohen Kreise ewig leben. Ausführender entwickelt die Eigenthümlichkeiten des großen Dichters und Schriftstellers die Biographie W.'s von Gruber, neu bearbeitet von dems. Wf. (4 Th., Spz. 1827 fg.; der 50.—53. Bd. von W.'s sämmtl. Werken bei Göschen). Auch ist in einem Aufsatz im „Morgenblatt“ von 1818 unter der Aufschrift: „Wielands Andenken in der Loge Amalia zu Weimar“, die Persönlichkeit des Verewigten mit Meisterhand gezeichnet.

Wieliczka, eine Stadt im Königreiche Galizien, im bochnier Kreise, berühmt wegen ihrer unerschöpflichen und in ihrer Art einzigen Steinsalzgruben, die sich über 600 Lachtern von Ost nach West, über 200 Lachtern von Süd nach Nord, und 80 Lachtern oder 800 Fuß in die Tiefe erstrecken; wie weit das Salz in die Tiefe geht, hat bis jetzt nicht ergründet werden können, und es ist daher gewissermaßen als unerschöpflich anzusehen. Die Stadt Wieliczka selbst ist ganz untergraben, und die Gruben gehen auf jeder Seite weit über sie hinaus. Schon seit 1237 hat man hier Salz gebrochen. Der Eingänge zu den Gruben sind 6 auf freiem Felde, und 2 von der Stadt aus; die letztern beiden zur Einfahrt der Arbeiter und zur Herausförderung des Salzes. Man läßt sich 600 Fuß tief hinunter, oder steigt eine eigens eingerichtete Treppe von 1000 Stufen hinab, und kommt dann in die eigentlichen Salzgruben, welche eine mehre hundert Klaftern weite, hohe, mit Salzsäulen gewölbte Ebene bilden. Man sieht hier unter Andern eine von einem Bergmanne aus Salzstein errichtete Capelle, worin aber nicht Messe gelesen wird, wie es in den gewöhnlichen Beschreibungen heißt, welche überhaupt Wieliczka zu wunderbar schildern und das Salzwerk zu einer unterirdischen Stadt machen. Es arbeiten zwar viele Menschen, nach Einigen an 1700, nach Lichtenstern 500, in den Gruben, aber es wohnen keine wirklich darin, und in den Pferdebeställen befinden sich Pferde, die jedoch nicht zum Ziehen, sondern um die Gängel in Bewegung zu setzen, gebraucht werden. Die durch das Ausbrechen des Salzes entstandenen Gewölbe werden Verhau genannt. Mehre derselben sind verschlossen und dienen zu Vorrathskammern für die leeren und vollen Salztonnen. Einer von diesen Verhauen heißt der große Saal, wo man ein Chor für Tonkünstler in die Felsenwand eingearbeitet, Kronleuchter, die von der Decke hängen, Fossilien und Versteinerungen, die man im Gestein gefunden hat, antrifft. Die verschiedenen Arten des Salzes, alle Krystallisationen, von den feinsten strahlenförmigen bis zu den größten, sind hier gesammelt. Der ungewohnte Anblick der weitläufigen unterirdischen Gänge, der vielen Gemächer und Behältnisse, der so eben angeführten Capelle und der Stallung für 20 — 30 Pferde erregt bei jedem neu Eintretenden eine eigne Empfindung der größten Überraschung; denn Alles dies ist in festes Salz gebildet, welches an mehreren Stellen so mächtig wuchs, daß man über einander an

einem Teile 2 Sals ausbauen konnte, die zusammen eine senkrechte Höhe von 16 — 17 Klafter haben. Die Gewinnung des Salzes geschieht theils mittelst des Spitzhammers, theils durch Sprengen mit Schießpulver, und die gewöhnlichen Formen, in welchen die hiesigen Salzgattungen erzeugt werden, sind entweder Cylinder, oder sogenannte Ballwannen von 5 — 10 Eern., oder längliche Bierdecke von 140 — 150 Pfund, dann Stück- oder Mautienfals, welches in halbe und ganze Tonnen zu 2 $\frac{1}{2}$  — 5 Etnr. eingeschlagen wird. Die jährl. Ausbeute von diesem größten aller Salzwerke beträgt 700,000 Etnr., und gewährt mit dem nicht weit davon entfernten ähnlichen Salzwerke zu Bochnia, das jährlich 200,000 Etnr. liefert, einen reinen jährlichen Ertrag von 2 Mill. Stbn. Es ist immer ein großer Vorrath von Salz, bisweilen von einigen 100,000 Etnrn. vorhanden. Die Gruben zu Wieliczka geben 3 Arten Salz. Die geringste Sorte ist mit Letten vermischt und hat einen grünlichen Schein. Das beste ist das Krystallsalz, das in würfelartige Formen ausfällt. Seine Farbe ist dunkelgrau mit Gelb untermischt. Man findet auch in dem Salze bisweilen einzelne zum Theil starke Stücke schwarzen Holzes. Das Salz in den Gruben zu Bochnia ist etwas feiner und wird durchaus in Fässer geschlagen. Diese Salzwerke gehörten ehemals, wie Galizien selbst, zum Königreiche Polen, kamen aber 1772 an Osterreich. Durch den 1809 zu Wien geschlossenen Frieden wurden die Salzwerke zu Wieliczka in ihrem ganzen Umfange dem Kaiser von Osterreich und dem Herzogthum Warschau gemeinschaftlich überlassen. Beide Theile stellten eine gleiche Anzahl von Beamten zur gemeinschaftlichen Verwaltung an und hielten auch, bloß der Polizei wegen, eine gleiche Anzahl Truppen daselbst. Nach dem pariser Frieden (1814) kamen, in Folge der Verhandlungen des wiener Congresses, diese Salzwerke wieder ganz an Osterreich. Des sächs. Mechanikus, Berggraths J. G. Vorksch, Grundrisse von den Gängen dieses Salzwerkes hat J. E. Nilson zu Augsburg in 4 großen Blättern in Kupfer gestochen. Dieser hat auch 1760 ein großes Blatt nach C. Müller's Zeichnung geliefert, welches einen anschaulichen Begriff von den unterirdischen Gruben gibt. Man glaubt, daß die Salzwerke zu Wieliczka mit dem längs den karpathischen Gebirgen in einer Länge von ungefähr 120 deutschen Meilen hinlaufenden unterirdischen Salzstocke, der sich zu Doka-Nimnik in der Walachei endigt, zusammenhängen. (S. Fischer's „Gesch. des Steinsalzes und der Steinsalzgruben in Siebenbürgen“, Nürnberg. 1780.) — Die Stadt Wieliczka (2 St. von Krakau, mit 3500 E. in 340 H.) ist der Sitz eines Salinenoberbergamts und Berggerichts, unter dessen Leitung auch das Salzwerk zu Bochnia steht.

Wien, eine der ältesten deutschen Städte, ist, wie viele derselben, aus dem Standleger hervorgegangen, das die Römer, um von hier aus die Donau zu beherrschen, schon sehr früh aufschlugen, und das bereits unter August bis Vespasian immer eine, auch wol 2 Legionen enthielt. Das 5. Jahrh. machte zwar der Römerherrschaft ein Ende, allein über das Geschick der bestehenden militairischen Niederlassung entschied nicht Waffengewalt, sondern ein Vertrag. Hauptsächlich trug das Christenthum, das bereits mit dem Schlusse des 5. Jahrh. längs der Donau die dortigen Völkerschaften entwildert hatte, wesentlich zu ihrem Aufblühen bei. 791 fiel Osterreich und somit auch Wien, nach Besiegung der Hunnen, in die Gewalt Karls d. Gr., der nach seiner weisen Sitte daselbst eine Kirche bauen ließ. Es ist bekannt, wie er sein Gebiet auf gefährlichen Punkten durch Mark- oder Grenzgrafschaften sicherte. Diese Maßregel wirkte auch hier noch später wohlthätig fort. Um 984 wurde Leopold, Graf von Babenberg, Markgraf von Osterreich, und als solcher Stammvater eines glorreichen Herrschergeschlechts. Heinrich II., zugenannt Jasomirgott, seit 1141 Markgraf, legte den ersten Grundstein zu der hochberühmten St. = Stephanskirche, baute 1160 eine Burg oder Residenz in der Stadt Wien auf der Stelle, wo jetzt die Kriegskanzlei steht (anfänglich hatten die östr. Markgrafen in Medling, nachher auf dem Rabenberge gewohnt), vergrößerte die Kirche zu Maria-Stiegen und stiftete 1155 das Schottenkloster. Ebenfalls

würde unter besondern Begünstigungen vom Kaiser Friedrich I. zum ersten Herzog von Ober- und Niederösterreich erhoben. Unter dem Herzog Leopold VII. erhielt Wien eine Art von Stapelgerechtigkeit und eine zweckmäßigere Einrichtung der obersten Stadtbehörde, wodurch Handel, Erwerbsamkeit und Ordnung sich sichtbar hoben. Das Glück jener Zeit verkündigen mehre alte, sagenhafte Nachrichten. Wien, unter  $34^{\circ} 2' 33''$  der L. und  $48^{\circ} 12' 36''$  der Br., am südl. Ufer der Donau gelegen, mußte indessen besonders seit der Zeit gewinnen, als es die beständige Residenz der deutschen Kaiser wurde, und daher kommt es wol auch, daß diese Stadt, an sich nicht groß, einen so bedeutenden Raum durch ihre vielen (34) Vorstädte einnimmt, die seit 1703 bereits durch die sogen. Linie, d. h. eine Mauer und einen Graben, eingeschlossen, jetzt mit der Stadt um so mehr ein Ganzes bilden, da die ansehnlichen Festungswerke, welche bis 1809 Stadt und Vorstädte selbst trennten, seit diesem Jahre gänzlich verüßigt und in angenehme Spaziergänge umgewandelt worden sind. Die eigentliche Stadt läßt sich als den Kern, den Mittelpunkt ansehen, um welchen jene vielen Vorstädte ringsherum sich nach und nach angeschlossen haben, so zwar, daß sie in dem äußersten Umfange eine Linie von mehr als 3 deutschen Meilen betragen — was also Wien zu einer der größten Städte Europas und zur größten in Deutschland erhebt —, auf welcher Fläche nicht weniger als 7462 Gebäude, mit Ausschluß der Kirchen, stehen, wovon 1217 auf die Stadt selbst kommen. Die Ableitung des Namens (Wien) steht kritisch noch nicht fest; selbst in der Geschichte der Stadt Wien von dem Freih. v. Formayr ist für die Sichtung der unstatthafter Nachrichten nichts Befriedigendes geschehen. Das Klima ist auffallend unbeständig, wozu die fast unablässigen Winde, begünstigt von den nahen Bergen, empfindlich beitragen, indem sie zugleich am Boden den raschesten Wechsel von Nässe und Trockenheit herbeiführen. Staubwiesel sind daher, zumal in den feuchten und entlegenen Gegenden, wegen der starken Versehung mit Kiez, die herrschende Hauptplage der Stadt. Ihre südliche Lage wirkt bedeutend auf die Milde der Witterung ein. In der Nähe des Belvedere ist die Luft am gesündesten. Die häufigen Krankheiten der Brust, insonderheit der Lunge, mögen theils von der überwiegend trockenen und scharfen Atmosphäre, theils von den unregelmäßigen Genüssen herrühren. Wien, die eigentliche Stadt, hat 12 Thore, wovon nur 7 für den allgemeinen Verkehr bestimmt sind, darunter das schöne neue, am 18. Oct. 1824 eröffnete Burgthor, 8 größere und 10 kleinere öffentliche Plätze und 110 große und kleine Gassen, die aber, wie in den meisten Städten alten Ursprungs, selten eine große Breite und eine gerade Richtung zeigen. Ueberhaupt blickt die allmälige Vergrößerung überall auf eine merkwürdige Art durch. Auch jene größern 8 freien Plätze sind, den sogenannten Hof ausgenommen, mehr erweiterte Straßen und können sich mit andern in Berlin, Venedig, Paris und Petersburg keineswegs messen. Der Josephsplatz ist der schönste, allen besten Menschen, insonderheit allen wohlgesinnten Oestreichern ein Det der dankbarsten Erinnerung durch die Statue des hochstrebenden Kaisers, nach welchem er heißt; sie hat als Kunstwerk, von Zauner's Hand, keinen besondern Werth; ausgezeichnet sind die Vasreliefs der Basis. Der erste Graben und der Kohlmarkt glänzen besonders durch lebhaften Verkehr und die reiche, geschmackvolle Ausstellung vor: Aufstellen des Luxus, der Mode, überhaupt aller feinem Bedürfnisse. So wenig Wien überhaupt für eine schöne Stadt gelten kann, so wenig zeichnen sich auch, seltene Ausnahmen abgerechnet, die zahlreichen Paläste durch reinen Styl und edeln Geschmack aus; selbst die neueste Zeit läßt darin keinen Fortschritt spüren, wie z. B. der Bau des polytechnischen Instituts beweist. Ungleich besser steht es mit dem Brückenbau aus. Die erste Stahl- und Kettenbrücke, die Karlsbrücke in Wien, hat Jgn. Ebl. v. Mitiz beschrieben (Wien 1829, 4., m. Kpf. Fol.). Auch das neue Thor in der Nähe der Burg verdient mehr Lob als das kürzlich vollendete Gebäude der Nationalbank. Dessenungeachtet machen die während der gegenwärt-

tigen Regierung theils ausgeführten, theils entworfenen Verschönerungen in Absicht auf Ausdehnung, Zusammenhang, Bequemlichkeit, Epoche in der Geschichte der Stadt, besonders wenn das Pflastern der Vorstädte, womit schon hier und da der Anfang gemacht ist, noch ferner mit Nachdruck betrieben wird. Die kaisert. Burg wirkt mehr durch Umfang und Alterthum aufs Auge als durch Schönheit und Übereinstimmung. Unter den 14 Hauptkirchen ist die Stephanskirche die älteste, größte und prächtigste. Die Grabmäler und Momumente vieler Fürsten, Helden und Bischöfe, interessante Gemälde und 38 Altäre schmücken ihr Inneres. Ihr Thurm, einer der höchsten in Europa, gewährt einen großen Überblick der Umgegend. Es führen bis zu seiner Haube 700 Stufen hinauf, von wo dann noch einige Leitern auf die höchste Spitze bringen. (S. Ziska, „Beschreibung der Stephanskirche und ihrer Merkwürdigkeiten“.) Die Augustinerkirche genießt seit 1630 durch den Kaiser Ferdinand II. den Vorzug einer Hofkirche; sie bewahrt als solche in einer Nebencapelle die Herzen der verst. Glieder der regierenden Familie; auch enthält sie merkwürdige Grabmäler, unter denen das Mausoleum, welches der verst. Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin von der Hand des berühmten Canova 1805 setzen ließ, einen ausgezeichneten Kunstwerth behauptet, auch dann noch, wenn man verschiedene Einwürfe der Kritik gelten läßt. Die Kirche Maria-Stiegen, kürzlich für den neuerstandenen Redemptoristenorden wiederhergestellt, ist eine der ältesten und bietet von ihrem Thurne eine überraschende Aussicht dar. Durch die k. k. Todtengruft ist die Capucinerkirche zur heil. Maria historisch bedeutend. Seit Matthias ruhen hier alle Glieder der kaiserlichen Familie, und darum meinte Joseph II., als er einigen Adelsstolzen ihre anspruchsvolle Zurückgezogenheit begreiflich machen wollte, einzig in dieser Gruft müsse er leben, falls er, wie sie, nur mit seines Gleichen umgehen wollte. Die Griechen und Protestanten haben 6 Capellen und Bethäuser. In den vielen Vorstädten gibt es 11 Thore. Die wachsende Ausdehnung der Stadt erhebt aus dem Umstande, daß die Zahl der Häuser 1766 in den Vorstädten zusammengenommen 3190, dagegen jetzt über 6200 beträgt. Die Leopoldstadt, durch die Donau von der eigentlichen Stadt getrennt, die Landstraße, Mariahilf, die alte und neue Wieden, die Josephstadt, nehmen unter den Vorstädten für Verkehr und Lebensgenuß, nicht weniger durch Schönheit und merkwürdige Gebäude die oberste Stelle ein. Hier ist der Marstall für 400 Pferde des Hofes, unweit des Burgthors, ein Meisterstück von einfacher Größe und zweckmäßiger Einrichtung; das Belvedere, sonst der Lieblingsaufenthalt Eugens von Savoyen, seit 1776 für die kaisert. Gemälbegalerie bestimmt, zeigt großartige heitere Pracht im Ganzen, trotz der theilweise schnödelhaften Verzierungen; das Invalidenhaus, das allgemeine Krankenhaus, das sogen. Freihaus, die Casernen ragen durch gewaltigen Umfang hervor; die Gemälbegalerie des regierenden Fürsten Joh. Liechtenstein wird in einem Palaste aufbewahrt, der an die schönsten Zeiten der neuern ital. Baukunst erinnert. Von den 31 Kirchen und Capellen der Vorstädte läßt sich, da die frühern Belagerungen diese Gegend am ärgsten trafen, wenig bemerken.

Wien zählt 300,000 Einw., die Garnison und Fremden ungerechnet; da ihre Zahl 1815 nur 239,373 betrug, so sieht man, daß die Fremden die große Sterblichkeit, die in der Regel jährlich den 26. Menschen wegnimmt, reichlich ausgleichen. Der Gegensatz zwischen dem hohen und niedern Adel hat ein sehr eigenthümliches Gepräge und greift politisch tiefer ein, als es auf den ersten Blick scheint. Ein höchst achtungswürdiger Charakterzug der regierenden Dynastie ist ihre musterhafte Popularität, gleich weit entfernt von theatralischer Absichtlichkeit und kleinlichem Zwang. — Deutsche sind in Wien die große Mehrzahl. Außerdem begegnet man Griechen, Italienern, Polen, Serbiern, Türken u. s. f., so daß Wien ein lebhafteres Schauspiel fürs Auge als jede andre deutsche Stadt gewährt, und durch diese Mischung für den schärfsten Beobachter einen ebenso anziehenden als lehreichen Charakter darstellt.

Die Consumtion ist, auch mit Berücksichtigung der Bevölkerung, ungewöhnlich stark; in einem Jahre werden über 82,500 Ochsen, 67,000 Kälber, 120,000 Lämmer und 71,500 Schweine geschlachtet. Übrigens ist der Ruf, den sonst Wien hatte, daß man sehr wohlfeil und doch gut daselbst lebe, mit jedem Jahre mehr gesunken. — Die katholische Kirche zählt, als die herrschende, die meisten Befenner. Die Protestanten (10,000) genießen zwar, besonders seit der Regierung des unvergesslichen Joseph, eine allgemeine Duldung, doch stehen sie hinsichtlich einzelner bürgerlicher Ansprüche im Nachtheile. Den Juden ist ungehinderte Religionsübung in einer Synagoge gestattet. — Wien treibt einen lebhaften Passivhandel mit rohen Producten aus fremden Ländern und einen noch viel beträchtlichem Activhandel als Mittelpunkt der ganzen Monarchie. Beide Arten des Handels fördert die Donau, welche hier Lasten von 1500 Sturn. trägt, und man rechnet, daß jährlich über 7000 Fahrzeuge anhalten. Der Handelsstand zerfällt in Kaufleute, welche Großhandel, und solche, die Kleinhandel treiben. Jene sollen mindestens einen Fonds von 50,000 Gulden besitzen, falls sie um ein Privilegium nachsuchen; begreiflich läßt sich diese Bestimmung nicht immer in aller Strenge geltendmachen. Da inzwischen dem Eingange der fremden Fabricate der Weg versperrt ist, so tragen die 2 Märkte des Jahres zur Belebung des Handels verhältnißmäßig wenig bei. Wien selbst hat mehrere bedeutende Fabriken. Die k. k. Porzellanfabrik existirt seit 1718 und hat zwar oft nur mit Nachtheil gearbeitet, zählt aber doch 500 Arbeiter und setzt nach Rußland, Polen und der Levante bedeutend viel ab. Die Erzeugnisse lassen hinsichtlich der schönen Form noch Manches zu wünschen übrig. Die wiener Wagen sind, nebst den musikalischen Instrumenten, besonders den Fortepianos (von Graff u. A.) in ganz Europa geschätzt. Für die wissenschaftliche Bildung der Einwohner hat die bereits der ersten Grundlage nach durch die Urkunde der Brüder Rudolfs IV., Albrecht und Leopold, vom 12. März 1365 gestiftete Universität, seitdem sie (1756) den Jesuiten entziffen wurde und durch van Swieten, den Leibarzt Theresiens, eine ganz neue Gestalt erhielt, mannigfaltig gewirkt, am meisten für das Studium der Medicin. Zu dem großen, zur Zeit der erwähnten Reorganisation neu erbauten Universitätsgebäude gehören ein vortreffliches anatomisches Theater mit einer kostbaren Sammlung von Präparaten eines Ruysch, Lieberkühn u. s. w., ein Geschenk des uneigennütigen Swieien; eine Sternwarte, die durch die Unterstützung des Kaisers mit mehren kostbaren Instrumenten ausgestattet ist; eine nicht unbedeutende Bibliothek mit einem, leider sehr beschränkten, Lesezimmer, und ein botan. Garten. Die Zahl der Studirenden ist 2000. Außer der Thierarzneischule verdient die Josephinische medicin.-chirurg. Akademie eine ehrenvolle Erwähnung, wiewol sie nicht mehr so viel leisten soll als früher. Überhaupt vereinigen sich die Stimmen sachkundiger Beurtheiler dahin, daß Wien in medicinischer Berühmtheit, selbst rücksichtlich seiner praktischen Anstalten, anfängt zurückzubleiben. Die Akademie der morgenländ. Sprachen hat der Diplomatie und der Gelehrsamkeit manchen tüchtigen Mann geliefert. Es gibt außer 3 Gymnasien noch ein polytechn. Institut, das vorzüglich auf praktische Kenntnisse hinarbeitet. Einige Lehrer desselben haben in der literarischen Welt einen guten Ruf. Auch ist die Ausstellung von Modellen in ökonomischer und technischer Beziehung beachtungswerth. 1821 erhielt Wien eine protestantisch-theologische Lehranstalt, um den jungen Leuten, welchen die Erlaubniß versagt ist, wie sonst, auf auswärtigen Universitäten zu studiren, Gelegenheit zu einer vorgeschriebenen Ausbildung zu geben. Weder die innere Einrichtung noch das Lehrpersonal erlaubt an den Geist einer deutschen Universität zu denken; das Ganze hat den Werth eines politischen Surrogats. Keine Stadt hat so viele öffentliche und Privatbibliotheken, so viele Museen, Cabinette, Galerien, Sammlungen u. s. f. als Wien. Die kaiserl. Hofbibliothek, in einem 240 Fuß langen und 546 F. breiten Saale, den treffliche Deckengemälde schmücken, gegründet vom Vater der Wis-

fenschaften in den östreich. Staaten, Maximilian I. (1500), enthält mehrer tausend Handschriften und Inkunabeln, eine reichhaltige, kostbare und wohlgeordnete Kupferstichsammlung und eine bedeutende Anzahl von Werken aus allen Fächern, die indessen noch weit von den öffentlich angegebenen 300,000 Bdn. zurücksteht. (Vgl. v. Leon's „Beschreibung der kaisert. Hofbibliothek“.) Das Lesezimmer ist für das Publicum viel zu klein. Die Gefälligkeit der Bibliotheksbeamten verdient ein öffentliches Lob. Zur Unterhaltung sind jährlich 15,000 Silbergulden angewiesen; sie ist, mit Ausnahme der östern Ferien, täglich von 9—12, während einiger Monate auch Nachmittags von 3—6 Uhr offen. Die Universitätsbibliothek enthält gegen 80,000 Bde. Unter den Privatbibliotheken nennen wir die des Kaisers mit 40,000, die des Erzherzogs Karl mit 18,000 Bdn. Diese ist reich an botanischen und naturhistorischen Schriften, diese hat einen Schatz von Kriegswissenschaftlichen und histor. Werken. Die letztere steht zur allgemeinen Benutzung wöchentlich 2 Mal offen. Der beliebte Dichter Castelli hat eine reiche Theaterbibliothek mit 10,000 Theaterstücken, den Portraits von 400 Schauspielern und 300 Theaterdichtern, den historisch-merkwürdigen Schauspielzetteln von 1600—1700, und den vollständigen Theaterzetteln von 1801 an. Sowie die kaisert. Bibliothek an der Spitze der Wächersammlungen steht, so führen auch das kaisert. Mineralien cabinet und das zoologisch-botanische Cabinet die Reihe der gleichnamigen Sammlungen an. 25 Säle des letztern enthalten die Fauna der ganzen Erde und, was noch vermisset werden könnte, wird das seit einigen Jahren angelegte kaisert. brasilische Museum nachweisen. Der botanische Garten der Universität (vgl. Jacquin) ist hochberühmt, mit ihm wetteifert der besondere, den Franz I., selbst Liebhaber der Wissenschaft, für die öst. Flora anlegen ließ. In gleichem Geiste, wenn auch nicht in gleichem Umfange, finden sich mehrere Sammlungen und Gärten. Das kaisert. Antikencabinet besitzt nur wenige Werke des classischen Alterthums von entschiedenem Kunstwerthe. Das Münzencabinet, eins der berühmtesten in Europa, enthält 28,000 Gold- und Silberstücke aus der Zeit von Karl d. Gr. an; sowie Schätze aus früherer Zeit. An Privat-Münzsammlungen fehlt es ebenso wenig. Der Unterricht in den bildenden Künsten hat seit 1704 durch die Gründung der kaisert. Akademie einen regelmäßigen Gang genoinmen, mag er auch nicht immer dem Genius des Lehrlings auf die rechte Weise und im günstigsten Augenblick entgegengekommen sein: eine Bemerkung, die mehr oder weniger von allen Akademien als Treibhäusern der Kunst gilt. Der Reichthum an zweckmäßigen Materialien ist in manchen Zweigen viel bedeutender als die Methode der Unterweisung, vorzüglich in den allgemeinen ästhetischen Grundsätzen. Die öffentliche Ausstellung von 1822 wies über 500 Werke auf, doch erhoben sich nur wenige über die Industrie des Tages; die von 1830 gab unter 253 Gemälden nur einige vorzügliche Portraits, Landschaft- und Genrebilder (von Fendi, Waldmüller, Marko, Gauer mann d. J., Ammerling, Ender) und zwei treffliche Bildwerke von Szent-Petery und Lebrun. Die kaisert. Gemäldegalerie, die in dem Belvederepalaste seit Joseph II. angemessen aufgestellt ist, zeichnet sich aus durch altdeutsche und altitalienische Bilder, auch findet sich hier ein glänzender Reichthum von Werken des Titian, Van Dyk, Rubens u. s. w.; die bedeutendsten sind nach den Zeichnungen des Hofmalers von Perger in dem bei Haas in Pestin (das 50. im J. 1829) erscheinenden Werke: „Kaisert. Gemäldegalerie im Belvedere ic.“, gestochen worden. Die Kunstsammlung an der kaisert. Hofbibliothek umfaßt in 800 Bdn. gegen 300,000 Holzschnitte und Kupferstiche. Hierzu kommen noch die Kunst- und Gemäldesammlungen vieler Großen (Lichtenstein, Esterhazy, Schönborn, Czernin, die berühmte Albert'sche, jetzt dem Erzherzog Karl gehörige Samml. von Zeichnungen). Die nach dem Schlosse Ambras in Tirol benannte ambraser Samml. von Kunstwerken, welche U. Primmser beschrieb (Rüstungen, Curiositäten aller Art), befindet sich seit 1806 ebenfalls im Belvedere. Das berühmte

Ritter v. Schönfeld'sche technologische Museum kennt man aus Scheiger's Beschreibung desselben (Prag 1824). Musik und Schauspiel fanden in Wien seit Jahren Unterstützung. Hier lebten Mozart und Haydn, die Heroen der neuern Tonkunst, und Beethoven trat in ihre Fußstapfen, das vorgefundene Gebiet mit genialer Kühnheit erweiternd. Das große Conservatorium der Musik (15 Professoren und gegen 100 Schüler) büßte jetzt dem pariser nicht nachsehen. Die strengern Freunde und Kenner der Musik wollten indes hier, wie an a. D., ihren Verfall in dem überhandnehmenden sinnlichen Kizel entdecken. Unter den 5 Theatern ist das Hoftheater an der Burg für das recitirende Schauspiel, das zweite am kärnthner Thore für die Oper und das Ballet bestimmt. Die ital. Oper hat auf demselben durch die Virtuosität der Sänger und die Beliebtheit der Rossini'schen Compositionen die glänzendsten Triumphe gefeiert. Das Hoftheater an der Burg besitzt ausgezeichnete Talente. Wir erinnern an Koch, den reichbegabten Anschütz, Korn, Krüger, Wilhelm, die Schröder, die im feinem Lustspiel vortreffliche Löwe und Karoline Müller. Ungeachtet des großen Kostenaufwandes rechtfertigt das Hoftheater an der Burg seinen Namen im Ganzen weder im Lust- noch Trauerspiel. Das Theater an der Wien behauptet in architektonischer Hinsicht vor beiden den Vorzug, sonst schwankt es in charakterloser Schwäche hin und her. Das Volkstheater der Leopoldstadt ist in s. originellen Act ausgezeichnet, brav und dem Fremden zur nähern Bekanntheit mit Wien nicht genug zu empfehlen. Der Buchhandel ist bedeutend, noch mehr der Kunsthandel. Bei einer so ausgebreiteten Liebe zur Musik muß auch die Tanzlust eine große Rolle spielen; für die Carnevalszeit öffnen in einem Flügel des Josephsplatzes ein großer und kleiner Redoutensaal ihr prächtiges Locale; überdies finden sich eine Menge stark besuchter Tanzsäle in allen Theilen der Stadt. Überhaupt ist der Wiener für alle Freuden des Lebens empfänglich, besonders ergibt er sich gern der Schaulust, dabei vergißt er des Leidenden nicht, und ein Armeninstitut unterstützt jährl. gegen 5000 Dürftige täglich mit 4 — 12 Kreuzern; eine Sparcasse gibt seit 1819 den untern Classen einen bequemen Haltunspunkt; unbemittelte Gebärende finden in einem Gebärhause Aufnahme und können ihr Kind in das Findelhaus abgeben, das auf dem Lande die meisten ihm anvertrauten Pfleglinge erziehen läßt. Für arme Waisen, Blinde, Taubstumme, arme kranke Kinder ist durch bedeutende Anstalten gesorgt. Manche andre wohlthätige Einrichtungen sind theils das Werk von Privatpersonen, theils Denkmale des menschenfreundlichen Josephs II. Durch ihn entstand das allgemeine Krankenhaus (2000 Betten in 111 Zimmern), das durch Reinlichkeit, Ordnung und Pflege musterhaft ist. Jedes Jahr nimmt es 15 — 17,000 Kranke auf. Wie sehr der barmherzige Brüderorden in seinem Krankenhause sich bemüht, ohne Unterschied und Entgelt armen Kranken beizustehen, ist weltkundig. Die Wohlthat des Badens kann der Wiener an mehreren Orten bequem genießen; auch an mineralischen Quellen ist in der Umgegend kein Mangel. Die vor einiger Zeit errichtete Schwimmschule, ursprünglich für das Militär bestimmt, dient zugleich sehr zweckmäßig dem größern männl. Publicum von jedem Stande und Alter. In der Nähe befindet sich ein öffentlicher Badeort innerhalb gewisser Grenzen und unter Aufsicht der Polizei. Das übrigens Wien der Mittelpunkt ist, von dem aus die ganze Masse des östr. Heeres den ersten Impuls empfängt, daß es für dasselbe der Sitz der vorzüglichsten Bildungsanstalten seit vielen Jahren ist, obschon die Garnison nur in 12,000 M. besteht, folgt aus dem Verhältnisse der Residenz zu der gesammten Monarchie. Hier ist der Hofkriegsrath, die Seele der ganzen Heeresmacht in Friedenszeiten, die Ingenieurakademie, welche theils unentgeltlich, theils für baare Entschädigung gegen 300 Schüler zählt, das von Joseph II. errichtete Bombardiercorps von 1000 M., die Stückgießerei, die Gewehrfabrik, das große kais. Zeughaus mit s. außerordentlichen Vorräthen, und das bürgerliche Zeughaus, das selbst die Franzosen nur wenig antasteten. Das Invalidenhaus für

800 M. gibt, nebst manchen a. Stiftungen für alte verstümmelte Krieger, den Letztern die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter. Der angenehmste, größte, lebhafteste Belustigungsort für alle Wiener ist der in s. Art einzige Prater, welcher beim Ausgange der Leopoldstadt anfängt, von hier aus die reizendste Aussicht in die nahen Gebirge öffnet, dann in einer Hauptallee, dem Corso der vornehmen und gebildeten Welt, bis zu einem Arme der Donau herabgeht, und seitwärts gegen die immer mehr sich verdichtende Waldung einen Sammel- und Tummelplatz etwa von dem Umfang einer Stunde für das gemischte Publicum bildet. Eine Menge wohl-eingerichteter Caffeehäuser und Speiseanstalten, lärmende Turnierspiele, bunte Curiositäten, Schauuden und Tanzsäle beleben den Park. Die verschiedenen Stände erscheinen hier neben einander in einer ungesuchten Absonderung. In den Hauptalleen versammeln sich die glänzendsten Equipagen mit den schönsten Pferden, besonders strahlt in dieser Hinsicht der Hof mit seiner gebiagenen Pracht hervor, dem indessen einzelne Familien des hohen Adels in der äußern Erscheinung nur wenig nachgeben; in beträchtlichem Abstände schließen sich an diese die reichen Banquiers an, und was sich sonst durch Geschmack und Glücksgüter auszeichnet, bis zu der äußersten Grenze hin, den Wagen der tüchtigen Fiacres. An schönen Frühlingssonntagen ist die Masse der Equipagen zuweilen so groß, daß die letzten noch der Stephanskirche gegenüber oder wol gar auf dem Graben anhalten müssen, während die vordersten eine ununterbrochene Linie über eine Stunde weit bis zum Ziele der Umkehr bilden. Die strenge, überall gleiche Ordnung, mit welcher der Zug s. Bewegung fortsetzt, ist bewunderungswürdig, sowie das ganze Schauspiel auf dem Continente jedes ähnliche weit überbietet. In den Seitengängen der Hauptallee spaziert oder sitzt hauptsächlich der Mittelstand und dient so der vornehmeren Welt zur Folie, die übrigens mit ihm durch freundliche Blicke, gegenseitige Bedürfnisse, vielfache Verbindungen ungezwungen zusammenfließt. Die Nahrungs- und Erfrischungsmittel sind im Prater theurer und in der Regel schlechter als irgendwo, weshalb er immer mehr in Abnahme geräth, besonders seitdem die schönen Spaziergänge um die Stadt auch dem Gaumen einen feinem Genuß darbieten. Der Augarten liegt nicht weit seitwärts vom Prater; er wurde vom Kaiser Joseph II. (s. d.) dem Publicum geöffnet, wird aber nicht so besucht, als er es nach s. ruhigen Schönheit und reizenden Nachbarschaft verdient. Der Garten des Fürsten Liechtenstein in der Rossau und der zugleich dem öffentlichen Vergnügen geöffnete botanische Garten ziehen ebenfalls den Fremden an. Das Lustschloß Schönbrunn übertrafht und erfreut durch die glückliche Verbindung des Einfachen, Gefälligen und Majestätischen. Der Garten, obwol in altem Geschmacke, stimmt damit zusammen. Unter Maria Theresia wurde der Bau nach Pacassi's Plane von dem Baumeister Balmagini 1750 vollendet; seitdem entstanden die Gloriette, die Ruine, der Obelisk ic. Die Standbilder sind von Zauner, Fischer u. A. Berühmt sind die Menagerie und vorzüglich der von Franz I. gegründete botanische Garten mit dem Cap'schen Pflanzenhause. Laxenburg verdankt dem jetzigen Kaiser viel, auch ist es s. Lieblingsaufenthalt. Zu der herrlichen Umgebung Wiens gehören mehre angenehme Dörfer. Baden, ungefähr 4 Stunden entfernt und ein Badeort, zieht durch Nähe, Bequemlichkeit und die köstliche Umgegend während des Sommers viele Wiener und auch Fremde herbei. Joh. Pezzl's „Beschreibung von Wien“ (Franz. von Bernmann, 5. Aufl., Wien 1829) hält fortwährend in verbesserten Aufl. mit den jedesmaligen Veränderungen Schritt. Das vom Freihrn. v. Hormayr im Verein mit mehren Gelehrten und Kunstfreunden von 1823 — 25 in 9 Bdn. oder 27 Hftn. herausgeg. Werk: „Wien, s. Geschichte und Denkwürdigkeiten“ (m. Kpfn. und genealog. Tabellen), hat die ältern Schriften über diesen Gegenstand verdrängt. Hormayr's Verdienst liegt hauptsächlich in Zusammenstellung der Quellenachrichten; doch bietet der Anfang sehr oft reine Mythologie statt unverfälschter Thatsa-

gen. Man vergleiche ferner: Joh. Gabr. Seibl: „Wiens Umgebungen“ (Wien 1829); „Der Fremde in Wien und der Wiener in der Heimath“ (Wien 1829), von Hebenstreit, und Friedr. Rochlitz's Briefe über Wien a. d. J. 1822 in s. Samml.: „Für ruhige Stunden“ (2 Bde., Leipz. 1828). „Wien, wie es ist“ (Leipz. 1827), von dem pseudonymen Ed. Forstmann, ist keine Übersetzung der gar nicht vorhandenen „Tablettes de Vienne“.

Wiener Congreß vom 1. Nov. 1814 bis zum 10. Juni 1815. Dieser Congreß übertraf an Würde, Glanz und Bedeutung alle bisherigen. Persönlich waren zugegen: die Kaiser v. Osterreich und Rußland, die Könige v. Preußen, Dänemark, Baiern und Württemberg, der Kurfürst v. Hessen, die Großherzoge v. Baden und Sachsen-Weimar u. A. m., sowie die ersten europäischen Staatsmänner und Minister: vom Papste Cardinal Consalvi; von Osterreich Fürst Metternich und der Freih. v. Wessenberg; von Rußland Fürst Rasumowski, Graf Stadelberg und Nesselrode; von Großbritannien Lord Castlereagh, dann Herzog Wellington, Cathcart, Clancarty und Stewart; von Preußen Fürst Hardenberg und Baron v. Humboldt; von Frankreich Fürst Talleyrand, v. Dalberg u. A.; von Baiern Fürst Brede, Graf Rechberg; von Hanover Graf Münster; ferner die Gesandten von Spanien, Portugal, der Niederlande, von Dänemark, Sardinen etc. Hr. v. Geng führte das Protocoll. In Folge des 1. geh. Art. des pariser Friedens sollte der Wiener Congreß nur diesen Frieden und die demselben vorangegangenen einzelnen Verträge zwischen den Allirten seit dem 26. Febr. 1813 zur Vollziehung bringen. Auf ihm bildeten für die europäischen Sachen den engeren Verein (Comité dirigeant) die 5 Hauptmächte, die den pariser Frieden geschlossen hatten: Osterreich, Preußen, England, Rußland und Frankreich, unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich, zu dem in einzelnen Fällen noch die 3 andern: Spanien, Portugal und Schweden, gezogen wurden. Für die deutschen Angelegenheiten bildeten Osterreich, Preußen, Baiern, Hanover und Württemberg einen Ausschuß, zu dessen Verhandlungen später auch die Bevollmächtigten der übrigen deutschen Souveraine und freien Städte gezogen wurden. Da man über die meisten Hauptpunkte schon im Ganzen einverstanden und vorzüglich darauf bedacht war, Frankreichs Eroberungspolitik für die Zukunft zu hemmen, so erleichterte die persönliche Gegenwart, der Charakter und die wechselseitige Freundschaft der Monarchen die endliche Feststellung. Am schwierigsten waren die Bestimmungen über Polen und Sachsen, sowie über die innern Verhältnisse des deutschen Bundes. Eine unerwartete Begebenheit, Napoleons Rückkehr von Elba nach Frankreich, machte endlich das Interesse jedes Einzelnen schweigen und führte plötzlich den Abschluß der von den 8 Mächten: Osterreich, Preußen, England, Rußland, Frankreich, Spanien, Portugal und Schweden, unterzeichneten, aus 121 Art. bestehenden Congreßacte herbei am 9. Juni 1815. Die Wiederherstellung des europäischen Staatensystems ward darin im Allgemeinen gegründet auf das Princip der Legitimität. Osterreich erhielt zurück: das neue lombardisch-venetianische Königreich, mit Einschluß des Weltlin, außerdem 3 Secundogenituren: Loecano, Modena und Parma; das neue Königreich Illyrien; das venetianische Dalmatien nebst Ragusa und dem Golfo di Cattaro; ferner durch Verträge mit Baiern: Tiroi und Vorarlberg (ohne das Amt Weiler), Salzburg bis an die Salza, die 1809 abgetretenen Theile des Inn- und Hausruckviertels; von Rußland den 1809 abgetretenen Theil von Ostgalizien. In Ansehung der Wiederherstellung der übrigen Staaten verweisen wir auf die besondern Art. und bemerken bloß im Allgemeinen, daß Rußland als eine bedeutende Vergrößerung seiner Macht Warschau u. d. N. des Königreichs Polen erhielt; daß Krakau eine freie Stadt wurde; daß Preußen, weil es nicht in s. Länderbesitz von 1806 wiederhergestellt werden konnte, durch neue Theilungen und Abtretungen sich für Ostpreußen, Hildesheim etc., die an Hanover kamen, für Ansbach und Bairruth, die bei Baiern

blieben, entschädigen ließ, indem es ein Stück von Polen (das Großherzogthum Posen), fast die Hälfte des Königreichs Sachsen, Schwedisch-Pommern, Meckl. Berg und den größten Theil des linken Rheinufers bis an die Saar erhielt, damit es hier für Deutschland eine feste Vormauer gegen Frankreich bilde. Dänemark, das Norwegen an Schweden abgetreten hatte, bekam Sachsen-Lauenburg, und wurde wegen dieser Provinz und wegen Holstein Mitglied des deutschen Bundes. Baiern erhielt als Ersatz für s. Abtretungen an Östreich: Würzburg, Aschaffenburg, den jetzigen Rheinkreis am linken Rheinufer etc. (Seine weitem Ansprüche auf den Main- und Tauberkreis und den Heimfall des Neckarkreises sind unbefriedigt geblieben.) Hannover erhielt die Königswürde und mehrere neue Provinzen, wodurch es sich abrundete. Dieses Contiguitätsprincip konnte aber weder bei Baiern noch bei Preußen befolgt werden. Aus Holland und Belgien wurde das Königreich der Niederlande mit einer festen Grenze gegen Frankreich gebildet. Die niederländ. Provinz Luxemburg aber wurde als Großherzogthum dem deutschen Bunde zugetheilt. Großbritannien behielt Malta, Helgoland, einige eroberte Colonien, und erhielt die Schutzhohheit über die wiederhergestellte Republik der ionischen Inseln. Der Schweizerbund ward durch 3 Cantone vergrößert und durch die Anerkennung seiner beständigen Neutralität zu einer Schutzgrenze für Frankreichs schwache Seite erhoben. Dem wiederhergestellten Staate des Königreichs Sardinien wurde Genoa als Herzogthum einverleibt, mit Bewilligung eines Freihafens; zugleich ward die Thronfolge der Linie Carignan zugesichert. Ferner wurden wiederhergestellt: das Großherzogth. Toscana, das Herzogth. Modena, der Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien, indem Murat s. Untergang sich selbst zugog. Lucca wurde der Infantin Marie Louise v. Spanien gegeben, erhielt jedoch 1817 eine andre Bestimmung. (S. Parma und Lucca.) Spanien sollte an Portugal Divera zurückgeben, was aber des von portug. Truppen damals besetzten Monte-Video wegen nicht geschehen ist. Indem so durch die wiener Congressacte die Territorialverhältnisse nach dem alten Gleichgewichtssystem aufs Neue geordnet wurden, brachte der Drang der Umstände auch die deutsche Bundesacte vom 8. Juni 1815, welche in der allgemeinen Congressacte mit enthalten ist, zu Stande. (S. Deutschl. a. b.) In dieser hatte der 13. Art.: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden“, die größten Widersprüche zwischen den constitutionellgesinnten Staatsmännern und den Anhängern der alten Staatsformen, vorzüglich von Seiten Baierns und Württembergs, erfahren. Auch haben mehre Artikel derselben spätere Verhandlungen und eine Adhäsionsacte (8. Juni 1820) zur Folge gehabt; einige Punkte derselben, z. B. der über den Nachdruck, sind noch nicht vollzogen. Doch erhielt Deutschland auf dem wiener Congress wenigstens die politische Bestimmung, der Friedensstaat von Europa zu sein. — Über Polen und Sachsen entstand zwischen Östreich, Frankreich und England auf der einen, und Rußland und Preußen auf der andern Seite eine heftige Spannung; doch die vielen Hoffeste (dem wiener Hofe soll der Congress an 30 Mill. Fr. Aufwand verursacht haben) näherten die Minister einander. Endlich bot Castlereagh, welcher eilen mußte, um bei Eröffnung des Unterhauses in London zugegen zu sein, durch s. Note vom 12. Jan. 1815 die Hand zur Ausgleichung. Er, der sich bisher der Vereinigung Polens mit Rußland widersetzt hatte, verlangte bloß noch, daß man die Polen als Polen behandle, d. h. ihnen eine eigne liberale Constitution gebe. Damit erklärte sich Rußland sofort einverstanden; ebenso Preußen am 30. Jan. und Östreich am 21. Febr. Auch war der Congress, nach dem Verlangen der ital. Mächte, im Begriff, einen Beschluß darüber zu fassen, ob man Napoleon auf die Azoren oder nach St.-Helena versetzen wolle, als am 5. März Abends die Nachricht von dessen Landung zu Cannes in Wien eintraf. Nun bewirkte Talleyrand (s. d.) die Achteklärung Napoleons am 13. März, und am 25. März 1815 ward

die Verbindung Oesterreichs, Russlands, Großbritanniens und Preussens gegen Napoleons Rückkehr auf den franz. Thron erneuert. (Vgl. Bonaparte und Russisch-deutscher Krieg mit Frankreich im J. 1815.) Jener Verbindung traten auf dem Wiener Congresse auch Sardinien, Portugal, Hanover, Baiern, Sachsen, Württemberg, die Niederlande, Dänemark, Hessen, Baden u. A. m. bei, nicht aber Spanien und Schweden. Dieser Krieg beschleunigte den Gang des Congresses und den Frieden zwischen Sachsen und Preußen. Anfangs hatten England und selbst Oesterreich in die Vereinigung des ganzen Königreichs Sachsen mit Preußen eingewilligt; allein die Note des Herzogs v. Sachsen-Koburg vom 14. Oct., die Protestation des Königs von Sachsen (Friedrichsfelde, d. 4. Nov. 1814), der Widerspruch Frankreichs und das Gewicht der öffentlichen Stimme bewirkten endlich, daß man jene Vereinigung aufgab, worauf der Fürst Metternich am 12. Jan. 1815 die Theilung Sachsens vorschlug, welche eine besondere Verhandlung Metternich's, Talleyrand's und Wellington's mit dem nach Presburg eingeladenen Könige v. Sachsen zur Folge hatte, der endlich auf die Grundlage der vorgeschlagenen Theilung zu Lauenburg im Mai, unter Oesterreichs Vermittelung, mit Preußen und Rußland über den Frieden unterhandelte, den er zu Wien am 18. Mai 1815 unterzeichnete, worauf er am 28. Mai auch auf das Herzogthum Warschau Verzicht leistete, sodaß die neue Vertheilung der polnischen Länder, wie sie Oesterreich, Rußland und Preußen durch ihre Verträge zu Wien am 3. Mai 1815 geordnet hatten, vollzogen werden konnte. — Nach der Entscheidung der Territorialfragen betraf eine andre Verhandlung des wiener Congresses die Abschaffung des Sklavenhandels (s. d.), und eine dritte die freie Schifffahrt auf dem Rheine, der Weser und der Elbe (s. d.). Obgleich nun die Feststellung dieser und anderer Gegenstände spätern Verhandlungen vorbehalten blieb, so enthält dennoch die wiener Congressacte, deren Originalurkunde in den Archiven des k. k. Staatsraths zu Wien niedergelegt wurde, die Grundlage für die neue politische Gestaltung Europas, dessen Staatensystem, nach der Erklärung der Wiederhersteller selbst, ein freies sein soll. In Bezug auf das politische Gleichgewicht scheint es zwar, als ob durch Polens Vereinigung mit Rußland das Übergewicht dieser Macht auf dem Continente zu groß geworden, während Großbritannien kein Gegengewicht mehr als Seemacht beschränkt; allein es hat sich gleichwol in dem wiederhergestellten Staatensystem Europas, aus dem Tractate von Chaumont (s. d.), durch die Form der wiener Verhandlungen, eine Aristokratie der Hauptmächte factisch und diplomatisch gebildet, wie sie ehemals nicht stattfand. Diese Aristokratie schreibt sich aber selber ihre Gesetze vor, indem sie sich auf die allgemeinen Angelegenheiten beschränkt. Sie hat durch die heilige Allianz (s. d.) und durch die spätern Congresse ihre nähere Entwicklung und Anwendung erhalten, sodaß sie jetzt gewissermaßen einen europäischen Senat bildet, der als vermittelnde Behörde den allgemeinen Frieden durch das Princip der Stabilität der auf dem wiener Congresse geordneten Staatenverhältnisse zu erhalten bemüht ist. — Diese Gestaltung ist jetzt allgemein ins Leben getreten, obgleich der Paps durch den Cardinal Consalvi (d. 17. Juni 1815) gegen diejenigen Artikel der Congressacte protestiren ließ, durch welche er Wagnon und Benaisfin, sowie die deutsche Kirche ihre verlorenen Besitzungen nicht wiedererhielt. Auch die Standesherrn protestirten gegen die Artikel, welche sie betrafen. Endlich hatte der Johanniterorden vergeblich s. Wiederherstellung vom wiener Congresse verlangt. S. Klüber's „Acten des wiener Congresses“ (8 Bde., Erlangen 1814 — 19) und dessen „Übersicht der diplomat. Verhandlungen des wiener Congresses“ (Erlangen 1816). (Flaßan's, des unbedingten Lobredners des wiener Congresses) „Hist. du congrès de Vienne avec l'acte général du 9 Juin 1815 et les différentes annexes etc.“ (3 Bde., Paris 1829) umfaßt die Zeit von 1789 — 1819 als ein Ganzes.

K.

Wiener oder Schönbrunner Friede vom 14. Oct. 1809. Der Krieg, den Osterreich im April 1809 ohne Bundesgenossen unternommen hatte, um den Rheinbund zu sprengen, war durch die Schlacht bei Wagram (s. d.) und durch den Waffenstillstand von Znaim (s. d.) geendigt. Napoleon hielt die Hauptstadt besetzt. Kaiser Franz residirte in Komorn. Die Unterhandlungen nahmen zu Altenburg in Ungarn zwischen Champagny und Metternich, bei dem sich noch der Graf Nugent befand, den 17. Aug. ihren Anfang. Die Landung der Engländer auf der Insel Walcheren bewog Osterreich, zu zögern. Am Ende Sept. verließen die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. Sept. kam der Prinz Johann v. Liechtenstein mit Vollmachten nach Wien; Napoleon war in Schönbrunn. Am 14. Oct. früh ward der Friede in Wien vom Herz. v. Cadore abgeschlossen, nachdem Napoleon s. Forderung von 100 Mill. Contribution auf 85 vermindert hatte. (Vgl. die „Mém.“ von Bourrienne.) Osterreich trat ab: 1) Salzburg, das Innviertel und fast die Hälfte des Hausruckviertels, die Napoleon Baiern zutheilte; 2) Görz, das östr. Friaul, Triest, Krain, den villacher Kreis von Kärnthen, Kroatien am rechten Sauser und Dalmatien, aus welchen Napoleon das Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Herrschaft Râzuns in Graubündten; 4) an den König von Sachsen einige böhmische Enclaven in der Oberlausitz; 5) an das Herzogthum Warschau: Westgalizien mit Krakau und Zamosze und die Gemeinschaft an den Salinen von Wieliczka; 6) an Rußland: das östliche Stück von Ostgalizien mit 400,000 Seelen. Ferner bestätigte der Friede die von Napoleon den 24. April zu Regensburg verfügte Aufhebung des deutschen Ordens in den Rheinbundsstaaten, wodurch Mergentheim, das dem Erzhertzog Anton als Deutschmeister gehörte, an Württemberg kam. Osterreich verlor durch den wiener Frieden seine südliche und westl. Militairgrenze, 2151 □M. mit 3,505,000 E., und seine Seehäfen; doch ward ihm Aus- und Einfuhr in Fiume gestattet. Es mußte Napoleons Einrichtungen in Spanien, Portugal und Italien (hier hatte Napoleon durch ein Decret von Schönbrunn den 17. Mai 1809 den Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt) anerkennen, und dem Sperrsystem gegen England beitreten. Die östr. Monarchie bestand jetzt nur noch aus 9353 □M., mit 20,738,000 E. Dieser Friede dauerte bis zum 17. Aug. 1813. Über die Geschichte des Kriegs von 1809 vergl. man: „Das Heer von Innerösterreich“, und des Gen. Pelet „Mém. sur la guerre de 1809 en Allemagne etc.“ (Paris 1824, 2 Bde.; deutsch vom Gen. v. Theobald, Stuttgart, 1825, 2 Bde.). K.

Wiese. Natürliche Wiesen sind seit langen Jahren bestehende Grasplätze; künstliche sind mit Futterkräutern, besonders perennirenden, bebaute Felder. Nach der Benutzung unterscheidet man ein-, zwei- und dreischürige Wiesen, je nachdem sie 1, 2 oder 3 Mal jährlich gemäht werden. Hochgelegene und trockene Wiesen muß man wässern; niedrige, feuchte und deshalb viel saure Pflanzen erzeugende müssen durch Abzuggräben trockener und süßer gemacht werden. Außerdem ist es sehr nützlich, die Wiesen alle 2 oder 3 Jahre mit Düngesalz, Gyps, Kalk, Asche, Schlamm u. a. Düngung zu bestreuen. Von vorzüglichem Nutzen ist die Asche, die man bei moosigen Wiesen mit Kalk mengt. Über Wiesenbau s. des Herzogs v. Bedford u. B. Sinclair's „Hortus gramineus Woburnensis“, deutsch b. Cotta 1826, m. Steinbr.

Wight, eine zu Hampshire gehörende Insel (9 □M., 27,000 E.) im Canal, der England und Frankreich trennt, in einer geringen Entfernung von der engl. Küste. Sie ist auf allen Seiten durch Felsen, Klippen und Festungswerke gegen Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Die Insel ist wegen der gesunden, milden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getreide berühmt; sie ist die Kornkammer für die westl. Grafschaften Englands. Betrachtliche Schäferereien liefern eine gute Wolle, welche alle roh nach England gebracht wird. Auch gibt es hier viel Hasen und Kaninchen und einen Überschuß an Fischen. Die Insel ist in 52 Kirchspiele getheilt und hat 4 Städte. Die vorzüglichste dar-

unter ist das gut befestigte Newport. In dem nicht weit davon entfernten festen Schlosse Carigbrook wurde Karl I., als er sich 1646 auf diese Insel geflüchtet hatte und von dem Obersten Hammond gefangen worden war, 13 Monate lang im Gefängnisse gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie seine Freunde es wollten, ihn bloß seine unzeitige Gewissenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), geb. 1759 zu Hull, studirte in Cambridge und war ein ausgezeichnete Redner im engl. Unterhause auf der Seite der Ministerialpartei. Es ist nicht glänzende, hinreißende Beredsamkeit, die ihn berühmt gemacht hat; denn s. kränkliche Stimme schwächte die Wirkung eines sonst kräftigen Ausdrucks in seinen mit Leichtigkeit, frei und oft unvorbereitet gehaltenen Parlamentsreden. Was ihm einen Namen erworben und die Achtung aller Edeln verschafft hat, ist das menschenfreundliche, unablässige Bestreben, den die Menschheit entehrenden Handel, der mit den afrikanischen Sklaven nach Amerika getrieben wird, ganz abzuschaffen (s. Sklavenhandel), worin Thomas Clarkson s. thätigster und wirksamster Vorgänger war. Die Quäker in Pennsylvanien schafften zuerst (1751) denselben ab. Auch Dänemark untersagte ihn späterhin seinen Handelsgesellschaften. In England ward 1788 die erste ernfliche Anregung deswegen gemacht. Die Universität Cambridge übergab dem Parlament eine Bittschrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels vorzüglich von Seiten der Religion vorgestellt wurde. Pitt, als Repräsentant von Cambridge, unterstützte den Antrag, und mehre Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehren Seiten erfolgten ähnliche Vorstellungen, aber auch von andern starke Widersprüche dagegen, und so blieb diese Angelegenheit lange unentschieden. Aber eben dadurch hat der edle W. sich ein unsiegliches Verdienst erworben, daß er, aller Hindernisse ungeachtet, die Sache der afrikanischen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wiederholten Malen, unterstützt von Pitt, Fox u. A., im Parlamente zur Sprache brachte. Erst 1807 gelang es ihm, seine menschenfreundliche Absicht in Ansehung Englands zu erreichen. Aber noch immer setzten Frankreich, Spanien und Portugal diesen Menschenhandel fort. Frankreich ließ sich am ersten zur Abschaffung desselben geneigt finden. In dem pariser Frieden vom 30. Mai 1814 erklärte Ludwig XVIII., daß von Seiten Frankreichs dieser Handel innerhalb 5 Jahren aufhören solle. Hierauf brachte der engl. Gesandte, Lord Castlereagh, diese Angelegenheit beim wiener Congresse zur Sprache, und W. machte ein merkwürdiges Schreiben an den franz. Gesandten beim Congreß, den Fürsten Talleyrand, bekannt, worin er die dringendsten Beweggründe zur Abschaffung des Sklavenhandels aufstellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien versammelten Mächte ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels anzuknüpfen. W. fuhr indessen unermüdet fort, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die brit. Colonien eingeführt würden, und trug später auch auf die Freilassung (Emancipation) der schwarzen Sklaven in den Colonien an: ein Antrag, der wol sobald nicht genehmigt werden dürfte. Endlich erhielt W. die Genugthuung für s. Eifer, daß am 23. Sept. 1817 zwischen England und Spanien ein Vertrag abgeschlossen wurde, durch welchen Spanien sich verbindlich machte, vom 30. Mai 1820 an den Sklavenhandel in der ganzen span. Monarchie aufzuheben; England hat dagegen den span. Unterthanen, die sich mit diesem Handel beschäftigten, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St. als Entschädigung bezahlt. Ein ähnlicher Vertrag kam mit Portugal 1818 zu Stande. Da aber dessenungeachtet Franzosen und Portugiesen den Sklavenhandel fortsetzten, so bewirkte W. im Juni 1821 den vom Unterhause und dann auch von der Pairskammer einmüthig gefaßten Beschluß, den König zu bitten, daß die britische Regierung bei der französischen auf die Erfüllung der wegen gänzlicher Abschaf-

fung des Sklavenhandels eingegangenen Verpflichtungen bringe. Der edle Mann erlebte nicht den Triumph seiner 30jährigen menschenfreundlichen Bemühungen. Er starb 1826. An seiner Stelle steht jetzt an der Spitze der Gegner des Sklavenhandels F. Duxton.

**W i l d b a d**, eine kleine, offene, seit dem Brande 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt mit 1500 Einw. in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Württemberg, an dem kleinen Flusse Enz in einem tiefen Thale, das mit Bergen umgeben ist, auf welchen dichte Tannenwälder stehen. Sie ist wegen ihres warmen Bades, des vorzüglichsten unter den würtemb. Bädern, berühmt. Es ist da ein königl. Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der wilde See ist, dessen Wasser niemals zu- noch abnimmt, auch keinen sichtbaren Zu- oder Abfluß hat. — Ein andres **W i l d b a d** ist bei Marktburgberheim im ehemaligen Fürstenthume Bairuth, dem jetzigen Rezatkreise des Königreichs Baiern.

**W i l d b a h n**, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Grenzen umschlossenes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel gebühret wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf die umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wildbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein Bezirk verstanden wird, wo ein Wildstand ist, d. h. wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiedenen Ländern besondere Gesetze gegeben, daß z. B., um sie zu schonen, Niemand, der nicht dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als gekoppelt und angebunden durch sie geführt werden sollen u. dgl. — Beim Fuhrwesen heißt **W i l d b a h n** so viel als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

**W i l d b a n n** ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Übertreter zu bestrafen. Das Wort **Bann** wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es immer Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegzufangen zu lassen, insofern dieses Recht nicht schon an Unterthanen überlassen worden, ist aber verschieden von der ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffenen Jagdgerechtigkeit, oder dem Rechte, sich eine Jagd anzumassen, oder auch Andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

**W i l d f a n g s r e c h t** war eine ganz besondere, den Kurfürsten v. der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, d. h. Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in einigen angrenzenden, unter andre Herren gehörenden Districten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht selbeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn- oder Kriegsdiensten gebrauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Kurpfalz nach dem westfälischen Frieden dieses Recht zu weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen anderer Stände und ernsthaftere Streitigkeiten, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commission 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen und nur noch als eine sonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung **W i l d f a n g** in Bedeutung eines herrenlosen Ausländers war nach Obigem nur in der Pfalz gebräuchlich; im übr

gen Deutschland versteht man bekanntlich darunter einen wilden, unbesonnenen Menschen. — Wildfänge werden auch solche Pferde genannt, die in der Ukraine, Moldau und den angrenzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und noch ungebändigt sind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräfl. Familien am Rhein, die wahrscheinlich deswegen so genannt wurden, weil sie wilde, walbige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erzielten, daher sie auch Rau- (Rauh-) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und raugräfl. Häuser mit rheingräfl. entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Besitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen ist jetzt nur noch in der seit dem 8. Jahrh. blühenden Grumbach'schen Linie des gräfl. Hauses Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wildungen (Karl Ludwig Eberhard Heinrich Friedrich v.), einer der geistreichsten und vielseitig gebildetsten Schriftsteller im Fache der Forst- und Jagdkunde, zugleich auch ein genialer Dichter, geb. zu Kassel am 24. April 1754, starb am 15. Juli 1822. Von seiner Mutter allein im Lesen, Schreiben und in den Anfangsgründen der franz. Sprache unterrichtet, besuchte er die Schule zu Kassel bis 1764, dann während der nächsten 5 Jahre das Agidiengymnasium zu Nürnberg. Der dasige Rector Schenk weckte in ihm den Geschmack an den alten Classikern, die trefflichen Künstler Lichtensteger und Schwarz entwickelten die Talente des Knaben für Zeichnungskunst und Malerei. 1769 ging v. W. auf das königl. Pädagogium zu Halle über, mit so umfassenden Kenntnissen ausgerüstet, daß bald nach seinem Eintritt in jene berühmte Lehranstalt, für ihn, für seinen Freund, den ehrwürdigen, nun verstorbenen Niemeyer, und für einen oder 2 andre der ausgezeichnetesten Scholaren eine besondere Classe, welche die Benennung Classis selecta erhielt, errichtet werden mußte, die beim fast gleichzeitigen Abgange der genannten Individuen wieder unnöthig ward. 1771 bezog v. W. die Hochschule zu Halle. Gegen seine Neigung zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, besuchte er zwar fleißig die Hörsäle eines Nettelbladt, Wessphal, Wesscke u. A., mit Vorliebe aber die Vorlesungen eines Eberhard und Goldhagen, welche ihn mit dem für ihn so anziehenden Reichthum der Mathematik und der Naturwissenschaften bekanntmachten. 1773 verfaufte er jenen Musensitz mit dem vaterländischen zu Marburg. Hier beendigte er bei Hombergk, Conradi und Geisler seine rechtswissenschaftlichen Studien. Am 2. April 1776 trat er die von seinem Landesfürsten ihm übertragene Stelle eines Beisitzers an der dasigen Regierung an. Diese seiner Neigung nicht angemessene Laufbahn verließ er nach Verlauf von nicht vollen 3 Jahren freiwillig und ward, zu Ende 1778, Gesellschafter des letztverstorbenen Herzogs v. Nassau-Usingen. Aber auch da durfte er die ihm sich anbietende Gelegenheit nicht benutzen, dem Fache, für welches er bei freistehender Wahl schon längst sich entschieden haben würde, der Forstwissenschaft, sich ganz zu widmen. Wilmehr bewarb er sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, zur fernern Übung in der juristischen Praxis um einigen Antheil an den Geschäften der Regierung zu Wiesbaden, worauf er von dem damals regierenden Fürsten, Karl Wilh. v. Nassau-Usingen, am 10. Juni 1780 den Charakter eines Regierungsraths, demnächst mehrte mit dem Forstwesen in unmittelbarer Beziehung stehende Aufträge erhielt, die er auch zur größten Zufriedenheit seines fürstl. Vönners mit Eifer besorgte. Auf Verwendung seiner Verwandten wurde er jedoch schon im J. 1787 vom Landgrafen Friedrich v. Hessen-Kassel zum Regierungsrath in Marburg ernannt, und dadurch genöthigt, den nassauischen Dienst zu verlassen. Länger als 18 Jahre war v. W. ein wahrhafte thätiges Mitglied der Regierung zu Marburg. Daher kam es auch, daß ihm, außer andern mannigfaltigen Nebenaufträgen, am 4. Juli

1793 die Stelle des zweiten Subdelegaten bei der fürstl. solms-braunfelsischen Debit- und Administrationscommission anvertraut, ja daß nach dem Tode des ersten Subdelegaten, des Staatsministers und Kammerpräsidenten Hrn. v. Meyer zu Kassel, jene wichtige Angelegenheit auf Ersuchen des fürstl. Hauses Solms-Braunfels ihm allein übertragen wurde. — Mit einer Fülle von Frohsinn, mit Gesundheit, mit seltenen Geisteskräften begabt, blieb es unserm W. bei der gewissenhaftesten Erfüllung s. Berufsverpflichtung fortwährend möglich, den Künsten und Wissenschaften überhaupt, besonders aber dem Studium der Naturgeschichte und Forstwissenschaft wie dem Jagdbetriebe einen Theil s. Zeit zu widmen. Selbst das Erscheinen eines großen Theils s. schriftstellerischen Erzeugnisse fällt in diesen Zeitraum von 18 Jahren. Dem scharfen Blicke s. Landesfürsten war es nicht entgangen, auf welchen Platz v. W. eigentlich gehöre. Er ernannte ihn daher am 22. Nov. 1799 zum Oberforstmeister zu Marburg, ertheilte ihm aber auch zugleich die Vergünstigung, die Administration des Fürstenthums Braunfels beibehalten zu dürfen. Auf diesem Posten ist er mit rastlosem Eifer und mit ausgezeichnet glücklichem Erfolge thätig gewesen bis zu der unglücklichen Katastrophe, welche 1806 das Kurfürstenthum Hessen betraf. Nach derselben ward er unter der neuen, zum Glück kurzen Regierung zum Conservateur des eaux et des forêts ernannt. Nach dem Zeugniß des Staatsministers von Witzleben zu Kassel hat v. W. volles Recht dazu gehabt, in s. Selbstbiographie \*) in Beziehung auf diesen Gegenstand zu sagen: „Meiner aus Liebe zum Vaterlande stets gleichen Berufstreue hat es geglückt, 5 der wichtigsten Oberforste Hessens bis zur endlich ersehnten glücklichen Zurückkunft ihres erhabenen rechtmäßigen Besitzers nicht nur im eigentlichsten Sinne des Wortes zu bewahren, sondern auch durch sehr beträchtliche Culturen sichtbar gedrehtlich zu verbessern“. Nach der Rückkehr des letztverst. Kurfürsten trat v. W. als Oberforstmeister in s. frühern Wirkungskreis zurück und füllte ihn bis an s. Tod auf das vollständigste aus. Dafür zeugen nicht nur die unter s. Obhut gestellt gewesenen Wälder, sondern auch die von ihm angelegten und sorglich gepflegten Forstgärten. In einem derselben wurde er der Anordnung gemäß, welche er in s. „Taschenbuche für Forst- und Jagdfreunde“ s. 1805 und 1806, dann in s. obenerwähnten Selbstbiographie für s. Todesfall getroffen hatte, am 17. Juli 1822 zur Ruhe bestattet. Seinen Ruf als Schriftsteller hat v. W. durch folgende Schriften begründet: 1) „Lieder für Forstmänner und Jäger“, auch „Grünes Gesangbuch“ genannt (Lpz. 1788), und 1790 von F. Chr. Müller, auch ungefähr zu der nämlichen Zeit von dem damaligen kurf. sächs. Lieutenant, nachher herzogl. anhalt-dessauschen Legationsrath, Adolf v. Lehmann, in Musik gesetzt (2. Aufl., verm. durch Beiträge von a. Dichtern, 1804; 3. verm. Aufl. 1816; 4. mit 5 Liedern verm. Aufl., Altona 1817). 2) „Neujahrsgehenk für Forst- und Jagdliebhaber“ (6 Bdchn., Marburg 1794—99), und unter dem veränderten Titel: „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde“ (8 Bdchn., Marburg 1800—12). Für die Jahrgänge 1807 und 1808 war der treffliche zu früh verst. D. P. L. Bunser, fürstl. waldeckischer Regierungsrath zu Arolsen, Mitherausgeber. An die Stelle dieses dem weidmännischen Publicum so werth gebliebenen Taschenbuchs trat mit 1813 das Jahrbuch „Sylvan“, herausgegeb. von E. P. Laurop, großherzogl. badischem Oberforstrath, und W. F. Fischer, großherzogl. badischem Forstrath, für welches v. W. sich bis zu s. Tode lebhaft interessirt, auch zu den ersten Jahrgängen einige Beiträge geliefert hat. 3) „Weidmann's Feterabende, ein neues Handbuch für Jäger und Jagdfreunde“ (5 Bdchn., Marburg 1815—19; das 6. erschien nach dem Ableben des Verf.

\*) Sie befindet sich in Strieder's „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-geschichte“, fortgef. vom D. Justiz (17. Bd.); im „Sylvan“, von Laurop und Fischer (1820); kann im 6. und letzten Bdchn. der „Weidmann's Feterabende“.

und Herausgebers). Noch hat v. W. zu verschiedenen Zeitschriften Mannigfaltiges, fast durchgängig höchst Ansprechendes, beigetragen.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Dranien, der Gründer der niederländ. Freiheit, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Ältern von Nassau, und Julianens, Gräfin von Stolberg, und ward geb. d. 16. April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in der Grafschaft Nassau. Von seinen 4 Brüdern kämpften Ludwig, Adolf und Heinrich von Nassau ritterlich an der Seite ihres großen Bruders, in dem niederländ. Kriege für die Freiheit und das Vaterland. Adolf blieb in Friesland 1568, Ludwig und Heinrich blieben auf der moorer Heide 1575. Von dem jüngsten Bruder, Johann, Grafen zu Dillenburg (st. 1606), stammt das jetzige königl. niederländ. Haus ab. Wilhelm I. war vermählt 1) mit Anna v. Büren; 2) mit Anna von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten Moriz, von welcher Moriz, sein Sohn, als Statthalter 1625 starb; 3) mit Karoline v. Montpensier; 4) Ludovica, der Tochter des Admirals v. Coligny, von welcher Friedrich Heinrich, sein Sohn, als Statthalter 1617 starb, dessen Enkel Wilhelm III. König von England war. Von Wilhelms 7 Schwestern hatte eine, die Gräfin von Schwarzburg, ihren Bruder so lieb, daß sie fast immer um ihn war. — Wilhelm wurde in der römischen Kirche erzogen von Maria, Königin von Ungarn, Karls V. Schwester; hierauf befand er sich 9 Jahre lang als Kammerjunker stets um den Kaiser, der den Geist, die Klugheit und Bescheidenheit des Prinzen so achtete, daß er ihn über die wichtigsten Dinge um seine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erst 22 J. alt war, in Abwesenheit des Herzogs Philibert v. Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er ihn seinem Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchen ihm die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuscht, ihn als die Ursache der Widersetzlichkeit der Niederlande ansah, und ihm daher die Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, besonders was die Einführung der verhassten spanischen Inquisition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf: so stellten der Graf v. Egmont, der Prinz von Dranien und der Graf von Hoorn dem Könige schriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückrufe, dieser durch sein gewaltames Verfahren das Land in Aufruhr bringen werde. Philipp sah diesen Schritt als ein Majestätsverbrechen an; doch verbarg er seinen Zorn und rief den Cardinal ab, schickte aber dafür den Herzog v. Alba mit spanischen und ital. Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte sogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, den König zu ersuchen, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe seines Veters, des Prinzen Renatus von Dranien, besaß) abzunehmen; aber Margaretha schlug dies ab und verlangte von ihm, er möge seinen Bruder Ludwig von sich entfernen und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe sei, wie die Fürstin glaubte, er selbst aber bereits dem Könige geschworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorstellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, 1566 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöfe übergaben, verächtlich zurückgewiesen wurde — man nannte die Bittenden Bettler, Geusen —, so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, Hoorn, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde, um zu berathschlagen, wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die Meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf

Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer spätern Zusammentkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade“, erwiderte der kluge Dranien, „wird unser Untergang, und Egmont die Brücke sein, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden“. Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Dranien, im Vorgefühle der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden 18 Herren und mehre von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorn, verhaftet, und in Brüssel am 5. Juni 1568 hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwiegenheit (so nannte er den Prinzen von Dranien) gefangen. „Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen, so taue des Herzogs Fischerei nichts“. Alba ließ indess den Prinzen, die Grafen v. Hoogstraten, v. Kuilsburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölfe fodern. Der Prinz kam nicht, sondern legte eine Verufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldenen Vliese nur von dem Könige selbst und von den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs v. Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gefestigten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Belaidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn, Philipp Wilhelm, von der Universität Löwen wegnahm und als Geißel nach Spanien schickte. \*) Nun trat der Prinz von Dranien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestant. Religion und erhielt von mehren protestant. Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, drangen seine Brüder Ludwig und Adolf in Friesland ein. Sie schlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den spanischen General Johann v. Ligne, Grafen v. Artemberg, der selbst blieb; allein auch Adolf verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Zemmingen (21. Juli 1568) besiegt. Wilhelm ward hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Raths (Conseil des troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Mit großer Geschicklichkeit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, brang in Brabant ein und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog v. Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufstande bewegen; vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Dranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Officiere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer aus einander; er selbst aber begab sich mit 1200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzoge von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die kathol. Partei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück. In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Capot gegen die Spanier auszurüsten und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz,

\*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder, und starb 1618.

und die Meergeusen, so nannte man jene Capen, bemächtigten sich schon 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Insel Boorn, und eroberten alsdann auch Bliessingen. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde und das Volk durch neue Auflagen erbitterte, so erklärten sich endlich mehre Städte in Holland, Seeland, Oberyssel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Dranien. Dieser fiel jetzt, um seinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17,000 M. in Brabant ein, wo ihm Mecheln und Löwen die Thore öffneten; allein die franz. Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Rhein zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in sein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn zur rechten Zeit, daß er seine Soldaten sammeln und dem Feinde den Rückweg abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht und Seeland, wo ihn die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Holland, auf die Dauer des Kriegs mit Spanien, die Souverainetät und Oberherrschaft, welchem Beispiele Seeland, später auch Utrecht, Geldern und Oberyssel folgten. Dieser Übertrag ward 1581 erneuert. Auch huldigten die Staaten noch einige Tage früher, ehe sie ihren Abfall von Spanien bekannt machten (24. Juli), dem Prinzen, als ihrem Souverain, und schwuren ihm Gehorsam und Treue. Diese Oberherrschaft war indeß nur persönlich. Darum ward 1582 auch noch der Übertrag der erblichen Würde der alten Grafen von Holland, womit zugleich der Besitz der gräfll. Domainen verknüpft war, von den Staaten beschloffen und von dem Prinzen förmlich angenommen, worauf die Staaten sich ihm als ihrer gesetzlichen Obrigkeit verpflichteten. Der eble Dranien verdiente dieses Vertrauen und diese Zeichen der Erkenntlichkeit. Schon 1573 hatte er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Bliessingen betrieben. Diese Flotte blieb fortwährend den Spaniern überlegen, sodaß man wohl sagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehre Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die Grausamkeit, mit der er die Einw. behandelte, machte die übrigen nur um so entschlossener zur Vertheidigung. Dagegen eroberte der Prinz von Dranien Gertrudenburg und Middelburg, die Hauptst. von Seeland, nachdem die Meergeusen die span. Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zúñiga und Nequesens dem Herzog v. Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der mooker Heide (14. Apr. 1574) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufsehrerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leyden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Darauf starb Zúñiga. Die span. Soldaten aber verübten zu Antwerpen u. a. D. solche Ausschweifungen, daß sich sämtl. niederl. Provinzen, mit Ausnahme Luxemburgs, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Und als der neue Statthalter, Johann von Streich, ein natürlicher Bruder des Königs, das ihnen bewilligte Friedensedict von 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Dranien zu Hülfe. Das Volk empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehre Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Streich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generalleutnant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatsfachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gemblours (31. Jan. 1578) aufs Neue in den sogen. wallonischen Provinzen, welche eifrig katholisch waren, die Oberhand.

Der nach dem unvermutheten Tode Johannis von dem König ernannte neue Statthalter, Alexander Farnese von Parma, ein staatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden oder der politischen Gleichheit beider Kirchen unzufriedenen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Dranien abgeneigten Großen wieder in das span. Interesse zu ziehen; daher schloß der Prinz von Dranien einen engern Bund zwischen den 7 nördl. Provinzen durch die Union zu Utrecht (23. Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entflehung der Republik der Verein. Niederlande (s. b.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Köln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, Herzog Franz v. Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem Könige Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Dranien „als einen Kezer und Maultchristen, einen andern Kain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederl. Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft“ für vogelfrei erklärt und einen Preis von 250,000 Thln. auf seinen Kopf gesetzt. Überdies sollten Dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen sein, und er mit seinen Nachkommen in den Abelsstand erhoben werden. Die Stände gaben deshalb ihrem Statthalter eine Leibwache, und der Prinz antwortete in einem heftigen Manifeste, worin er dem Könige unter Anderm Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Unterdessen eroberte der Herzog v. Parma mehre Festungen, unter andern Breda. Doch mußte er die Belagerung von Cambrai aufheben, als der Herz. v. Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf ward der franz. Prinz zum Herz. v. Brabant ausgerufen (März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz v. Dranien den herzogl. Hut aufsetzte und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geschah in Antwerpen, wo bald nachher der Prinz meuchelmörderisch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jaureguy, schoß nach ihm mit der Pistole, sodaß die Kugel unter dem rechten Ohr hinein- und zum linken Nacken wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausschlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz selbst hatte so viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieser Mordthat schrieb. Der Rath ordnete Fasttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte ebenso eifrig für seine endliche Wiederherstellung. Man zog noch einen Spanier, Nic. Salzedo, und einen Italiener, Franc. Baza, ein, welche vom Herzoge v. Parma Geld empfangen hatten, um den Herzog v. Anjou und den Prinzen von Dranien aus dem Wege zu räumen; Beide wurden überführt, jener in Paris von 4 Pferden zerrissen, dieser tödtete sich selbst. Nach diesen Vorfällen gelüstete den Herzog von Anjou nach der unumschränkten Herrschaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtsinnigen Franzosen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen v. Dranien, dessen Ansehen ihm mißfiel. Allein seine Absicht, sich der wichtigsten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger vereitelt, sodaß er beschämt nach Frankreich zurückkehrte (3. Jan. 1583), wo er das Jahr darauf starb. Indes hatte auch der Prinz v. Dranien viele Feinde. Sie beschuldigten ihn, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe, und tadelten seine vierte Vermählung mit Ludovica v. Coligny. Eigentlich war es aber der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab sich daher nach Delft, wo ihm seine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich (der 1647 starb) gebar. Doch hier ereilte ihn der Tod. Ein Burgunder, Balthasar Gerard, hatte sich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe entfliehen müssen, bei dem

Prinzen eingeschlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienste bewohnte, so getäuscht, daß der Prinz ihm sein Vertrauen schenkte. Als nun Dranien am 10. Juli 1672 in seinem Schlosse zu Delft von der Tafel aufgestanden war, um in ein andres Zimmer zu gehen, erschloß ihn der Mörder mit einer Pistole, die er mit 3 Kugeln geladen hatte. Der Prinz sank neben s. Gemahlin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und starb mit dem Ausrufe: „Mon Dieu, mon Dieu, ayez pitié de moi et de ton pauvre peuple!“ — Sein Mörder war nicht älter als 22 J. Der Wahnsinn, durch solche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu diesem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesstrafe mit verstocktem Sinn und völliger Unempfindlichkeit. Im Verhöre hatte er bekannt, daß ein Franciscaner von Tournai und ein Jesuit von Trier ihn durch das Versprechen der Seligkeit zu der That bewogen hätten, hierauf hätte er sein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt, und dieser ihn an den Staatsrath d'Assonville gewiesen, um das Nöthige zu verabreden. — W. starb 52 J. alt, in der vollen Kraft seines Geistes. Er war wohlgebildet, hatte kastanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er sprach wenig, was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und bescheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; Alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er wenig. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse; er selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbst furchtsam, riß, wenn er sprach, das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther hin und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Gefahr setzte er ruhigen Gleichmuth, den Hindernissen kluge Beharrlichkeit entgegen. Es war ihm nicht um seine Erhebung zu thun, sondern um die Sache des Volks; darum ging die Freiheit, welche er gegründet, nicht mit ihm unter, und der Name des großen Dranien lebt fort in der Geschichte der europ. Menschheit. — Es gibt von ihm 3 Lebensbeschreibungen in holländ. Sprache von ungenannten Verfassern. Auch vergl. man „Meursii Guilielmus Auriaacus etc.“ (Amsterd. 1638, Fol.) und Kluit's „Hist. der holländ. Staatsregierung“. Bis auf den glücklichen Versuch von Jos. Muth in Pöltz's „Jahrb. f. Gesch. u. Politik“, 1829, hat Wilhelm v. Dranien keinen würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland und König v. England, Ludwigs XIV. größter Gegner durch die von ihm in die europ. Staatskunst eingeführte Idee des politischen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm II. von Nassau, Prinzen von Dranien, 1650 geb. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart Tochter des unglücklichen Karls I. Bei glücklichen Anlagen von dem berühmten de Witt vortrefflich erzogen, gewann Wilhelm die Liebe des Volks, das ihn 1672, als Ludwig XIV. die Republik mit s. Heeren überziehen wollte, zum Generalscapitain der Union ernannte und ihm die 4 Jahre vorher aufgehobene Statthalterschaft übertrug. Entschlossen, für die Vertheidigung des Vaterlandes in der letzten Schanze zu sterben, ließ er die Dämme durchstechen, tauschte durch eine geschickte Bewegung die franz. Feldherren, vereinigte sich mit dem kaiserl. Heere, und zwang die Franzosen, sich zurückzuziehen. Nun erhob sich die Partei des Hauses Dranien, und die Staaten von Holland, denen noch 4 Provinzen sich angeschlossen, erklärten (2. Febr. 1674) die Statthalterschaft in dem Hause Dranien für erblich. Zwar verlor Wilhelm die Schlachten bei Senef (1674) und St.-Dmer (1677); allein er wußte dessenungeachtet den Feind aufzuhalten, und durch s. Staatskunst das Reich, Spanien und Brandenburg mit Holland so zu verbinden, daß der Friede schon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam; doch ge-

lang es ihm nicht, den Abschluß von Separatverträgen zu verhindern. Wilhelms ganze Politik war gegen Ludwig XIV. gerichtet, den er auch persönlich haßte. Wie einst der erste Dranker Philipp II. gegenüberstand, so jetzt Wilhelm III. Ludwig XIV. Um die Herrschaft dieses Monarchen in Schranken zu halten, stiftete er die Ligue von Augsburg (29. Juli 1686) zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutsche Fürsten traten. Vielleicht wollte er dadurch auch seine geheimen Plane in Ansehung Englands sicherstellen. Seine Gemahlin, Maria (verm. seit 1677), war nämlich Jakobs II. von England Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jakobs zweite Gemahlin (10. Juni 1688) mit einem Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil des Parlaments und der Nation von dem bigotten Jakob die Einführung der Kathol. Religion und den Umsturz der Verfassung. Auch behauptete das Gerücht, der Prinz sei untergeschoben. Also vereinigten sich in England die Episkopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterstützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbesondere sah voraus, daß England durch s. Schwiegervaters Politik immer enger mit Frankreich sich verbinden würde; er schloß sich daher der großen Mehrheit der britischen Nation an, und der Rathspensionair Jagel bewog die Generalstaaten, ihn zur Rettung der britischen Freiheit und der protestant. Religion mit Schiffen und Truppen zu unterstützen. So landete Wilhelm plötzlich mit einer angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten Flotte von 500 Segeln, und mit 14,000 M. Truppen zu Torbay den 5. Nov. 1688. Sofort erklärte sich ein großer Theil des Adels für ihn; mit dem Adel gingen Jakobs Truppen nach und nach zu ihm über; dasselbe that Lord Churchill, nachmals Marlborough, und diesem folgte selbst Jakobs zweite Tochter, Anna, mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark. Des verlassenen Königs Vorschläge wurden nicht angenommen, er entfloh daher mit seiner Familie im Dec. nach Frankreich, worauf Wilhelm in London seinen Einzug hielt. Beide Parlamentskammern erklärten nunmehr, in einer sogen. Convention, Jakob II. habe den Grundvertrag zwischen dem Könige und s. Volke gebrochen, dadurch sei der Thron erledigt. Hierauf ward (13. Febr. 1689) Maria zur Königin, und Wilhelm, ihr Gemahl, der inzwischen zur engl. Kirche sich bekannt hatte, zum König ernannt; doch sollte Letzterer allein die Verwaltung führen. Zugleich bestimmte ein Gesetz (die Declaration oder Bill of rights, oder die deutlichere Festsetzung der alten und bestreitbaren Volkrechte) die Grenzen der königl. Gewalt und die Thronfolge; späterhin auch die Civilliste. Dies nennt man die Revolution von 1688. Schottland folgte Englands Beispiel; nur in Irland, wohin Ludwig XIV. Jakob II. mit einem Heere sandte, kämpfte die Mehrzahl der Katholiken für den abgesetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jakobs Heer, und ein zweiter, den s. General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, sowie die Wilde, mit welcher Wilhelm die besiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Irland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ sich an der Spitze s. Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. In dem Kriege auf dem festen Lande war er weniger glücklich. Bei Steenkerken entriß ihm 1692 der Marschall v. Luxemburg den Sieg; derselbe schlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer wußte Wilhelm durch geschickte Rückzüge und Märsche den Franzosen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreißen. Er nahm sogar, im Angesichte des stärkern feindlichen Heeres, Namur 1693. Endlich mußte ihn Ludwig, im Frieden zu Ryswick 1697, als König von England anerkennen. Damals drang das Parlament auf die Entlassung fast der ganzen Armee, weil ein stehendes Heer ihm mit der Sicherheit der Landesverfassung unverträglich schien. Bald darauf wurde das Testament Karls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zu s. Erben eingesetzt hatte, die Veranlassung, daß Wilhelm in der großen

Allianz zu Haag (7. Sept. 1701) ganz Europa gegen Ludwig bewaffnete. Er wollte nämlich, zu Gunsten Sireichs und des polit. Gleichgewichts wegen, insonderheit auch, weil er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, die span. Monarchie getheilt wissen, und hatte sich deshalb bereits Ende Juni 1701 nach Holland begeben. Ungeachtet er schon damals den Tod in s. Brust fühlte und nicht laut mehr sprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit s. gewöhnlichen Scharfblick Alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Jakobs II. Tode, dessen Sohn, Jakob III., als König von England ausrufen ließ, so ward es Wilhelm III. leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Schweden beitrete und die Ausrüstung von 40,000 Soldaten nebst 4000 Matrosen bewilligte. Mitten unter diesen Entwürfen aber brach Wilhelm (8. März 1702), zwischen Kennington und Hamptoncourt, bei einem Falle mit dem Pferde das Schlüsselbein, und starb an den Folgen jenes Unfalls (16. März) in einem Alter von 52 Jahren. (Seine Gemahlin, Maria, war schon 1695 kinderlos gestorben.) Mit ihm erlosch die Erbstatthalterwürde der 5 Provinzen, und die oranische Erbschaft wurde zwischen Preußen und Wilhelms nächstem Vetter und Testamentserben, dem Fürsten von Nassau-Dieß, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Grönningen, Joh. Wilt. Feiso, von welchem der jetzige König der Niederlande abstammt, getheilt. — England dankt dem staatsklugen Wilhelm III. seine Nationalbank (1694), die Grundlage seines Credits, durch die Fundirung der Zinsen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des an jeden Dritten zu übertragenden Capitals, sowie seine Pressefreiheit (1694), und die Stiftung der neuen ostindischen Compagnie (1698); das Haus Hanover dankt ihm seine Erhebung auf den engl. Thron (durch die Acte vom 12. Juni 1701). Gleichwol hat ihm die Nation kein Denkmal errichtet. Er mißfiel den Briten wegen seines stolzen, strengen und phlegmatischen Auftretens, unter welchem er Ruhm- und Herrschsucht verbarg. Aus Verdruß über jene Abneigung, die durch den Einfluß der Tories so weit ging, daß er seine holländ. Garde und die von ihm in Sold genommenen Regimenter von franz. Flüchtlingen ab danken mußte, wollte er die Regierung niederlegen, wovon ihn seine Minister und Freunde nur mit Mühe zurückhielten. Das System der britischen Continentalpolitik, eine Folge der Eifersucht gegen Frankreich, ward durch Wilhelm zuerst begründet, damit aber auch das Hülfsgelder- und Anleihsystem, und die Nationalschuld. Um die Stimmenmehrheit im Parlamente zu erhalten, bediente er sich wol auch der Bestechung. Übrigens regierte er im Sinne der Freiheit und des duldsamen Protestantismus, sowie dem wahren, von den Stuarts bisher ganz aus den Augen gesetzten Nationalinteresse gemäß; daher waren die Whigs jetzt die Ministerialpartei, und das britische Unterhaus erhielt seitdem seine politische Bedeutung. Auch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule großer Staatsmänner, wie Jagel und Heinjus waren. Mit Staats- und Kriegsgeschäften überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur Literatur und Kunst. Im Gespräch ernst, kalt und durch sein holländ. Phlegma zurückstoßend, wußte er die Herzen nicht zu gewinnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringenden Blicke, rasch und thätig, in der Gefahr unerschrocken, bei Hindernissen unbeweglich, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem schwächlichen Körper scheute er keine Beschwerde, auch wenn sie über seine Kräfte ging. Dadurch erwarb er sich die Achtung und die Bewunderung aller Männer von Verstand. So sehr er den Ruhm liebte, so sehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er besaß kriegerischen Ehrgeiz und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der Herrschaft noch die der Humanität. Man hat von ihm noch keine s. würdige Biographie. (Vgl. Jakob II., Marlborough und Großbritannien.) K.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geb. im Haag d. 24. Aug. 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter (starb d. 9. April 1806 zu Braunschweig), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des großen Wilhelm I. von Oranien (s. d.). Seiner Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, dankte er seine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der Vereinigten Niederlande (1747), hatte die 4 Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Diez, wieder zusammen an seine, die Diezische, Linie gebracht. Der holländ. Schriftsteller Lollius war des Prinzen Lehrer, und der General v. Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, sein Führer. 1788 machte der Erbprinz eine Reise nach Deutschland und blieb eine Zeit lang zu Berlin, an dem Hofe s. Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. Hierauf studirte er seit 1790 zu Leyden. Nach s. Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Louise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländ. Landmacht verdient; allein der innere Zwiespalt, indem die 1787 durch preuß. Waffen unterdrückten Patrioten dem Hause Oranien insoheim entgegenwirkten, verhinderte Vieles. Jene hatten sich zum Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalconvent erklärte, um sich mit Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1. Febr. 1793 dem Erbstatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländ. Brabant; doch befreite es der Erbprinz, der den Oberbefehl über die holländ. Truppen führte, zu welchem ein Heer der Bundesgenossen gestoßen war, in Folge des Sieges bei Meerwinden, den der kaiserl. Feldmarschall, Prinz von Koburg, über Dumouriez den 18. März erschritten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die franz. Nordarmee von dem Eindringen in Westflanden ab. Allein am 13. Sept. ward er in s. Stellung zwischen Menin und Werwick von dem Feinde mit solcher Übermacht angegriffen, daß er, da der östreich. General Krauz zu spät eintraf, und das Heer unter Beaulieu (weil es noch nicht abgekocht hatte) ganz ausblieb, nach dem tapfersten Widerstande, in welchem Prinz Friedrich, sein Bruder, der den rechten Flügel befehligte, verwundet wurde, sich mit Verlust hinter die Schelde zurückziehen mußte. Bald darauf eroberte der Erbprinz Landrecies. Dann warf er an der Spitze eines niederländisch-österreichischen Heers den Feind über die Sambre; allein in der großen Schlacht am 26. Juni, als er schon mit dem rechten Flügel siegreich vorgebrungen war, mußte er, weil die Franzosen Charleroi erstürmt und den linken Flügel bei Fleurus geschlagen hatten, nach der Anordnung des Prinzen von Koburg sich ebenfalls zurückziehen. Hierauf wichen (21. Juni) die Östreicher, vor Pichegru und Jourdan, bis hinter die Maas, und dem Erbprinzen blieb, bei seinem geschwächten Heere, Nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York die Grenzen der Republik zu decken. Allein die Festungen fielen, und die Kälte baute dem Feinde Brücken über die Waal, sodaß Pichegru schon d. 17. Jan. 1795 in Utrecht einrückte. Die Partei der Patrioten begünstigte den Feind, und der Erbstatthalter sah sich außer Stand, die von ihren Bundesgenossen verlassene Republik zu retten. Seine Söhne legten daher d. 16. Jan. ihre Befehlsaberkstellen nieder, und Wilhelm V. schiffte sich den 18. und 19. mit seiner Familie und einigen Getreuen zu Scheveningen auf 19 elenden Fischerpinken nach England ein. Hier ward dem unglücklichen Fürstenhause Hamptoncourt als Wohnsitz eingeräumt; allein die beiden Brüder gingen bald wieder auf das feste Land zurück, um eine Schar ausgewandeter Niederländer auf Englands Kosten zu bewaffnen, die sich aber nach dem basler Frieden wieder zerstreute. Prinz Friedrich trat in östreich. Dienste und starb zu Padua den 6. Jan. 1799. Der Erbprinz begab sich mit seiner Familie nach

Berlin, wo er von dem diplomatischen Einflusse des mit Frankreich befreundeten preuß. Hofes eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Ubrigens beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, mit den Wissenschaften und mit der Verbesserung seiner in der Gegend von Posen vom Fürsten Jablonowsky erkauften Herrschaften, wohin er Colonisten zog, und auf welchen er die Leibeigenschaft aufhob. Auch erwarb er in der Folge einige Landgüter in Schlesien. Da sein Vater inzwischen die durch den Reichsdeputationschluss ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland, Fulda, Korvey, Dortmund, Weingarten u. a. D. mehr, an ihn den 29. Aug. 1802 abgetreten hatte, so nahm er davon am Ende dess. J. Besitz und wohnte seitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu. In seinen neuen Staaten stellte er, nach Beseitigung fast endloser Hindernisse, durch eigne Thätigkeit, mittelst einer sparsamen und einfachen Verwaltung und besonnenen Abschaffung vieler Mißbräuche, ohne rasche Neuerungen, einen gutgeordneten Zustand her. Sein Rechtsinn und die Humanität, mit welcher er Diener und Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, behandelte, erwarben ihm die Liebe seines Volks. Unter mehreren Verbesserungen müssen vorzüglich die an die Stelle der unbrauchbaren Universität zu Fulda, von Meißner (aus Prag) und Gierig neu eingerichtete höhere Schulanstalt (Lyceum) und die Stiftung eines Landkrankenhauses genannt werden, wozu der Fürst die Fonds von 2 eingezogenen Klöstern verwandte. Nach dem Tode seines Vaters übernahm der Fürst die Regierung seiner nassauischen Stammländer. Als er aber die von Paris aus ihm gegebenen Winke, zu dem Rheinbunde zu treten, im Gefühl der Würde eines deutschen Fürsten nicht beachtete, verlor er die Hoheit über die oranischen Lande, welche seine Stammväter, Nassau-Usingen und Weilburg, und Murat, Großherzog von Berg, erhielten. Das schöne Weingarten fiel an Württemberg. Auch Fulda sollte er verlieren, wenn er nicht zu jenem Bunde trat, in welchem Falle er Vergrößerung (durch Würzburg) hoffen durfte. Allein der Fürst wollte lieber mit Ehren fallen, als den Namen Oranien durch Unterwerfung unter ein fremdes Joch (das er kannte er den Rheinbund schon damals) schänden. Alle Anträge von Nassau, von Murat u. A. wurden abgelehnt. Hierauf ging der Fürst im Aug. 1806 nach Berlin, wo er, als Inhaber eines preuß. Regiments und Generallieut., späterhin im Sept. den Oberbefehl über eine Abtheilung des rechten Flügels des preuß. Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt erhielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem Feldmarschall Möllendorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, welche der verwundete muthlose Greis abschloß, in Kriegsgefangenschaft; doch durfte er sich bei s. Gemahlin im Preussischen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn, sowie den Kurfürsten v. Hessen und den Herzog v. Braunschweig, seiner Länder für verlustig, und Fulda mußte schon den 27. Oct. dem franz. Kaiser huldigen; Korvey, Dortmund und die Grafschaft Spiegelberg wurden 1807 dem Königreich Westfalen und Großherzogthume Berg einverleibt. Selbst die in der Bundesacte ihm vorbehaltenen Domänen wurden von Berg und Württemberg eingezogen; nur Baiern that dies nicht, und die andern rheinischen Bundesfürsten versprachen wenigstens den reinen Überschuss an den beraubten Fürsten auszahlen zu lassen. Dieser war unterdessen mit seiner Gemahlin und Familie nach Danzig gegangen. Als der Krieg der Weichsel sich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur s. Gemahlin, die krank war, durfte daselbst wohnen. Er selbst mußte über die Oder zurück und begab sich nach Pillau. Im Frieden zu Tilsit ward seiner nicht gedacht. Ihm blieb nur der Besitz seiner Güter im Herzogthume Warschau. Er lebte aufs Neue ganz den Wissenschaften und seiner Familie in Berlin, wo sein ältester Prinz in der Militärschule erzogen wurde. Dieser ging dann nach England und diente 1808 mit Auszeichnung unter Wellington in Spanien. Im Kriege Frankreichs

mit Österreich (1809) begab sich der Fürst mit seinem Jugendgefährten und steten Begleiter, Jagel, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Karl und focht in der Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterdessen arbeiteten, besonders 1813 nach der Schlacht bei Leipzig, einflußreiche Männer (Hogendorp, v. d. Duyn, Limburg-Stirum, Hoop, Driel, Jonge u. A. m.) in Amsterdam, Haag, Rotterdam, Zwolle u. a. a. D. an der Wiederherstellung des Hauses Dranien. Wilhelm Friedrich befand sich damals in England, um mit der britischen Regierung Maßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Als nun die Sieger von Leipzig den Grenzen Hollands nahten, brach der Aufstand des Volks in Amsterdam aus (15. und 16. Nov.); und mitten unter franz. Kriegshäufen erklärte sich den 17. auch der Haag für den Prinzen. Auf die davon erhaltene Kunde schiffte sich der Fürst ein und landete den 29. Nov. bei Schyveningen. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel im Haag den 30., und den 2. Dec. in Amsterdam, wo die Commissarien des provisorischen Gouvernements, Kemper und Scholten, am 1. Dec. die Proclamation: „Niederland ist frei!“ und: „Wilhelm I., der souveraine Fürst dieses freien Landes!“ ohne dazu von der Nation bevollmächtigt zu sein, erlassen hatten. Der Fürst willigte nur widerstrebend ein, und erklärte, daß eine Staatsverfassung die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürgen und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicherstellen müsse. Noch waren 23 feste Plätze in den Händen der Franzosen, die bei Utrecht im Lager standen. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich beschleunigte die Bewaffnung des Volks und übertrug einer Commission die Entwerfung eines Verfassungsgesetzes, das den 29. März 1814 von den Abgeordneten des Volks angenommen und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Auch seine deutschen Erbländer hatte er schon vor Ende 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der wiener Congress die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürst wurde u. d. N. Wilhelm I. zum König der Niederlande, Fürsten von Lüttich und Herzog von Luxemburg den 16. März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte seine treuen Stammländer in Deutschland für den Besitz von Luxemburg, das seit dem 22. Juli 1815 zum deutschen Bunde gehörte und das er im Mai zum Großherzogthum erhoben hatte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit Festigkeit und freisinniger Gerechtigkeit die neue Verfassung gegründet. Der von ihm 1815 einer Commission aufgetragene Entwurf einer allgemeinen niederländ. Gesetzgebung wurde 1819 vollendet und theilweise der Versammlung der Generalstaaten zur Prüfung vorgelegt. Den 21. Juni 1816 ist er dem heil. Bunde beigetreten. 1814 wurde er östr. Feldmarschall, stiftete den niederländ. Wilhelms-Militärverdienst- und 1815 den Civilverdienstorden des belgischen Löwen. Er residirt abwechselnd in Brüssel und im Haag, lebt einfach wie ein Privatmann, ist als König s. Unterthanen zugänglich, und überhaupt mehr Negent als Kriegsmann. Ungeachtet die Mehrzahl der Holländer altoranisch, mithin antimonarchisch ist, wird er gleichwol von der Nation schon um seiner Persönlichkeit willen geachtet. (Vgl. die Biographie dieses Monarchen von seinem ehemaligen Staatsdiener, J. v. Arnolbi, in den „Zeitgenossen“, Nr. VI, und Niederlande.) K.

Wilhelm (Friedrich Georg Ludwig, v. Nassau), Prinz v. Deanten, Kronprinz des Königr. der Niederlande, geb. d. 6. Dec. 1792, verm. d. 21. Febr. 1816 mit Anna Paulowna, T. des Kaisers Paul I. von Rußland. Erzogen in Berlin, vollendete dieser Fürst seine Studien auf der Universität zu Orford, wo er viel wissenschaftlichen Sinn und Talent zeigte. Schon früh dem Militair bestimmt, machte er seine ersten Feldzüge in der engl. Armee, dann trat er 1811 als Oberstlieutenant in span. Kriegsdienste. Durch Muth und Thätigkeit erwarb er sich die Achtung des Herzogs v. Wellington, dessen Adjutant er war. Bei der Belagerung

von Ciudad-Rodrigo war er unter den Stürmenden Einer der Ersten. Bei der von Badajoz drang er in die Stadt an der Spitze einer engl. Colonne, die er von der Flucht abgehalten und in den Kampf zurückgeführt hatte. Ebenso tapfer bewies er sich in der Schlacht von Salamanca und bei jedem andern kriegerischen Vorfall jenes Feldzugs. Er wurde darauf zum Adjutanten des Königs von Großbritannien ernannt und erhielt die Medaille des militairischen Verdienstes, auf welcher die Namen Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Salamanca standen. Als sein Vater 1814 Souverain der Niederlande wurde, sahen die Belgier, obgleich seit 20 Jahren fast daran gewöhnt, Franzosen zu sein, in dem tapfern Prinzen mit Freude den künftigen Thronerben, der eine seltene Güte des Herzens mit Offenheit, Rechtslichkeit und Herablassung verbindet. Ebenso viel Muth als militairische Einsicht bewies dieser Prinz in dem Treffen bei Quatre-Bras am 16. Juni, und in der Schlacht bei Waterloo am 18., wo er an der Spitze seiner Truppen, die sein Beispiel begeisterte, einen muthigen Angriff machte und durch einen Schuß in die Schulter verwundet wurde. Nach seiner Herstellung begab er sich zu den Verbündeten in Paris. Hier kam s. Vermählung mit der Prinzessin Charlotte v. Wales in Vorschlag; allein im Gefühl s. Würde verweigerte der Prinz s. Zustimmung, weil er nicht der erste Unterthan einer Königin von Großbritannien werden wollte: ein Verhältniß, das die Abhängigkeit s. Vaterlandes von der britischen Staatskunst zur Folge haben konnte. Dagegen vermählte er sich in Petersburg 1816 mit der Schwester des Kaisers Alexander, die ihm 3 Prinzen und eine Prinzessin geboren hat. Er hat seitdem mehre Reisen nach Petersburg gemacht: die letzte 1826 bei Gelegenheit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus. — Ihm ähnlich an Kenntnissen, Talent, Muth und Sanftheit des Charakters ist s. Bruder, der Prinz Friedrich Wilhelm Karl, geb. d. 28. Febr. 1797 zu Berlin und daselbst erzogen. Er studirte seit 1814 auf der Hochschule zu Leyden und zeichnete sich als Befehlshaber in dem Feldzuge 1815 aus. Am 21. Mai 1825 vermählte er sich mit der Prinzessin Louise, L. des Königs von Preußen, und ist gegenwärtig k. k. östr. Feldzeugmeister von der Armee, k. niederländ. General-Inspecteur der Artillerie, auch k. preuß. Generalmajor und Inhaber eines Infanterieregiments. 1829 wurde er zum Admiral der Flotte und Generalobersten der Landmacht, zum Präsidenten des Ministerrathes und Vicepräsidenten des Staatsrathes, auch zum Chef der Communalgarden des Königreichs ernannt.

20.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Gefeßgeber dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche auf derselben von 1066 — 1154 herrschte, war der uneheliche Sohn des Herz. Robert von der Normandie, den dieser mit einem Landmädchen, Arlotte, 101. zeugte. Die Liebe zu dieser bewog den Herzog, der 2 erwachsene Söhne hatte, Jenem sterbend s. Land zu überlassen, und ihm, da Wilhelm erst 9 J. alt war, den König von Frankreich als Vormund, nebst einigen großen Vasallen Frankreichs, vorzusetzen. Da indessen die ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, so fehlte nur wenig, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich über den Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm dieses zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelm, verbunden mit bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne Nachtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schrecken aller kleinen Fürsten Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König v. England, ein naher Verwandter Wilhelms und durch ihn auf den Thron erhalten, von dem ihm die Dänen hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wilhelm die Thronfolge in England zugesichert, da er ohne Kinder war; allein nach s. Tode setzte sich die Krone ein Engländer, Namens Harold, auf, der sie nur für Wilhelm in Besitz zu nehmen eidlich versprochen hatte. Wilhelm machte sogleich Anstalten, diese Untreue zu rä-

chen, und rüstete nicht allein eine Flotte und ein Heer aus, sondern verband sich auch mit dem Beherrscher von Norwegen, und erbot sich gegen den Papst, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold schlug zwar die Norweger aufs Haupt, aber Wilhelm setzte über den Canal und rückte sogleich bis nach dem Städtchen Hastings vor, wo er in einem verschanzten Lager mit Harold nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber in Nichts auflösten. Die Waffen mußten entscheiden, und es kam zu der Schlacht bei Hastings am 14. Oct. 1066, die sich nach dem blutigsten Kampfe mit einer gänzlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harolds endigte, welchen ein Pfeil ins Auge traf. Zwei seiner Brüder sanken an s. Seite. England unterwarf sich, und zum Weihnachtsfeste ward Wilhelm bereits in London gekrönt. Die strengsten Maßregeln auf der einen, Gerechtigkeit auf der andern Seite sicherten ihm den Thron. Da die Normandie ein Lehn von Frankreich war, und ein Vasall keine Eroberungen sich zueignen konnte, als insofern sie mit seinem Lehn Eins wurden, so entspann sich daraus ein unangenehmes Verhältniß zwischen England und Frankreich, in Folge dessen das letztere fortwährend behauptete, England sei ihm lehnspflichtig, und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang fast unter jedem Regenten wiederholt wurde. Die große Nationalfeindschaft zwischen Engländern und Franzosen schreibt sich aus jenen Tagen her, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. W.'s Einfluß auf England ist zum Theil noch jetzt nicht ganz verloschen. Der Tower ist von ihm angelegt worden, um London im Saume zu halten; die überreste der franz. Sprache in der Anrede an den König und in öffentlichen Vorträgen schreiben sich von ihm her, indem er die franz. Sprache zur Hofsprache machte. W. starb während eines Krieges gegen Frankreich, 71 J. alt, 1087, und hätte er viel Abenteuer im Leben bestanden, so waren auch die nach s. Tode nicht gering. Denn alle Großen und Vasallen eilten von s. Leichnam hinweg, alle Diener raubten im Palaste, was sie konnten, der Leichnam lag mehre Stunden verlassen nackt da, und als endlich der Erzbischof von Rouen denselben nach Caen bringen ließ, trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Feuersbrunst Alles aus einander; kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Hier protesirte ein Unglücklicher, auf dessen Grund und Boden Wilhelm die Kirche hatte bauen lassen, wo er sollte begraben werden, gegen dies Begräbniß, und man mußte erst diesen Schreier beseitigen. In der Gruft sollte den Leichnam ein steinerner Sarg aufnehmen; er war jedoch zu eng, und als man den ungewöhnlich starken Körper gewaltsam hineinpresse, sprangen die Eingeweide durch die Bauchdecken, und ihr Gestank vertrieb Alles. Nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Stadt Caen seine Gebeine aus der Gruft gerissen, in welcher man große Schätze zu finden wähnte. (Vgl. Aug. Thierry's „Hist. de la conquête de l'Angleterre par les Normands“, Paris 1825.)

Wilhelm, König von Württemberg, geb. zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, am 17. Sept. 1781. Sein Vater war König Friedrich I. von Württemberg, damals preuß. Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, mit welchem er zu Lüben in Garnison lag; seine Mutter die braunschweigische Prinzessin Auguste Karoline Friederike Louise. Von seinen jüngern Geschwistern leben noch Paul, Prinz v. Württemberg, und Katharina, Gemahlin des Fürsten v. Montfort, gewesenen Königs von Westfalen. Manches nicht angenehme Ereigniß umwölkte s. Jugend. Als Knabe führten ihn die Verhältnisse s. Familie von Schlesien nach Rußland, in die Schweiz, nach Deutschland an den Rhein, endlich 1790 nach Württemberg zum bleibenden Aufenthalte. Sein 7. Geburtstag war der Sterbetag seiner Mutter. Schon in die frühere Erziehung griff sein Vater selten auf wohlthätige Weise ein. Noch ungünstiger zeigte sich dieser Einfluß, als mit dem festen Aufenthalt in Württemberg die ernstere Erziehung des Prinzen ihren Anfang nahm: nicht als ob es dem Vater an warmer, herzlicher Liebe zu seinen Kindern

gefehlt hätte; er liebte sie, er wünschte sie an Herz und Geist gebildet, er gab ihnen treffliche Männer zu Hofmeistern und Lehrern; allein er hielt sich an den Grundsatz der nachsichtslosen Strenge, in welchen die ältere Erziehungskunst ihre höchste Weisheit zu sehen pflegte, der aber, wenn er auch den Zögling nicht geradezu am Charakter verdirbt, was so oft der Fall sein wird, ihm wenigstens den heitersten Theil des Lebens in ein freudenloses Dasein verwandelt. Sowie dieser Grundsatz vom Vater des Prinzen geübt wurde, war er in Wahrheit furchtbar, weil Friedrich auch im Kreise s. Familie sehr reizbar und weit entfernt von der zur Erziehung gehörigen Ruhe war. Der ruhige Fortgang s. Bildung, sowie der Aufenthalt in Württemberg selbst, das erst eigentlich s. Vaterland geworden war, nachdem Friedrich Eugen, s. Großvater, 1795 die Regierung des Herzogthums angetreten hatte, erlitt 2 Mal widrige Störungen durch franz. Einfälle. 1796 und 1799 mußte er mit der übrigen würtemb. Familie das Vaterland verlassen. Während der letzten Entfernung (1800) begab er sich auf einige Zeit als Freiwilliger zur östr. Armee unter dem Erzherzog Johann. Er focht in der Schlacht von Hohenlinden und gab als Jüngling von 19 J. die ersten Beweise von jener Unererschrockenheit, welche man später an dem Manne bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten unter die Feinde hinein, und mit Mühe gelang es s. Begleitern, ihn zu halten und zurückzubringen. Schon im Dec. 1797 hatte s. Vater die Regierung des Herzogthums angetreten und wollte nach s. Art den Prinzen, auch als er bereits zum Jüngling herangewachsen war, in der frühern unbedingten Abhängigkeit erhalten. Da erkannte der Sohn, daß Einigkeit zwischen ihnen Beiden in solcher Lage unmöglich sein möchte; er beschloß, vom Hofe sich zu entfernen, und trat 1803 eine Reise nach Wien, Frankreich, Italien an, die er mit einer ungewöhnlichen Anstrengung für s. weitere Ausbildung benutzte. 1806 kam er nach 3jähriger Abwesenheit ins Vaterland zurück, nachdem bereits s. Vater die Königskürde angenommen hatte. In stiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis 1812 mit wenigen Freunden in Stuttgart, indem er s. Zeit zwischen Lesen, Tagen, Genuß der Natur und eine ausgewählte Geselligkeit zweckmäßig theilte. Kaum wurde diese Lebensweise seit 1808 in Etwas geändert durch s. Verbindung mit der edeln Prinzessin Charlotte v. Baiern (nunmehrigen Kaiserin v. Oestreich); dieses Verhältnis dauerte 7 J. und löste sich 1815 durch Einverständnis Beider. Bereits in jener Zeit lastete die Regierung des Königs Friedrich in mancher Hinsicht schwer auf Württemberg. In dieser Noth richteten sich die Augen und Herzen aller Würtemberger in stiller Sehnsucht auf den Kronprinzen; er war, wie wenige Fürsten vor dem Antritt ihrer Regierung, die Freude und die Hoffnung s. Vaterlandes, obgleich er sich nach pflichtmäßiger Überzeugung von jeder Einmischung in die Staatsgeschäfte entfernt hielt, einzig und allein darauf beschränkt, den traurigen Zustand der Dinge mit eignen Augen und an der Quelle selbst kennen zu lernen. Als 1812 der Heereszug gegen Rußland begann, brachen auch 15,000 Würtemberger dahin auf, und der Kronprinz stellte, dem Wunsche s. Vaters gemäß, sich an ihre Spitze. Leicht hätte es ein Ungewitter von Frankreich aus über Land und Familie herbeiziehen mögen, wenn er, der Erbe des Reichs, durch fortgesetztes Fernbleiben immer mehr der Abneigung gegen das Napoleonische Gewaltssystem verdächtig geworden wäre. Bald nach dem Einrücken ins russ. Gebiet befiel aber den Prinzen eine gefährliche Krankheit; er mußte in Wilna zurückbleiben. Bedrückende Nachrichten von dem Zustande s. Gesundheit verbreiteten sich im Vaterlande. Unbeschreiblich war die Freude bei der Nachricht s. Heimkehr. Am Ende 1813 erhob er sich, dem Drange s. Herzens folgend, mit s. ganzen Kraft gegen die jenseitige Gewalt Herrschaft. Auch s. Vater war endlich nach der Katastrophe bei Leipzig den verbündeten Mächten beigetreten. Ihr Wille bestimmte dem Sohne die Anführung einer von den Abtheilungen der großen Heeresmasse,

welche sich mit dem kommenden Jahre nach Frankreich werfen sollte. Sie bestand aus dem sehr zahlreichen würtemb. Contingent und mehren östr. und russ. Regimentern. Welch ein ausgezeichnetes Feldherrentalent der Kronprinz entwickelte, welche Verdienste er sich um die Sache der europ. Freiheit erworb, weiß die Welt zu schätzen, und auch die Zukunft wird diesen Ruhm nicht schmälern. Vortüglich wirkte der Held mit zu der blutigen Entscheidung bei Epinay, Brienne, Sené, und auch unter den gefährlichsten Verhältnissen hielt er bei Montereau, den Rückzug der Verbündeten deckend, mit s. begeisterten Scharen den fünf-fach überlegenen Feind unter Napoleon den ganzen Tag auf. Bei dem ganzen Heere war der Name des Kronprinzen ein unwiderstehlicher Ausruf. Schneller ging der zweite Feldzug nach Frankreich 1815 vorüber, wobei er wieder einen bedeutenden Heerhaufen anführte. Sein kräftiges Zurückwerfen des Gen. Napp nach Strasburg gehörte, ungeachtet der unerwarteten Hindernisse bei Schuffelweihersheim, unter die bedeutendern Waffenthaten. In diesen Tagen der allgemeinen Bewegung der Fürsten und Völker geschah es, daß er Katharina Paulowna (s. d.), die Großfürstin v. Rußland, in dem Glanze ihrer seltenen Eigenschaften kennen und dadurch auch lieben lernte. An ihrer Seite fühlte er sich glücklich zu Paris und London, und zu Wien, wo die mächtigsten Herrscher für die Wiederherstellung des zerrissenen Europa sich die Hände boten, kam es zum Bundes-schlus zweier Herzen, die sich gegenseitig verdienten. Unter den Augen eines theilnehmenden Volks verlebte der Fürst mit s. Gemahlin in musterhafter Einfachheit ungetrübte, aber leider nur kurze Tage des Glücks; denn nachdem die allgemein verehrte, hohe Frau dem Lande 2 Töchter gegeben hatte, verstarb sie dasselbe durch ihren Tod (9. Jan. 1819) in tiefe Betrübniß. — Bald nach s. zweiten Vermählung riefen ihn Regentenpflichten in eine höhere Stellung, wo es zu allen Zeiten schwer ist, die vorher gemachten Erfahrungen anzuwenden, noch schwerer, auch fernerhin aus der umwölkten Höhe herab das Wahre zu sehen und der guten Vorsäge Kraft zu bewahren. König Friedrich starb unerwartet schnell am 30. Oct. 1816; Wilhelm sah nicht den König in ihm sterben, sondern den Vater. Den Antritt seiner Regierung, zu einer Zeit, wo das Land überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnete der erklärte Wille, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks gewissenhaft zu befördern. Weit entfernt, die landföndige Schuld gewisser Staatsdiener streng auszumitteln und zu bestrafen, zog er nach seiner milden und großmüthigen Denkungsart vor, statt der Strafe die Amnestie eintreten zu lassen. Ferner nahm er einige harte und beschwerliche Verordnungen der frühern Regierung zurück; er erleichterte die Lasten des Volks; er beschränkte vor Allem sich selbst in seinem Aufwande; er gab seinem Hofe eine Einrichtung, welche, fern von Kargheit wie von übermäßiger Pracht, Unterschleife, wie sie seit vielen Jahren stattgefunden hatten, unmöglich machen sollte. Er that alles Mögliche, um durch Einkäufe in der Ferne der Noth zu steuern, welche durch Mißwachs und Mißbrauch eingerissen war. Wohlthätig wirkten die Armenvereine, die aller Orten auf Veranlassung seiner Gemahlin gestiftet wurden und unter ihrer obersten Leitung standen. Das Wichtigste war, das vereinte Land durch eine Staatsverfassung zu beruhigen, die unserer Zeit und den besondern Verhältnissen Württembergs angemessen entsprechend wäre. Vornehmlich von dem Freih. v. Wangenheim, damals Staatsminister, der schon vorher durch s. „Idee der Staatsverfassung“ sich zur Leitung der Verhandlungen mit den wiedereinberufenen Ständen den Weg gebahnt hatte, ward auf des Königs Befehl ein schon unter seinem Vater begonnener Verfassungsentwurf mit einigen nähern, dem Volke günstigen Bestimmungen vollendet. Dem König gelang aber noch nicht, was er zum Besten des Volks beabsichtigte. Zwischen den Räten des Königs und den Sprechern des Volks kam es zu lebhaften, aber erfolglosen Erörterungen; denn wie von der letztern Seite die alten Gerechtfame des Landes nach-

drücklich in Anspruch genommen wurden, so traten von der erstern hartnäckig die neuen Interessen der Regierung entgegen, sodas die Sache einer vernünftigen Vermittelung in einen leidenschaftlichen Kampf ausartete. Der König ließ zwar auch an dem königl. Verfassungsentwurf noch Manches durch eine Beilage vom 30. Mai 1817 abändern, und erkannte dadurch dessen Verbesserlichkeit nach kurzer Zeit und als Wirkung der ständischen Verhandlungen an. Er ließ sich aber zu gleicher Zeit bewegen, eine unbedingte Anerkennung alles übrigen ohne weitere Berathschlagung und Berichtigung in einem unabänderlichen Termine, wie durch ein Ultimatum, zu verlangen, da er doch in der Eröffnungsrede am 3. März, erst 3 Monate früher, erklärt hatte, daß „seine Geheimenräthe befehligt seien, über jeden Abschnitt aus Erfodern die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erbständischen Verfassung oder dem Entwurf der ständischen Commission rechtfertigen“. Wäre auch das übrige Ganze unverbessertlich gut gewesen, so hatte doch in dieser Art der Behandlung der wichtige Begriff eines von beiden Seiten nach Überzeugung angenommenen Vertrags aufgehört. Die königl. Erklärung vom 5. Juni sprach die Wohlthat der angebotenen Verfassung im Lohne der Besänftigung aus; doch konnten die darauf folgenden Schwankungen der Ministeransichten dem Staatsgebäude unmöglich Festigkeit geben. Mit dem 13. Juli 1819 berief der König aufs Neue die Stände, und am 24. sagte er öffentlich, daß es der schönste Tag seines Regentenlebens sein werde, den Verfassungsvertrag, worüber verhandelt würde, zu unterzeichnen. Mit sichtbarer eigener Führung sprach der König den 24. Juni zu einer zahlreichen Deputation aus der Ständeversammlung davon, daß er „in einer Zeit außerordentlicher Umstände einen Weg, den keine andre deutsche Regierung vor ihm betreten, wähle“, den Weg, durch eine beiderseitig zu beirathende, freie Übereinkunft das Grundverfassungsgesetz als Vertrag, als Ausdruck beiderseitiger Überzeugung und Einwilligung einzuleiten. Man muß anerkennen, daß die gemeinschaftliche Commission den Verfassungsentwurf von 1817 mit tief eindringender Anstrengung nach Inhalt und Ausdruck in möglichst kurzer Zeit vielfach berichtigte. Seit dem 26. Juli war sie in voller Thätigkeit. Schwere Steine waren noch zu heben oder wenigstens, damit sie in ein zeitgemäßes Gebäude passen konnten, stark zu behauen. Altwürttembergs Verfassung hatte gar keinen Adel gehabt und eben deswegen, als um so gleichartiger in sich, so lange bestanden. Jetzt war ein zum Lande hinzugekommener, theils vormals reichständischer, theils ritterschaftlicher Adel auch in die Verfassung einzufügen, welcher schon durch die dunkle Vorliebe für eine Zweitheil der Kammer seine Absonderungsneigung verrieth. Es wurden außerdem Stimmen laut, die auf besondere Vorrechte der Ehre und auf die Gerichtsbarkeit über Mitunterthanen ziemlich gerade hinkelten, obgleich diese angebliche, jetzt zurückverlangte, Abhängigkeit in einer andern Ordnung der Dinge längst erloschen war. Das Verufen auf eine höhere reinadelige Instanz und auf eine Acte, die ohne Einwilligung des Volks lediglich durch die gebieterischen Zeitumstände zum Gesetz erhoben worden war, zeigte hinlänglich, wenn die Entscheidung auf diesem Wege herbeigeführt werden sollte, daß an eine Ausgleichung im Sinne des Ganzen nicht zu denken sei. Sachkundige versichern, daß König Wilhelm zu Minderung dieser Schwierigkeiten aus persönlicher Klugheit und Billigkeit selbst das Äußerste that. Sie versichern, daß er zur gesetzlichen Gewährleistung gegen Herrscherwillkür als echter Regent selbst Punkte zugegeben und ergänzt habe, welche die Commissarien ihm nur mit einer gewissen Scheu vorzulegen wagten. Auch die Ständeversammlung, besonders von dem Vicepräsidenten, D. Weishaar, mit ebenso viel Klugheit als Kraft geleitet und von würdigen Mitgliedern, wie Zahn, Graf von Schäsberg, v. Varenbühler, v. Theobald, Lang, Schott, Uhlant, Prälat Schmid u. A. belebt, förderte, da ihre Sitzungen den 2. Sept. wieder anfangen, das freie Berathungsgeschäft über den commissarischen

Entwurf des Verfassungsvertrags so thätig, so aufrichtig, daß sie nach Sitzungen, die fast den ganzen Tag dauerten und keinen Punkt unbeachtet durchgehen ließen, am 13. Sept. an den König eine Note über die Änderungen und Zusätze, welche die Mehrheit der Versammlung wünschenswerth gefunden hatte, gelangen lassen konnte. Am 22. ließ darüber der König, nach Berathung mit s. Geheimerathscollégium, s. Entschliesungen größtentheils genehmigend zurückgehen. Noch an dem folg. 23. Sept. wurde die feierliche Anfrage: Ob die Versammlung nunmehr in den Verfassungsvertrag nach dem Inhalte, welchen dieser Vertrag durch die von der Versammlung verhandelten commissarischen Propositionen und die heute verlesene königl. Willenserklärung erhalten hat, einstimmig? — einmüthig, meist durch motivirte Abstimmungen, unter oftmals wiederkehrenden Segenswünschen für König und Vaterland, bejaht. So war das Verfassungswerk durch freies Zugeständniß von beiden Seiten vollendet. Ganz mit der rechtlichen Förmlichkeit einer vollständigen Vertragshandlung wurde am 25. das von der Ständeverammlung unterzeichnete Exemplar der Verfassungsurkunde feierlich dem König, das vom König unterfertigte an die Stände in großer Audienz ausgehändigt. Die Rede vom Throne wurde vom König mit einer Haltung gesprochen, welche den bewegten Zuhörern zeigte, wie sehr das Herz des Fürsten von ihr durchdrungen war. Sie erregte durch ihren würdevollen, zeitgemäßen, aufrichtig gemeinten Inhalt unter den Zuhörern eine freudige Bewegung, die später von allen Seiten des Landes in einen allgemeinen Jubel überging. Der Würtemberger wetteifert mit dem Baiern, Süddeutschland für die Feststätte der Volkstreue, aber auch der Volksachtung zu halten. Alles stimmt für König Wilhelm in die Schlussworte des ständischen Präsidenten ein: „Möge unter seiner gerechten und milden Regierung eine Verfassung erstarren, die mit so vieler Liebe von ihm ins Leben gerufen worden ist!“ (Vgl. Württemberg, Württemberg. Ständeverammlung und Würtemb. Verfassung.) Am 15. April 1820 vermählte sich der König zum 3. Male mit Pauline, der 2. s. verstorb. Oheims, des Herzogs Ludwig v. Württemberg. Die Geburt eines Kronprinzen am 6. März 1823 war für das ganze Land ein frohes Ereigniß. — Der König unternahm in den letzten Jahren vielfache Reisen, u. a. in die Seebäder von Pisa, Livorno, Ostende, und in Frankreich. Seit dem December 1829 gibt er wöchentlich Freitags 9 — 11 Uhr Jedem persönlich Audienz.

Wilhelm I., Kurfürst v. Hessen, war zu Kassel d. 3. Jan. 1743 unter der Regierung seines Großvaters, des Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelms VIII., geb. Als sein Vater, Friedrich II., der 1754 zur kathol. Kirche übertrat, den 31. Jan. 1760 zur Regierung gelangte, gingen die Maßregeln in Wirksamkeit, welche man getroffen hatte, um dem Lande und der Regentenfamilie die ungestörte Beibehaltung des reformirten Religionsbekenntnisses zu sichern. Friedrichs Gemahlin, Maria, Tochter Georgs II. von England, überkam als Vormünderin ihrer Söhne die Regierung der Grafschaft Hanau und leitete, ohne des Vaters Theilnahme, die Erziehung der Kinder. Unter Anleitung trefflicher Lehrer, dann auf der Hochschule zu Göttingen, wurde so Prinz Wilhelm in den Wissenschaften und Künsten wohl unterrichtet. Während des die hessischen Länder so schwer drückenden siebenjährigen Krieges lebte er am Hofe seines Oheims, des Königs von Dänemark, Christian VII., dessen zweite Schwester, Wilhelmine Karoline, er 1764 zur Gemahlin wählte. Mit erreichter Volljährigkeit übernahm er unmittelbar nachher die Regierung der Grafschaft Hanau aus den Händen seiner verdienstvollen Mutter. Der junge Fürst war lehrbegierig, thätig, sparsam, gerecht, allen seinen Unterthanen zugänglich. So heilte er viele Wunden, die der vorgegangene Krieg seinem Lande geschlagen hatte, und machte sich durch löbliche Einrichtungen den Bewohnern Hanaus unvergeßlich. — Wie mehre deutsche Fürsten, schloß er 1776 mit England einen Subsidientractat, im Verfolg dessen

er zur Bekämpfung der im Aufstande begriffenen nordamerikanischen Colonien Mannschaft stellte. Dann zog er, 2 Jahre später, von Friedrich v. Gr. zum Generalmajor ernannt, in den bairischen Erbfolgekrieg. Beide Umstände, der reiche Sold, welchen er für seine Truppen von England empfing, und das Gewicht, das ein großes Heer dem Könige von Preußen verlieh, scheinen seinem Geiste die vorwaltende Liebe für das Soldatenwesen eingeimpft zu haben. Sich diesem in noch größerm Umfange zu widmen, fand er Gelegenheit, als er nach dem Tode seines Vaters (1785) die Regierung der sämmtlichen hessen-kasselschen Länder erhielt. Auch in Kassel, wohin er seine Residenz verlegte, und wo der schwache, verschwenderische Vater viele Mißbräuche hatte aufkommen lassen, bewies sich der Landgraf Wilhelm (IX.) als ein strenger, thätiger, das Beste seiner Unterthanen redlich wollender Fürst, dessen Gerechtigkeitsinn aber oft Härte, dessen Sparsamkeit Geiz, dessen Soldatenfucht ein schwerer Fluch des Landes wurde. Er regierte höchst selbständig, kannte die Verhältnisse seiner Länder und ihrer Bewohner und hielt alle seine Beamten in strenger Zucht und Ordnung, indem er gern sich des Landmanns annahm, ihn als sein Eigenthum betrachtend. Er hielt auf gute Rechtspflege und Polizei, auf Verbesserung des Schul- und Kirchenwesens; fürstlichen Glanz zeigte er besonders in der Neigung zu schönen Bauten, durch die er seine Residenz, deren Umgebungen, wie auch Hof-Geismar, Nenndorf, Wilhelmshab und Schwalheim verschönerte, und in Soldatenparaden. Der erste Versuch, welchen er machte, im Vertrauen auf sein Heer, sein Gewicht unter den Fürsten Deutschlands geltendzumachen, war, daß er ein hessisches Lehn, einen Theil der Grafschaft Schaumburg, besetzte, als der regierende Graf Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe 1787 starb, dessen unmündigen Sohn Landgraf Wilhelm wegen einer nicht ebenbürtigen Großmutter nicht für lehnsfähig anerkennen wollte. Doch die Reichsgerichte, der Kaiser, Preußen und England nahmen sich des jungen Grafen an, und der Landgraf mußte, zu seinem großen Verdruße, nach vielem Widerstreben, das besetzte Ländchen räumen und verursachten Schaden und Kosten ersetzen. In demselben J. schloß er mit England einen neuen Subsibienttractat, demzufolge er 12,000 M. stellte und dafür jährlich 675,000 Kronenthaler empfing. Nähere Anregungen zu Kriegseinstellungen fand er in dem Ausbruche der franz. Revolution, welche indes, bei ausgezeichnete Tapferkeit der Hessen, keinen Erfolg herbeiführten, welchen sich der Landgraf und seine Verbündeten davon verheißten. Durch ein Lager bei Bergen von 8000 M. deckte der Landgraf 1790 die Kaiserkrönung Leopolds II. gegen einen möglichen Überfall franz. Seits; dann zog er mit gleicher Heereszahl gegen Frankreich, an der Seite der preuß. Armee, mit ihnen Sieg und Mißgeschick theilend; die glänzende Wiedereroberung Frankfurts a. M. d. 23. Decbr. 1792 gehörte allein den Hessen. In den nächstfolg. J. wuchs das Hessencorps, in Flandern und Westfalen beschäftigt, im engl. Solde auf 12,000 Mann. Doch dem Kriege machte, auch für den Landgrafen, unter preuß. Verwendung der basler Friede d. 28. Aug. 1795 ein Ende. Die jenseits dem Rhein gelegenen Besitzungen des Landgrafen blieben bis auf weitere Bestimmung im franz. Besitze, seine übrigen Länder wurden in den Neutralitätsverein geschlossen, der mittelst einer militärischen Demarcationslinie das nördliche Deutschland sicherte. Im lunewiller Frieden endlich, unter d. 25. Febr. 1801, erhielt Wilhelm mit der Kurwürde, und im Besitze derselben Wilhelm I. genannt, für den Verlust von  $\frac{1}{3}$  □ M. und 2500 Einw., die er am linken Rheinufer abtrat, 5 □ M., mit 14,000 Einw., durch mehre ihm ertheilte ehemals kurmainzische Ämter und die Reichsstadt Gelnhausen. — Unter manchen Vorzeichen des heranziehenden Unglücks regierte der neue Kurfürst seine Staaten in gewohnter Thätigkeit, Sparsamkeit und Soldatenliebe, und im unerschütterlichen Hass gegen Frankreich, gezwungen, sich der Politik Preußens anzuschließen, dessen schwankende Politik ihm weder

Freude noch Vertrauen einflößen konnte. Während sich seine Besorgniß nach Außen hin vergrößerte, vermehrte sich der Wohlstand seiner Staaten, und im größten Maßstabe die Reichthümer seines Schazes. Durch seine dem franz. Kaiser nicht unbemerkt gebliebene Gesinnung, durch seine Verhältnisse zu Preußen, dessen Feldmarschallswürde ihm schon früher ertheilt war, und zu dessen Könige er in mehrfachen Familienverbindungen stand (sein ältester Sohn, der Kurprinz, hatte 1797 die Schwester Friedrich Wilhelms III. zur Gemahlin erhalten), durch fortwährende Kriegserhörungen zog er das Ungewitter auf sich, welches ihm nach der Schlacht von Jena und Auerstädt den trüben Traum der Neutralitätssicherheit plötzlich entriß. Als Napoleon drohte, und franz. Truppen unter Mortier und dem König von Holland heranrückten, entfloß der gewagten Unternehmungen abgeneigte Kurfürst in die neutralen Staaten des Königs von Dänemark, und gab Alles preis, anstatt durch muthigen Widerstand sich billigen Vergleich zu erkämpfen; nur seine Geldschätze und seine Familie rettete er. Mit dem Frieden von Tilsit und der Errichtung des Königreichs Westfalen war Wilhelm I. seiner Länder beraubt und lebte seit dem Juli 1808 in Prag, mit der vollsten Zuversicht, daß die Vertreibung der Franzosenherrschafft aus Deutschland erfolgen werde, erfreut durch viele Zeichen der Treue, welche ihm das biedere Hessenvolk gab, aber karg gegen Die, welche ihm Alles opferten und ihr Schicksal an das seinige knüpften. — Beim Ausbruche des österreichisch-franz. Krieges von 1809 erließ der Kurfürst einen Aufruf an seine Hessen und begann eine Heeresmacht bei Eger zu sammeln, mittelst welcher er die Wiedereroberung seiner Staaten zu bewirken gedachte; bei der unglücklichen Wendung des Krieges scheiterte dieser Plan bald; wer sich unter die Fahnen des Kurfürsten gestellt hatte, wurde entlassen, oft der härtesten Noth preisgegeben. Erst nach dem Siege der Verbündeten in der leipziger Völkerschlacht gewann das Schicksal Wilhelms I. eine günstigere Wendung. Er hatte bereits im Sept. 1813 eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser und dem Könige von Preußen zu Breslau, wo er sich zur Truppenstellung erbot, aber damit zurückgewiesen, durch Hülfsgelder an die Kriegsoperationscasse seine Mitwirkung zur Bekämpfung der Franzosen bethätigte. Die Siege der Verbündeten befreiten schnell die kurhessischen Länder; schon im Nov. 1813 zog Wilhelm I. an der Seite seiner Gemahlin nach 7jähriger Trennung wieder in seine Hauptstadt ein, unter zahllosen Beweisen nie erloschener Liebe seiner Unterthanen. Der 70jährige Greis übernahm die Zügel der Regierung von Neuem mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Kraft; zeigte aber um so mehr, daß seine Begriffe von fürstl. Machtvollkommenheit übertrieben waren. Unglücksfälle und höheres Lebensziel hatten die Strange seines Charakters vergrößert; er meinte alle Ereignisse der vorangegangenen 7 Jahre verlöschen zu können, wenn er sich stellte, als wisse er davon Nichts. Alles sollte oder mußte, wenn es ging, auf den alten Fuß gestellt werden. 20,000 M. Hülfstruppen, die zu stellen er verpflichtet war, rückten schnell genug ins Feld, um den Ruhm der Hessen von Neuem zu bestätigen. Den 18. März 1814 stiftete er den Orden des eisernen Helms, zur Belohnung militärischer Verdienste. Als aber, noch vor dem ersten pariser Frieden, den kurhessischen Truppen die Rückkehr in die Heimath verstatet wurde, unter der Bedingung, daß sie auf dem Kriegsfusse blieben, vernachlässigte er dieses der Ersparniß halber, und hatte den Verdruß, Executionstruppen in sein Land einrücken zu sehen; Preußens Vermittelung mußte endlich den übeln Streit ausgleichen. Auch im Kriege gegen Frankreich 1815, wo der Kurfürst 12,000 M. stellte, hatte er die Freude, von den Thaten seiner Soldaten vor Sedan, Charlesville, Metzies u. s. f. ruhmvolle Nachrichten zu erhalten; weniger entsprechend seinen Wünschen war mancher andre Erfolg seiner Regierung. Sein Wunsch zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums brang auf dem wiener Congresse nicht durch; auch sagt man, daß er dort mit dem Plane scheiterte, als

König der Katten anerkannt zu werden, wesshalb er den Kurfürstl. Titel beibehielt und ihn mit dem Prädicate: Königl. Hoheit, verband. Allem Länderkauf abgeneigt, erhielt er für manche Abtretungen und Aufopferungen reichliche Entschädigungen, in deren Besitz er auch den Titel eines Großherzogs v. Sulda und eines Fürsten v. Iffenburg annahm. — In die unangenehmsten Widersprüche verwickelte ihn die Errichtung einer ständischen Verfassung, welche ihm bei der Rückgabe seiner Länder zur Bedingung gemacht war. Je schneller und verträglicher er dieser Verpflichtung nachkam, um so mehr sah er sich getäuscht, da die unserm Zeitalter eigne Erkenntniß von dem wahren Wesen der Staatsverhältnisse sich mit seinen Ansichten vom Fürstenrechte nicht einigen ließ. Mehre Zusammenberufungen der alten hessischen Stände, denen der Kurfürst die Abgeordneten der Bauern zuordnete, bekundeten auf der einen Seite eine ruhigste, vaterlandsliebende Gesinnung, der Mitglieder der ständischen Versammlung, auf der andern den Zwiespalt, in welchen der Kurfürst mit der Zeit und ihren billigen Anforderungen gerathen war. Auch Härte und Geiz gegen seine Beamten erregten Verdruß; besonders wurde das Militair hart behandelt: der Officier durch kärglichen Sold gedrückt, der Gemeine durch strenge Zucht, Stockschläge und Kamarschendienst gequält. Die Anforderung der Abgeordneten an eine Sonderung des Staatsvermögens von dem überreichen Privatwäse des Kurfürsten verhinderte den Abschluß einer auf Vertretung der Einwohner fest begründeten Staatsverfassung. — Welchen Schatten diese Verhältnisse auf den Kurfürsten werfen mögen, wie auch seine Behandlung der im westfälischen Dienste gestandenen Civil- und Militairbeamten, der dort Pensionirten, der Käufer der Domainen, der in Bedienung vorgefundenen Ausländer benachbarter deutscher Staaten ic. gerügt werden mag: bewundernswürdig ist die Nützigkeit, mit welcher der Greis, des mannigfachen Verdrusses ungeachtet, vieles Nützliche förderte, für Rechtspflege, Kirchen und Schulen sorgte, gegen Beamtenunfug wachte, seinem Volke immer zu Rath und That zugänglich blieb und in vielen lobenswerthen Eigenschaften den Regenten seines Zeitalters ein würdiges Vorbild darbot. Abgemessene Lebensweise hatte seinem Körper eine Festigkeit verliehen, die der gewöhnlichen Hinfälligkeit eines hohen Alters Trost zu bieten schien. Nur ein großes Gewächs am Unterleifer, 1809 durch einen Sturz mit dem Pferde veranlaßt, störte die Sehkraft des linken Auges; das in den letzten Monaten seines Lebens sichtbar werdende Zusammensinken s. Körpers und die Abnahme s. Kräfte war ohne Krankheitszufälle, bis endlich am 27. Febr. 1821 ein Schlagfluß plötzlich s. Laufbahn beschloß. Seine Gemahlin war ihm am 24. Jan. 1820 vorangegangen. Sein Regierungsnachfolger ist sein einziger Sohn, Kurfürst Wilhelm II. — Vgl. Kurfürst Wilhelm I. in den „Zeitgenossen“, Neue Reihe, Nr. X.

Wilhelm (Ludwig August), Markgraf v. Baden (vor 1817 Graf v. Hochberg), zweiter Sohn des verewigten Großherzogs Karl Friedrich (aus dessen zweiter Ehe), geb. zu Karlsruhe am 9. April 1792, genoß gleich seinen übrigen Geschwistern einer sorgfältigen Erziehung und kam sehr jung in die Militairdienste seines Vaterlandes. Da sich aber der Krieg nur im Kriege lernt, so trat er 1809 als Adjutant in den Generalstab des Marschalls Masséna, wohnte allen Schlachten und Gefechten, woran dieser Feldherr in jenem denkwürdigen Zuge gegen Osterreich Theil hatte, mit Auszeichnung bei, und verdiente sich das Kreuz der Ehrenlegion. Nach hergestelltem Frieden kehrte der Markgraf in sein Vaterland zurück, wurde zum Generalmajor ernannt und nahm s. Wohnsitz zu Rastadt, wo sein Regiment garnisonirte. In dem Feldzuge 1812 gegen Rußland befehligte Markgraf Wilhelm die badische Brigade, welche dem 9. franz. Armeecorps unter dem Herzoge v. Belluno zugetheilt war. Allein nur 1 Bataillon und 2 Stück Artillerie folgten dem kaiserl. Hauptquartiere, der größte Theil der Brigade mußte während der glän-

zensten Waffenthaten der Hauptarmee müßig in Danzig liegen; erst als schon der Rückzug von Moskau begonnen hatte, durfte sie den furchtbaren Schauplatz betreten. Am 28. Sept. langte sie, sehr geschwächt an Menschen und Pferden, bei Smolensk an, zeigte aber mitten unter allen Schrecknissen die rühmlichste Ausdauer, was ohne Zweifel der Persönlichkeit des Markgrafen angerechnet werden muß. Der Herzog v. Belluno setzte auch auf ihn und die badischen Truppen sein Hauptvertrauen, und bewies dies bei mancher Veranlassung, zumal in kritischen Augenblicken. Die badische Brigade besetzte Witepsk und einige andre Orte. Es kam vom 30. Oct. an zu verschiedenen Gefechten, in welchen sich die badischen Truppen durch besonnenen Muth auszeichneten. Beim Rückzuge des 9. Corps erhielt der Markgraf Wilhelm Befehl, die Arriergarde nöthigenfalls zu unterstützen. Als diese bei dem Dorfe Batury auf einem sehr ungünstigen Terrain in eine missliche Lage gerieth, übernahm der Markgraf die Leitung des Gefechts, und manoeuvrirte so geschickt, daß der Rückzug ungehindert stattfinden konnte. Beim Übergang über die Verezina wurde der Markgraf in ein sehr ungleiches Gefecht mit den Russen verwickelt. Er zog einige Verstärkung an sich und ließ nun mit dem Bajonett im Sturmschritt angreifen. Die Truppen waren voll Muth und Vertrauen, und die Anordnungen des Markgrafen wurden so rasch und so genau ausgeführt, daß die Feinde die Stellung verlassen mußten. Nach dem Gefecht übernahm er das Commando der sämmtlichen Infanterie des 9. Corps und führte sie mit großen Beschwerlichkeiten über die Verezina. Der Feind drängte von allen Seiten, täglich hatten Gefechte statt, wobei sich die badischen Truppen noch immer durch gute Haltung und Tapferkeit auszeichneten. Bei Malodeczno (am 4. Dec.) war der letzte blutige Tag für sie. Durch einen raschen Angriff mit dem Bajonett und die treffliche Disposition des Markgrafen wurden hier die Russen in einem Augenblick zurückgeworfen. Bei seiner Ankunft in Wilna hatte der Markgraf außer einer Anzahl Officiere noch 50—60 Unterofficiere und Soldaten. — Im August 1813 führte Markgraf Wilhelm als Generallieutenant die zweite Hälfte des badischen Contingents nach Sachsen und übernahm das Commando des Corps. Unter ihm befehligten die Generale Stockhorn und Brückner. In den entscheidenden Tagen vom 14.—19. Oct. commandirte er in Leipzig, wo er am 19. mit den Allirten capitulirte. Seine Truppen legten die Waffen ab, wurden jedoch nicht als Kriegsgefangene betrachtet. Man hatte ihm Anträge gethan, sich mit den Verbündeten zu vereinigen, was er aber ablehnte. 1814 befehligte der Markgraf die Blockaden von Strasburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch, Lichtenberg und Lüsselstein, und führte zugleich den Oberbefehl in Unterelsaß. Seine Abtheilungen bestanden aus Streichern, Russen und Bundesstruppen. Die Monarchen wußten seine Verdienste zu würdigen, und er erhielt das Großkreuz des St.-Annen- und Stephansordens. Das J. 1815 rief ihn zu dem Congresse nach Wien, wo die Angelegenheiten des badischen Hauses eine umsichtige männliche Einwirkung foderten. Nach Napoleons Rückkehr von der Insel Elba erhielt er das Obercommando der Blockaden von Schlettstadt und Neubreisach mit einem combinirten Corps von Streichern, badischen, württembergischen und hessen-darmstädtischen Truppen. Nach Aufhebung der Blockaden ging er zur Belagerung von Hüningen, unter dem Erzherzoge Johann, wo er eine österreichische, mit Württembergern und Hessen-Darmstädtern combinirte Division befehligte, welche die Schanze Abutucci wegnahm. Als später die Interessen des badischen Hauses gefährdet wurden, ging er 2 Mal nach Petersburg, und die Gesinnungen, welche Kaiser Alexander bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, müssen, zum Theil wenigstens, der Persönlichkeit des Markgrafen verdankt werden. 1820 reiste er zur Herstellung seiner durch Kriegsbeschwerden geschwächten Gesundheit nach Frankreich, welches außerdem seiner Wisbegierde ein reiches Feld barbot. Jetzt lebt er, in würdiger Muße, den Wissen-

schaften und sich selbst. Der landwirthschaftliche Verein hat ihn zum Präsidenten ernannt, welche Stelle er auch bei der ersten Kammer der badischen Landstände bekleidet, und überall zeigt sich der erfreuliche Einfluß seiner Humanität und seines thätigen, vielseitig gebildeten Geistes.

Wilhelm Friedrich Ernst, Fürst zu Lippe-Bückeburg, s. Lippe.

Wilhelmshbad, Bade- und Vergnügungsort in der kurhess. Grafschaft Hanau,  $\frac{1}{2}$  Stunde von der Stadt Hanau entfernt. Die erste Quelle dieses Bades wurde 1769 zufällig entdeckt, und seitdem unt. d. Namen des guten Brunnens häufig besucht. Der verst. Kurfürst v. Hessen ließ hier, noch als Erbprinz, 1779 prächtige, schön und bequem eingerichtete Gebäude aufführen, einen Park anlegen, und veranstaltete mehre a. Unnehmlichkeiten für die Badegäste. Von ihm erhielt daher der Ort den Namen Wilhelmshbad. Es wird besonders von Frankfurt und Hanau aus besucht, doch mehr seiner schönen Anlagen wegen und als Vergnügungsort, da man der Heilquelle, die vorzüglich gegen Nervenzufälle dienlich sein soll, mindere mineralische Kräfte als andern Gesundbrunnen zuschreibt.

Wilhelmshöhe, früher Weissenstein, während der westfäl. Zwischenzeit Napoleonshöhe genannt, ein kurfürstl. hessisches, 1 Stunde von Kassel entferntes Lustschloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Kurfürsten. Natur und Kunst scheinen hier gleichsam gewetteifert zu haben, ein irdisches Paradies zu schaffen, und mit Recht werden seine Anlagen zu den merkwürdigsten in Europa gezählt. Eine Lindenallee, der es jedoch an guten Fußwegen fehlt, führt zwischen Häusern und Gärten von Kassel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen; diese erheben sich allmählig bis zum Gipfel des Habichtswalder Gebirges, und gewähren entzückende Ausichten in das weite reizende Thal, in dessen Mitte die Residenz liegt, und welches sich über das Ufer der Fulda hin bis zum Soergebirge erstreckt. Die Hauptsehenswürdigkeiten dieses Lustorts sind: 1) das kurfürstl. Schloß, von dem letzterst. Kurfürsten durch den 1825 verst. Oberbaudirector Jussow im altrömischen Styl erbaut, und aus einem Hauptgebäude und 2 durch bedeckte Galerien mit demselben zusammenhängenden Flügel-Pavillons bestehend. Das Hauptgebäude ist 266 F. lang, 65 F. tief und einige 80 F. hoch. Sechs freistehende Säulen ionischer Ordnung, welche 47 F. in der Höhe und  $5\frac{1}{2}$  F. im Durchmesser enthalten, tragen den Fronton, in dessen Mitte eine runde, 48 F. hohe Kuppel hervortragt. Jeder der beiden Pavillons ist 175 F. lang, 60 F. breit und 65 F. hoch; auf beiden Seiten sind 8 Säulen ionischer Ordnung angebracht. 2) Die große Fontaine, eine Wassersäule, welche, mehr von der Natur als Kunst begünstigt, aus einem kleinen Steinhügel in der Mitte eines großen Teiches emporsteigt und bei gewöhnlichem Wasseranlaß die Höhe von 140, bei vollem Gebrauche des Wasservorraths aber 190 F. erreicht, bevor sie, in einen Staubregen verwandelt, auf den Spiegel des Bassins herabfällt; im Durchmesser enthält dieselbe 9 Zoll. 3) Der große Wasserfall oder Aquaduct, die in altrömischem Styl aufgeführte Ruine einer über 14 weitgesprengte Bogen angelegten Wasserleitung. Der Wasserzufluß (für jede Stunde 2800 Ohme) wird aus einem dahinter befindlichen Behälter in die breiten Rindeln geführt, strömt mit Schnelle und Hefigkeit durch dieselben und stürzt sich zuletzt eine Höhe von 104 F., 18 F. breit und 1 F. im Durchmesser, auf eine malerisch geordnete Felsengruppe herab. 4) Die Teufelsbrücke, welche über einen von einem Felsen herabkommenden Wassersturz von fast gleicher Höhe, aber größerer Breite als der Aquaduct, führt. 5) Der sogen. Steinhöfer'sche Wasserfall, ein romantischer Waldwassersturz, welchen der Aufseher der hiesigen Wasserleitungen, Steinhöfer, in einem Waldgebirge angelegt hat. Zwischen wild durch einander gewachsenen Bäumen und Gesträuchen stürzt sich hier das Wasser über mächtige Steinklumpen und Felsstücke, welche von der Natur selbst auf einander gethürmt zu sein scheinen, in den Abgrund hinab. 6) Die Löwenburg, die künstliche Ruine einer alten Ritterburg, aus deren gothischen

Fenstern man eine der entzückendsten Aussichten ins weite Thal genießt. Die Gemächer der Burg, unter welchen der Ritteraal, die Capelle und die Rüstkammer besonders merkwürdig, sind im Geschmacke der Ritterzeit angelegt und meubliert.

7) Das chinesische Dorf Moulang, wo vorzüglich ein unter der westfälischen Regierung neben dem Schlosse erbauter, nachher aber hierher verlegter Pavillon sehenswerth ist, dessen aus buntgefärbtem Glase verfertigte Flügel Fenster eine täuschende Wirkung hervorbringen.

8) Der Karlsberg mit seinen Cascaden, gewöhnlich der Winterkasten genannt. Diese ihrer Art nach in Europa einzige Anlage wurde vom Landgrafen Karl 1701 unter der Leitung des ital. Baumeisters Gio. Franc. Guernieri begonnen und 1714 vollendet. Der erste Gegenstand, welcher hier die Aufmerksamkeit erregt, ist eine Grotte Neptun's; sie hält 30 F. im Durchmesser, ist 20 F. hoch und besteht aus 3 Bogen. Vor der Grotte ist ein rundes, 220 F. im Durchmesser haltendes Bassin. Wenn die Cascaden angelassen sind, stürzt sich das Wasser über die Grotte hinab in das Bassin. Gleich darüber fängt die Cascade selbst an; sie ist dreifach, 900 rheinl. F. lang und 40 F. breit. In Zwischenräumen von 150 zu 150 F. sind Bassins angebracht, aus welchen das Wasser fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Trippen, deren jede 842 Stufen hat, bis an das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form Octogon genannt; dasselbe besteht aus 3 über einander gethürnten Bogengewölben und hat 284 F. im Durchmesser. Am Fuße dieses Gebäudes liegt das Riesebassin, welches 150 F. im Durchmesser hat. Ein von oben herabgestürzt scheinender Felsen bedeckt darin den rücklings liegenden Körper des Riesen Enceladus. Kopf und Schultern ragen aus dem Felsen hervor, und der Mund dieses Kolosses, welcher 7 F. lang ist, speit einen Wasserstrahl 55 F. in die Höhe. Im Hintergrunde des Bassins ist eine Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun steht, welche, so lange das Wasser herabstürzt, auf kupfernen Hörnern blasen. Außerdem stürzt in das Riesebassin über einen 77 F. hohen Felsen ein Wasserfall, welcher aus einem darüber gelegenen kleinen Bassin kommt. Hinter diesem Bassin ist die Grotte des Polyphem. Im Hintergrunde derselben sieht der eindäugige Riese und bläst auf einer Hirtenflöte mit 7 Pfeifen 7 verschiedene Stücke. Vor dieser Grotte ist das Artischockenbassin, welches st. Namen einer steinernen Artischocke von ungeheurer Größe verdankt, aus deren Blättern 12 Fontainen in Bogen springen, wovon die mittlere in einer geraden Höhe von 40 F. emporsteigt. Vier Haupteingänge führen zum Erdgeschosse des Riesenschlosses; von diesem Erdgeschosse, welches ein großes Kreuzgewölbe ist, gelangt man auf 4 von Außen hinaufführenden Treppen zum ersten Umgang, und ebenso zum zweiten, in welchem verschiedene Zimmer zur Wohnung eingerichtet worden; das dritte Stockwerk wird von 192 gekuppelten toscanischen, 48 F. hohen Säulen gestützt. Durch die von diesen Säulen gebildeten Bogengänge gelangt man zu einem achteckigen Tonnengewölbe um das Octogon, in welches man auf einer Schnecken- oder Schneckentreppe ohne Spindel bis zu einer Plateform steigt, die sich über das ganze Gebäude erstreckt und mit einer massiven Brustlehne umgeben ist. Auf dieser Plateform, nach der Seite der Cascaden hin, ragt, aus großen Quaderstücken errichtet, die Pyramide hervor, deren Bau ein ganzes Jahr erfordert hat und erst 1714 vollendet ward; sie ist viereckig, 96 F. hoch und hat im Innern 5 Kreuzgewölbe über einander. Zu ihren 4 Umgängen gelangt man mittelst einer um eine hohle Spindel angelegten Wendeltreppe. Oben auf dieser Pyramide steht auf einem 11 F. hohen Piedestal die kolossale Statue des Farnese'schen Hercules, in der umliegenden Gegend der große Christoph genannt, und krönt die Spitze des bewundernswürdigen Gebäudes. Drei Jahre nachher, als Guernieri den Bau vollendet hatte (1717), wurde sie an ihrem jetzigen Platz aufgestellt; sie ist aus Kupfer getrieben und 31 F. hoch. Das Piedestal und die Wirtelsäule selbst sind hohl, und auf Leitern kann man bis in die kupferne Keule, worauf der Koloss

seinen kräftigen Arm stützt, steigen; in dieser Keule haben 12 erwachsene Personen Raum; es ist darin eine Thür angebracht, deren Öffnung theils die außerdem hier herrschende finstere Nacht in eine Dämmerung verwandelt, theils dazu dient, die unbeschränkste Aussicht bis zum Inselsberge bei Gotha und bis zum Brocken hin zu gewähren.

K. M.

Wilhelmsstein, s. Steinhuder Meer.

Wilken (Friedrich), D. der Theol., königl. preuß. Historiograph, Oberbibliothekar und Prof. an der Universität zu Berlin, großherzogl. badischer Hofrath, wurde am 23. Mai 1777 zu Raseburg geb., wo sein Vater Pöbell bei der sachsen-lauenburgischen Landesregierung war. Nachdem er seine erste wissenschaftl. Bildung anfangs durch Privatunterricht, dann auf der mecklenburg-strelitzischen Domschule seiner Vaterstadt erhalten hatte, bezog er 1795 die Universität Göttingen, wo er zuerst Theologie studirte, bald aber ausschließend unter der Leitung Heppne's und Eichhoen's sich den Studien der classischen und oriental. Philologie und der Geschichte widmete. Auch war er von 1797—99 Mitglied des philolog. Seminariums. 1798 erhielt er für eine kritische Arbeit über die Nachrichten des Sultans Abulfeda von den Kreuzzügen einen von der philosph. Facultät zu Göttingen ausgesetzten Preis. Dieser erste literarische Versuch veranlaßte ihn hernach zu einer ausführlichen Bearbeitung der Geschichte jener merkwürdigen Begebenheiten. 1800 trat er zu Göttingen als Repetent der theolog. Facultät in die Reihe der akademischen Docenten, nahm dann 1803 die ihm von dem Grafen v. Wallmoden-Gimborn angetragene Stelle eines Instructors des Fürsten Georg Wilhelm v. Schaumburg-Lippe an und begleitete diesen edlen jungen Fürsten auf die Universität Leipzig und später auf einer Reise in das sübliche Deutschland. 1805 folgte er dem Rufe als außerordentl. Prof. der Geschichte an der damals neugegründeten Universität Heidelberg, wurde 1807 ordentl. Prof. und 1808 Director der dortigen Universitätsbibliothek, welche er das Glück hatte, in wenigen Jahren bedeutend vermehrt zu sehen. Die 1815 stattfindende allgemeine Zurückforderung der von den Franzosen geraubten Schätze der Wissenschaft und Kunst erweckte in ihm den kühnen Gedanken, die im dreißigjährigen Kriege von dem Baiern geplünderte und dem Papst Urban VIII. geschenkte Palatinische Bibliothek ebenfalls für die Universität Heidelberg zurückzufodern. So viele Schwierigkeit auch diese Reclamation eines Schatzes fand, dessen Besitz der römische Stuhl für verjährt und durch fast 200jährige Dauer für geheiligt achtete, so traten doch günstige Umstände ein, welche wider Erwarten einen glücklichen Erfolg herbeiführten. Vornehmlich ist in dieser Hinsicht die äußerst thätige Verwendung der preuß. und östreich. hohen Ministerien, insbesondere der Herren W. v. Humboldt, v. Altenstein und v. Wessenberg, dankbar zu rühmen. Nicht wenig wirkte dabei der Umstand, daß die Römer in dem Wahne standen, Heidelberg sei eine preuß. Stadt; daher wurden auch die zurückgegebenen palatinischen Handschriften eigentlich dem Könige von Preußen von dem Papste Pius VII. zum Geschenk gemacht. Den berühmten Bildhauer Canova, welcher ohne alle genaue Instruction über die Gegenstände seiner Reclamation als päpstl. Commissarius nach Paris gekommen war, machte sich W. verbindlich durch die Mittheilung des 1805 zu Leipzig gedruckten Verzeichnisses der aus dem Vatican geraubten Handschriften und Kunstschätze; und dieser Künstler verwandte sich selbst bei dem Cardinal Consalvi für die Bewilligung der heidelberg'schen Forderung. Es wurden also zu Paris, wohin W. im Herbst 1815 als Commissarius der großherzogl. badischen Regierung gereist war, 38 griech., lat. und franz. Handschriften, unter welchen sich der schöne Coder der griech. Anthologie befand, und späterhin 853 deutsche Manuscripte zurückgegeben. W. fand in Rom, wohin er im Frühling 1816 geschickt wurde, bei dem Papste Pius VII., dem Cardinal Consalvi, mehreren andern Cardinälen und Gesandten eine sehr freundliche Aufnahme. Die Bi-

bibliotheken und Museen wurden ihm mit großer Bereitwilligkeit geöffnet. Der Papst bewilligte ihm am 1. April 1816 eine Unterredung von einer halben Stunde, sprach sehr verständig über die Kreuzzüge, und klagte, daß er nicht im Stande wäre, mehr für die Vermehrung der vaticanischen Bibliothek und der römischen Kunstsammlungen zu wirken. Schon vor den jetzt erwähnten Reisen hatte W. im Frühling 1811 Paris besucht, um für die Geschichte der Kreuzzüge die Handschriften der k. Bibliothek daselbst zu benutzen. 1813 ernannte ihn das franz. Institut zum Correspondenten. Im Nov. 1815 ernannte ihn der Großherzog von Baden zum Hofrath, und im Dec. 1815 ertheilte ihm die theolog. Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie. 1817 folgte er dem ehrenvollen Ruf als k. preuß. Oberbibliothekar und Prof. an der Universität zu Berlin, wurde 1819 ordentl. Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, dann Historiograph des preuß. Staats, Prof. an der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin und Rath im k. preuß. Oberconsulcollegium. Aber 1824 unterbrach eine von Sicht herrührende Gemüthsfrankheit seine verdienstvolle Thätigkeit. Er hielt sich zu seiner Herstellung in Sachsen auf und kehrte dann in seine Amtsverhältnisse zurück. Ein Rückfall nöthigte ihn leider abermals nach Sachsen zu gehen, von wo er zur Befestigung seiner Gesundheit 1825 Prag und Wien besuchte. Hierauf brachte er den Winter in Dresden zu, wo er den 4. Theil s. „Geschichte der Kreuzzüge“ zum Drucke vollendete. 1826 unternahm er, mit Zustimmung seiner Regierung, eine wissenschaftliche Reise über Prag und Wien nach Italien. Allein in Wien erkrankte der würdige Mann aufs Neue. Dort völlig wiederhergestellt und der wissenschaftlichen Thätigkeit wiedergeschenkt, arbeitet er seit 1827 mit neugesänkter Kraft als Lehrer und Oberbibliothekar, und hat seitdem auch eine „Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin“ (Berl. 1828) herausgegeben. Der König ehrte ihn 1827 durch Verleihung des rothen Adlerordens. — W. hat sich in der Wissenschaft vorzüglich durch das fleißige Studium der Schriften des verdienstvollen Silvestre de Sacy gebildet, und diesem großen Muster in seinen wissenschaftlichen Leistungen nachgestrebt. Unter seinen Schriften, von denen die meisten die persische Sprache und die Geschichte des Orients zum Gegenstande haben, nennen wir sein Hauptwerk: „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten“ (Bd. 1—6, Lpz. 1807—30), seine „Geschichte der Bildung, Vererbung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen, nebst Verzeichnisse der aus Rom nach Heidelberg zurückgekehrten Handschriften“ (Heidelb. 1817). Die übrigen Schriften dieses Gelehrten nennen Meusel und Saalfeld (in der „Gesch. der Universität Göttingen“). 1829 machte W. in Auftrag des Ministeriums eine Reise nach Paris, London und Oxford, um mit den dasigen Bibliotheken Verbindungen zum Gedeihen literarischer Institute einzuleiten. 20.

Wilkes (John), Parlamentsglied, dann Lordmayor und zuletzt Schatzmeister der Stadt London, ein Mann, der zu seiner Zeit auch im Auslande großes Aufsehen erregte, von der Volkspartei als Verfechter der engl. Freiheit vergöttert, von den Ministern aufs heftigste verfolgt wurde, und durch sein Beispiel auch auf das gegenwärtige Zeitalter, das jenem ähnliche Auftritte hervorbrachte, fortdauernd gewirkt hat. W., der Sohn eines reichen Branntweinbrenners zu London, war 1727 geb. Der feurige, talentvolle Knabe wurde den Wissenschaften gewidmet. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem Vaterlande erhalten hatte, ging er nach Leyden, um da die Rechte zu studiren, und machte dann eine Reise durch Holland und Deutschland. Nach seiner Zurückkunft wurde er 1757 von der Stadt Milsbury als Repräsentant im Unterhause gewählt, zeichnete sich aber weniger durch Rednertalent als vielmehr durch seine witzige und anziehende Schreibart aus. Er gab ein politisches Wochenblatt: „The North Briton“, heraus, das gegen die Minister gerichtet war und begierig gelesen wurde. In einem dieser Blätter

(Nr. 45) hatte er die Rede, mit welcher der König das Parlament nach dem (1763) zu Paris geschlossenen Frieden eröffnete, stark angegriffen, und einen Ausdruck in derselben für eine Lüge erklärt. W. wurde deswegen in den Tower gesetzt, mußte aber, da er sich auf die Habeas corpus acte (s. d.) berief, bald wieder in Freiheit gesetzt werden. Die Volkspartei triumphirte laut über diesen Sieg. Es entstanden nun im Parlamente heftige Debatten über die Pressfreiheit, und beide Häuser faßten den Beschluß, daß die Nummer 45 des „North Briton“ durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil wurde nicht ohne Volksunruhen vollzogen. Im Unterhause ward hierauf ein Proceß gegen W. eingeleitet, und mit einer großen Stimmenmehrheit seine Ausstossung aus dem Parlamente beschlossen. Eine Schmähschrift: „Versuch über das Weib“ (Essai on woman“, eine anstößige Paraphrase des „Veni Creator“), die W. heimlich gedruckt und verbreitet hatte, vergrößerte seine Schuld, und er flüchtete sich nach Frankreich. 1768 kam er nach England zurück, wurde in London von dem Pöbel mit großer Freude empfangen und von der Grafschaft Middlesex zum Repräsentanten im Parlamente gewählt. Freiwillig stellte er sich vor das königl. Gericht (Kingsbench), und selbst in das Gefängniß, wozu ihn jenes verurtheilte, ohne die Bewegungen des Volks, das Alles versuchte, um ihn zu befreien, zu seinem Vortheil zu benutzen. Seine Entlassung aus dem Gefängnisse (1770) war die Lösung zu neuen Unruhen, weil das Parlament sich weigerte, ihn als Repräsentanten von Middlesex anzunehmen. Er wurde indessen, den Ministern zum Trost, zum Alderman und 1770 zum Lordmayor von London gewählt; in der Folge erhielt er die sehr einträgliche Stelle als Schatzmeister oder Kämmerer von London. Alle diese Ämter verwaltete er mit Treue und Rechtlichkeit. Er starb 1797. W. war ein Mann von Verstand und Kenntnissen, besonders der Rechte seines Vaterlandes kundig, die er mit Entschlossenheit und ausdauernder Standhaftigkeit verteidigte und dadurch den willkürlichen Unternehmungen der Minister Schranken setzte. Sein Charakter war nicht vorwurfsfrei; es hätte vielleicht nur von ihm abgehungen, ein zweiter Catilina zu werden, aber er bemühte sich nachher (1780), einen von Andern veranlaßten Volksaufbruch selbst mit Gefahr seines Lebens zu dämpfen. Außer vielen politischen Aufsätzen und einer Sammlung seiner Parlementsreden hat er auch eine „Geschichte Englands von der Revolution an bis zur Thronbesteigung des braunschweigischen Hauses“ (1768, 4.) herausgegeben.

Williamow (Johann Gottlieb), der Dithyrambendichter, geb. den 15. Jan. 1736 zu Mohrungen in Preußen, studirte in Königsberg, und wurde 1758 Professor in Thorn. Einige Jahre später gab er seine erste Sammlung von Poesien heraus. Der so milde, sanftmüthige Mann hatte sich in einer Gattung versucht, die sonst nur die rasende Trunkenheit beim Dienste des Bacchus ausströmte, in dem Dithyrambus. Da sie nicht mehr ihren eigenthümlichen Charakter beibehalten konnte, so wendete er sie auf große Ereignisse an und besang z. B. die Trennung Siciliens von Italien, Hermann u. s. w., mit der Fülle und Regellosigkeit dithyrambischer Bilder. Doch diese Form der Poesie kann uns nie national werden, und so wurde auch an W.'s Dithyramben wol das Studium des Pindar bewundert, aber seine Gesänge selbst wurden bald vergessen. 1765 folgten die ersten 2 Blicher dialogischer Fabeln, die sich durch Natürlichkeit, Anmuth und Wahrheit in einer eigen sinnigen Form vortheilhaft auszeichnen. W.'s spätere Verhältnisse waren so unerfreulich, daß der Sänger ganz verstummte. Nachdem er in Thorn als Prof. zwar arm, aber ruhig gelebt, ward er 1767, nach Wüsching's Abgang, als Director der deutschen Schule nach Petersburg gerufen, wo er 1771 seine Übers. der „Batrachomyomachie“ drucken ließ. Mangel an ökonomischen Einsichten verwickelte ihn hier in die unangenehmsten Verhältnisse; er brachte das Institut in Schulden und nahm 1776 seine Entlassung, wurde zwar dann als Leh-

rer an einem Mädcheninstitute angestellt, allein mit so geringem Gehalt, daß er sich kaum anständig genug kleiden konnte, um in Gesellschaft zu erscheinen. Ein unangenehmer Vorfall, der ihn im Mai 1777 traf, machte auf sein Gemüth so tiefen Eindruck, daß er erkrankte und den 21. Mai, im 41. J. seines Alters, starb. Poetische Schriften v. W., Leipz. 1779, vollständiger Wien 1793, 2 Bde.

**Wille.** Der Wille bezeichnet die Selbstthätigkeit des Strebens und der Einwirkung in die Sinnenwelt. Die Selbstthätigkeit des Begehrens besteht darin, daß der Mensch zu einem vorgestellten Zwecke durch bestimmte Mittel strebt, mithin eine Wahl hier eintritt, von welcher die Thätigkeit den Namen hat. Der Wille ist sonach das nach Zweck bestimmte Bestreben; es ist die Kraft, seine Thätigkeit zur Verwirklichung eines Vorgestellten mit Bewußtsein zu bestimmen. Allein in dieser Bedeutung ist der Wille noch gleichbedeutend mit Willkür, d. h. dem durch den äußern Eindruck nicht unmittelbar bestimmten Bestrebungsvermögen. Es ist aber das Bestreben verständig, wenn es zunächst auf Das gerichtet ist, was für nützlich und schädlich gehalten wird. Bei dem verständigen Bestreben, das auch vorzugsweise willkürlich genannt wird, wirkt der äußere Eindruck nur mittelbar, d. h. der Mensch begehrt das Angenehme, und strebt, das Unangenehme zu vermeiden durch gewisse hierzu vorgestellte Mittel. So unterscheidet sich die menschliche Willkür von der thierischen (arbitrium brutum), welche da vorkommt, wo der blinde Trieb nicht zwingend einwirkt. Wille dagegen im engeren Sinne, oder moralisches Bestrebungsvermögen, ist das Vermögen, das Vernünftige oder an sich Gute zu bestreben: ein Vermögen, das dem Thiere nicht zukommt. Der vernünftige Wille setzt Freiheit voraus; der Mensch könnte das Gute unterlassen und dem sinnlichen Antriebe folgen, dann ist der sittliche Wille nicht wirksam. Die sittliche Freiheit besteht also darin, daß sich der Mensch, rein nach Vernunft, unabhängig von der Naturnothwendigkeit bestimmen kann, und die Forderungen, welche die Vernunft dem Handeln vorschreibt, befolgen daher auch Willens- oder Freiheitsgesetze. (S. Freiheit.) Diese Gesetze sind der wahre Wille der Menschheit und damit zugleich der Gottheit. Wir nennen aber den Willen rein, der lediglich auf das Gute gerichtet ist; insofern der Mensch jedoch zugleich sinnliches Wesen ist und bleibt, wird auch sein Wille immer noch ein pathologischer bleiben, d. h. er wird nicht allem Einfluß sinnlicher Antriebe entzogen, und nur der Gottheit schreiben wir den reinen Willen zu.

**Wille (Johann Georg),** Kupferstecher, war geb. den 5. Nov. 1715 auf der Obermühle unweit dem Städtchen Königsberg bei Gießen. Sein Vater, ein Müller, hatte ihn zu seinem Gewerbe bestimmt, ließ ihn aber, als er seine Neigung zum Zeichnen wahrnahm, welchem der Jüngling von Jugend an mit auffallendem Glück, obwol ohne alle Unterstützung nachhing, die Kunst eines Buchsenmeisters erlernen, wo er bedeutende Fortschritte machte und in die Schlösser der neu gefertigten Gewehre sehr gefällige Jagdstücke gravirte. Doch genügte ihm diese Arbeit nicht, und nachdem er 5 Wanderschaft angetreten hatte, ging er zu der Kunst des Uhrmachers, die er in großer Vollkommenheit übte, über. Er reiste endlich nach Strasburg und nach Paris. Hier widmete er sich ganz der Kupferstecherkunst, jedoch ohne alle Unterstützung seines Vaters, der ihn für einen ungerathenen Sohn hielt. Nach langem Kampfe mit den Verhältnissen lieferte er zuerst das Brustbild des Marschalls Belleisle, welcher, wegen des trefflichen Gelingens dieser Platte, den Grund zu W.'s Glück legte. W. ward Meister in seiner Kunst, verlor aber in der Revolution s. bedeutendes Vermögen (gegen 800,000 Fr.) und wäre fast ein Opfer derselben geworden, wäre nicht sein Sohn General der pariser Nationalgarde gewesen. Sein Ruf war in Frankreich und Deutschland allgemein. Napoleon ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion, das Institut der Wissenschaften und Künste nahm ihn zu seinem Mitgliede auf. Anfangs stach

er meist Bildnisse. Unter ihnen sind die vom Minister Florentin und dem berühmten Redner Bossuet besonders geschätzt. In späterer Zeit arbeitete er nach Niederländern historische und ähnliche Stücke; unter ihnen sind besonders f. Musiciens ambulants, nach Dietrich, f. Instruction paternelle, nach Terburg u., bekannt. Auch nach den Zeichnungen seines 1748 in Paris geborenen Sohnes, Peter Alexander, hat er viel gestochen. Seine Schüler sind Verwick, Müller d. Ä. und Schmüser. Er starb den 8. Aug. 1808.

Williams (Helena Maria), eine englische Schriftstellerin, bekannt durch ihren Aufenthalt in Frankreich während der Revolution und durch eine gewisse Vorliebe für Napoleon, geb. zu London den 27. Juni 1769, trat schon in ihrem 18. J., wo sie in London unter dem Schutze des D. Kippis lebte, durch diesen aufgemunter, als Dichterin auf und wählte sich im Fache der Erzählung aus. Der Ertrag von 2 Bdn. Gedichte setzte sie in den Stand, Frankreich 1788 zu besuchen, wo sie seit 1791 sich fortwährend aufhielt. Unter Robespierre's Schreckensregierung ward sie in den Tempel gesperrt, kam aber nach dem Sturze des Tyrannen in Freiheit, und machte sich jetzt, von ihrem Freunde, dem bekannten D. Stone, unterstützt, auch als politische Schriftstellerin bekannt. Allein es war auffallend, daß sie, eine eifrige Republikanerin, eine Lobrednerin von dem Zwangherrscher Frankreichs werden konnte, dessen Bewunderung D'ffian's sie für ihn einnahm. Vorzüglich entehrte sie sich selbst durch die gefühllosen Bemerkungen und die verleumderischen Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Correspondenz Ludwigs XVI. begleitete („Ludwigs XVI. polit. und vertrauter Briefwechsel“, mit Anmerk., 3 Bde., 1793). Indeß zog sie sich die Ungnade Napoleons durch eine Ode auf den Feind von Auniens zu, in der sie seiner mit keinem Worte gedacht, sondern, was ihn noch mehr erzürnte, von ihrer geliebten vaterländischen Insel gerühmt hatte, daß ihr die Meere gehordeten. Der Polizeipräfect nahm sie deshalb in Verhaft und untersuchte ihre Papiere; doch ward sie, da man nichts Verdächtiges fand, nach 24 Stunden wieder in Freiheit gesetzt. Sie erzählt dies in ihrer letzten Schrift: „Historische Nachrichten von den letzten Ereignissen in Frankreich seit der Landung Napoleons den 1. März 1815 bis zur Wiederherstellung Ludwigs XVIII.“, nebst einem Bericht von dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande und der öffentlichen Meinung in Frankreich 1815“. Unter ihren frühern Schriften sind zu bemerken: ein Gedicht über den Sklavenhandel (1788); „Julie“ (eine Novelle, 2 Bde., 1790), und mehrere einzelne Gedichte und Aufsätze, vorzüglich die „Briefe“, geschrieben in Frankreich im Sommer 1790 (2 Bde., 2. Aufl. 1792), und „Briefe über den polit. Zustand von Frankreich“ (4 Bde., 1796); „Reise in die Schweiz, mit verschiedenen Blicken auf den gegenwärt. Zustand von Paris“ (2 Bde., 1798); „Briefe über den sittlichen Zustand und die öffentl. Meinung in der franz. Republik“ (2 Bde., 1800), und die „Reisen des Hrn. v. Humboldt in die Tropenländer der neuen Welt“ (4 Bde., 1814). Ihre politischen Schriften über den Zustand in Frankreich sind auch ins Deutsche überfetzt. Sie starb zu Paris den 14. Dec. 1827.

Willkür, die ungebundene Wahl — aus Wille und Kür, Wahl, zusammenge setzt. In der Psychologie heißt so das Wahlvermögen und der Zustand, in welchem man zwischen Verschiedenem wählen kann, was voraussetzt, daß der Geist mehrere Zwecke denken kann und nicht durch den Mechanismus des Vorstellens, welcher durch Übermacht des Körpers bewirkt wird, beherrscht sei. Sie ist also mehr als Spontaneität (s. b.). In menschl. Willkür steht, oder der Willkür überlassen ist, alles Das, was weder durch das Sittengesetz, noch auch durch ein bürgerliches Gesetz untersagt ist. (S. Freiheit und Wille). — Im besondern Sinne versteht man darunter Stadtgesetze und Statuten, insofern sie durch freie Wahl und Zustimmung der Bürger gemacht worden sind, und in dieser Bedeutung wird Willkür dem

allgemeinen Landrechte entgegengesetzt. (S. Landrecht.) Das Sprüchwort: „Willkür bricht Landrecht!“ heißt so viel als: die Stadtrechte haben den Vorzug vor dem Landrechte.

Wilna (Wilno), ehemals die Hauptst. des Großherzogth. Lithauen, jetzt Hauptort des russ. Gouvern. Wilna, am schiffbaren Flusse Wilia (Wilna). Sie liegt in einem Thale zwischen Bergen, hat ohne die weitläufigen Vorstädte 1 Meile im Umfange, 3000 H., 25,000 E., darunter 12,000 Juden und 1000 Tataren, ansehnliche Paläste u. a. Gebäude, 35 Kirchen und Klöster des kath. Ritus, zu welchem auch die Domkirche (mit dem Grabmale des h. Casimir) gehört, und 7 Kirchen anderer Religionsverwandten, unter denen sich auch ein mohammedanisches Bethaus befindet. Es haben sich hier viele Deutsche niedergelassen. Der hiesige Handel, der theils mit ausländischen Waaren, theils mit Verfertigung inländischer Producte nach Königsberg, Memel und Riga getrieben wird, ist bedeutend; weniger sind es die Fabriken und Manufacturen. Die 1576 gestiftete und 1803 von der russ. Regierung neu eingerichtete Universität mit einem Fonds von 142,000 Silberrubeln, hat 32 Professoren, 12 Adjuncte in 4 Facultäten: der schönen Wissenschaften und Künste, der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, der Medicin, der Moral und Politik, unter welchen letztern auch Theologie und Jurisprudenz mitbegriffen sind; ferner e. gut eingerichtete Sternwarte und e. botanischen Garten; auch ist e. botanische Ges. und eine Ges. der Wissenschaften errichtet worden. Über die akadem. Polizei in Wilna vgl. m. E. Pabel's „Rußland in der neuesten Zeit“ (Dresd. 1830). Außerdem besitzt W. mehre Bildungs- und Unterrichtsanstalten, e. kaisert. medicinische und e. philanthropische Ges., und 5 Buchdruckereien. Das Gouvern. Wilna enthält 1084 □M. und 1,328,000 E. Es ist eine flache Ebene, bloß mit Landrücken und vielen Waldungen, Brüchen, Morästen und Seen. Der im Ganzen fruchtbare Boden liefert viel Getreide, Flachse und Hanf. Die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast allein auf die gewöhnlichen städtischen Gewerbe. Die Einw. sind Lithauer, Letten, Polen, Juden, Griechen, Tataren, auch Russen und Deutsche.

Wilson (Sir Robert Thomas), geb. 1777, war britischer Generalmajor, Großkreuz des östr. Maria-Theresia-, Ritter des portug. Thurm- und Schwert-, des russ. St.-Georgs- und des preuß. rothen Adlerordens. Sein Vater, der berühmte Maler und Schriftsteller Benjamin W., hatte ihm eine gute Erziehung gegeben. 1788 trat Sir Robert W. in Kriegsdienste und zeichnete sich 1794 in Flandern aus, vorzüglich in dem Treffen von Villers en Couché bei Cambrai (23. April), wo er zur Rettung des Kaisers Franz, welcher in Gefahr kam, gefangen zu werden, viel beitrug, und wofür ihm eine besondere Medaille und der Maria-Theresia-Orden zu Theil ward. In der Folge diente er unter York in Holland 1799; dann ging er als Major mit Abercrombie nach Ägypten. Über diesen Feldzug gab er einen merkwürdigen Bericht heraus, der den franz. Bericht des Gen. Regnier theils widerlegte, theils ergänzte. Man erfuhr aus W.'s Schrift, daß Bonaparte in Jassa seine pestkranken Soldaten habe vergiften und die türkischen Gefangenen niederschleßen lassen. Beides wurde jedoch durch spätere Zeugnisse berichtigt. — S. dessen engl. Übers. der Schrift von Regnier „Über den Feldzug 1801 in Ägypten“ (1802), und s. „Historical account of the british expedition to Egypt, with some important facts relative to General Buonaparte“ (1802, 4., 4. Aufl., 2 Bde.). Diese Schrift ist auch ins Deutsche übersezt und im Auszuge (1803) vorhanden. Napoleon ließ sie durch einen Gegenbericht von Sebastiani widerlegen. Nachher ging W. mit Baird nach Brasilien, dann nahm er Theil an der Eroberung des Caps. Im Nov. 1806 begleitete er den Gen. Hutchinson, der eine Sendung an den russ. Kaiser hatte. Hier erwarb sich W. im Kriege mit den Franzosen die Achtung des Kaisers und fand

nach dem Frieden zu Tilsit in Petersburg eine ausgezeichnete Aufnahme. 1808 vollzog er in Lissabon die ihm übertragene Organisation der lusitanischen Legion so schnell und mit solcher Geschicklichkeit, daß der franz. Feldherr glaubte, er habe alte britische Krieger im postug. Uniformen vor sich. Darauf bewies W. in dem russ. Kriege 1812 nicht weniger Muth und Geschicklichkeit. Er besand sich in Kutusoff's Hauptquartier, als Lauriston wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte, und man glaubt, daß Kutusoff bei dieser Gelegenheit mit auf seinen Rath gehört habe. Nach des britischen Gesandten im Gefolge Alexanders, Lord Cathcart, Zeugniß hatte er an jedem bedeutenden Treffen im russ. und deutschen Feldzuge mit Ruhm Theil genommen, sodas er sich die Achtung der Officiere von allen Armeen erwarb, und Alexander ihm im Angesichte des Bundesheeres den St. = Georgsorden umhängen ließ. Als ihn darauf seine Regierung nach Italien sandte, ertheilte ihm der Kaiser Alexander als ein Zeichen seiner persönlichen Achtung den St. = Annenorden 1. Classe; nur s. eigne Regierung gab ihm kein Zeichen der Anerkennung s. Verdienste. Er hatte durch freimüthigen Tadel beleidigt, und da er sich mit Wärme für die Volksrechte erklärte, welche er von der britischen Regierung gekränkt glaubte, und überdies von den seltenen Eigenschaften Napoleons, als dieser gestürzt war, mit Bewunderung sprach, so machte er sich viele Feinde. Noch größeres Aufsehen erregte s. großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frankreich im Dec. 1815. Diesen schon zum Tode verurtheilten Staatsgefängenen hatte s. Gemahlin aus dem Gefängnisse befreit, worauf er sich den Engländern Bruce, Cap. Hutchinson und Gen. Wilson anvertraute, die s. Flucht beförderten, indem W. selbst in s. Wagen ihn in der Verkleidung eines britischen Stabsofficiers über die Grenze brachte. Durch aufgefargene Briefe wurde das Geheimniß entdeckt und W. nebst seinen Freunden, mit Einwilligung des Herzogs v. Wellington und des engl. Gesandten, in das Gefängniß Laforce gebracht. Zugleich entdeckte die pariser Polizei, daß W. sich bittere Äußerungen über das Haus Bourbon in Briefen an s. Freunde in England erlaubt habe. Der Proceß der 3 Engländer vor dem Assisenricht in Paris (April 1816) ward nach franz. Gesezen so entschieden, daß sie zu 3monatlichem Gefängniß verurtheilt wurden. Im Juli 1816 kehrte W. nach London zurück. Der Prinz = Regent mißbilligte s. Handlung, weil er seinen Stand als britischer Officier durch die bei der Entführung angewandte Verkleidung gemißbraucht habe. Dies Alles erbitterte den ohnehin sehr reizbaren Sir Rob. W., und er schrieb in solcher Stimmung Mehres, was eine strenge Prüfung nicht aushält. Das meiste Aufsehen erregte die von ihm ohne s. Namen herausgegebene Schrift: „A sketch of the military and political power of Russia“ (Lond. 1817). Als Theilnehmer an den wichtigsten Kriegs- und Staatsbegebenheiten ist W.'s Zeugniß nicht unwichtig; nur enthält das flüchtig hingeworfene Ganze mehr unbestimmte Annahmen als gründliche Entwicklung aus erwiesenen Thatsachen. Der Vf. betrachtet die Geschichte des Kriegswesens und der Kriegspolitik in Russland; sodann rügt er mehre Mißgriffe der brit. Regierung etc. Insbesondere bemerkt er, durch welche Fehler Napoleon (vielmehr Junot) den Erfolg seines Krieges mit Rußland vereitelte, sowie die Fehler, welche die russ. Heerführer begingen. Ueber die Kriegereignisse in Deutschland gibt er manche Aufschlüsse, noch bedeutendere über die entscheidenden Augenblicke in dem Gange des Krieges in Frankreich; indefs haben einzelne sehr gewagte Behauptungen starken Widerspruch gefunden; vgl. die Anmerkungen zu W.'s Schrift in den „Europ. Annalen“, 1818, und die Beurtheilung im „Edinb. review“, 1817, welche zugleich über den letzten Frieden mit Frankreich und über die damalige Stimmung der Völker sich verbreitet. Was W. über die außerordentlichen Fortschritte der russ. Kriegsverwaltung seit dem tilsiter Frieden und über den vortrefflichen Zustand des russ. Heeres 1815 als Kenner und Augenzeuge bemerkt, bleibt allemal wichtig. Er erklärt

sich lebhaft für Ney, dem die Capitulation von Paris hätte Schutz gewähren sollen. Dann zeigt er das Übergewicht der politischen und militairischen Stellung Rußlands in Europa und Asien 1815, sowie dessen umfänglichsen Einfluß auf den Weithandel im Westen von Nordamerika. Endlich beurtheilt er die Stellung Frankreichs, Osterreichs, der Pforte und Englands. Er schloß sich übrigens den Reformers an, begab sich 1818 als Freiwilliger nach Südamerika und diente unter den Fahnen von Venezuela; allein er konnte sich mit Bolivar nicht vertragen, kehrte nach England zurück, ward von Southwark zum Parlamentsgliede gewählt, und gehörte in der berühmten Sitzung, die den 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, zur Opposition. Er drang auf Ersparnisse und Reformen, sprach für die Sache der Königin, und mischte sich, um Blutvergießen zu verhindern, in den Tumult bei dem Begräbniße derselben. Deshalb ward er aus den Listen des britischen Heeres gestrichen; doch entschädigte ihn eine von s. Freunden veranstaltete Unterzeichnung für s. Anspruch auf eine Summe von mehren 1000 Pf. St., die er dadurch verlor. Hierauf machte er eine Reise nach Paris, mußte aber auf Befehl der Polizei Frankreich binnen 3 Tagen verlassen. Als 1823 der Krieg zwischen Frankreich und den span. Cortes ausgebrochen war, begab sich W., ungeachtet den brit. Unterthanen verboten war, Dienste bei den kriegführenden Mächten zu nehmen, nach der Halbinsel, um für die constitutionnelle Partei zu sechten. Er erhielt eine Anstellung in der Armee der Cortes, ward bei Coruña schwer verwundet, sah die Niederlage s. Partei und flüchtete sich nach Lissabon, wo ihm aber der König aus Land zu kommen verbot und s. Namen aus der Liste der portug. Ordensritter streichen ließ. Indes hatte er bereits aus eignem Antriebe die Ordensinsignien dem Könige von Portugal zurückgeschickt. Darauf begab sich W. nach Cadix und, nach der Übergabe dieser Stadt an die Franzosen, nach Gibraltar, von wo er im Oct. 1823 nach England zurückkehrte. Der König von Preußen und die Kaiser von Osterreich und von Rußland haben ihn wegen s. Vertheidigung der revolutionnairen Partei in Spanien ihrer Orden für verlustig erklärt. — Außer s. schon genannten Schriften hat W. noch herausgegeben: „An inquiry into the present state of the military force of the british empire“ (1804), und: „Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807, with remarks on the character and composition of the russian army“ (1811, 4.).

K.

**Wimpfen**, Stadt (2600 E.) und Amt im großherzogl. hess. Fürstenth. Starkenburg, 2 Meilen von Heilbronn, an der Sart und am Neckar, im Kraichgau, war bis 1802 eine freie Reichsstadt. Hier ist das durch Bohrversuche seit 1818 aufgefundenene Salzwerk Ludwigshall. Wimpfen ist bekannt durch Lilly's Sieg 1622 und den Helbentod der 400 Pforzheimer. (S. Pforzheim.)

**Winckel** (Therese Emilie Henriette aus dem), Künstlerin zu Dresden, ist die Tochter des k. sächs. Obristlieut. Jul. a. d. W., der 1806 in der Schlacht bei Jena blieb. Geb. zu Weipensels d. 20. Dec. 1784, erwuchs Therese a. d. W., fast ohne des Glücks der Vaterliebe sich erfreuen zu können, unter den Augen einer im Leben ernstgeprüften Mutter, die mit einem lebhaften und durch alte wie durch neue Sprachen gebildeten Geist einen festen, durch Grundsätze tief ausgeprägten Charakter und die geordnetste, anhaltendste Thätigkeit verband, der die von Allen, die sie kannten, hochverehrte, 87jährige Matrone mit wahrhaft männlicher Beständigkeit treu geblieben war. Sie erzog das geliebte einzige Kind zu gleicher Ordnungsliebe und geregelter Thätigkeit, indem sie dieselbe mit Kunstfertigkeiten ausstattete, die ihr jetzt eine unabhängige und selbständige, obwol mühsam errungene Stellung im Leben gewähren. Musik und Malerei wurden Theresens treueste Begleiterinnen; zugleich machte sie sich vertraut mit Allem, was den Geist bildet und den Kunstsinn bereichert. So trat sie ein in eine vielseitige, nützliche Wirkksamkeit. Sie schreibt und spricht Französisch, Italienisch und Englisch; sie er-

theilt Unterricht auf der Harfe und in Sprachen; sie hat jüngere Freundinnen musterhaft gebildet. Alles dies erstrebte ihr edler Wille mit unenlicher Liebe, durch rastlosen Fleiß, in kindlicher Bescheidenheit, ohne allen Schutz, außer dem mütterlichen; in der Malerei fast auch ohne eigentlichen Lehrer, außer wenigen Freunden und Rathgebern, gestützt allein auf die beharrliche Kraft ihres Gemüths. Ohne nach Originalität zu ringen, ist Th. v. W. in der anspruchlosen Sphäre der edlern, weiblichen Beschränkung geblieben. Als Malerin den hohen alten Meistern huldigend, hat sie deren Werke mit einer Treue wiederholt, die ihr im In- und Auslande gerechte Anerkennung erworben hat. Sie studirte auf der dresdner Galerie, wo sie noch jetzt die alten ital. Meisterwerke, viele mehrmals, in Di. copirt. Um durch den Unterricht der berühmtesten Lehrer, eines Nadermann und Martin, ihr Spiel auf der Pedalharfe ausbilden zu lassen, und um ihr die Gelegenheit zu verschaffen, die aus Italiens Galerien nach Paris entführten Kunstschätze zu studiren, reiste die Mutter 1806 mit ihr nach Paris. Hier blieben Beide 2½ Jahr. David wurde in der Malerei der Tochter Freund und Lehrer. Er gab ihr das Zeugniß, sowie sie habe noch Niemand Correggio nachgeahmt. Während dieser Zeit verlor ihre Mutter durch das Sinken der östr. und der schwed. Staatspapiere ihr Vermögen. Was die Tochter bisher aus reiner Kunstliebe erstrebt hatte, das wurde jetzt ihr Lebensunterhalt. Sie gab auf ihrer Rückreise Concerte, und wohnt seitdem in Dresden mit ihrer Mutter vereinigt (diese starb 1828) und von gleichgesinnten Freunden und Freundinnen umgeben. Unter jenen muß vorzüglich Kugelgen genannt werden; man findet darüber Bekenntnisse von ihr selbst in dem „Leben Gerhards v. Kugelgen“, von Hasse. Die bescheidene Künstlerin bedarf wenig von Dem, was man äußeres Glück nennt. Ihr kleines Haus im dresdner ital. Dörfchen und die Gemäldegalerie sind ihr irdischer Himmel; jenes hat sie geschmückt mit den schönen Nachbildungen der letztern, und wie viele sind aus diesem stillen Wohnsitz des Fleißes und der Demuth ausgewandert nach fernen Gegenden in Deutschland, England, Rußland und Polen! In Dstrook, dem Sitze des Fürsten Karl Jablonowski, ist ein Saal mit ihren Copien der vorzüglichsten Stücke der dresdner Galerie geschmückt. Das Altargemälde in der Kirche zu Broctowitz bei Meissen ist eine von ihr gefertigte Copie des Giov. Bellino: der lehrende Erlöser. Wenn ihren Tag die Harmonie des Farbenlichts verschönert, so belebt die Abende des reizenden Tagewerks ihr Harfenpiel. Zwischen beiden wechseln Unterricht, den sie ertheilt, und weibliche Arbeiten. Ohne Schriftstellerin sein zu wollen, ist Mehres von ihr durch den Druck bekannt geworden. Briefe von ihr aus Paris an ihre Freundinnen erschienen ohne ihr Wissen und Wollen in deutschen Journalen. Dann gab sie Beiträge zu Kind's „Harfe“ unter dem Namen Comata, zu den „Heesperiden“ u. d. Namen Theorosa, ferner zu des Prof. Wendt „Kunstblatt“, zu der „Abendzeitung“ und zu a. Blättern. In der vom Prof. Hasse herausgeg. „Taschenencyklopädie“ sind ihre auf das Kunstfach sich beziehenden Arbeiten mit H. bezeichnet. Auch war sie Mitarbeiterin am Conv.-Lex. in einzelnen Kunstfächern. 20.

Winckell (Georg Franz Dietrich aus dem). Dieser erfahrene und gelehrte Forstmann, Jäger und Jagdschriftsteller ward geb. am 2. Febr. 1762 auf dem Rittergute Priorau im Königreiche Sachsen. Schon im ersten Lebensjahre wurde ihm f. Vater, kursächs. Oberhofgerichtsassessor, durch den Tod entzissen, und f. Erziehung mußte anfänglich die Mutter, später f. Stiefvater besorgen. Beide ließen den Jüngling, mit Zustimmung seines Vormundes, auf dem Pädagogium in Halle und auf der Landschule zu Grimma die Humaniora studiren und sodann die Universität Leipzig beziehen, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Allein ein Sturz mit dem Pferde und eine dadurch erhaltene Beschädigung auf der Brust geboten, eine andre als eine sitzende Lebensart und Beschäftigung zu wählen. W. lernte nun bei dem Wildmeister Hähnel zu Sigenroda, unweit Torgau, einem

tüchtigen Waldmanne, die Jägerei, und suchte sich aus den Erstlingsfrüchten der Forstliteratur, aus den Schriften eines Döbel, Beckmann, Zanthier, Moser, Cramer u. A. für die forstwirtschaftliche Ausbildung eine kräftigere Nahrung zu verschaffen, als der waidmännische Lehrprincipal anbieten konnte. Nach der gänzlichen Ausbildung und Befähigung in beiden Fächern meldete sich W. um eine Anstellung im Jagdsache am sächs. Hofe, wurde aber mehrmals zurückgewiesen, weil in seinem Stammbaume, den er herkömmlich vorlegen mußte, die Reihe seiner Ahnen durch eine sogen. Mißheirath eines seiner Altvordern mit einem bürgerlichen Frauenzimmer unterbrochen war. Er lebte nun einige Jahre auf seinem Familiengute, trieb dort den Landbau, die Jagd und Forstwissenschaft mit Erweiterung seiner Kenntnisse in diesen Fächern. Ohne Aussicht auf Anstellung in Sachsen begab sich Hr. v. W. hierauf in fürstl. bessaussche Hofdienste, mit der Absicht, dort in die Forstdienste überzugehen, welches ihm auch zugesichert worden war. Allein er wurde, obschon begünstigt von dem damaligen Erbprinzen Friedrich, Vater des jetzigen Herzogs, abermals getäuscht und mußte eine bittere Zurücksetzung erfahren. Im Schmerzgefühl über die gescheiterte Hoffnung und verlorene Zeit legte er s. Hoffstelle nieder, in welcher er abermals Gelegenheit gefunden hatte, seine Kenntnisse und Erfahrungen, besonders in Betreff des Betriebes der Parforcejagd, zu vermehren. Nach seinem Abgange von Dessau wohnte er wieder auf dem Lande unweit Leipzig, wo er am Arme der Muses und im Stichel edler Freunde, von welchen der Hofrath Spazier, der Stifthebrath Koch u. A. m., besonders aber der unsterbliche Dichter, v. Thümmel, zu nennen sind, ein stills, ruhiges Leben führte. Zu Dbernißschka arbeitete er sein class. „Handbuch für Jäger“ (3 The.) aus, welches durch seine praktische Bediegenheit ihm einen wohlverdienten Ruhm gründete und nun in seiner 2. Aufl. (1820—22) eine der ersten Stellen in der Jagdliteratur einnimmt. 1810 übertrug ihm der k. bairische Kammerer, Freiherr v. Thüngen, die Administration der weitläufig 40,000 bair. Tagwerke betragenden Wäldungen der Familie v. Thüngen, und er führt sie seit 1813 thätig und ämfig mit einem Erfolge, der nicht zweifelhaft sein konnte. Nach manchen erduldeten Unfällen des Lebens lohnte den Edeln auf der ruhiger gewordenen Bahn das Vertrauen der genannten Grundherrnfamilie, die Freundschaft der ausgezeichnetsten Forst männer Deutschlands, eines Bechstein, Cotta, Hartig, Lauro, v. Wäldungen, Wigleben u. A., die Aufnahme gelehrter Vereine in ihre Mitte und die Verehrung des ganzen waidmännischen Publicums. Außer dem obengenannten Jagdhandbuche hat derselbe viele Aufsätze in Encyclopädien, Zeitschriften und Taschenbücher geliefert.

Winkelmann (Johann Joachim). Dieser um Kritik und Geschichte der Kunst, sowie um das Studium der Antike unsterblich verdiente Gelehrte, geb. d. 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark, war der Sohn eines Schuhmachers. Auch die äußerste Dürftigkeit konnte seine früh erwachte Neigung zum Studiren nicht unterdrücken. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, deren würdiger Rector ihn bald liebgewann und zu sich ins Haus nahm; und als dieser alte Lehrer blind geworden, war W. sein Führer und Vorleser und genoß dafür seiner belehrenden Unterhaltung. Mit einem guten Grunde im Griechischen und Lateinischen ging er 1735 nach Berlin auf das kölnische Gymnasium, und wanderte von dort nach Hamburg, um aus des berühmten Fabricius Bibliothek einige alte Classiker zu erstehen, wozu er sich das Geld unterwegs bei Pfarren und Gutsbesitzern erbat. Zu Ostern 1738 bezog er die Universität Halle, lebte während seines Pjährigen Aufenthaltes daselbst von einem kleinen Stipendium und von Unterstützungen, und da ihn das Studium der alten Literatur und schönen Wissenschaften mehr anzog als die Theologie, so vernachlässigte er die Collegien, besuchte aber desto fleißiger die Bibliotheken und beschäftigte sich mit den Alten. Nach einem mißlungenen Versuche,

Paris und Rom zu besuchen, war er 1741 Hofmeister bei dem Rittmeister v. Grollmann zu Osterburg, besuchte sodann Jena, wo er italienisch und englisch lernte, und ging 1742 als Hauslehrer zu dem Oberamtmann Lamprecht in Heimerleben bei Halberstadt. Hier beschäftigte er sich vornehmlich mit Geschichtsstudien. 1743 erhielt er das Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark. So niederdrückend auch seine Lage sowol als seine Amtsbeschäftigung hier war, so ertrug er sie doch 5 Jahre, während welcher er mit unermüdblichem Eifer seine Studien fortsetzte. 1748 wandte er sich an den Minister, Grafen v. Büнау, nach Nöthenitz bei Dresden, und bot sich ihm zum Bibliothekar an. Der Graf hatte zwar einen Bibliothekar, erklärte sich aber bereit, ihn als Bibliotheksecretair mit 80 Thln. Gehalt anzustellen. W. nahm froh das Erbieten an und verlebte einige Jahre zustriden, theils mit eignen Studien, theils mit Arbeiten für den Grafen beschäftigt. Die Nähe Dresdens mit seinen reichen Kunstschatzen und die Bekanntschaft mit einigen Künstlern erweckten in ihm die Liebe zur Kunst, deren praktischer Ausübung er sich gern noch gewidmet hätte, wenn er nicht bereits zu alt dazu gewesen wäre. Er fühlte, daß er seine Neigung auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst beschränken müsse. Von entscheidendem Nutzen für ihn war die Bekanntschaft und der Umgang mit Lippert, Hagedorn und Dser. Er lernte die verschiedenen Schulen der Kunst, den eigentlichen Charakter der Künstler und ihrer verschiedenen Manieren, sowie auch das Materielle der Kunst kennen. Jetzt richtete er alle seine Wünsche auf Italien, das Vaterland und den Wohnsitz der Künste. Das Anerbieten des päpstl. Nuntius, Archinto, der W.'s Gelehrsamkeit schätzte, ihm in Rom eine Bibliotheksstelle zu verschaffen, war daher zu lockend, als daß die damit verbundene Bedingung der Religionsänderung ihn hätte abschrecken sollen. Die Unterhandlungen zogen sich indes in die Länge, bis endlich des Königs von Polen Reichtrater, der Pater Rauch, die Sache so leitete, daß W. mit einer kleinen Pension ganz unabhängig in Rom leben konnte. Er trat 1754 förmlich zur römischen Kirche über, und verließ die Dienste des Grafen Büнау, um in Dresden ganz dem Studium der Kunst zu leben. Die erste Frucht desselben waren die „Gedanken über die Nachahmung der griech. Kunstwerke“ (1755), die sowol des Inhalts als der Schreibart wegen den Beifall der Kenner erhielten, wenngleich die Zueignung an den König, die auf Brühl's Rath geschehen war, zufällig unbeachtet blieb. Um die Wirkung seiner Schrift noch zu verstärken, griff W. selbst sie in einer zweiten an und vertheidigte sie in einer dritten. Endlich waren alle Hindernisse beseitigt, und W. reiste im Herbst 1755 mit einer königl. Pension von 200 Thln. auf 2 Jahre nach Rom ab. Hier fand er bald Freunde und Beschützer. Der Hofmaler Dietrich hatte ihn an Rafael Mengs empfohlen, mit dem er schnell in ein vertrautes Verhältnis trat. Die gelehrten und kunstliebenden Cardinäle Passionei und Albani kannten ihn durch Archinto, der inzwischen Cardinal und Staatssecretair geworden war, und interessirten sich für ihn, und des Papstes Leibarzt Laurenti wirkte ihm sogar eine Audienz bei Benedict XIV. aus, der ihn leutselig aufnahm und seines Schutzes versicherte. W. überließ sich jetzt dem Anschauen und der Betrachtung alter und neuer Kunstwerke; auch machte er einige schriftstellerische Pläne, ohne jedoch Etwas auszuführen; die Idee einer Geschichte der alten Kunst schwebte ihm vor, aber noch fehlte es ihm dazu an Klarheit der Begriffe und an Ausführung. Im Frühjahr 1758 besuchte er Neapel, wo er die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer machte und durch sie den Zutritt zu den Alterthümern von Portici, Herculanium und Pompeji erlangte. Nach 10wöchentlicher Abwesenheit kehrte er mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen nach Rom zurück, die er zum Theil in seinen Berichten über die herculanischen Alterthümer, welche er für den Kurprinzen von Sachsen einsandte, niederlegte. Im Sept. 1758 reiste er auf die wiederholte Einladung des Grafen Muzel-Stosch, der durch

Erbschaft von seinem Oheim in Besitz einer der schönsten und reichsten Gemmen-  
 sammlungen war, nach Florenz, wo er 9 Monate verweilte, um jene Sammlung  
 zu ordnen und zu verzeichnen. Dieses Verzeichniß, das er im nächsten Jahre aus-  
 arbeitete, erschien zu Florenz u. d. T.: „Description des pierres gravées du feu  
 Baron de Stosch“. Um diese Zeit nahm W. die ihm angebotene Stelle als Bi-  
 bliothekar und Aufseher über die Alterthümer des Card. Albani, mit freier  
 Wohnung und 120 Scudi Jahrgehalt an. Er hatte seine Geschichte der Kunst  
 zwar angefangen, fand aber bei seinem schnellen Fortschreiten den ersten Entwurf  
 bald zu dürftig und beschloß, ihn völlig umzuarbeiten. Im Sommer 1760 en-  
 digte er die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“, die 2 Jahre später in  
 Deutschland erschienen. Verschiedene Anträge lehnte er ab; der Aufenthalt in  
 Rom ward ihm immer lieber, und er dachte daran, für immer dort zu bleiben. Da  
 der Cardinal Albani Bibliothekar der Vaticana geworden war, so hatte er Hoffnung  
 auf die erste erledigte Stelle an derselben, mithin auf eine lebenslängliche Verfor-  
 gung. Schon früher war ein angeblich altes Gemälde, Jupiter und Ganymed,  
 in Rom zum Vorschein gekommen und von W. in seinen Briefen als eins der schön-  
 sten Alterthümer gepriesen worden, obgleich Viele es für ein Werk von Mengs hiel-  
 ten; zu einem noch schlimmern Forttum verleitete ihn jetzt Casanova, der eigens,  
 um der Kennerchaft seines Freundes einen Streich zu spielen, 2 Gemälde ver-  
 fertigt hatte, die W. für echt nahm und sogar in seiner „Geschichte der Kunst“ be-  
 schrieb. Erst nach dem Druck der letztern entdeckte er den Betrug. 1762 besuchte  
 W. in Gesellschaft des Grafen Brühl abermals Neapel und dessen merkwürdige  
 Umgebungen, und übergab seine daselbst gemachten Entdeckungen und Bemerkun-  
 gen bald darauf dem Publicum in dem Sendschreiben an den Grafen v. Brühl über  
 die herculanischen Entdeckungen. Der Plan einer Schrift zur Erläuterung schwerer  
 Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweiterte sich ihm unter den Hän-  
 den zu einem größern Werke mit vielen R., das, 5 Jahre später, u. d. T.:  
 „Monumenti antiehi inediti“, in ital. Sprache und für die Italiener bestimmt,  
 ans Licht trat. Auch legte er da die „Geschichte der Kunst“ in der Handschrift voll-  
 endet war, die Hand an die längst beschlossene Schrift über die Allegorie, welche  
 aber erst 1766 erschien. 1763 gab er eine andre kleine Schrift, über die Empfin-  
 dung des Schönen, heraus. Ähnliche Mittheilungen an seine Freunde über Ge-  
 genstände der Kunst sollten folgen, blieben aber unausgeführt. In dems. J. er-  
 hielt er endlich die Stelle eines Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom  
 mit einem monatlichen Einkommen von 12—15 Scudi, und zugleich ein jährl.  
 Wartegeld von der vaticanischen Bibliothek, bis ein Scrittorat an derselben ledig  
 würde. Dadurch wurde seine Lage in Rom gesichert, und als im nächsten Jahre  
 auch die Unterhandlungen mit Friedrich II. wegen einer Anstellung in Berlin sich  
 zerschlugen hatten, beschloß er um so mehr, für immer dort zu bleiben. Im  
 Anfange 1764 erschien endlich zu Dresden sein Hauptwerk: „Geschichte der  
 Kunst“. In dems. Frühling machte er mit Volkmann und Heint. Füßli eine dritte  
 Reise nach Neapel, deren Ergebnisse er in den „Nachrichten von den neuesten her-  
 culanischen Entdeckungen“ bekanntmachte. Den größten Theil 1766 widmete  
 W. der Ausarbeitung des Discorso preliminare seiner „Monumenti inediti“,  
 einer neuen Durchsicht und dem Druck derselben. Die Kosten dazu bestritt er selbst  
 seit 1764, wo Casanova, der sie bis dahin vorgeschossen hatte, nach Dresden  
 reiste. Um die Mängel der ersten Ausg. seiner „Geschichte der Kunst“ einstweilen  
 zu ersetzen, ließ er 1767 Anmerk. dazu erscheinen, arbeitete aber inzwischen mit  
 großem Eifer an einer 2. Ausg. dieses Werks. Zugleich erwachten in ihm alte  
 Reisepläne nach Griechenland, die er jedoch verschob, um Berlin zu besuchen, wo  
 seine „Geschichte der Kunst“ in einer franz. Übersetzung erscheinen sollte, und wo er  
 für jene Reisepläne Unterstützung zu finden hoffte. Er machte noch eine vierte

Reise nach Neapel, wo sein Sendschreiben ihm heftige Gegner zugezogen hatte, söhnte sich mit diesen aus, bestieg den Vesuv während eines eben statthabenden Ausbruchs, traf die nöthigen Verfügungen für die Kupfer zum 3. Th. seiner „Monumenti“, wofür er bereits Vieles gesammelt hatte, und trat endlich im April 1768 in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi seine Reise nach Deutschland an. Schon der Anblick der tiroler Gebirge versenkte W. in eine tiefe Schwermuth, die in Augsburg und München immer mehr zunahm. In Regensburg endlich äußerte er den festen Entschluß, allein nach Italien zurückkehren zu wollen. Allein, was sein Reisegefährte von ihm erlangen konnte, war, daß er bis nach Wien mitging, um sodann seine Rückreise anzutreten. Hier kam er den 12. Mai an und fand bei dem Fürsten Kaunis u. a. Großen die ehrenvollste Aufnahme. Aber von dem gefaßten Entschluß der Rückkehr konnte ihn nichts abhalten. Seine Gemüthsbewegung wurde durch Zuredungen nur vermehrt, und zog ihm ein heftiges Fieber zu, das ihn einige Tage im Bette hielt. Nach seiner Herstellung besah er die Merkwürdigkeiten Wiens, ward in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die ihn mit besonderer Auszeichnung empfing und reich beschenkte, und reiste zu Anfang des Juni nach Triest ab. Hier gesellte sich ein Italiener, Namens Francesco Arcangeli, zu ihm. Dieser abgefeimte Bösewicht, der erst vor Kurzem in Wien zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwiesen worden war, gewann durch Dienstbesessenheit bald das Vertrauen des arglosen W., der ihm seine goldenen Medaillen und a. Kostbarkeiten unbedenklich zeigte. Arcangeli übernahm die Beforgung der Reiseangelegenheiten, während W. im Gasthose blieb. Am 8. Juni zwischen 1 und 2 Uhr saß er schreibend am Tische, als der Italiener in sein Zimmer trat, um ihm s. plötzliche Abreise anzuzeigen und Abschied zu nehmen. Er bat, ihm zuvor noch ein Mal die goldenen Medaillen zu zeigen; aber während W., vor dem Koffer knieend, sie hervorlangen wollte, warf jener ihm eine Schlinge um den Hals und versetzte dem Unglücklichen, der sich vergeblich wehrte, 5 tödtliche Stiche in den Unterleib, worauf er, ohne Etwas mitzunehmen, entsprang. W. verschied wenige Stunden darauf, nachdem er s. Testament gemacht und den Cardinal Albani zum Universalerben eingesetzt hatte. Seine Handschrift zur 2. Ausg. der „Geschichte der Kunst“, die er bei sich führte, kam in den Besitz der kais. Akademie der bildenden Künste in Wien, welche 1776 eine Ausgabe danach besorgen ließ, die jedoch den Erwartungen der Kenner nicht entsprach; s. übrigen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauses Albani; 1799 führten sie die Franzosen nach Paris, von wo sie jedoch wahrscheinlich zurückgekehrt sind. — W.'s Geist ist in s. Schriften ausgeprägt, die ebenso schätzbar durch gehaltvollen Inhalt als körnigen, einfachen Ausdruck sind. Ihr unvergängliches Verdienst besteht darin, daß sie zuerst die Grundsätze der Kunst aufstellen und die Werke derselben nach ihrem wahren, durch jene Grundsätze bedingten Wesen und ihrem Zusammenhange unter einander darstellen. Schelling sagt von ihm trefflich: „Er stand in erhabener Einsamkeit wie ein Gebirg, durch seine Zeit; kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsschlag im weiten Reiche der Wissenschaften, der seinem Streben entgegenkam“. Als seine wahren Genossen kamen, da eben wurde der Treffliche dahingerafft. Er gab durch s. Lehre die erste Grundlage jener allgemeinen Gebäude der Erkenntniß und Wissenschaft des Alterthums, das spätere Zeiten aufzuführen begonnen haben. Ihm zuerst ward der Gedanke, die Werke der Kunst nach der Weise und den Gesetzen ewiger Naturwerke zu betrachten, da vor und nach ihm alles Menschliche als Werk geselloser Willkür angesehen und demgemäß behandelt wurde. Nächstdem enthalten sie einen Schatz von historischen Aufklärungen, gegen den die einzelnen Irrthümer unbedeutend erscheinen. Sie finden sich gesammelt, bis auf die „Monumenti inediti“, die „Description des pierres gravées“ und die verschiedenen Briefsammlungen, in der von Fernow begonnenen und von Meyer und Schulze be-

entbigten Ausg. (Dresd. 1808—17, 7 Bde.). Nachdem ist zu W.'s Kenntniß zu empfehlen Göthe's treffliche Schrift: „Winckelmann und sein Jahrhundert“. Über s. traurigen Tod gibt eine kleine Schrift: „Winckelmann's letzte Lebenswoche“, herausgegeben von Rosetti (Dresd. 1818), genaue Nachricht. Einen Nachtrag zu der biogr. und liter. Notiz von Winckelmann hat Gurlitt (Hamb. 1820) gegeben. Rosetti hat ihm in Triest 1820 ein Denkmal errichtet, vom venetian. Bildhauer Ant. Bosa verfertigt, und beschrieben und abgebildet in der Schrift: „Il sepolero di Winckelmann in Trieste“ (Vened. 1823, 4.), die auch W.'s letzte Lebenswoche enthält. Sickler hat vorgeschlagen, durch Ausgrabungen in Olympia Kunstschätze für ein Museum zu sammeln, das W.'s Denkmal sein soll. Ungedruckte Briefe von W. an den Grafen v. Schlabenrdorf stehen im „Lit. Conv.-Bl.“, 1821, Nr. 142.

**Wind.** Die den Erdball überall umgebende Luft zeigt, gleich allen flüssigen Körpern, ein beständiges Bestreben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Wird dies Gleichgewicht irgendwo gestört, etwa durch Kälte, welche bekanntlich die Luft zusammenzieht, oder durch Wärme, welche sie ausdehnt, so strömt die benachbarte Luft, zur Wiederherstellung dieses Gleichgewichts, herbei; das ist die nächste und gewöhnlichste Ursache der Winde. Damit verbinden sich andre Umstände, um sehr merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen, namentlich der zwischen den Wendekreisen herrschende, beständige Ostwind, der den Seefahrern so bekannt ist, daß, um von Europa nach Amerika zu segeln, man erst bis zur Region dieser Winde hinaufschiffet, und, sich ihnen überlassend, den Ocean dann in gerader Linie durchschneidet. Die Ursache dieser Winde ist in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche bekanntlich in der Richtung gegen Osten vor sich geht, zu suchen. Die stärkere Erwärmung der Luft zwischen den Wendekreisen bewirkt ein beständiges Zufließen kälterer Luft aus den Polargegenden, also von Punkten, welche bei der Umdrehung der Erdkugel einen mindern Schwung erleiden als die Äquatorialgegenden. (Vgl. Abplattung der Erde.) Bei der Ankunft in den letztern bringt die Luft diese mindere Geschwindigkeit mit, dergestalt, daß das mit der rotirenden Erdkugel gegen Osten fortgeführte Schiff sich an diese weniger geschwinde Luft stößt, oder, weil die erstere Bewegung vom Schiffer nicht empfunden wird, einen von Osten wehenden Wind erfährt. — Außer diesen beständigen Winden gibt es periodische Winde, wozu besonders die Passatwinde (Moussons) gehören, die auf einigen eingeschränkten Meeren zwischen den Wendekreisen eine Zeit des Jahres hindurch nach dieser, in der übrigen Zeit aber nach entgegengesetzter Richtung wehen, und deren Ursache in der Modification der angeführten Hauptumstände durch Localitäten gesucht werden muß. — In unsern Gegenden kennt man bekanntlich nur unbeständige Winde, die sich von jenen beständigen und zugleich gelinden und gleichförmigen Winden auch noch durch die Verschiedenheit ihrer Stärke unterscheiden. Hat der Wind eine Geschwindigkeit von 40—60 Fuß in der Secunde, so wird er Sturm, darüber, Orkan. Dergleichen Orkane pflegen in den heißen Erdstrichen, wo die hohe Temperatur ihre Erzeugung begünstigt, außerordentliche Verwüstungen anzurichten \*). — Ebenso furchtbar in ihren mechanischen Wirkungen zeigen sich die *Wirbelwinde*, welche aus einer Luftsäule bestehen, die sich mit Gewalt um ihre Axe dreht und zugleich eine

\*) In einer Secunde hat der gelinde angenehme Wind (*olie brise*) die Geschwindigkeit von 10 engl. Schuhen; der lebhafteste Wind (*vent frais*) die von 20 Sch., der starke Wind (*v. grand frais*) die von 30 Sch., der heftige Wind (*v. violent*) die von 50 Sch., der stürmische Wind (*v. très-violent*) die von 70 Sch., der Sturm (*tempête*) die von 80, der heftige Sturm (*grande tempête*) die von 100, der Orkan (*ouragan*) die von 120, und ein Orkan, der Bäume und Häuser umstürzt, die von 150 engl. Schuhen.

fortgehende Bewegung hat, und die Wasserhosen (s. d.), gleichwie andrerseits die gesundheitsstörenden Einflüsse des in Italien wehenden Sirocco, des Sam in Arabien u. s. w. aus Reisebeschreibungen bekannt sind. Darüber darf man jedoch nicht vergessen, daß sie auch eine sehr wohlthätige Wirkung hervorbringen, indem ohne sie das Luftmeer bald in einen stinkenden Sumpf verwandelt werden würde, und es ist, bei der höchst wichtigen Rolle, welche sie in der Ökonomie der Natur spielen, nur zu beklagen, daß uns die Meteorologie über ihre physische Natur so wenig Befriedigendes zu sagen weiß. Ausführlicher hierüber verbreitet sich Mayer in s. „Lehrb. der phys. Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie“ (Gött. 1805, mit Kpfen.) u. Lampadius's „Grundriß der Atmosphärologie“ (Freib. 1806). Eine umfassende Sammlung aller Beobachtungen über die verschiedenen, auf der Erde herrschenden Winde, Fluten u. s. w. aber hat man von Romme: „Tableau des vents, des marées etc. sur toutes les mers du globe; avec des reflexions sur ces phénomènes“ (Paris 1806, 2 Bde.). D. N.

Windbüchse, ein Schießgewehr, welches so eingerichtet ist, daß stark verdichtete Luft die Kugel, statt des bei andern Gewehren nöthigen Pulvers, fortreibt. Schon in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. gab es Windbüchsen. Im 17. Jahrh. wurden sie häufiger, und in Nürnberg fertigte man sie oft unter dem Namen Windkanonen in einer Größe, daß sie 4pfündige Kugeln 400 Schritte mit einer Stärke trieben, ein 2 Zoll dickes Bret zu durchbohren. Das Wesentlichste, wodurch sie sich von andern Büchsen unterscheiden, ist die Windkammer, der Behälter, wo die eingepumpte und comprimirt Luft aufbewahrt wird, bis ein Ventil dieselbe in der Menge herausläßt, als zum Forttreiben einer Kugel gehört. Es versteht sich, daß man da mehr als ein Mal loschießen kann, ehe wieder neue Luft eingepumpt wird.

Windharfe, s. Holzharfe.

Windischgrätz. Meriand, Herr zu Grätz, im Lande der Wenden oder Windischgrätz, der am Ende d. 11. Jahrh. lebte, ist der Stifter dieses Hauses. Es theilt sich in 2 Linien. Die ältere, die Ruprechtsche, erlangte 1804 die reichsfürstl. Würde, indem ihre Herrschaft Eglofs (1 $\frac{1}{2}$  □ M., mit 1500 Einw.), nebst der Herrschaft Siggen, die in Schwaben von den vorarlbergischen Herrschaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafschaft mit dem Namen Windischgrätz erhoben wurde. Dieses Ländchen wurde 1806 mediatisirt und steht jetzt unter württemberg. Hoheit. Die Familie ist katholisch. Der Fürst Alfred, Freih. zu Waldstein und im Thal, geb. 1787, commandirte als Oberster das k. k. Kürassierregiment Großfürst Konstantin. Das Haus besitzt noch mehre Herrschaften in Osterreich und Steiermark, z. B. Tachau u. A. Auch hat es mit der jüngern, der gräf. Sigmundsch. Linie, gemeinschaftlich das Oberst-Erbland-Stallmeisteramt in Steiermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, Kollipile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer Röhre von enger Öffnung, in welchem man etwas Wasser bis zum Sieden erhitzt, dessen Dampf dann mit einem lebhaften Wischen aus dem Schnabel dringt. Die ältere Physik wollte durch dieses Experiment die Entstehung der Winde erklären, ohne jedoch mit dieser Erklärung viel Glück zu machen, da in der Natur ein gleich hoher Temperaturgrad nicht eintritt. (Vgl. Wind.)

Windmesser, Windfahne, s. Anemoskop.

Windrose oder Schiffrose ist ein Theil des Compasses (s. d.). Man nennt nämlich so die den Horizont vorstellende und nach 32 Windstreichen eingetheilte Scheibe des Compasses, weil sie einige Ähnlichkeit mit einer Rose hat. Nach einem gewissen Striche seine Fahrt nehmen, heißt daher so viel, als nach einer der 32 gedachten Compasslinien den Lauf des Schiffes einrichten. Die 4 Gegenden, Nord, Süd, Ost, West, welche die Scheibe oder den Horizont in Qua-

branten theilen, heißen Hauptgegenden, die kleinern Abtheilungen Nebengegenden. Jede der 4 Hauptgegenden wird in 2 gleiche Theile getheilt, und die Benennung jeder dieser ersten Nebengegenden wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Norden und Süden allezeit vorangehen; sie heißen daher Nord-West (N. W.), Nord-Ost (N. O.), Süd-West (S. W.), Süd-Ost (S. O.). Diese 8 Gegenden werden ferner in 2 gleiche Theile getheilt, und es entstehen nun 8 neue Nebengegenden: Süd-Süd-West, West-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost, Süd-Süd-Ost. Der Bogen des Horizonts über die 16 Gegenden werden noch ein Mal in der Mitte abgetheilt, und es entstehen nun noch 16 Nebengegenden: Süd-gen Westen, Süd-West gen Süden u. s. w.

Windsor, ein königl. Schloß, auf einer Anhöhe bei dem Städtchen Windsor am südl. Ufer der Themse, in der engl. Shire oder Grafschaft Berk. Eine steinerne Brücke führt über die Themse zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eton, berühmt wegen seiner lat. Schule. Die Stadt Windsor ist klein und bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Bloß das Schloß zieht die Reisenden dahin. Wilhelm der Eroberer erbaute dasselbe kurze Zeit nachher, als er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Später erwähnte Eduard I. es zu seinem Aufenthalte, und Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane prächtiger. Auch Karl II. wendete viel auf die Verschönerung von Windsor, und seit seiner Zeit blieb es der Lieblingsaufenthalt der Könige von England und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümlichen Ansehen, hat 2 Höfe, welche durch den sogen. runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt werden. An der Nordseite des obern Hofes befinden sich die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Zimmer der Prinzen, und gegen S. die der vornehmsten Kronbedienten. Der untere Hof ist wegen der St.-Georgencapelle merkwürdig, worin früher Georg III. alle Morgen in den Wochentagen seine Andacht hielt. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Malereien von verschiedenem Werthe. An allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 180 Fuß lange St.-Georgssaal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hofenbandordens bei feierlichen Gelegenheiten bestimmt ist. Er ist mit Frescomalereien von Vertio verziert, welche die ganze Länge des Saales einnehmen und Scenen aus der britischen Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der königl. Thron, und über diesem das St.-Georgenkreuz in einer Glorie, umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten Inschrift: „Hony soit qui mal y pense!“. In einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem Tische die in Weiß und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog v. Marlborough jährlich am 2. Aug., am Tage der Schlacht von Blenheim, nach Windsor bringen und dort niederlegen lassen muß, widrigenfalls er s. Recht auf Blenheim verliert. So lange Mitglieder der königl. Familie im Schlosse von Windsor anwesend sind, weht von dem Thurme die große engl. Flagge, die man schon in weiter Entfernung von dem Schlosse erblickt. Der schönste Punkt von Windsor-Castle ist die große, in ihrer Art einzige Terrasse. Sie erstreckt sich längs der östlichen und eines Theils der nördl. Seite des Schlosses, ist 1870 Fuß lang und von verhältnißmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannigfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windsor und die in der Nähe liegenden Gärten, ist über alle Beschreibung schön und reizend. Nicht im eigentlichen Schlosse von Windsor wohnt die königl. Familie, sondern in einem modernen Gebäude, welches der südl. Terrasse gegenüberliegt. Hinter diesem Gebäude dehnt

sich ein wohlangelegter Garten aus, worin sich ein zweites Gebäude befindet, welches die Prinzessinnen bewohnen.

Winfried, s. Bonifaz der Heilige.

Wingolf, s. Nordische Mythologie.

Winkel. Zwei Linien oder Flächen, die, von verschiedenen Richtungen ausgehend, einander schneiden, bilden in ihrem Durchschnitte Winkel. Dieser Punkt heißt dann der Scheitelpunkt. Sind die 2 Linien oder Flächen, die den Winkel ausmachen und Schenkel desselben heißen, gerade, so entsteht ein geradliniger oder geradflächiger Winkel, im Gegentheil ein krummliniger oder krummflächiger Winkel. Die Auseinanderspannung der Schenkel des Winkels, oder der Bogen, der von dem Scheitelpunkte, zwischen den Schenkeln, beschrieben und nach Graden gemessen wird, bestimmt sein Maß. Ist ein Schenkel des Winkels auf dem andern senkrecht, so nennt man den Winkel einen rechten. Das Maß desselben beträgt 90 Grade. Ein Winkel, der kleiner als 90 Grade ist, heißt ein spitziger, und ein Winkel, größer als ein rechter, ein stumpfer. Zwei Winkel, die auf einer geraden Linie neben einander sich befinden und also einerlei Scheitelpunkt haben, sind zusammen so groß als 2 rechte und haben zu ihrem Maße 180 Grade; man nennt solche Winkel Nebenwinkel. Schneiden sich 2 Linien oder Flächen, so sind die einander gegenüberliegenden Winkel, Verticalwinkel, stets sich gleich. Körperliche Winkel sind solche, die von 3 oder mehr Flächen, welche in einem Punkte zusammenstoßen, gebildet werden. — In der Kriegsbaukunst hat man eingehende Winkel, deren Schenkel gegen das Feld, und ausgehende, deren Schenkel sich gegen die Festung öffnen.

P. S.

Winkelmesser, s. Astrolabium.

Winkler (Johann Heinrich), geb. am 12. März 1703 zu Wingendorf in der Oberlausitz, wo s. Vater, ein Müller, damals lebte, erhielt von s. Mutter und in einer Privatschule in Lauban den ersten Unterricht. Die Bekanntschaft mit Naturgegenständen, wozu ihm als Kind s. Umgebungen Gelegenheit gaben, und die durch das Geschäft seines Vaters angeregte Liebe zur Mechanik weckten in reifen Jahren s. Neigung zur wissenschaftlichen Naturforschung. Als er später in Swammerdam's „Historie der Insekten“ die Abhandlung von den Bienen las, war ihm fast Alles bis auf die durch das Vergrößerungsglas angestellten Versuche bekannt. Bei einem geschickten Arzte, Adam in Lauban, sah er chemische Versuche; auch dies reizte schon früh s. Forschungstrieb. Von der dortigen gelehrten Schule kam er 1724 auf die Universität Leipzig, wo er bei frugalen Lebensweise unter Müllers, Ribiger, Börner, Pfeifer, Bernd, Menke und Gottsched Philosophie, Theologie, alte (auch die hebr.) Sprachen, Geschichte und Beredsamkeit studierte. Unter 6 Zuhörern, welche der vom Prof. Junius empfohlene Lehrer der Mathematik, Honold, bei dem Anfange seiner Vorlesungen hatte, blieb gegen Ende des Halbjahrs nur W. mit einem s. Freunde. 1729 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten. Früher schon wollte ihn Ribiger bewegen, nach Jena zu gehen, um gegen den Philosophen Wolf (s. d.) in Vorlesungen aufzutreten; allein W.'s zwar ungelehrter, aber verständiger Vater äußerte, daß es unklug gehandelt wäre, wenn ein junger Mensch gegen einen Mann, welcher jahrelang mit großem Ansehen gelehrt hätte, streiten wollte. Als nachher W. Wolf's Schriften studierte, ward er für dessen Philosophie gewonnen und schrieb: „Institutiones philosophiae Wolfianae utriusque contemplativae et activae“ (1735), deren 3. Aufl. u. d. T.: „Institut. philos. universae“ (Leipzig 1763), erschien. Von 1731 — 39 verwaltete er das Amt eines 4. Lehrers an der Thomasschule zu Leipzig, hielt seit 1737 Vorlesungen über Experimentalphysik, Psychologie, natürliche Theologie, auch über einzelne wichtige Materien der Physik. Der Magistrat gab ihm seine Zufriedenheit für den im Schulamte bewiesenen Fleiß durch ein ansehnliches Ge-

schenk zu erkennen, als W. das Schullehreramt mit einer außerordentl. Professur der Philosophie an der leipziger Universität vertauschte. Aus den gelegentlichen Winken, welche er den unter seiner Leitung in der Berebtsamkeit sich übenden Studierenden gab, daß sie das Studium der Natur auch für diesen Zweck nicht vernachlässigen sollten, entstanden die Schriften: „Von dem Sein und Wesen der Seelen der Thiere“ (1741 — 45) und „Vernünftige Gedanken über die wichtigsten Sachen und Streitigkeiten in der natürlichen Gottesgelahrtheit“ (1739). Im J. 1742 erhielt er die ordentl. Professur der griech. und lat. Sprache. Außer andern in das Fach der Philologie einschlagenden Schriften gab er „Platonis Phaedro graec. et lat. c. not.“ (1744) heraus. In der Folge vertauschte er diese Professur mit der der Physik. Vorher aber gab er noch heraus: „Institutiones mathematico-physicae etc.“ (1738); „Anfangsgründe der Physik“ (1753 u. 1755). Der Prof. der Mathematik in Leipzig, Christ. Aug. Hausen (st. 1743), und W. waren die Ersten in Deutschland, durch welche die Eigenschaften der Elektrizität, welche man seit dem Anfange der 40er Jahre des 18. Jahrh. in England und Frankreich, nach den schon früher darüber gegebenen Belehrungen des Engländers Will. Gilbert, näher zu erforschen angefangen hatte, bekannter wurden. Der Erste bediente sich bei s. Versuchen einer durch ein Rad gedrehten Glaskugel; W. nahm mit Hilfe eines geschickten Tischlers in Leipzig (Joh. Friedr. Gießing) eine Verbesserung der Elektricitätsmaschine vor. Nicht nur solche nach s. Angabe verbesserte Maschinen gingen nach England, sondern auch W.'s „Forschungen über Elektrizität“ wurden ins Engl. übersetzt und den philos. Verhandlungen der Societät der Wissensch. in London, deren Mitglied er selbst ward, einverleibt. Unstreitig ward auch Franklin (s. d.) bei Erfindung der Blitzableiter durch die von W. angestellten Versuche geleitet. W. machte 1743 in Gegenwart der damaligen sächs. Prinzen, Friedrich Christian und Xaver, einiger der ersten sächs. Staatsmänner, namentlich auch des um die Wissenschaften hochverdienten Grafen v. Mantuffel, in der Folge auch in Gegenwart andrer fürstl. Personen und auswärtiger Gelehrten, wie des Kanzlers Wolf in Halle, der Prof. Gessner, Hollmann aus Göttingen, und 1746 in Gegenwart des Königs v. Polen, in dem Apol'schen Garten mehre Versuche, welche auch auswärts große Aufmerksamkeit erregten. Seine weitern Forschungen machte er bekannt in: „Gedanken von den Eigenschaften und Wirkungen der Elektrizität“ (1744), welche ins Holland. übersetzt wurden; „Die Eigenschaften der elektrischen Materie und des elektr. Feuers, aus verschiedenen neuen Versuchen erklärt und nebst etlichen neuen Maschinen zum Elektrifiziren beschrieben“ (1745); „Die Stärke der elektr. Kraft des Wassers in gläsernen Gefäßen, welche durch den Musschenbroek'schen Versuch bekannt geworden“ (1746). In der letzten Schrift werden Blitz und Donner als Wirkungen der elektrischen Materie aufgeführt. In Deutschland that W. die ersten Vorschläge zur Ableitung des Blitzes in s. Dissertation: „De avertendi fulminis artificio ex doctrina electricitatis“ (1753). Er rieth, auf den Gipfel des Gebäudes eine lange Kette oder einen 3 Linien dicken Draht zu ziehen, welcher weit vom Gebäude hinweg durch die Luft gezogen und endlich an einem Pflock in der Erde befestigt würde. Er erwähnt in dieser Dissertation nicht nur die durch Collinson in London bekanntgemachten Forschungen Franklin's, Ruhman's u. A. über die Elektrizität, sondern bemerkt auch ausdrücklich, daß Franklin die Idee der Möglichkeit, den Blitz abzuleiten, zuerst gefaßt habe. Allein des Versuchs, welchen Franklin mit einem Drachen gemacht haben soll, wird hier nicht erwähnt. Es herrscht aber auch in der Angabe der Zeit, wann dies geschehen sein soll, große Verschiedenheit. Nach einigen Angaben geschah es 1749, nach A. am 10. Mai 1752 und nach noch A. gar erst in der Nacht am 17. Aug. 1766. W. übersetzte auch Franklin's „Briefe über die Elektrizität“. Er starb d. 18. Mai 1770.

Winkler (Karl Gottfried Theodor), als Pseudonym Theodor Hell, geb. am 9. Febr. 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen, kam sehr früh mit seinem Vater, einem ehrwürdigen Geistlichen von der vielseitigsten Bildung, nach Dresden, wo häusliche sorgfältige Erziehung, und in der Folge der Einfluß des D. Koch, jetzt Superintendenten zu Torgau, ihn zur Universität vorbereiteten. Obgleich er sich in Wittenberg mit ernstem Fleiße dem juristisch-historischen Fache widmete, so regte doch das Zusammentreffen mit Fr. Kuhn, mit Karl und Otto von Manteufel u. a. Freunden seine schon in den Kinderjahren geweckte Lust an der Poesie, zur fröhlichen Übung an Aufgaben von erhöhten Ansprüchen auf. Verse wurden gemacht in den schwierigsten Reimarten und Formen, nur um der Freude am Verfassen zu genügen. Als W. 1796 Wittenberg verließ, wo er die ersten Censuren im juristischen Examen erhalten hatte, fand er bald beim Stadtgerichte zu Dresden eine Anstellung, die aber trotz des Wohlwollens s. Obern wenig Aussicht eröffnete. 1801 ging er daher an Langbein's, des Erzählers, Stelle als Geh. Kanzellist zum geh. Archive über, mit dessen Personale er die Revision des gemeinschaftlichen sächs. Archivs zu Wittenberg (1801 und 1802) besorgte, rückte 1805 zum wirtl. Geh. Archivregistrator auf, fand aber bei den Geschäften seines Berufs von nun an Muße genug zu der vielseitigsten literarischen Thätigkeit. Bald darauf ward W. zum Geh. Secretair befördert und erhielt Urlaub (1812 — 13) zu einer Reise durch Italien und Frankreich, die längst zu s. Wünschen gehört hatte. Seine Rückkehr fiel in die unglücklichen Tage von Dresden. Vom Könige der hinterlassenen Regierungskommission als Secretair beigeordnet, ward er als solcher beim Eintritt des General-Gouvernements zu demselben zugezogen, mit der Redaction des Gen.-Gouvernementsblattes beauftragt, Expedient in der 2. Section, russ. kais. Hofrath, dann zur Organisation des Theaters berufen und zu dessen Intendanten ernannt. So fand seine frühere Hinneigung zur Bühne, die durch den Umgang angezeichneter Schauspieler, wie Opitz, Christ, Döhlenheimer zc., stets angeregt worden war, jetzt Gelegenheit, sich praktisch zu bewähren; und das monatlich erscheinende „Bühnentagebuch“ zeugt fortwährend von s. umsichtigen Thätigkeit in diesem Berufe. Von Michaelis 1814 bis Ostern 1815 stand W. der Verwaltung der Hofbühne zu Dresden, von Ostern 1815 bis Michaelis dess. J. ders. Bühne in Leipzig vor. Mit der Rückkehr des Königs von Sachsen ernannte man ihn zum Theatersecretair in Dresden unter dem Hofmarschall, Grafen von Bixthum, und fügte später die Cassiresstelle bei der Befoldungscasse der Staatsdiener bei, mit der 1816 noch das Secretariat bei der k. Akad. der Künste vereinigt ward; der Titel eines k. sächs. Hofraths ward ihm 1824 dazugegeben. Die Vertrautheit mit den alten gelehrten und den Umgangssprachen des neuen Europa, Raschheit in der Auffassung auch verwickelter Geschäfte, unermüdete Thätigkeit, joviale Laune und unerschöpfliche Heiterkeit im geselligen Umgange haben aber dieses öffentlich rühmliche Leben noch mit einer Menge von persönlichen Beziehungen und von literarischen Unternehmungen durchflochten. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß aller Schriften gibt der fortgesetzte Meusel. Seine „Lyratone“ (Dresd. 1821, 2 Bde.) werden stets ein schöner Beleg von jener vielseitigen Auffassung des Lebens sein, die gleich innig seine Schatten- und Lichtseiten zurückzuspiegeln versteht, und für die gefällige Bildung des Kreises, in dem der Dichter sich bewegte, der überall mit dem vollen Leben in Berührung war, können sie einst noch rühmlich bei einem spätern Geschlechte zeugen. Die Reihe s. Übertragungen aus fremden neuern Sprachen begann Theodor Hell (denn unter diesem Namen sind s. zahlreichen Schriften erschienen, mit Ausnahme von „Maurers Leben, dargestellt in 9 Ges.“, 3. Aufl., Dresden 1825) mit einem Romane der Frau von Genlis: „Der Unglücksengel“ (1801). Die Übersetzung der „Lusiade“ des Camoens, gemeinschaftlich mit Fr. Kuhn (Dresden 1807), des „Razepa“ von Lord Byron (1820), ganz neuer-

dinge des „Oberon“ nach dem Engl. des Planché (1826), viele Übersetz. nach dem Ital. bei den festlichen Anlässen der dresdner Bühne, beweisen die Leichtigkeit, mit der W. unsere Muttersprache handhabt, um jene fremden Sprachen wiederzugeben. Diese genaue Kenntniß der ital. Sprache bei vieler praktischer Musikkentniß war der nähere Grund, weshalb unserm W. 1825 auch zu seinen andern Geschäften die Regie der ital. Oper übertragen ward. Becker's „Taschenbuch“ und ein Gedicht auf das Naumann'sche Deatorium: Klopstock's Vaterunser, das erste s. einzeln gedruckten Gedichte, hatten W. als Dichter in das Publicum eingeführt, dem er durch s. „Penelope“ (Taschenb., seit 1811), s. „Romus“ (3 Jahrg.), s. „Agrionien“, durch die Beiträge zu so vielen andern Taschenbüchern, und besonders durch s. so weit verbreitete „Abendzeitung“ (seit 1817) lieb geworden ist. Sein „Strubelköpfchen“ (nach dem Franz., 1805) und „Bianca von Toledo“ (1806) haben ihm einen Namen unter den dramatischen Schriftstellern begründet, den er durch Übersetzungen und Bearbeitungen vorzüglich franz. Dramen aller Gattungen in gutem Andenken zu erhalten nicht müde wird. Seine Kenntniß Dessen, was der Bühne gerecht ist, kommt ihm dabei glücklich zu statten. In den von ihm herausgeg. hinterlassenen Schriften s. Freundes, R. M. v. Weber (3 Bchn.; der erste u. d. T.: „Tonkünstlers Leben. Eine Arabeske von R. M. v. Weber“, Dresd. u. Lpz. 1827), hat er in einem biograph. Vorworte den berühmten Tonmeister mit ebenso viel Liebe als Wahrheit dargestellt.

19.

W i n s p e a r e (David), geb. 1775 zu Neapel, widmete sich, nach beendigten Studien auf dem Collegium S. Salvatore, der Rechtswissenschaft. Als Advocat beim Cassationshofe zu Neapel angestellt, gab er glänzende Beweise von Talent und unbestechbarer Rechtlichkeit. Bald darauf ernannte ihn der König zum Fiscal bei der Administration der Posten, und W. entsprach diesem Vertrauen, indem er durch eine weise Verwaltung den Staatscassen ein erhöhtes Einkommen sicherte und durch mehre Verbesserungen im Postwesen die Verbindung der Provinzen mit der Hauptstadt erleichterte. Als 1799 beim Einbruche der Franzosen W.'s Vater, damals Präfect in Calabrien, sich als treuen Anhänger des Königs bewies, wurde der Sohn als Geisel in das Castell S. Elmo eingeschlossen. Nach der Rückkehr des Königs wieder auf s. Posten gerufen, unternahm W. die Abstellung mehrer Mißbräuche, die sich bei den Gerichtshöfen eingeschlichen hatten. Für diesen Zweck schrieb er eine treffliche Abhandlung über die freiwilligen Geständnisse der Angeklagten, und wollte noch mehre hierauf bezügliche Schriften folgen lassen. Doch er gab dieses Unternehmen auf, als 1806 Neapel abermals unter die Herrschaft der Franzosen kam, und mit den alten Institutionen auch die Mehrzahl jener Gebrechen verschwanden, die er hatte angreifen wollen. 1809 ward W. zum Substituten des Generalprocurators und 1812 zum Generaladvocaten beim Cassationshofe ernannt. Leicht erfaßte er den Geist der neuen Gesetzgebung, und seine Rechtsgutachten wie s. Berichte an den Staatsrath können in jeder Hinsicht für Schriften dieser Gattung als Muster gelten. Unstreitig sein größtes Verdienst erwarb er sich durch den Eifer, mit welchem er das Feudalunwesen bekämpfte, das so lange in Neapel den Fortschritten der Cultur unüberwindliche Hindernisse entgegen gestellt hatte. Nachdem durch ein Decret Leibeigenschaft, Frohndienst und jede Art von Zwangspflicht aufgehoben war, wurde W. als Generalbevollmächtigter in die Provinzen geschickt, um das Verhältniß der Barone zu ihren Unterthanen nach Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit festzustellen. Unsägliche Schwierigkeiten traten ihm entgegen; doch gelang es s. Umsicht und unermüdeten Thätigkeit, nach 3 Jahren eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Eine beträchtliche Zahl von Nationalgütern wurde der ärmsten Classe zugetheilt, die Gemeinden sahen sich von der Zwingherrschaft der Barone befreit, und es bildete sich eine neue Classe von Grundbesitzern, die dem Ackerbau und der Industrie Neapels höhern

Auffschwung versprochen. Der König erhob hierauf W. in den Adelsstand, verlieh ihm das Comthurkreuz des Ordens beider Sicilien, und beauftragte ihn, die Geschichte des Feudalismus in Neapel zu schreiben. Der 1. Bd. dieses Werks, das in s. Gründlichkeit und Klarheit den Meister ankündigt, erschien 1811 und erregte allgemeines Interesse. 1814 ward W. bei der provisorischen Regierung der römischen Provinzen als Minister des Innern angestellt. Die Ereignisse des folg. J. bestimmten ihn zur Entfernung aus s. Vaterlande. Er unternahm eine Reise nach Frankreich und Deutschland, hielt sich eine Zeit lang in Dresden auf und entwarf hier den Plan zu dem Werke: „Sur l'origine des nations“, welches bisher noch nicht erschienen ist. Auch beschäftigte er sich mit einer ital. Übersetzung von Cicero's Schrift: „De legibus“, welcher er schätzbare Noten hinzufügte. 1819 nach Neapel zurückberufen, übernahm er wieder eine Advocatur, und zählte zu s. Klienten selbst Die, welche ihm den Umsturz des Feudalsystems nicht verzeihen konnten, aber nichtsdestoweniger den großen Rechtsgelehrten und den rechtsschaffenen Mann in ihm hochachteten. 1820 zum Mitgliede der provisorischen Regierung ernannt, wurde W. vom Kronprinzen beauftragt, über die Vollziehung des 1818 abgeschlossenen Concordats mit dem päpstlichen Nuntius zu unterhandeln. Nach der Rückkehr des Königs Ferdinand vom Congresse zu Laibach nahm er die Rechtspraxis wieder vor, und er sieht sich seitdem durch die Gunst des Publicums für die Ungnade des Hofes reich entschädigt.

Winter (Peter v.) gehört zu den ausgezeichnetsten Gesangscomponisten s. Zeit. Er war geb. zu Manheim 1754 und Sohn eines Brigadiers der kurpfälzischen Garde. Der Hofmusikus Mener gab ihm den ersten Unterricht auf der Violine; unter der Leitung des ersten Violinspielers der kurpfälzischen Capelle, Kramer, entwickelte er sich so schnell, daß er schon als Knabe von 10 J. in das kurfürstl. Hoforchester aufgenommen wurde. Auf persönliches Verlangen des Kurfürsten Karl Theodor ging er zum Contrebass über. Je mehr sich s. praktische Musikkfähigkeit entwickelte, desto größer ward auch sein Hang zur Composition, in dessen Geheimnisse ihn der berühmte Alt Vogler einweihete. Eine concertirende Symphonie war das erste von ihm öffentlich aufgeführte Musikstück. 1775 erhielt er bei Eröffnung des deutschen Theaters in Manheim die ehrenvolle Anstellung eines Orchesterdirectors, welche Stelle er auch bei Verlegung des kurfürstl. Hoflagers von Manheim nach München am letztern Orte fortbehielt. In diese erste Periode seiner schaffenden Thätigkeit fallen mehre Ballets, Cantaten und Melodramen, welche jetzt nicht mehr gegeben werden. Seine zweite Periode beginnt mit s. Reise nach Wien 1780, wo er wieder mehre Harmoniestücke, Cantaten und die Musik zu einigen Balletten componirte, und unter Einfluß des damals blühenden Salieri noch größere Fortschritte in der gründlichen Composition machte. Nach s. Rückkehr von Wien führte er s. erste Oper: „Helena und Paris“, 1782 in München auf. Treffliche Declamation, schöner gefühlvoller Gesang und Neuheit in der Instrumentierung erwarben ihr bald den Ruf eines der vorzüglichsten Musikstücke der damaligen Zeit; sie wurde nicht nur auf allen ausgezeichneten deutschen Bühnen aufgeführt, sondern auch, in die franz. und engl. Sprache übersetzt, in Paris und London mit großem Beifall aufgeführt. Bald darauf schrieb er die ebenfalls zu ihrer Zeit beliebten Singspiele: „Das Hirtenmädchen“ und „Der Bettelstudent“, und 1787 die Oper „Bellæophon“ für Manheim. Im letztern Jahre ward er auch zum Capellmeister ernannt. Als solcher schrieb er bis 1790 mehre Cantaten und Ballets, z. B. ein pantomimisches Ballet mit Chören: „Orpheus und Eurydice“, und das Singspiel: „Scapin und Scapine“, nach Göthe's Text. Seine dritte blühende Periode beginnt mit s. ersten Kunstreise nach Italien im Oct. 1790. Hier entwickelte sich in dem Vaterlande des Gesanges und der Melodien sein großes Talent, für den Gesang zu schreiben und Gesang zu lehren, vollkommen. Von der andern

Seite aber gewannen die Compositionen dieses deutschen Meisters, der sich so schnell die Vorzüge der ital. Tonkunst aneignete, und mit ihnen die Vorzüge deutscher Musik, Kraft der Harmonie und Instrumentation, in so hohem Grade verband, den ausgezeichneten Beifall jener Nation, sodaß er mehrmals als Theatercomponist dahin berufen wurde. Seine erste in Italien geschriebene Oper: „Catone in Utica“, wurde 1791 in Venedig aufgeführt; ihr folgten mehre Opern und Dramen. Ausgezeichneten Werth hat unter denselben die zuerst für Venedig 1793 componirte, dann auch ins Deutsche übersehte Opera buffa: „I fratelli rivali“ („Die Brüder als Nebenbuhler“), welche sich durch Leichtigkeit des Styls und gut gearbeitete Ensembles empfahl und lange auf der Bühne erhalten hat. 1795 und 1796 reiste er nach Prag und Wien; am letztern Orte schrieb er (1796) auch die dramatische Musik, welche ihn am meisten berühmt gemacht und ihm einen der ersten Plätze unter den deutschen Opercomponisten erworben hat, seine überall bekannte und beliebte Oper: „Das unterbrochene Opferfest“. Die Neuheit und Lieblichkeit s. Melodien, die treffende Charakteristik der Personen und ihrer mannigfaltigen Situationen, das Sprechende in der Declamation und die effectvolle Instrumentirung: Alles dies sind Vorzüge, welche sich selten in einem dramatischen Werke vereinigen, und die daher auch diese Oper beim ganzen Volke beliebt gemacht haben. — Für Wien schrieb er dann (1798) den 2. Act der „Pyramiden von Babylon“ und 1799 die Oper: „Das Labyrinth“, beide als Fortsetzung der „Zauberflöte“. Obgleich in diesen Opern sich manches vortreffliche Musikstück befindet, so schadet ihnen doch im Ganzen die unvermeidliche Nachahmung der „Zauberflöte“, und sie sind mit dem Geschmack an den Zauberopern dieser Art von der Bühne verschwunden. 1800 schrieb er den „Sturm“ (nach Shakspeare) für München, und 1801 für dieselbe Bühne die ernste Oper: „Maria von Montalban“ (nach dem Sujet der „Tanassa“), eine gebirgene Musik, die Vieles enthält, was sich dem „Opferfeste“ gleichstellen läßt. 1802 unternahm er s. Reise nach Frankreich und England. In Paris schrieb er in dems. J. die Opera seria „Tamerlan“, in London 1803 die Opern: „Kalypso“ (aus welcher die schöne Ouverture allgemein bekannt ist), „Kastor und Pollux“, und 1804 die Opern: „Proserpina“ und „Zaire“, welche er späterhin für die deutsche Bühne umgearbeitet hat. Seine Opern wurden dort mit großem Beifall aufgenommen. Außerdem schrieb er auch um diese Zeit die Opera seria „Colmal“ und die ital. Oper „Dhus“, in welcher man einen bestimmten Charakter vermisse. Unter seinen vielen in dieser Periode geschriebenen geistlichen Musiken zeichnet man aus mehre Dramen und einige Cantaten, die er für die protest. Hofkirche, ein vortreffliches Requiem, welches er zur Todtenfeier des Kaisers Joseph II. geschrieben, und ein in sehr edelm Styl componirtes Miserere, mehre Messen, Vespere etc. Doch steht W. im weltlichen Styl höher. Unter s. weltlichen Cantaten ist „Timotheus, oder die Macht der Töne“ (nach Dryden's „Alexandersfest“, von D. Chr. Schreiber bearbeitet) am meisten bekannt und geschätzt; sie enthält besonders herrliche Chöre. Weniger bekannt sind „Die Tageszeiten“. In das J. 1813 gehört die glänzende Schlachtsymphonie mit Chören. Nach dieser Zeit beginnt eine neue Periode in dem Leben dieses Tonsetzers, wo sich seine Gesangswerke zu dem zeitlich herrschend gewordenen und durch die ital. Oper auch nach München verbreiteten Geschmack Rossini's und seiner Geistesverwandten hinneigen, wie sich in mehren einzelnen Arien und einigen trefflichen Variationen, welche er für die Singstimme geschrieben, zeigt. So sehr diese Erscheinung mißgedeutet werden kann, so ist sie doch aus der jugendlichen Empfänglichkeit dieses Veteranen der Tonkunst, aus seiner großen Gewandtheit in der Handhabung der musikalischen Mittel und endlich hauptsächlich aus dem Umstande zu erklären, daß Gesangsmelodie und das eigentliche Cantabile von jeher der Gegenstand seiner Neigung und seines Strebens gewesen. Gleichwol hat W. auch in dieser Periode eine ernste

Oper geliefert, welche in Italien wie in Deutschland als ein eigenthümliches Meisterwerk anerkannt worden ist: dies ist „Mohammed“, deren schöne Cavatinen und glänzende Finales zu den besten neuern Gesangstücken gehören. Dagegen gibt man ihm Schuld, daß er sich an den ältern Meistern, Paisiello, Zingarelli, verständig habe, indem er deren Opern („Die Müllerin“, „Romeo und Julie“) dem Modegeschmacke zu Liebe verkürzt und mit fremdartigen Bestandtheilen vermischt habe; seine Ouverture, die er zu letzterer Oper geschrieben, ist dem Stoffe ganz unangemessen und voll leeren Lärms. — Was den musikalischen Charakter W.'s überhaupt anlangt, so hat sich die Behauptung verbreitet, man finde in W.'s spätern Compositionen immer das „Opferfest“ wieder. Indessen möchte dabei wol eine Täuschung stattfinden. Indem nämlich unter allen Werken W.'s das ebenbenannte dasjenige ist, welches sich am meisten verbreitet hat, und man die Eigenthümlichkeit W.'s am meisten durch dasselbe kennt, so glaubt man statt der in diesem Werke ausgesprochenen Eigenthümlichkeit vielmehr das „Opferfest“ in allen übrigen zu finden, da doch „Zaire“, „Mohammed“, „Maria von Montalban“ sich von demselben so sehr unterscheiden, als sich überhaupt die Werke eines Meisters, der nicht gerade eine Epoche in der Kunstwelt herbeiführt, von einander zu unterscheiden pflegen. In der Behandlung des Gesanges, wie schon angedeutet, ist W. ein Stern der ersten Größe; sein Gesang ist der Stimme vollkommen angemessen und befördert die Bildung derselben auf ausgezeichnete Weise; seine Melodien sind immer fließend und schmeicheln dem Ohre, ohne das Herz leer zu lassen; weniger mannigfaltig ist seine Modulation, gewisse Cadenzen und Wendungen wiederholen sich zu oft und eiförmig; die Begleitung, die ebenfalls sehr fließend ist, hat gewisse Lieblingsfiguren, z. B. im tempo agitato, die zu oft wiederkehren, und in einigen neuern Stücken bedient er sich der starken Instrumentirung oft zu sehr, um den Mangel großer Motive dadurch zu verbergen. Das Anmuthige und Prachtige gelingt ihm mehr als das Erhabene. Um aber W.'s Verdienste vollkommen zu schätzen, müssen wir noch anführen, daß er, obwol selbst ohne Stimme, einer der trefflichsten Singelehrer in Deutschland war und durch seine tiefe Gesangkenntniß und treffliche Methode mehre wahrhafte Sänger und Sängerinnen bildete, z. B. Mad. Metzger-Wespermann und den Baritonisten Mittermair; dies beweist auch die von ihm kurz vor seinem Tode erschienene „Singschule“ in 4 Abth. (Mainz 1824), welche besonders in den Solfeggien einen großen Vorzug vor andern Singschulen hat. Diese Verdienste erkannte auch der tonkunsilliebende Fürst, in dessen Dienste er von seiner Jugend auf bis ins Greisenalter treu geblieben; lohnend an. Als er 1814 seine 50jährige Dienstfeier beging, erhob ihn der König v. Baiern zum Ritter des bairischen Civilverdienstordens. W. starb zu München am 17. Oct. 1825.

Winter (Johann Christian Friedrich), Universitätsbuchhändler zu Heidelberg, geb. 1773 zu Gochsen am Kocher im Altwürttembergischen, trat Ende 1814 an die Stelle Zimmer's, seines vieljährigen Freundes (welcher sich erst damals aus besonderer Neigung dem Predigerstande gewidmet hatte), in die unter der Firma Mohr und Zimmer bestandene Universitätsbuchhandlung als Associé ein. Die neue Firma Mohr und Winter, begünstigt durch das Vertrauen und die Achtung des Publicums und der Gelehrten, löste sich im Oct. 1822 wieder auf, und seitdem führt W. allein eine Sortiments- und Verlagsbuchhandlung unter der Firma C. F. Winter fort. Auf mehrfache Weise erwies die Bürgerschaft zu Heidelberg demselben großes Vertrauen und viel Achtung. Er wurde von ihr als Abgeordneter zum ersten badischen Landtage gewählt, und die gedruckten Verhandlungen von 1819 enthalten Beweise seiner Gesinnung und seiner Thätigkeit. Allgemeineres Interesse hatte sein Antrag auf Herstellung der Pressfreiheit, gemäß der badischen Constitution (späterhin von dem rühmlich bekannten Deputirten Freih. v. Liebenstein begutachtet), ferner sein Bericht für die Vermehrung der Dotation der Universität

zu Freiburg und seine Motion für bessere Unterstützung der heidelberger Universitätsbibliothek und der akademischen Institute. Bald nach dem ersten Landtage wurde W. demagogischer Umtriebe beschuldigt, lange Zeit in polizeilichem Hausarrest gehalten, vom Hofgerichte zu Manheim aber frei und unschuldig erkannt. Mit großer Stimmenmehrheit wurde er hierauf auch zum Bürgermeister erwählt und noch 2 Mal zum Abgeordneten in die badische Ständeversammlung. Die Regierung ließ in öffentlicher Sitzung der Kammer der Landstände durch den Minister Freih. v. Berkheim das Urtheil des Hofgerichts für die Unschuld W.'s vortragen, zu den gedruckten Verhandlungen geben, auch demselben nun das Lob der Bürgertugend ertheilen. Schon vor der Wahl der Deputirten zum Landtag 1825 hatte er öffentlich erklärt, daß er diese Stelle nicht wieder annehmen würde, und er legte auch bald darauf freiwillig die Bürgermeisterstelle nieder. Da er sich für die Unterstützung der Griechen sehr thätig gezeigt hatte, so dankte ihm die griech. Regierung in einem besondern Schreiben des Maurokordatos. Auch die durch die große Überschwemmung 1824 unglücklich Gewordenen erhielten durch seine thätige Verwendung vom Auslande bedeutende Unterstützungen.

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, welche bei uns im astronomischen Sinne mit dem kürzesten Tage (22. Dec.) anfängt und mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der südlichen Halbkugel fällt er in die Zeit unsers Sommers. In der nördlichen Halbkugel währt der Winter nur etwas über 89, auf der südlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördl. Winter in die Sonnennähe, der südl. aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde langsamer geht und also um so viel Tage länger verweilt. — In der heißen Zone findet nach unserm Begriffe kein Winter statt; hier gibt es nur eine Regenzeit, die aber nicht kalt ist. Eine ziemliche Strecke über die Wendekreise hinaus, in beiden gemäßigten Zonen, ist noch derselbe Fall. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja selbst in Neapel, Sicilien, dem südl. Spanien und Portugal, kennt man wenigstens für gewöhnlich weder Eis noch unsere Winterkälte. Im Jan. pflügen bereits die Mandelbäume zu blühen, und die Gartengewächse gedeihen in dieser Zeit zum Theil besser als im Sommer. Weiter hinauf, schon im Kirchenstaate, gefriert es öfter; noch mehr in Oberitalien. Diesseits der Alpen, wo der Winter immer mehr steigt, wird er schon ziemlich anhaltend und streng, und erreicht endlich jenseits des Polarkreises einen Grad von Kälte, der unsere Vorstellungen übersteigt. Dieselbe Fortschreitung findet nach dem Südpol zu statt. Der strenge Winter 1829—30 hatte das Eigenthümliche, daß er in Deutschland, Frankreich, Spanien und im Süden überhaupt früher als gewöhnlich eintrat, lange anhielt und in südl. Breiten viel Schnee und Eis im Gefolge hatte. Nach Stark's Beobachtungen zu Augsburg stieg die Kälte von 10° N. am 3. Jan. bis 23° am 2. Febr. (Morg. 6 Uhr). C. H. Pfaff hat in s. Schrift über die strengen Winter des 18. Jahrh. (1809) die harten Winter 1709, 1732, 1740, 1776, 1785 und 1789 verglichen.

Winterfeldt (Hans Karl v.), k. preuß. Generallieutenant, Ritter des schwarzen Adlerordens und des Ordens pour le mérite, geb. 1707 zu Banzelow in Vorpommern, begann die militairische Laufbahn im 16. J. bei dem Kürassierregimente v. Winterfeldt, von welchem er bald zur Garde du Corps verfest ward. Friedrich d. Gr., der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen geschenkt hatte, erhob ihn, der damals noch Lieutenant war, bald nach s. Thronbesteigung zum Major u. Flügeladjutanten, und sendete ihn wenige Monate darauf (1740) nach Petersburg, das dortige Cabinet dafür zu gewinnen, daß es sich nicht in den ersten schlesischen Kriege mische, den er beschloffen hatte. Der Zweck ward vollkommen erreicht, und W., zum Heere zurückgeilt, trat an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er sich bei der Überumpelung Stogaus (8. März 1741), besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) auszeichnete, wo er verwundet, bald darauf zum Oberstlieutenant und nach wenigen Tagen zum Oberst und Generaladjutanten beför-

bert ward. Er leitete darauf noch das glänzende Gefecht bei Nothschloß (22. Juni). Im zweiten schlesischen Kriege (1744) machte er sich zuerst wieder bei dem Rückzuge aus Böhmen bemerkbar, wo er abermals eine Wunde empfing. 1745 lieferte er den ungarischen leichten Truppen bei Schlaventitz (11. April) ein glänzendes Gefecht, und schlug bald darauf den General Rabastri bei Landshut, wofür ihn der König, der ihn zu diesen Unternehmungen ganz besonders ausgewählet hatte, zum Generalmajor ernannte. Er nahm darauf vorzüglichem Antheil am Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und an dem glücklichen Gefechte bei Katholisch-Hennersdorf (23. Nov.), und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In der nach dem dresdner Frieden eingetretenen 11jährigen Waffenruhe war er, als Generaladjutant, immer in der Nähe des Königs, und im Besitze von dessen größtem Vertrauen, sodaß er von ihm zu den verschiedenartigsten wichtigsten Geschäften gebraucht ward. Den dritten schlesischen Krieg voraussehend, strekte er durch Einziehung guter Nachrichten über die Militäreinrichtungen der Nachbarstaaten und Studium des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes sich darauf besonders vorzubereiten. Als die aus dem dresdner Cabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Absicht der Gegner übrigließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Ansicht gewann die Oberhand über die entgegengesetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht gemacht. — Er ward kurz vor dem Ausbruche des Krieges Generallieutenant und erhielt den schwarzen Adlerorden. Als Friedrich die sächsische Armee in ihrem Lager bei Piana einschloß, ward W. abgesendet, um den König August von s. Verbindung mit Osterreich abzustehen, erreichte jedoch s. Zweck nicht. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am Halse verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt. Dieser Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangenen Fehler vom Könige ebenso hart behandelt, als alle unter ihm stehende Generale, mit Ausnahme W.'s, der nun bei dem Armecorps des Herzogs v. Bevern angestellt wurde, welchen Friedrich, nach eigenem Geständniß, eigentlich ihm anvertraute. — Der Herzog lagerte darauf am 31. Aug. (1757) an der Landkrone bei Görlitz, W. jenseits der Neiße, den rechten Flügel gegen Moys, den Holzberg mit 2 Grenadierbataillonen besetzt haltend. Im östr. Lager war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschloßen, um diesem ein Compliment zu machen, den Angriff auf W.'s Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. Sept. 66 Bat. und 70 Escadr. zusammenzogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf den Holzberg, jene beiden Bat. mußten ihn nach tapferer Gegenwehr verlassen. W., der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen starb. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete s. Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallenen Helden. Seine marmorne Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin. Eine Biographie von ihm gab sein Sohn heraus (Leipzig 1809).

**Winterpunkt** wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne, bei ihrem scheinbaren Umlaufe, den weitesten Abstand südwärts vom Aequator erlangt hat. Dies geschieht um den 21. Dec. Wir haben alsdann den kürzesten Tag (von 7½ Stunden), und die Sonne beschreibt den kleinsten Bogen über unserm Horizont. Der Winterpunkt ist der Anfang vom Zeichen des Steinbocks, ob schon dieses Sternbild den Ort verlassen hat (vgl. *Vorzeichen der Nachtzeichen*), und jener Punkt daher jetzt in das Bild des Schützen fällt.

**Winterschlaf der Thiere.** Es gibt eine kleine Anzahl von Thieren, welche außer der täglichen Ruhe, die sie mit den meisten übrigen Thieren theilen,

mehre Monate hindurch in einer Art von Scheintod oder wenigstens in völliger Unthätigkeit liegen. Außer dem Igel und der Fledermaus gehören alle übrige Säugthiere, die man Winterschläfer nennt, durchgehends zu der Familie der Greifingerten. Auch beschränken sie sich nicht bloß auf die kältern Climate, sondern auch in sehr warmen Gegenden finden sie sich. So hält die Jerboa in Arabien und der Taurick in Madagaskar den Winterschlaf. Die Zeit, wo sie den Schlaf anfangen, fällt meistens in den Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln und wo die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zustand von scheinbarer Unthätigkeit versinkt. Der Instinkt treibt die Thiere um diese Zeit, sich eine sichere Schlafstelle aufzusuchen. Die Fledermaus verbirgt sich in dunkle Höhlen oder in die Mauern verfallener Gebäude. Der Igel wickelt sich in Blätter ein und legt sich gewöhnlich unter Gestrippe von Farrenkräutern. Hamster und Murmelthiere vergraben sich in die Erde, und die Springmaus von Canada schließt sich in eine Kugel von Thon ein. Dabei rollen sich diese Thiere gewöhnlich so zusammen, daß die Glieder vor der Kälte geschützt sind, daß die Eingeweide des Unterleibes und selbst die Luftröhre zusammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Viele dieser Thiere, besonders die Rager, wie der Hamster und die Wanderratte, häufen vorher Vorräthe an, von denen sie wahrscheinlich leben, bis der Schlaf sie übermannt. Während dieser Periode bemerkt man nun zuvörderst Abnahme der Wärme. Diese wird bei manchen Thieren um 20°, bei andern um 40—50° Fahrenheit vermindert; doch ist sie immer noch größer als die Temperatur der Luft in den Wintermonaten. Wenn sie im Winter erweckt werden, so nehmen sie sehr bald wieder ihre natürliche Wärme an, und diese künstliche Erweckung schadet ihnen nicht. Ferner athmen die Winterschläfer viel langsamer und unterbrochener. Oft bemerkt man mehre Minuten, ja wol gar eine Viertelstunde lang, nicht den geringsten Athem, selten wird man mehr als einmal in der Minute sie athmen finden. Dabei verderben sie auch durch das Athmen die Luft weit weniger und können selbst in verdorbener Luft viel länger aushalten, als wenn sie wachen. Natürlich muß sich das Herz verhältnißmäßig ebenso langsam bewegen. Beim Hamster schlägt es im Winterschlaf nur 15 Mal in der Minute, während man im wachenden Zustande bei ihm wol 115 Herzschläge zählt. Ihre Reizbarkeit ist sehr gering, und man hat Hamster in diesem Zustande zergliedert, die nur dann und wann nach Luft schnappten, wenigstens das Maul öffneten, und auf deren Gedärme Schwefelsäure und Weingeist wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Murmelthiere kann man nur durch starke elektrische Schläge wecken. Ebenso ist die Verdauung gemindert, Magen und Gedärme sind gewöhnlich leer, und selbst wenn die Thiere erwacht sind, zeigen sie nur in geheizten Zimmern Fressbegierde; so vermindert sich auch ihr Gewicht während des Winterschlafes ungemein. Die Ursachen dieses Zustandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers gesucht. Wahr ist es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer sind, daher die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweisen können. Auch öffnet sich die große Hohlvene nicht bloß in das rechte Herzohr, sondern sie theilt sich in 2 ansehnliche Stämme, und die Thymusdrüse, die bei den Kindern im Mutterleibe so bedeutend groß ist, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indessen muß man doch, wenn man die Ursachen dieses Zustandes aufzählt, manche äußere Umstände nicht übersehen. Es ist gewiß, daß die Kälte, wenn sie auch nicht die einzige Ursache ist, doch einen bedeutenden Antheil an dieser Erscheinung hat. Daher Thiere dieser Art auch mitten im Sommer einschlafen, wenn man sie in kalter Temperatur zu erhalten weiß; dagegen bleiben sie munter, wenn man sie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter versieht. Doch fallen sie hier sogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeit lang unterlassen wird. Bei manchen Winterschläfern wirkt vorzüglich eingeschränkte Luft; so kann man den Hamster sehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein Behälter

sperrt, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln sind auch die Schwalben, nach sichern Zeugnissen, einem ähnlichen Winterschlaf unterworfen. Die Mauer- und Hausschwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Nischen alter Gemäuer, sondern man hat sie auch oft aus dem Schlamm des Wassers gezogen und sie durch Wärme wieder erweckt, sodaß man daraus eine allgemeine Regel hergeleitet, die indessen keineswegs gültig ist, da sie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Klimate aufsuchen. Die im Schlamm gefundenen Schwalben sind höchst wahrscheinlich durch zufällige Ursachen aufgehalten, haben sich im Möhrich verstopft, und sind so in diesen Zustand verfallen. Auf ähnliche Weise hat man auch einst einen jungen Kuckuk erstarrt im Wasser gefunden, ohne daß bei diesen Vögeln der Winterschlaf Naturgesetz wäre. Bei den Fröschen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien ist der Winterschlaf sehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50° Fahrh. sinkt, vermindert sich sogleich die Zahl der Herzschläge von 30 bis auf 12 in der Minute. Wenn man ihnen in diesem Zustande mit Gewalt Futter beibringt, so findet man es nach geraumer Zeit ganz unverdaut. Auch bleiben Frösche, Schlangen und Eidechsen, wie man in einer künstlichen Kälte erhält, oft Jahre lang in einem solchen Zustande. Daher kommt es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeschlossen gefunden, die vielleicht viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Schnecken und Insekten, halten bekanntlich ihren Winterschlaf. Einen unvollkommenen Winterschlaf findet man bei dem gemeinen Bären, der im Nov., wo er vorzüglich fett ist, sich in seinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und so den Winter über selten erwacht. Aber wenn dies geschehen, pflegt er sich die Tagen zu lecken, die ohne Haare und voll kleiner Drüsen sind, daher man geglaubt hat, daß er seine Nahrung allein aus ihnen ziehe. Auch der Dachs verschläft den größten Theil des Winters, indem er seine Schnauze in einen Fettbeutel am Hinterleibe steckt.

**Wingingerode.** Diese Familie ist eine der ältesten deutschen im Eichsfelde. Unserer Zeit gehören davon an: 1) Graf W., württemberg. Staatsminister, Großkanzler der k. Orden, geb. 1752. Er hatte sich früh dem Militairdienste gewidmet und war als Officier in hessische Dienste getreten; die Verhältnisse enthoben ihn aber bald einem ihm wenig angemessenen Lebenskreise und förderten seine geistige Bildung durch Reisen und den Umgang mit den ausgezeichneten Männern seiner Zeit, wobei er die Stunden seiner Muße dem eifrigen Studium der Geschichte und Politik der neuern Zeit zu weihen Gelegenheit fand. Ohne den entferntesten Wunsch nach einer Staatsstelle gehegt zu haben, überredete ihn Herzog Friedrich (nachher Friedrich I. König) v. Württemberg, in württembergische Dienste zu treten. Er wurde 1801 Minister der auswärt. Angelegenheiten und 1806 erster Minister. Die Auszeichnung, mit welcher er an der Spitze der Regierung in der schwierigsten Zeit und Lage innen und äußern Stürmen begegnete, der Adel, die Kraft des Geistes und Charakters, die Gewandtheit und Geradheit in Behandlung der vielfachen Interessen des Staats sind selbst von denen anerkannt worden, welche in ihm stets nur den Fremdling sahen und nicht fassen wollten, daß Pflicht und Ehrgefühl ebenso große Triebfedern zu edeln Handlungen sein können als Vaterlandsliebe. Er nützte noch in der Zurückgezogenheit von den Geschäften, welche ihm vergönnt worden, indem er die Gesandtschaften an den Höfen von Berlin, Dresden, Hanover und Kassel übernahm; er lebte abwechselnd an den verschiedenen Höfen seiner Bestimmung, oder auf seinem Schlosse Bodenstein im Eichsfelde. Seit 1825 ist der General Graf v. Bismark an seine Stelle in jenen Gesandtschaftsposten getreten. — 2) Graf W., ehemaliger würtemb. Staats- und der auswärt. Angelegenheiten Minister, Sohn des Vorigen, geb. 1778. Er war früher Gesandter in Karlsruhe, München, Paris, Petersburg und Wien, sowie im Hauptquartiere der Allirten während der Feldzüge 1814 und 1815. Obgleich er sich nicht der diplomatischen, sondern der administrativen Laufbahn gewid-

met hatte, so machte er doch, nachdem ihn der vorige König v. Württemberg nur wenige Jahre in dieser gelassen hatte, in jener einen so schnellen Weg, daß er in nach 12 Jahren bis zu ihrer höchsten Stufe durchlaufen hatte. Er lebt jetzt, von allen Geschäften getrennt, in der Zurückgezogenheit. — 3) Ferdinand Freih. v. W., russ. General der Cavalerie und Generaladjutant des Kaisers, geb. 1770. Er verlebte eine stürmische Jugend; der Durst nach ehrenvollen Thaten trieb ihn 1790 aus hessischen Diensten zur östreich. Armee in den Niederlanden, 2 Jahre später wieder in hessische Dienste, wo er am Rhein mitkämpfte, dann wieder unter die Fahnen Östreichs, wo er bis zum Frieden von Campo-Formio aushielt. 1799 ward er Major in russ. Diensten, diente im Feldzuge von 1799 als Freiwilliger mit Bewilligung Rußlands abermals unter Östreich und zeichnete sich in der Schlacht von Stockach glänzend aus. 1802 wurde er Generaladjutant des russ. Kaisers, leitete 1805 die Unterhandlungen mit Östreich und Preußen mit derselben Auszeichnung, mit welcher er bei Dürrenstein kämpfte. 1809 focht er wieder unter Östreich bei Aspern und ward daselbst auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. In dieser Schlacht zerschmetterte ihm eine Kartätschenkugel den rechten Fuß. Als Napoleon gegen Rußland zog, war er, wie überall, wo es Befreiung vom Franzosenjoch galt, der Ersteiner, die sich unter der Fahne der Freiheit sammelten. Er wurde beim Verfolgen des Feindes in der Nähe von Moskau gefangen, und Napoleon befahl, ihn sofort zu fusilliren. Dieser Befehl wurde aus Rücksicht für die franz. Generale in russ. Gefangenschaft zurückgenommen, und General W. gegen Wilna transportirt. Ein polnischer General, den er auf diesem Wege um die Erlaubniß ersuchte, sich einen Pelz kaufen zu dürfen, und der diese Bitte verweigerte, erhielt später durch W.'s Fürsprache eine vortheilhafte Wiederanstellung in der russ. Armee. Der General Czernitschew befreite W. aus den Händen der Franzosen, und er ging nun einer Reihe von Siegen entgegen, welche ihn den berühmtesten Feldherren seiner Zeit an die Seite zu setzen würdig machten. Die Schlachten bei Kalisch, Lützen, Dennewitz und bei Leipzig, der Sturm von Soissons und die Expedition gegen Napoleon bei St. Dizier, welche ihm einen Ehrendegen mit Diamanten erwarb, wanden unvergängliche Lorbern um das Haupt dieses echtdeutschen, biedern und hochherzigen Mannes, der auch als Mensch, als Gatte, Vater und Freund die Liebe und Achtung Aller genoß, die in seinen Kreis traten. Er starb am 17. Juni 1818 zu Wiesbaden.

Wippertthal, das, auf dem rechten Rheinufer in der preuß. Provinz Süllich-Nieue-Berg, ist eine der gewerbfleißigsten Gegenden Deutschlands. Seit 1816 hat die Bevölkerung sowol als der Wohlstand dieses Thales sehr zugenommen. Hier bilden Elberfeld (s. d.), Gemark, Ober- und Unterbarren, Wippertfeld und Mittershausen beinahe eine aneinanderhängende Stadt mit den schönsten Gebäuden und reichsten Fabriken und mehr als 40,000 Einw.

Wirbel (Cartesiansche), s. Descartes.

Wirbelwind, s. Wind.

Wirklichkeit heißt das Ganze des Daseins in Zeit und Raum, oder Imbegriff des Gewirkten; im engerm Sinne aber und entgegengesetzt dem Eingebildeten oder den Vorstellungen der Einbildungskraft, das Dasein der Dinge, insofern es von unsern Vorstellungen abhängig besteht. Die Wirklichkeit begreift somit sowol die Natur als die Geschichte nach ihren Erscheinungen. In einem engerm Sinn aber versteht man vorzugsweise darunter das Ganze menschlicher Verhältnisse oder die Gegenwart, und unterscheidet in Beziehung auf die Kunst die gemeine von der höhern Wirklichkeit.

Wirkung, jede durch eine Ursache (in der Physik durch eine körperliche) hervorgebrachte Veränderung, oder das Streben nach einer solchen Veränderung. Jeder Wirkung muß eine Ursache (causa) entsprechen (cessante causa, cessat effectus), und mit der Größe der Wirkung muß die Größe der zu ihrer Hervor-

bringung angewandten Kraft im Verhältnisse stehen. Diese Sätze bringen sich dem Verstande auf; wogegen über Das, was man unter Größe der Kraft zu verstehen habe, ein müßiger Streit geführt worden ist. Von der Wirkung (effectus) ist die Folge (consequentia) im philosophischen Sprachgebrauche unterschieden. Darunter versteht man Das, was aus einem Grunde (ratio), welcher nicht, wie die Ursache, nach dem Wodurch? sondern nach dem Warum? fragt, erkannt wird.

Wiesbaden (Wiesbaden), eine dem Herzoge von Nassau gehörige Stadt, die wegen ihrer Bäder berühmt ist. Sie liegt auf einer kleinen Ebene, nach S. und D. von Wiesen und fruchtbaren Getreidefluren, u. N. von sanft sich erhebenden Nebengeländern umgeben, durch hohe Waldgebirge vor rauhen Winden geschützt. Um die Stadt her ziehen sich große Gemüse- und Obstgärten, und auf allen Seiten sieht man freundliche Meierhöfe oder anmuthige Dörfchen. Sie hat gegen 800 größtentheils gutgebaute H. und gegen 4600 Einw., ist lebhaft, mit breiten, reinlichen Straßen und gutem Pflaster versehen, und mitten in der Stadt befindet sich eine mit Hecken und Alleen umgebene Esplanade, die zu Spaziergängen dient. Von dem alten Schlosse ist noch etwas Mauerwerk übrig; das neue Schloß erbaute Joh. Ludw. v. Nassau gegen das Ende d. 16. Jahrh. Die herzogl. Bibliothek, welcher Wetzel vorsteht, zählt über 27,000 Bde. Das Rathhaus ist wegen der in Holz gearbeiteten und anderer Verzierungen sehenswerth. Die Länge des geschmackvollen neuen Currsaals beträgt 350, die Tiefe 170 Fuß, und 58 inländische Marmorsäulen tragen ihn von Innen und Außen. Die Römer kannten schon die matriakischen Quellen, und noch bemerkt man hier die Spuren des von Drusus erbauten Castells auf dem Kirchhofe; auch hat man Überreste römischer Bäder und alte Grabmäler um die Stadt herum entdeckt. Schon die Karolinger hatten hier eine Pfalz, welche Karl d. Gr. oft bewohnte. Ditto d. Gr. erhob 965 Wiesbaden zur Stadt. Wiesbaden zählt 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Die heißeste Quelle hat 151° Fahr. Man benutzt das Wasser weit mehr zum Baden als zum Trinken. Die Stadt hat nur ein trinkbares Wasser, das in Röhren vom schwalbacher Wege hereingeleitet wird; alle übrige Brunnen der Stadt sind salzig. Der Badehäuser sind 23, mit Ausschluß des Hospitalbades und des öffentlichen bürgerlichen Bades; jedes enthält 10—30 Badestübchen, die verschlossen werden können, und deren Boden mit Backsteinen ausgelegt ist. Man bezahlt gewöhnlich für sein Bad wöchentlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. Durch Canäle wird von den Hauptquellen aus das Wasser in die übrigen Bäder der Stadt geleitet. Die Einw. von Wiesbaden sind sehr gefällig und überhaupt Leute von Lebensart. Sie treiben allerhand bürgerliche Gewerbe, Acker- und Weinbau. Daher fallen sie auch nicht so gierig über die Beutel der Fremden her, wie dies in manchem andern Badeorte geschieht. Die Landesbehörden haben auch ihren Sitz in der Stadt. Unter allen Spaziergängen um Wiesbaden her ist die neue Anlage, welche sich vom Herrngarten bis zum ehemaligen Wiesenbrunnen hinzieht und den herrlichen Curiaal umgibt, die schönste. Aber einen unendlichen Reichthum an großen und schönen Naturscenen hat die umliegende Gegend. Wir nennen hiervon nur die Fasanerie, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; Klarenthal, ein ehemaliges Kloster, in dessen Nähe man alte Grabhügel findet; Sonnenberg, eine alte Burg mit weitläufigen, malerischen Ruinen; den Geißberg, von welchem man eine reizende Aussicht nach Mainz und dem Rheine hat; Adamsthal, eine schön angelegte Meierei; die Walkmühle, mit recht artigen Anlagen und einem Tanzsaale; das Jagdschloß, die Platte, wo man eine der reichsten Aussichten in Deutschland genießt; und Viebereich mit seiner herrlichen Fürstenwohnung und der ebenso herrlichen Umgebung. Vgl. G. S. Ebhardt's „Geschichte und Beschreibung der Stadt Wiesbaden“ (Gießen 1817) und D. Nussmann's „Beschreibung Wiesbadens und seiner Heilquellen“ (Wiesbaden 1823).

Wischnu, s. Indische Mythologie.

**Wismar**, Stadt im Großherzogth. Mecklenburg-Schwerin, im Districte oder Wismar-District, ist mit Mauern und Graben umgeben und liegt an einem Meerbusen der Dstsee, der einen geräumigen und sichern Hafen bildet. Vor demselben liegt im Meerbusen ein Fort, das Wallfisch heißt. W. hat 1205 Häuser, 9648 Einw., welche sich hauptsächlich mit dem Handel zur See und dem Schiffbau beschäftigen. Sie haben 70 eigne Schiffe. 1828 liefen 250 Schiffe daselbst ein. Auch befinden sich eine Karten- und 3 Tabacksfabriken hier. Die Stadt gehörte ehemals zu den Hansestädten. Im Anfange d. 17. Jahrh. wurde sie zum Herzogth. Schwerin geschlagen, und im westfäl. Frieden an die Schweden, die sie eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem ist die Stadt mehre Male belagert und genommen worden. 1803 ward sie mit ihrem Gebiete, nebst den Ämtern Poel, auf der Insel gl. N., und Neukloster von Schweden dem Herzoge v. Mecklenburg-Schwerin für 1,200,000 Thlr. Banco überlassen. Auf dem Landtage zu Machin 1828 ward W. in den Körper der Landstände aufgenommen. Der Entwurf, durch einen Canal von W. nach dem Schweriner See das baltische Meer mit der Elbe zu verbinden, läßt für den Eibhandel und W. die wichtigsten Folgen hoffen.

**Wismuth** (auch Bismuth), ein Metall von röthlichweißer Farbe, blättriger Textur und von 10fachem specif. Gewicht; es ist fast so hart wie Kupfer, aber weber zäh noch geschmeidig, sondern spröde. Es schmilzt fast ebenso leicht als Zinn und verflüchtigt sich in der Glühhitze. Hat die atmosphärische Luft Zutritt, so überzieht sich das geschmolzene Metall mit einer braungelblichen Haut (*Wismuthsche*), während es in höherer Temperatur mit bläulicher Flamme verbrennt und als gelbliches Dryd sublimirt. Mit Wasser verbunden erscheint dieses Dryd als ein weißes Pulver, spanisch- oder Wismuth-Weiß genannt. Das Wismuth ist ein in der Natur nicht sehr häufig verbreitetes Metall von ziemlich eingeschränktem Gebrauche. Es kommt am häufigsten in gebiegenem Zustande, seltener als Wismuthglanz mit Schwefel, als Wismuthblei und Wismuthkupfer mit Blei oder Kupfer und Schwefel, endlich als Wismuthocker mit Sauerstoff verbunden vor. Alles Metall wird aus dem gebiegenen Wismuth gewonnen. Dieses wird zu dem Ende zerkleint und entweder auf einem Saigerherde ausgesaigert oder in gußeisernen, theils liegenden, theils stehenden Röhren behandelt. Letztere sind mit einem durchlöcherten Boden versehen und durch den Herd eines Flammenofens gesteckt, während die erstern über dem Roste eines Ofens liegen. Das gewonnene Metall wird in eisernen Kesseln nochmals ungeschmolzen. Das Wismuth findet sich im Erzgebirge in Böhmen, in Schweden etc. und wird zu einigen Metallgemischen und zur Bereitung des Spanischweiß benutzt, auch als Heilmittel.

**Wissen**, das, ist eine Überzeugung, welche sich entweder auf Sinnesanschauung und Erfahrung gründet (das *historische W.*), oder auf mathematische Anschauung, d. i. die reine, unabhängig von aller Erfahrung und inwohnende Anschauung von Größe, Gestalt und Zahl (das *mathematische W.*), oder auf die Begriffe des Verstandes (die *verständige* oder *philosophische Erkenntniß*); meistens aber ist es das Ergebnis aller dieser Erkenntnisse zusammen. Der Charakter dieser Überzeugungsweise ist, daß sie sich immer auf die endlichen beschränkten, bedingten Verhältnisse der Welt bezieht, und uns bei allem Streben nach Einheit und Ganzheit nur Stückwerk zeigt: denn wir vermögen auf diesem Wege nicht über die Grundkräfte der Materie oder unsers Gemüths hinauszubringen. Allein eben dieser Weg führt von selbst zu einer *zweiten Art* der Überzeugung, welche aus dem Bewußtsein der Ideen von Einheit, Vollendung und Unbedingtheit entspringt. (S. *Glaube*.)

**Wissenschaft**, im Allgemeinen jede erweiterte, deutliche und geordnete Kenntniß oder der Inbegriff Dessen, was man weiß. Im engeren Sinne aber bezeichnen wir durch Wissenschaft ein organisch verbundenes Ganzes von Erkenntnissen, im Gegensatz eines bloßen Aggregats derselben. Einem solchen Ganzen, in

welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erscheint, ist Einheit der Idee nothwendig. Es muß ein Grundsatz da sein, nach welchem die Materie der Wissenschaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntnisse, zur Einheit des Ganzen verbunden sind. Alle andre Grundsätze, die in einer Wissenschaft vorkommen, müssen von diesem Hauptgrundsätze abgeleitet und ihm untergeordnet sein. Wissenschaftlich nennt man sonach eine Erkenntniß aus Principien, mithin zugleich eine solche, welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt und ihn so nicht bloß als seiend, sondern zugleich als werdend darstellt. Dieses ist im höchsten Sinn in der Wissenschaft schlechthin oder in der Philosophie der Fall, welche nach den letzten Gründen oder reinen Principien forscht. Wissenschaft unterscheidet sich von Gelehrsamkeit (s. d.). (Wgl. Encyclopädie der Wissenschaften.)

Wissenschaftskunde sowol als Encyclopädie der Wissenschaftslehre bezeichnet entweder im Allgemeinen die Theorie der Wissenschaft oder denjenigen Theil der Logik, welcher die allgemeinen gesetzlichen Bedingungen der Wissenschaft überhaupt entwickelt, oder insbesondere, das von Fichte (s. d.) unter letzterm Namen aufgestellte System.

Wittgenstein (Ludwig Adolf, Graf), von dem ludwigsburger Afte des Hauses S a y n (s. d.)-Wittgenstein, geb. 6. Jan. 1769, russ. Generalfeldmarschall, Chef eines Husaren-Reg., commandirte gegen Napoleon im J. 1812 fg. und führte den Oberbefehl in dem Kriege gegen die Pforte 1828. Er nahm 1829 s. Entlassung und ging auf s. Güter Kamenka. Sein Nachfolger war der General Graf Diebitsch, vorher Chef des Generalstabes. (S. Rußland.)

Witt (Johann de), Grosspensionnair von Holland, berühmt als Staatsmann, bekannt durch sein tragisches Ende, geb. 1625, war der Sohn des Bürgermeisters Jakob de Witt in Dortrecht. Schon dieser kam als Gegner des Prinzen Wilhelm II. v. Oranien für geraume Zeit in den Kerker. Joh. de W. erbt von ihm den Haß gegen das Haus Oranien, die Grundsätze des Republikaners. Nach sorgfältiger Ausbildung s. Talente trat er in die Dienste s. Vaterstadt, und war einer der Deputirten, die die Staaten von Holland 1652 nach Zeeland schickten, diese Provinz von den Maßregeln abzubringen, die Würde eines Generalcapitains auf den jungen (24jährigen) Prinzen Wilhelm III. v. Oranien überzutragen. Seine Beredsamkeit erwarb ihm hier das allgemeine Vertrauen. Allein es zu erhalten, war während der Gährungen, die in den Generalsstaaten tobten, fast unmöglich. Eine Partei wollte während des Krteges, den England mit Holland führte, dem Prinzen Wilhelm III. immer mehr Macht und Würde eingeräumt wissen. Eine andre, W. an ihrer Spitze, suchte diesem alle zu entziehen und die Statthalterschaft gänzlich aufzuheben. Der Krieg mit England, bald glücklich, bald unglücklich geführt, hatte Lähmung des Handels, Unwillen des Volks gegen die letztere Partei zur Folge, den jene, die oranische genannt, um so mehr benutzte, bis 1654 diese mit Cromwell einen Frieden schloß, der die geheime Bedingung enthielt, daß das Haus Oranien von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein sollte. So schien die republikanische Partei gesiegt zu haben, und de W., als Grosspensionnair, benutzte die Zeit des Friedens, die dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen. Nachdem Karl II. wieder den Thron der Stuarts eingenommen hatte, neigte sich de W. mehr auf Frankreichs Seite, welche Stimmung bei dem 1665 zwischen den Generalsstaaten und England wieder ausbrechenden Kriege neue Nahrung erhielt. Da der Bischof von Münster während desselben ebenfalls gegen die erstern zu den Waffen griff, so wuchs der Unwille des Volks gegen de W. immer mehr, und er sah sich, ihn zu beschwichtigen, genöthigt, dem Prinzen von Oranien größere Rechte einzuräumen und mit England 1667 Frieden zu schließen. Um de W.'s Verhältnisse zu verschlimmern, entwickelte jetzt Ludwig XIV. s. Absichten auf die span. Niederlande. Die oranische Partei drang darauf, den Prinzen Wilhelm zu dem Posten zu erheben, den s. Ahnen bekleidet hatten. De W. setzte es durch, daß die Würde des Statthalters und Generalcapitains von

einander getrennt, und er, wenigstens in Holland, von dieser ganz ausgeschlossen sein sollte. De W.'s Feinde mehrten sich. Er mußte mit England und Schweden eine Tripleallianz gegen Frankreich schließen. Sie führte den aachener Frieden von 1668 herbei und löste sich so schnell wieder auf, als sie entstanden war. Jetzt machte Ludwig XIV. mit England vereint einen Einfall in die vereinigten Niederlande (1672). Wilhelm's Freunde setzten es durch, daß er zum Oberfeldherrn ernannt wurde. Der erste Feldzug ging sehr unglücklich. Man schrieb dies Verräthereien von de W. und s. Freunden zu. Mordelöhner bedrohten das Leben des Erstern. Wilhelm ward durch die allgemeine Stimme zum Statthalter ernannt. De W. legte sein Amt nieder. Aber die Stimmung des Volks war damit so wenig geändert, als der Haß der oranischen Partei befriedigt. Sein Bruder, Cornelius, ward beschuldigt, dem Prinzen nach dem Leben getrachtet zu haben, gefangen genommen, gefoltert und, da er nichts gestand, aus dem Lande mit Verlust aller Güter verbannt. Durch die Nachricht, daß er ihn im Gefängniß sprechen wollte, bewogen, eilte Joh. de W. dahin; allein plötzlich erhob sich ein Volksaufstand im Haag. Die schnell aufgebotene Bürgergarde konnte ihn nicht zerstreuen, da die meisten Officiere derselben dem Prinzen ergeben waren. So wurde vom Pöbel das Gefängniß erbrochen. Beide Brüder sanken unter den Streichen desselben (20. Aug. 1672). Die Staaten fordereten vom Statthalter Untersuchung, Bestrafung der Mörder, die aber nie erfolgte. — Daß die Urtheile der Zeitgenossen über so einen Mann sehr verschieden lauten, ist natürlich; doch stimmen sie darin überein, es sei ihm in keiner Art Verrath gegen das Vaterland vorzuwerfen. Einfach und bescheiden war er in allen s. Verhältnissen. Er fiel als Opfer der Parteienwuth, ohne daß ihm die oranische Partei Etwas aufbürden konnte, als — nicht zu ihr zu gehören, und die Absicht gehabt zu haben, sie durch die seinige niederdrücken zu wollen. De W. ist auch politischer Schriftsteller und hat über die Begebenheiten s. Zeit manches Treffliche geliefert.

Witte (Karl), D. der Philos. und Prof. der Rechte zu Breslau. Dieser Mann, der in s. 16. Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte auf eine ausgezeichnete Art, nachdem er alle deshalb erforderliche Prüfungen auf das ehrenvollste bestanden hatte, bei der Universität zu Heidelberg erhielt, ist ein merkwürdiges Beispiel von Dem, was glückliche, obschon nicht ganz außerordentliche Naturgaben unter zweckmäßiger Leitung schon sehr frühzeitig vermögen. — Karl W. ist geb. zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle, 1800. Sein Vater, Pfarrer daselbst, bekannt als ein Mann von Kopf und Kenntnissen, hatte von jeher eine große Neigung zu der Pädagogik gezeigt, und war 4 Jahre lang Erzieher der Kinder einer Familie v. Szulis in der ital. Schweiz gewesen. Durch s. frühern Beschäftigungen und Reisen war er mit vielen namhaften Erziehern und Erziehungsanstalten Deutschlands bekannt geworden, wozu sein eignes fortgesetztes Nachdenken über die Erziehungswissenschaft fruchtbringend hinzukam. So nahm er sich vor, seinen Sohn selbst auf das sorgfältigste, jedoch streng der Natur gemäß, zu erziehen. Seine wohlgesinnte, verständige Gattin, die er auch größtentheils zu seiner Lebensgefährtin gebildet hatte, unterstützte ihn bei seinen Bemühungen mit dem regsten Eifer. Im 4. Jahre las der junge W. schon recht gut deutsch, rechnete auch bewundernswürdig im Kopfe, selbst mit Brüchen. Doch ließ ihn der Vater diese Übung nicht mit demselben Nachdruck fortsetzen, weil sie den Geist zum Nachtheile des Körpers allzu sehr anzustrengen schien. Dieser blieb übrigens keineswegs auffallend zurück, und das Kind genoß immerwährend der besten Gesundheit. Vom 5. Jahre an begann der regelmäßige Unterricht in den neuern und ältern Sprachen. Selbst hebräisch lernte der Knabe mit Lust und Eifer, das Schreiben ohne Anleitung durch sich selbst. Im 8. J. erregte er die Aufmerksamkeit mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, Pädagogen und Schulmänner, z. B. eines Funk, Schüg, Tieftrunk, Olvier, Tillich u. A. Er hatte bis zum vollendeten 6. Jahre nur eine halbe bis ganze Stunde den Tag über, im 7. etwa eine bis anderthalb und im 8. 2—2½ Stunde Unterricht erhalten,

laut der darüber mitgetheilten Nachrichten. Der Ruf einer so frühzeitigen Entwicklung verbreitete sich mehr und mehr, und auf einer Reise, die der Vater mit dem Knaben nach Leipzig machte, erregte dieser hier eine solche Theilnahme, daß sich mehre wohlwollende Bewohner des Orts vereinigten, ihm eine jährliche Pension von 550 Thln. zu geben, damit der Vater sich einzig der Ausbildung s. Sohnes auf der Universität dafelbst widmen könne. Mehre Prüfungen hatte der Knabe, sowohl in Leipzig als auch in Dresden auf höhern Befehl, zur allgemeinen Zufriedenheit bestanden, und so ward er unter die Zahl der Studirenden auf die gewöhnliche Art ohne Anstand aufgenommen. Später ging derselbe, 10 J. alt, mit s. Vater, auf den Wunsch des Königs v. Westfalen, der Weiden als ihr Landesherr eine Pension von 2000 Franken zugesichert hatte, von Leipzig nach Göttingen. Der Vater war zu dem Ende seiner Stelle enthoben worden. Der Sohn schrieb hier im 12. J. seine erste lat. Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine besondere Vorliebe zeigte. Während der 4 J., welche er hier zubrachte, studirte er mit vielem Eifer alte und neue Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Philosophie u. s. w. Mit diesen fortgesetzten Studien verband er Privatvorlesungen über niedere und höhere Mathematik. Im 13. J. ward er D. der Philosophie zu Gießen, und im 14. Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in der Wetterau. Zugleich schrieb er sein zweites Werk, und zwar deutsch, über einen Gegenstand der höhern Mathematik. Jetzt nahm sich seiner sein früherer rechtmäßiger Landesherr, der König v. Preußen, wieder an, und verlängerte ihm die obgedachte Pension noch auf 4 Jahre. Nun studirte W. auch die Rechte, Diplomantik und Cameralwissenschaften, und begab sich deshalb nach Heidelberg, wo er d. 20. Aug. 1816 die Doctorwürde erhielt. Bei s. Rückkehr nach Berlin wollte er sich dort dem akademischen Lehramte widmen, gerieth aber deshalb in einen Streit mit der Juristenfacultät, worüber Bericht an das Ministerium erstattet wurde. Da es unter diesen Verhältnissen nicht gerathen schien, ihn sein gewünschtes Lehramt sofort antreten zu lassen, wurde er durch höhere hülffreiche Vermittelung zu einer literarischen Reise von einigen Jahren in den Stand gesetzt, auf welcher er anfing, nun auch ein größeres Publicum zu beschäftigen, wenn auch nicht auf dem ausschließenden Wege des wissenschaftlichen Interesse. Nach s. Rückkehr von dieser Reise ward er zum Prof. der Rechte an der Universität zu Breslau und 1829 zum ordentl. Prof. d. R. ernannt. Seitdem hat er einige römische Gesetze herausgegeben, auch sich als Kenner und Bearbeiter der altital. Literatur (besonders des Dante) ausgezeichnet. — Seine „Erziehungsgeschichte“, welche von s. Vater herausgegeben worden (1819, 2 Bde.), enthält eine Menge richtiger Erziehungsgrundsätze, und kann Ältern und Erziehern nützlich sein, wiewol man dem Ganzen mehr Ordnung und Ausführung des Einzelnen, die störende Polemik aber ganz wegwünschen möchte.

Wittekind, Fürst der alten Sachsen und einer ihrer vorzüglichsten Anführer im Kriege gegen Karl d. Gr. Die Sachsen, ein zahlreiches und tapferes Volk, bewohnten u. d. N. der Ostfalen, Westfalen und Engern, zu welchen Letztern W. gehörte, das nördl. Deutschland zwischen dem Rhein, der Elbe und Nordsee, oder das heutige Westfalen und Niedersachsen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle ihre Nachbarn, besonders die fränkischen Grenzen. Karl d. Gr. beschloß daher, sie unter s. Herrschaft zu bringen. Zugleich wurde die Religion als ein Bewegungsgrund dazu gebracht. Der Krieg begann gegen sie im J. 772 und dauerte bis 803, also 30 J. hindurch, mit Inbegriff verschiedener Waffenstillstandsverträge, die Karl mit den Sachsen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch erlitten die Sachsen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil die Franken durch bessere Kriegeskunst und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derselben ein großes Übergewicht über sie hatten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachsen Frieden und versprachen Gehorsam. Aber

Sobald Karl sich mit s. Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen sie aufs Neue zu den Waffen. So fing auch W. 782 einen neuen Krieg an. Ein von Karl ihm entgegen geschicktes Heer wurde fast gänzlich aufgerieben. Karl kam nun selbst mit einem mächtigen Heere, und als ihm W., der sich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf s. Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er sich dafür, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachsen die Köpfe abschlagen ließ. Durch dieses Verfahren wurden die Sachsen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufstande gereizt. Aber sie wurden (783) in 2 blutigen Treffen bei Detmold und am Halesluf so geschlagen, daß sie fast keinen Widerstand mehr leisten konnten. Karl versuchte nun auch gelinde Mittel, und bewog durch große Versprechungen die beiden Heerführer der Sachsen, W. und Albion, sich ihm zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen (zu Attigny in der Champagne 785). W. erhielt s. Besitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Karl zum Herzoge von Sachsen. Durch Bischöfe und Priester, die Karl schickte, und durch 8 Bischümer, die er in Westfalen und Niederrhein stiftete, suchte er die Sitten der Nation zu mildern und sie im Gehorsam zu erhalten. Dennoch empörten sich die Sachsen zu wiederholten Malen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erst im J. 803 endigte der Friede zu Selz, der ihnen verschiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der christlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, diese mit der äußersten Erbitterung geführten Kämpfe. — Daß W. der Stammvater der sächsischen Regenten sei (s. Wettin), ist aus der Geschichte keineswegs zu beweisen. W. soll sein Leben im J. 807 in einer Schlacht wider den schwäb. Herzog Gerold verloren haben. Sein Leichnam soll zuerst in Paderborn, dann in Engern in der Grafsch. Ravensberg beigesetzt worden sein. Hier befindet sich ein Monument, welches ihm Kaiser Karl IV. soll haben errichten lassen. Antin. Schuhmacher und die westfäl. Gesellschaft für vaterländ. Cultur haben auf dem Plage der ehemal. Wittelkindenburg bei Minden zum Andenken Wittelkind's eine Spitzsäule von Sandstein d. 18. Oct. 1829 errichtet.

Wittelsbach, s. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, diese durch Luther und Melanchthon welthistorische Stadt, liegt in dem merseburger Regierungsbezirke der preuß. Provinz Sachsen, an der Elbe, über die eine hölzerne, 500 Ellen lange und  $11\frac{1}{2}$  Elle breite Brücke führt. Sie ist jetzt stark besetzt. Vor der letzten Belagerung im J. 1813 hatte sie 602 Häuser, verlor aber durch dieselbe 285 Wohnhäuser, und zählte mit der Besatzung 6400 E. Seit 1817 sind 2 neue Vorstädte auf dem linken und rechten Elbufer entstanden. In der Stadtkirche ist ein Gemälde von Lucas Kranach: das Abendmahl, wie Christus dem Judas den Bissen reicht, rechts die Taufe mit Melanchthon, links die Beichte mit Pomeranus; unter diesem dreifachen Hauptbilde: der Sekreuzigte, und Luther predigt. Die Schloß- und Universitätskirche, an die Luther am 31. Oct. 1517 seine berühmten 95 Sätze anschlug, und in der Luther, Melanchthon und die Kurfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige begraben liegen, wurde 1760 bei der Beschiesung der Stadt ein Raub der Flammen, wobei auch 3 Gemälde von Alb. Dürer verbrannten, welche die sächs. Fürsten hatten malen lassen. 1817 ward sie auf königl. Kosten von den während der letzten Belagerung erhaltenen Beschädigungen wiederhergestellt. — Die 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität, welche mehre Grundstücke, darunter 8 Dörfer und außerdem 354,694 Thlr. an Capitalien (darunter 79 Stipendien) besaß, ist von der preuß. Regierung 1817 mit der holländischen vereinigt, dafür aber ein theologisches Seminarium errichtet worden. 1547 wurde sie in Folge der Schlacht bei Mühlberg vom Kaiser Karl V. eingenommen, allein Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren von dem Sieger geschützt. Im siebenjährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10. — 14. Oct. durch die auf den Weinbergen aufgestellte Reichsarmee bombardirt, und der preuß. Commandant, Obrist Sakemon, zur Übergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuser wurden hierbei ein Raub der Flammen.

Sie hörte auf, eine Festung zu sein, ward aber, da sie noch mit einem Wall und nassen Gräben umgeben war, auf Napoleons Befehl im J. 1813, unter dem Marschall Victor, beim Vorrücken der Russen so gut wiederhergestellt, als es die Zeit gestattete. Wittenbergs Garnison bestand damals aus polnischen Truppen. Vom 26. März bis 20. April durch das Corps des Gen.-Lieut. v. Kleist blockirt, während des Waffenstillstandes verstärkt, pallisadirt und mit einem bedeckten Wege versehen, ward es nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülow'schen Corps eingeschlossen. Ende Oct. rückte die Brigade des Gen.-Maj. v. Dobschütz bavor, die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung Torgaus, am 28. Dec. Das von den Franzosen besetzte, ungefähr 100 Schritte vor dem Schloßthore gelegene Armenhaus ward in der Nacht zum 2. Jan. 1814 erstürmt, der bedeckte Weg in der Nacht zum 7. genommen, in der folgenden das Couronnement desselben begonnen, und durch die hier aufgeführte Batterie am 12. in die Bastion längs des Schloßthors Bresche gelegt. Da der Gouverneur, Gen. la Poype, die Aufforderung zur Übergabe ablehnte, so stürmten die Preußen Wittenberg um Mitternacht in 4 Colonnen. Die gegen die Bresche gerichtete brang zuerst ein, und sehr schnell war der Platz, mit Ausnahme des Rathhauses und Schlosses, genommen, in welche sich die Garnison geworfen hatte, die sich indeß bald darauf ohne Bedingung ergab. Der Verlust der Belagerer betrug etwa 400 M., davon beim Sturm 8 Officiere, 100 M. Der Gen. Graf Tauenzien, der diese Belagerung, sowie die von Torgau, geleitet hatte, erhielt das Großkreuz des eisernen Kreuzes und den Ehrennamen Tauenzien von Wittenberg. — Bei der dritten Jubelfeier der Reformation legte der König in Wittenberg den Grund zu einem Denkmale Luther's, dessen Witzsäule in Berlin, nach Schadow's Modell, in Eisen gegossen und 1822 aufgestellt worden ist. S. „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst u. Malerei, mit histor. und artist. Erläuterungen“, herausg. von J. G. Schadow, Direct. der kön. Akad. der Künste zu Berlin (Wittenberg 1825, 4., mit Kupfen.). Über die Organisation der Universität s. den Aufsatz vom Hofr. Pöhlz in dessen „Jahrb. der Gesch. und Staatsk.“, 1828, Dec. („Erinnerungen an die Hochschule zu Wittenberg“).

Witterung, s. Wetter.

Witterungskunde, die, oder Meteorologie, beschäftigt sich mit Aufsuchung der bestimmten und festen Regeln und Grundsätze, wonach Witterungs- und Wettererscheinungen in dem Dunst- oder Luftkreise erfolgen müssen. Dazu gehört die Kenntniß 1) aller Luftarten und ihrer Verwandtschaften; 2) des äußern Baues der Erdoberfläche, besonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Abflusses aller Ströme und Flüsse, der großen Landseen, Wäldungen und umgebenden Meere; 3) der Abdachung der Länder in Niederungen und des Abhanges des ganzen Landes vom Äquator nach den Polen; 4) des täglichen und jährlichen kreisförmigen Umlaufs des Erdballs; 5) der wechselseitigen Ab- und Zuströmungen der Sonalwärme und Kälte; 6) der vom Lande angezogenen Abdunstungen der Weltmeere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7) der täglichen Luftströme aus den Gebirgsschluchten beim Umschwunge des Erdballs; 8) der Luftbewegungen oder Winde, durch die mannigfaltigen Schattenseiten der Gebirge, einzelnen Berge, Wolken, der Nachtseite des Erdballs und anderer Erdhungen; 9) der Störungen des Gleichgewichts der Luft durch elektrische Explosionen und andre feurige Lufterscheinungen; 10) der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen unter der Schneelinie, u. a. Gegenstände mehr. Alle diese vielseitig mitwirkenden Ursachen enthalten die Gründe zur Erscheinung der täglichen Witterung oder des Wetters. Aus den Schriften der alten Griechen und Römer sind die Ferwege bekannt, auf welche damals die poetischen und prosaischen Naturforscher gerathen sind, und in dem Mittelalter war die Witterungskunde sogar ein Theil der Astrologie oder Sterndeuterei, wovon noch jetzt Anzeigen des Wetters in den Calendern

mit Aberglauben die Überreste der Finsterniß des menschlichen Geistes sind, deren Beibehaltung als ein Maßstab der Kindheit des größeren Publicums in dieser Theile der Naturkenntniß angesehen werden kann. Sogar noch zu Anfange des 17. Jahrhunderts erklärte Theophrastus Paracelsus (in f. Werken von den Meteoris) die Nebensonnen für messingene, von den Luftgeistern fabricirte Becken, und die Sternschnuppen für die Excremente der Gestirne, welche aus der Verdauung ihrer astralischen Speisen entstanden. Bei diesen astrologischen Thorheiten, die man zur Erklärung meteorologischer Erscheinungen anwendete, bildeten sich Bauern und alte Frauen noch andre Witterungs- und Wetterregeln, die man aus dem Verhalten mancher Thiere und den Veränderungen der Pflanzen hernahm. Größtentheils waren diese Regeln nur für ein nahe bevorstehendes oder Localwetter auf 1 oder 2 Tage in einem gewissen Orte anwendbar, jedoch fand man auch verstreute Erfahrungssätze, welche ganze Jahreszeiten voraus anzuzeigen vermochten, z. B.: Ein schöner Herbst bringt einen windigen Winter; wenn die Zugvögel in großen Heerden und zeitig kommen, so wird es früh und ein strenger Winter; wenn Schwalben niedrig und Bienen nicht weit von dem Bienenstöcke wegfliegen, so kommt Regen &c. Diese sogen. Haus- oder Bauernregeln wurden bei den sorgfältigen Beobachtungen der Landwirthe und Naturforscher nach und nach verneht, und daraus entstanden große Sammlungen solcher Regeln. Auch hierin zeigte sich bald eine gewisse Unzuverlässigkeit, wodurch diese Hausregeln an Glaubwürdigkeit, wenigstens für die Voraussicht auf mehre Monate, verloren. Das erneuerte Studium der Physik, welches besonders in Deutschland vor der Mitte des dreißigjährigen Kriegs begann, bekam seit Erfindung der Luftpumpe, der Barometer, Thermometer und a. meteoroskopischen Instrumente bald eine andre Richtung; wenigstens trugen sie zu bessern Begriffen vom Luftkreise bei. Jetzt glaubte man jedoch das wahre Wetter- und Witterungsorakel gefunden zu haben. Man sah jene neuerfundnen Werkzeuge für die sichersten Verkündiger der Wetterveränderungen an. Jeder Besizer eines solchen Wetterglases, denn so nannte man die Luftscheremesser (Barometer), wollte an dessen hohem oder tiefem Stande des Quecksilbers den Zustand des Luftkreises bloß aus dessen Dichte und Federkraft erkennen. Über die Ursachen des Steigens und Fallens der Barometer, sowie über den Zusammenhang der Witterung mit der Dichte der Luft, entstand eine große Anzahl von unzureichenden Hypothesen, und dies veranlaßte die Erfindung einer Menge ähnlicher Mesurinstrumente. Aber man ist bei ihrer vielfältigen Vermehrung und allen Verbesserungen in der Witterungskunde um nichts weiter gekommen, so viel man sich auch selbst noch in unsern Tagen damit beschäftigt hat. Welche Vortheile werden oder sollen unsere Nachkommen auch davon haben? Etwa den Cyklus von 19 oder einer andern beliebigen Anzahl von Jahren, nach deren Ablauf dieselbe Witterung wiederkehrt? — Innerhalb eines Jahrhunderts wird es unstreitig mehre Jahre geben, die nach Beschaffenheit ihres Witterungscharakters, sowohl in Rücksicht auf die Winter- als Sommermonate, einander ähnlich sein mögen. Wo findet man aber wol bei Vergleichung gleichartiger Gegenstände nicht Ähnlichkeiten heraus? Menschengestalten, Gesichter und Charaktere, Thiere und Pflanzen, Fossilien und Tage, Gegenden und Gedanken sehen oft einander so ähnlich wie Zwillingsgeschwister, und sind dennoch verschieden und einander fremd, wie dies schon Leibnitz gelehrt hat. Alle diese Instrumentalbemühungen und Beobachtungen, wohin auch die der psalzbairischen meteorologischen Gesellschaft und der Beitrag zur Witterungskunde von dem verdienstvollen D. Schön zu Würzburg gehören, dürften daher wol zu keinen befriedigenden Ergebnissen im Allgemeinen führen. Daß sich jedoch einst, wenn diese allgemeinen und besondern, oder Zonal- und klimatischen Gesetze für die Witterung und deren Voraussicht aufgefunden sein werden, ein nicht unbeträchtlicher Nutzen für die Localwitterung davon erwarten

läßt, wird Niemand in Abrede stellen. Sobald nur einige scheinbare Ideen durch die vielfältigen Instrumente aufgeregt waren, da entstand auch eine Menge von Wagesäßen über Wetter und Witterungen, deren Geschichte der Abt Richard („Histoire naturelle de l'air et des météores“, Paris 1770, 7 Thle., deutsch Jzf. 1773) aufzählt. Cartesius bemühte sich im 17. Jahrh., alle Lufterrscheinungen mechanisch, Stahl chemisch, de Luc physisch und Doalbo selenisch, d. h. durch den Einfluß des Mondes, zu erklären. 1724 gab Pater Cotte zu Paris zuerst ein Lehrbuch der Meteorologie heraus, das auch s. großen Mängel hatte. So schätzenswerthe scharfsinnige Bemerkungen und Erklärungen man in demselben, wie in den Schriften der Herren v. Saussure, de Luc, Horrebow zu Kopenhagen, und in den Werken franz. und engl. Gelehrten (s. „Mémoires de l'académie des sciences“ und „Philosophical transactions“) über meteorologische Gegenstände findet, so läßt sich doch das Unsichere und Schwankende in diesem Theile des menschlichen Wissens auch darin nicht verkennen. Ebenso schränken sich die mühsamen Untersuchungen eines Lambert, Mayer und Gatterer mehr auf klimatische und Localwitterung ein und verfehlen den Überblick des Ganzen. Die Witterungskunde kann daher nie Fortschritte machen, so lange man auf den alten Landstraßen, der Beschäftigungen mit Localwettererscheinungen, mit Beobachtungen der Barometer- und Thermometerstände, fortwandert. Wer kann sich beim Anblick eines Stückchens Mauervand oder Abpuges aus den Kammern von Herculanium und Pompeji einen Begriff von der Bauart der alten Römer machen? Ebenso wenig wird man von einzelnen Veränderungen, welche die meteoroskopischen Werkzeuge in einer mehr oder weniger eingeschränkten Gegend von dem über ihr befindlichen Luftkreisjustande anzeigen, auf die Witterung im Allgemeinen einen richtigen Schluß machen können. Es verdient daher dieser Theil der Naturkenntniß eine allgemeine Revision durch sachkundige Männer, die eine richtigere Bahn nach festern Grund- und Erfahrungssätzen betreten. Welchen unübersehbaren großen Nutzen würde aber eine zuverlässigere Witterungskunde für die Landwirthschaft und das menschliche Leben überhaupt gewähren! Dahin kann uns jedoch nur die Erforschung der hierzu erforderlichen allgemeinen Naturgesetze und ihrer Modalitäten führen. Sobald wir diese Haupt- und Grundursachen aller Erscheinungen der Veränderungen in unserm Dunsfkreise genauer kennen, dann wird und muß sich auch die Witterung als eine nothwendige Folge jener Vorderzüge vorherbestimmen lassen. Eine systematische Witterungskunde erfordert Gewißheit, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Beim Aufbau einer solchen Lehre muß man außer den oben bereits angeführten Sätzen Folgendes berücksichtigen. Alle Witterungserscheinungen müssen in 3 Hauptclassen eingetheilt werden, nämlich in allgemeine oder Zonal-, besondere oder klimatische, und in die besonderste oder Localwitterung. Durch die erstere wird der Charakter der Witterung eines ganzen Erdtheils oder Landes unter Einer Breite und Länge bestimmt; die andre zeigt die Abänderungen dieser Witterung nach den eigenthümlichen Beschaffenheiten und nach der Lage einzelner Gegenden oder Provinzen an; und die dritte beschäftigt sich mit dem Wetterwechsel in einzelnen Dörfern. In Berücksichtigung dieser Eintheilung kommt es auf den Überblick des Ganzen der dreierlei Erdgürtel, auf die Kenntniß der Beschaffenheit des Baues einzelner Gegenden, und dann auf die Lage und Umgebungen besonderer Dörfer und die bisher in denselben gemachten Erfahrungen in Absicht des Wetterwechsels an. Die Hauptursache aller Witterung liegt in dem jährlichen Fluge des Erdballs um die Sonne und in der unablässigen Ab- und Zuneigung eines oder des andern Theils seiner Oberfläche von und zu ihr, wodurch der Stand der letztern in jedem Augenblick bestimmt und die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die ihnen entgegenstehenden Körper mehr oder weniger befördert werden muß. Nach der Lage und Beschaffenheit eines Landes wird nun durch dieses fortwährende Ab- und Zuwenden des Erdballs von und zu der Sonne bald eine größere, bald eine geringere

Menge Wärmestoff aus dem leßtern entwickelt, und dadurch die Luft verbünnt. Durch die rollende Bewegung des Erdballs um die Sonne fällt in jedem Augenblick eine neue Lichttangente auf seine Oberfläche, und diese ewigen Auf- und Abvergänge der Sonne, die in jedem Augenblick über irgend einem Halbkreise des Erdballs stattfinden, verursachen eine fortwährende Luftverbünnung und Verdichtung jener in den höhern, dieser in den niedern Regionen der Atmosphäre. Dadurch entsteht eine beständige Luftströmung aus der Schattenseite des Erdkörpers selbst und aller auf ihm befindlichen Erhöhungen. Diese Zuströmung der dichtern in die verbünntere, oder der kältern in die wärmere Luft, erzeugt die meisten Winde und Dünste. Mit den Grundstoffen des Wasser- und Sauerstoffgases entweicht der Wärmestoff aus der Oberfläche aller Körper und bildet Dünste, die in den höhern Luftregionen Wolken, in den niedern aber Nebel genannt werden. Je ausgebreiteter die Wolkenmasse nach allen Richtungen über die unter ihr liegenden Länder ist, um desto kühler oder kälter wird es in denselben. Im Winter senkt sich der Dunstkreis tiefer zur Erde herab als im Sommer. Sobald nun aus dem Uebermaß der beständigen Sommerwärme ein Theil derselben von der südlichen Äquatorseite nach Norden herströmt, so fangen an den untern Bergregionen Schnee und Eis anzuschmelzen, und die mildere Jahreszeit tritt ein, oder es beginnt der Frühling. Von den beiden Seiten des Äquators ziehen nach den Eisgegenden oder dem Süd- und Nordpol Wolken und Nebel hinab. Auf dem sogen. festen Lande umschweben jene Dünste die Gipfel der hohen Berge in Nebel- und Wolkengestalt. Aus dem durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen im Winter herabgefallenen Schnee, der sich auf allen Seiten der Gebirge, einzelner Berge und Landhöhen befindet, entstehen in der mildern und wärmern Jahreszeit die Dünste. Im Winter wirkt die Sonne ihres niedrigen Standes wegen auf die mittäglichen Bergseiten und die darauf befindlichen Schneelagen nur sehr schwach. Im Frühling erfolgt diese Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Morgenseite der Schneeberge schon viel stärker, und im Sommer liefern die Mitternachtsseiten aller Gebirge die meisten Regen und Niederschläge. Der Herbst erscheint immer um desto heiterer und regenloser, je weniger sich noch Schnee- und Eislagen auf der abendlichen Seite der Gebirge, welche in dieser Jahreszeit von den Strahlen der Sonne am meisten beschienen werden, befinden. Ofters wird auch schon ein Theil des neugefallenen Herbstschnees von den Berghöhen abgethaut, und es entstehen daher im Spätherbste, besonders im Nov., nicht selten anhaltende Regentage. Bruchige Gegenden und Bergschluchten, große Wäldungen und Höhenzüge sind Nebeln und Regengüssen mehr als andere flache und niedrige Gegenden ausgesetzt. Die meisten europäischen Schneeberge liegen in den südwestlichen Gegenden von Europa, daher kommen auch fast immer Regen und Wolkenzüge von dieser Seite. Die Richtung der leßtern wird aber auch durch den Schwung des Erdballs von Westen nach Osten, und dessen Abhang nach Norden hin, desgleichen durch die größere Wärme in den nordöstlichen Ländern während der Sommermonate bedingt und hervorgebracht. Je wärmer es in den letztgenannten Ländern während der langen Sommertage ist, um desto schneller fliegen die abgedunsteten Südwestwolken dahin. Da sich der Erdball bei f. fortwährend raschen Fluge um die Sonne in jedem Augenblick in einem andern Standpunkte gegen sie befindet, so muß sich wenigstens alle 8 Tage ein andrer Zustand der Erde und ihres Dunstkreises in gebirgs-, wasser- und walddreichen Ländern zeigen. Durch diesen Wetterwechsel ist der Irrthum von dem Einflusse des Mondes auf die Witterung entstanden, der aber nach unwiderleglichen Gründen eben so unzulässig ist, wie der Einfluß der Gestirne. Der eben erwähnte, täglich veränderte Standpunkt des Erdballs muß auch nach den besondern Lagen und Beschaffenheiten eines Landes größere und geringere Luft- und Zustandsveränderungen des Dunstkreises hervorbringen, die theils aus Zonal-, sehr oft aus klimatischen, auch wol aus Localursachen gebildet werden. Diese Veränderungen hat man bisher irr-

thümlich der einwirkenden Kraft des Mondes zugeschrieben. Fast immer, oder doch sehr häufig, strömen im Dunstkreise warme und kalte Luft und Wolkenzüge in verschiedenen Richtungen über einander. Die untersten Wolken werden die Regenwolken, weil die obern Tröpfchen auf die untern herabfließen und sich zu Tropfen vergrößern. Wenn die Lufssäule sie nicht mehr tragen kann, fallen sie herab. Die heiße und warme Luft hat überall ein Bestreben, aufwärts zu steigen, und die kalte oder kühlere Luft dringt an die Stelle, von welcher sich jene erhebt. Der Wärmestoff wird aber nie dem Erdballe von den Sonnenstrahlen oder von irgend einem andern Weltkörper mitgetheilt, sondern nur durch die Einwirkung der Sonne aus allen auf demselben befindlichen Körpern aufgeregt und entwickelt. Die wärmeerregende Kraft der Mondstrahlen ist noch nicht bekannt, vielleicht ist diese Entdeckung noch zu machen! — Durch die Nähe des Nordpolses und der dadurch kälter gewordenen Nordländer ward die freie Wärme von Europa bisher abgezogen, daher es manchem Naturbeobachter vorkam, als nähme die Wärme ab, da es doch gegentheils seit 2000 Jahren in diesem Erdtheile um viele Grade wärmer geworden ist. Die schwedisch-norwegischen Gebirge sind die Schutzmauer gegen eine viel größere Kälte, die sonst aus Norden nach Deutschland kommen würde. Ständen nicht die hohen Bergketten gegen Süden den Südwinden entgegen, so würden diese letztern in Deutschland nicht so selten sein. Diese Umstände mildern die zu strenge Kälte und zu große Hitze, welchen sonst Europa ausgesetzt sein würde. Liegen in den Sommermonaten an den Ufern der arktischen Länder noch Eisschollen vom Frühjahrseisgange, die von den Meereswellen in Bewegung gesetzt werden, und befindet sich auf der Nordseite der Nordostgebirge baselbst noch Schnee, so wehen kühle und kalte Winde im Sommer von Nord und Nordost nach Süd und Südwest. Die Erhöhung des Erdballs am Äquator, die bis 90° N. und S. Br. 10 Meilen beträgt, verhindert den Einfluß der Luftbeschaffenheit der einander entgegenstehenden gemäßigten Zonen und der beiden Pole. Ebenso treten die nördl. und nordöstlichen Nebel der Kälte nach Süd und Südwest entgegen. — In die Oberfläche der Erde dringt ein großer Theil der im Sommer rege gewordenen Wärme und verbindet sich mit der freien Wärme, die sich im Innern derselben entwickelt. Wenn nach dem Herbstgleichtage die Winde zwischen Westen und Osten wehen und nur in ihrem Gange mit den dazwischen fallenden Mittelwinden bis über die Mitte des Oct. abwechseln, dann bleiben sie wenigstens 3 Monate in diesen Weltgegenden stehen, und der südl. Theil von Europa hat einen strengen, der nördliche einen milden Winter. Geht aber der Wind von West nach Nordwest und über Nord und Nordost nach Osten, dann erfolgt ein kalter und strenger Winter für die Nordseite Europas, und ein mäßiger für die jenseits der Gebirge liegenden Südländer. Bei dieser Bestimmung der Winterwitterung muß man auf den Bau der 3 großen verbundenen Erdtheile (Europa, Asien und Afrika) besonders Rücksicht nehmen, und auf den erwähnten Gang des Winters durch die beiden Thäler, Abhänge oder Abdachungen zu beiden Seiten der langen Bergkette von Sierra Morena in Spanien bis zu der nerzinskoiisch-ochotskischen Bergkette in Sibirien durch Europa und Asien achten. Diese vorläufigen aphoristischen Ideen können ungefahr den Weg bezeichnen, welchen die Naturforscher betreten müßten, wenn sie in der Witterungskunde größere und zuverlässigere Fortschritte machen wollten. Auf diese Weise würde aber auch die Witterungslehre eine ganz andre Gestalt erhalten und eine der wichtigsten aller menschlichen Kenntnisse werden. — Die ältern Ansichten von der Witterungslehre findet man in des P. Cotte „Traité de météorologie“ (Paris 1774, 4.). Damit verbinde man Mayer's „Lehrb. der phys. Astronomie und Meteorologie“ (Gött. 1805, m. K.) und Lampadius's „Atmosphärologie“ (Freib. 1806). Über den richtigen Gebrauch meteorolog. Instrumente verbreitet sich Stark's „Anleit. zum Gebr. der meteorolog. Instrumente“ (Augsb.

1815, mit Kpf.). S. auch D. Schön's „Witterungskunde in ihren Grundlagen“ (Berl. 1818); Hode's „Gedanken über den Witterungsauf“ (1819) und Statk's „Meteorologisches Jahrbuch“, 1813 — 17.

**Witthum** (vidualitium, dotalium, douaire), der Theil von den Gütern des Mannes, welchen nach seinem Tode seine Witwe zu fordern hat. Dieses Verhältniß hat vielfache Veränderungen erfahren. In Rom hatte die Witwe Nichts zu fordern als die Rückgabe ihrer Mitgift (dos), und wenn sie arm war, einen Zuschuß aus dem Nachlasse des Mannes. Bei den germanischen Nationen, wo die Frau der Regel nach ohne Vermögen war, wurde es gewöhnlich, ihr sogleich bei der Verheirathung einen Theil von den Gütern des Mannes zum lebenslänglichen Genuß (auch wol zum Eigenthum) auszusetzen, was man ihre dos nannte. Dies wurde in mehreren Ländern gesetzlich ein Dritteltheil oder ein Vierteltheil der Güter. Das Lehnwesen änderte die Sache, indem es dem Manne unmöglich machte, über Lehngüter so zu verfügen, und auf der andern Seite brachten nun auch die Frauen dem Manne häufig baares Vermögen zu; daraus entstand zweierlei: 1) das eigentliche dotalium, eine Art der Zurückgabe des von der Frau dem Manne zugebrachten Vermögens, indem ihr statt des Capitals doppelte, und ebenso von dem gewöhnlichen Gegenvermächtnisse gleichfalls doppelte, also eigentlich vierfache Zinsen auf Lebenszeit (als Leibgebänge) bezahlt wurden, wobei sie das Capital selbst nicht zurückbekommt. Sie hat aber meist die Wahl, entweder das Capital oder die vierfachen Zinsen zu nehmen. Dies Leibgebänge verliert sie auch nicht, wenn sie sich wieder verheirathet; in manchen Ländern ist es aber bei Lehngütern auf ein gewisses Verhältniß zum Werthe des Lehns eingeschränkt. 2) Eigentliches Witthum (vidualitium), der standesmäßige Unterhalt, welcher der Witwe aus den Gütern des Mannes (fürstlichen Witwen aus dem Lande) gewährt wird. Dazu gehört Wohnung (Witwenstiz), baares Geld, Naturalien; es wird auch wol der Genuß eines Guts oder Grundstücks dazu angewiesen. Dies Witthum aber verliert sie, wenn sie zur zweiten Ehe schreitet.

37.

**Witwencaffen** sind Anstalten zur Unterstützung hinterlassener Witwen. Es gibt deren 2 Hauptgattungen, welche wesentlich von einander verschieden sind: 1) solche, die ein durch Vermächtnisse, oder Schenkungen, oder Besoldungsabhängige gebildetes Capital besitzen, dessen Zinsen jährlich unter die Witwen vertheilt werden, im Verhältniß zu den von ihren Ehegatten geleisteten Beiträgen. Hier wird, um sicher zu gehen, gewöhnlich keine bestimmte Summe zugesichert, sondern die Größe der Unterstützung richtet sich nach der Zahl der Interessenten und der Witwen; von dieser Art ist die Universitätswitwencaffe in Göttingen und die in Leipzig. 2) Solche, die auf Leibrentenfuß (s. Leibrente) eingerichtet sind, indem sich eine ansehnliche Anzahl von Ehemännern, deren Frauen noch sämmtlich am Leben sind, anheischig macht, entweder auf einmal, oder nach und nach eine gewisse Geldsumme durch ihre Beiträge zusammenzubringen, um ihren vereinstigen Witwen eine dem Beitrage gemäße, stets gleiche Pension bis zum Tode der Witwe oder bis zur Mündigkeit der Kinder zu versichern. Man kann in diese Anstalten auf zweierlei Weise eintreten: a) auf Capitalfuß, d. h. durch Herschießung einer Summe auf Einem Brete; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergestalt, daß man jedes Jahr zu bestimmten Zeiten eine gewisse Summe als Beitrag hergibt. Die Größe der der Witwe zugesicherten Leibrente wird berechnet: a) nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts; b) nach dem wahrscheinlichen Tode Beider; c) nach der Größe des Einsatzes, welcher letztere jedoch verfallen ist, wenn die Frau vor dem Manne stirbt. — Bei den Anstalten, welche auf Capitalfuß eingerichtet sind, ist die Berechnung leichter zu übersetzen und die Caffe mehr gesichert als bei denen auf Contributionsfuß. Hinsichtlich der Art und Weise der Berechnung haben Letens und Ritter, die Hauptschriftsteller in diesem Fache, folgenden Grundsatz aufgestellt:

Bei dem wahrscheinlichen Tode des Mannes muß, der Beitrag mag auf Capital- oder Contributionsfuß geschehen, die volle Summe vorhanden sein, welche, mit Zinsen und Zinsenzins berechnet, erforderlich ist, um der Witwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode die bestimmte versprochene Pension zu verschaffen. — Die Sicherheit einer Wittwencassenanstalt beruht hauptsächlich auf der dabei zum Grunde gelegten Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Sterblichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit ist von mehren Schriftstellern, insbesondere von Süßmilch („Die göttliche Ordnung des menschl. Geschlechts etc.“) in Tabellen dargestellt worden; wie richtig indessen auch diese Tabellen hinsichtlich der Sterblichkeit überhaupt sein mögen, so hatte man doch Unrecht, sie unbedingt bei den Wittwencassen zum Grunde zu legen; denn 1) bei diesen Anstalten sind die Witwen gewöhnlich eine ausgesuchte Anzahl gesunder Weiber, auf welche die Sterblichkeit der Weiber im Allgemeinen nicht anwendbar ist; 2) haben die Frauen die Zeit ihrer möglichen Schwangerschaft überstanden, so tritt bei ihnen eine ganz andre Sterblichkeit ein; 3) die beigebrachten Gesundheitscheine der Ehemänner beweisen wenig: die Sterblichkeit unter den Ehemännern, welche einsehen, ist größer als die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht überhaupt. Es ist daher zur Vermeidung einer fehlerhaften Berechnung in dieser Hinsicht von Ritter folgender Grundsatz aufgestellt und auch bei verschiedenen Anstalten der Art zur Richtschnur angenommen worden: Besteht eine Wittwencasse aus 2000 Theilnehmern, welche im Durchschnitte 40 Jahre, und deren Frauen 32 J. alt sind, und werden jedes J. 200 neue Mitglieder aufgenommen, so ergibt sich gegen das 50. J., wann der erste Stamm von 2000 Theilnehmern mit ihren Frauen als völlig ausgestorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchsten und beständig sich gleichbleibenden Zahl der Witwen, welche Pensionen erhalten, und der Personen, welche beitragen, nämlich 3 : 5, d. h. 5 Interessenten müssen so viel beitragen, als 3 Witwen Pension erhalten. — Wittwencassen, welche ihre Versprechungen nicht halten können, sind in der Regel nur dadurch vom gänzlichen Untergange zu retten, daß mit den Theilnehmern wegen einer Verminderung der Pension übereingekommen wird. Noch ist zu bemerken, daß dergleichen Anstalten nicht gerade den Armen zu gut kommen, auch nicht sehr von Sparsamen gesucht werden können, weil man durch Privatsparsamkeit zwar nicht eine gleich große Rente seiner künftigen Witwe zusichern kann, aber auch dabei nicht Gefahr läuft, das Ganze zu verlieren, wenn die Frau früher stirbt; daher sind dieselben hauptsächlich da zu empfehlen, wo bei den Ehemännern wenig Sparsamkeit zu erwarten ist. Vollständige Belehrung findet man in „Eclaircissement sur les établissemens publics calculés sous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss“, deutsch von Ritter (Altenb. 1782, 4.); Ritter's „Auslösf. der wichtigst. Fragen üb. die Erricht. dauerhafter Wittwencassen“ (Gött. 1768); Dessen „Plan der neuen Einricht. der brem. Wittwenpfluggesellschaft“ (1787, 4.); Karsten's „Theorie von Wittwencassen“ (Halle 1784); Tetens's „Einleit. zur Berechn. der Leibrenten“ (Lpz. 1785 u. 1786, 2 Bde.); Dessen „Nachr. von dem Zustande d. Wittwencasse zu Kopenhagen 1797“ (Kopenh. 1803); Florencourt's „Abhandlungen aus der jurist. und polit. Rechnungskunst, mit e. Vorrede von Kästner“ (Altenb. 1781).

KM.

Wiß. Der Wiß, als Eigenschaft des Subjects, ist eine auf vorzüglicher Anlage beruhende Fertigkeit, die Ähnlichkeiten an denselben Dingen, welche der natürliche Verstand als verschiedenartige zu betrachten pflegt, leicht, schnell und lebendig aufzufassen und darzustellen. Da dies Auffinden der Ähnlichkeit Vergleichung voraussetzt, so kann man auch sagen, der Wiß ist eine natürliche Fertigkeit der vergleichenden Urtheilskraft im Auffinden solcher Ähnlichkeiten, durch welche die Dinge in eine sinnreiche Beziehung treten, oder kurz ausgedrückt, eine spielende Urtheilskraft. Der Wiß aber, als Product, bezeichnet den glücklichen und sinnreichen Vergleich und was durch denselben bewirkt wird, ja oft auch versteht man unter dem

Witzigen das Sinnreiche überhaupt, besonders aber sofern es in Worten ausgesprochen wird (die Franzosen sagen daher *bon mot*). Der Witz zeigt sich um so mehr als Fertigkeit, je leichter er Dasjenige verknüpft, was für den gewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu stehen scheint, mithin je tiefer die Ähnlichkeit liegt, ferner je reicher er selbst an Auffindung solcher Beziehungen ist. Er wird als Talent sehr unterstützt durch Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Anschauungen, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und damit verbundene Übung und Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weshalb ihn Jean Paul auch den angeschauten Verstand zu nennen scheint. Er äußert sich ebensowol im Erkenntnißgebiete als im Gebiete der Kunst und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, sowol ernst als belustigend. Das Belustigende desselben aber beruht vorzüglich auf der schnellen und spielenden Äußerung der Verstandesthätigkeit, und ist um so größer, je mehr es durch sinnreiche Beziehung ungleichartiger Gegenstände überrastet, und um so lächerlicher, je größer und anschaulicher der Contrast der verglichenen Gegenstände ist. Letztere Art pflegt man wol auch vorzugsweise Witz zu nennen, und die Einfälle desselben erscheinen dann gewöhnlich unter der Form der Ideenassociation und werden oft durch Vergesellschaftung der Vorstellungen hervorgerufen. Im letztern Falle, und insofern sein Zweck keine ernstliche Belehrung, sondern die spielende Äußerung der Kraft sein einziger Zweck ist, ist er im vollen Sinne des Wortes spielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit in der Wirklichkeit existirt, oder bloß durch Vorstellung der Einbildungskraft scheinbar hervorgebracht ist. Indessen darf der Schein doch nicht willkürlich sein (denn der Witz ist seine Urtheilskraft), und selbst das Scheinverhältniß, welches er aufstellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch so geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (*tertium comparationis*) nennt. Je tiefer, treffender und sinnreicher dieser Vergleichungspunkt ergriffen ist, desto sinnreicher und tiefer ist der Witz, und um so schaler und leichter, je zufälliger diese Beziehungen, und je leichter sie auch dem alltäglichsten Kopfe in die Augen fallen. In Rücksicht seiner Gegenstände ist der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Geaenstände (dahin gehört z. B. das Wortspiel), ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes sind in Hinsicht ihrer Darstellung eigentlich, wenn der Witz sich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält, oder uneigentlich und bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtsinlichen, oder umgekehrt, vergleicht. Man redet auch von einem scharfsinnigen Witz; das ist nun entweder ein solcher, welcher durch Blicke in das Wesentliche und Innere der Dinge entspringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der sich der Unterscheidungen und Entgegensetzungen des Scharfsinns scheinbar oder als Mittel zu Vergleichen bedient. Was seine Wirkungen anlangt, so ist der Witz im Ganzen eine heilsame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande und Gefühle nachtheilig wirken, und führt oft zu Kälte oder zur Zerstreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abspannung des Geistes und Abergwitz. Selten auch ist der bloße Witzige geliebt. Daher muß sich der Witz mit andern Vorzügen des Geistes verbinden. Und er ist vorzüglich angenehm, wo er mit Gutmüthigkeit sich verbindet; vermieden und gehaßt insbesondere, wenn er, als Spott, die Absicht hat, zu verletzen. Der Witz kann, weil er Talent ist, nicht Zweck der Erziehung sein. Die Entwicklung desselben aber wird besonders durch mannigfaltige und lebhaftes Anschauung, leichten geselligen Umgang und heitere freie Verhältnisse begünstigt. Durch freien geselligen Umgang wird ein gewisser Takt in der Anwendung des Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum *Witzbold* wird, d. h. zu einem Menschen, der Witz am unrechten Orte anwendet oder verschwendet. T.

Wladimir (Wlobimit), Zar von Rußland, ward 981, nach dem Tode s. beiden Brüder, Herr des ganzen russischen Staates, und vergrößerte denselben durch Besiegung verschiedener benachbarter Völker. Bei Gelegenheit s. Vermählung mit der griech. kais. Prinzessin Anna Romanowna ließ er sich (988) taufen und nahm mit seinem ganzen Volke die christl. Religion an. Die ersten Religionslehrer der Russen kamen aus Konstantinopel, und von ihnen wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griech. Kirche eingeführt. W. wird, als der erste christl. Regent, und weil er viele Klöster und Schulen stiftete, in der russ. Geschichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Er theilte das Reich unter s. 12 Söhne, doch sollten alle unter Einem Großfürstenthume vereinigt sein. Damit begann nach s. Tode (1015) eine Reihe von Familienkriegen und der Verfall des Reichs. Zu Wladimirs des Heil. Andenken stiftete die Kaiserin Katharina II. am 22. Sept. 1782 den St.-Wladimirorden.

Woch e. Die Eintheilung des Monats in siebentägige Perioden (Woch'n) hat ihren Ursprung im grauesten Alterthum und im Orient, und wird daher, wol nicht mit Unrecht, von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hergeleitet. Dagegen rührt die ältere Benennung der Wochentage von einem astrologischen Aberglauben her. Die Ptolemäische Weltordnung zählte nämlich 7 Planeten in der Ordnung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond; und der Aberglaube ließ diese Planeten hinter einander weg, jeden immer eine Stunde, regieren. Fängt man also irgend einmal eine erste Tagesstunde mit dem Saturn an, so fällt auf die 24., wie man leicht sieht, der Mars, und auf die 25., oder erste des andern Tages, die Sonne (Sonntag); so fortgehend, auf die erste des nächsten Tages der Mond u. s. w. Man könnte auch annehmen, daß der Anfang mit der Sonne, als dem vornehmsten Planeten nach Ptolemäischen Begriffen, gemacht worden sei, was, wie man gleich übersieht, die nämliche Ordnung noch ungezwungener herbeiführt.

D. N.

Wodan ist gleichbedeutend mit Odin, eine der mächtigsten Gottheiten des Nordens. Man hat ihn auch von dem indischen Buddha herleiten wollen. Die alten Sachsen und Thüringer verehrten namentlich den Wodan als ihren Kriegsgott, und jene schwuren in dem Kampfe mit Karl d. Gr. ein feierliches Gelübde, demselben alle feindliche Gefangene zu opfern. (Vgl. Nordische Mythologie.) Die Römer fanden ihren Mars in demselben wieder.

Wohlfahrtsauschuß, Comité de salut public. Unter diesem Namen verschleierte der Berg oder die Partei des Terrorismus (s. d.) im Nationalconvente (s. Frankreich) die Dictatur, welche die Männer des Schreckens an sich rissen, um die Girondisten (s. d.) und die gemäßigte Partei niederzuschmettern, damit der Berg herrsche, und die Republik über ihre innern und äußern Feinde triumphire. Der richterliche oder vielmehr Henkersarm, welcher diesem anfangs neun-, später zwölfköpfigen Souverain blindlings gehorchte, war das Revolutionstribunal (s. d.). Der Wohlfahrtsauschuß ward an der Stelle des kaum 10 Tage alten Comité de défense générale den 6. April 1793 errichtet und vom Convente, aus dessen Mitte seine Mitglieder (darunter Danton, Barrère, Cambon) gewählt waren, mit unumschränkter Vollmacht zu geheimen Berathschlagungen und zur Aufsicht über die Minister versehen; nur nach eignem Ermessen sollte er in jeder Hinsicht für die öffentliche Wohlfahrt sorgen; daher ward ihm, einige Monate später, auch das Recht erteilt, Haftbefehle zu erlassen. Die herrschende Partei ging dabei von der Ansicht aus, daß Frankreich, von Innen und Außen bedroht, nicht wie im Frieden (so wollten es die Girondisten) regiert, sondern wie in Zeiten der höchsten Gefahr nur durch verzweifelte Mittel gerettet werden könne. Als aber, nach dem Sturze der Gironde (1., 2. Juni 1793), der Berg nach

dem Vorschlage des Wohlfahrtsauschusses erklärte, daß die Bevölkerung Frankreichs nur aus 2 Parteien, Patrioten und Feinden der Revolution, bestehe, und jene zur Verfolgung dieser auffoderte, da trat an die Stelle des Gesekes das Schrecken. Bald nachher ward Robespierre (s. d.) den 27. Juli 1793 Mitglied des Wohlfahrtsauschusses, dessen Mitglieder anfangs monatlich ernannt, nun aber gewöhnlich wieder bestätigt wurden. Seitdem beherrschte der Ausschuß die Bergpartei, und durch diese den Convent. Als einzige Regel bei seinem Verfahren erklärte Robespierre: die Spannkraft der Volkregierung im Revolutionszustande sei la vertu et la terreur! Bald sah dieses Ungeheuer von politischem Wahnsinn in sich allein jene Tugend (der Jakobiner) rein vorhanden; darum trat er Alle zu Boden, die nicht dachten wie Er. Mit ihm und nach seinem Sinne arbeiteten im Wohlfahrtsauschusse St.-Just, Couthon, Willaud de Varennes, Collot d'Herbois und Herault de Sechelles. Nur Carnot (s. d.), ebenfalls Mitglied des Wohlfahrtsauschusses, beschränkte sich allein auf die oberste Leitung der Heere, und überließ seinen Genossen das Innere, ohne Theil an ihren Maßregeln zu nehmen. Auf den Antrag jener Männer ward die neue Verfassung einstweilen aufgehoben, und die revolutionnaire Regierung dem Wohlfahrtsauschusse vom Convente am 4. Dec. 1793 gesetzlich übertragen. Nun bestellte der Wohlfahrtsauschuß zu Richtern der Verdächtigen, in allen Gemeinden der Republik, aus den wildesten Menschen Revolutionsauschüsse, deren Zahl auf 20,000 stieg. Die letzten noch übrigen Processformen wurden abgeschafft; an ihre Stelle traten Wahnsinn und Wuth, Grausamkeit mit Thorheit gepaart, Heimtücke und Verrath. Endlich erklärte sich der eine Zeit lang durch Robespierre aus dem Wohlfahrtsauschusse entfernte Danton gegen das nutzlose Bluthsystem, und Robespierre selbst willigte in die Verurtheilung der Hauptlinge des pariser Pöbels (24. März 1794), unter welchen Hebert (s. d.) der Abschaum der Gesellschaft war; allein bald darauf ward auch Danton (5. April), nebst Herault de Sechelles, von Robespierre gestürzt. Nun blieb dieser Wahnsinnige bis zum 28. Juli 1794 Herr über Leben und Tod von 30 Mill. Menschen. Er ernannte Fouquier-Tinville (s. d.) zum öffentlichen Ankläger. Die Gefängnisse häuften und füllten sich; die Gefangenen wurden gemishandelt, von Spionen verrathen und ohne Vertheiligung verurtheilt; das Vermögen der als verdächtig Verhafteten ward eingezogen, und die Guillotine kam nicht vom Plaze. Auf gleiche Art wütheten einige Bevollmächtigte des Wohlfahrtsauschusses, vorzüglich Collot d'Herbois, Carrier (s. dd.) und Tos. le Bon in den Provinzen. Unter den zahllosen Schlachtopfern dieses Systems befanden sich der edle Mallesherbes (s. d.) und der berühmte Lavoisier (s. d.). Endlich wurden die Mitglieder des Wohlfahrtsauschusses und die des Sicherheitsauschusses unter sich uneins. Beide hatten, jede 3 Parteien unter ihren Gliedern. Diese, und nicht Tallien, führten eigentlich den 9. Thermidor herbei. Im Wohlfahrtsauschusse bildeten Robespierre, Couthon und St.-Just „gens de la haute main“ eine Partei; die zweite: Barrère, Willaud und Collot d'Herbois „les gens révolutionnaires“; die dritte: Carnot, Prieur und Lindet „les gens d'examen“. Im Ausschusse der allgem. Sicherheit gehörten zur ersten Partei: Badier, Amar, Jagot, Louis (du bas Rhin), Boulland, „gens d'expédition“ genannt; die zweite: Danton, Lebas, „écouteurs“; die dritte: Wolfe Bayle, Lavicomterie, Elie Lacoste, Dubarran, „les gens de contrepois“ genannt. Robespierre wollte den unbiegsamen Carnot aus dem Wohlfahrtsauschusse austossen; dagegen arbeitete Willaud de Varennes an Robespierre's Sturze. Nur Couthon, St.-Just, die Jakobiner und der Geheimrath von Paris hingen noch an dem Haupte der Demagogie. Als aber St.-Just am 25. Juli im Wohlfahrtsauschusse „zum Heile des Staats“ wirklich eine Dictatur vorschlug, erhoben

sich im Nationalconvente Babier, Collot d'Herbois, Billaud de Varrennes, Cambron, vorzüglich Tallien (s. d.) und Fréron gegen Robespierre; der Dictator und s. Anhang wurden geächtet, und Barras's (s. d.) Sieg am 9. Thermidor (27. Juli), welchen eigentlich der Gendarme Meda entschied, führte am 28. Juli Robespierre, dessen Bruder, St.-Just, Couthon u. A., zusammen 105, auf das Blutgerüst. Der Convent erlangte jetzt s. Ansehen wieder; die Jakobiner und die Anhänger des Terrorismus (la queue de Robespierre) wurden vollends besiegt; zugleich gab der Convent dem Wohlfahrtsauschusse und dem Revolutionstribunale eine beschränktere Vollmacht und Einrichtung. Die blutige Willkür hörte auf, und als die neue Verfassung d. 28. Oct. 1794 eine Directorialregierung (s. Directorium) einführte, löste sich der Convent auf, und in seinem fluchbelasteten Grabe versanken zugleich mit ihm die Revolutionsregierung, das Schreckenssystem und der Wohlfahrtsauschuss. S. „Mémoires inédits de Senart“ (Generalsecret. des Wohlfahrtsauschusses, ft. 1796) oder „Révélations puisées dans les cartons de salut public et de sureté générale“ (2. U., Paris 1824). Die „Mém. historiques de M. de la Bussière“ (Legendre's Geheimschreiber) erzählen, wie sinnreich dieser employé au Comité de salut public eine Menge Verhafteter der Verurtheilung entzog. S. Meda's „Précis du 9 Thermidor“ (Paris 1825). K.

Wohlgemuth (Michael), geb. in Nürnberg 1434, gest. daselbst 1519. Wenn auch dieser Künstler durch s. Werke weniger bekannt wäre als er es ist, so verdient er doch schon als Stifter der nürnbergger Schule und als Lehrer des noch berühmter gewordenen Albr. Dürer, der ihn noch, als W. 82 J. alt war, malte, genannt zu werden. Zu s. Zeit war er der beste Maler Nürnbergs, welches auf der Burg einige Werke und in der Moritzcapelle 4 Werke: den h. Georg, die h. Katharina, Rosalia und Joh. d. Täufer, sämmtlich mit Rückseiten, besitzt; dieselben befanden sich ehemals am Hauptaltare der Augustinerkirche. Auch die zwiskauer Hauptkirche hat Bilder von ihm; das bewundernste Werk von ihm aber besitzt die Stadt Schwabach unweit Nürnberg. Nach Einigen soll das jüngste Gericht in Danzig von ihm sein. Die wiener und münchner Galerien besitzen ebenfalls schöne Werke von ihm. Und wenn auch die trockene, harte Zeichnung, die die deutschen Künstler jener Zeit alle haben, bei W.'s Arbeiten vorwaltet, so ist doch der Farbenslanz, der kräftige Charakter in allen Figuren, die richtige Composition derselben nicht genug zu rühmen. In Privat- und öffentl. Sammlungen wird inzwischent Manches als s. Werk ausgegeben, was nicht als solches zu erweisen ist. Wie die meisten s. Zeitgenossen war er zugleich Holzschnelder und Kupferstecher. Vorzüglich von ihm gefertigte Blätter in Holzschnitt enthält die 1493 erschienene Chronik von Nürnberg.

Wohnung. Obgleich die Wohnung, in welcher man s. längste Zeit verlebt, einen sehr großen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen haben muß, so wird dennoch bei der Wahl und der Einrichtung der Wohnungen auf die Umstände, welche der Gesundheit schädlich oder nützlich sind, gerade zuletzt Rücksicht genommen. Überdies sind auch die Umstände, welche schaden, so zahlreich, daß sie kaum alle zu vermeiden sind, und eine Wohnung, welche gar keine Krankheitsursachen enthält, kaum gefunden wird. Wir wollen diejenigen, welche am häufigsten vorkommen, anführen. Eine mäßige Anhöhe, auf der sich die Wohnung befindet, ist nützlich, eine zu große ist schädlich. Wohnungen, die sich auf großen Ebenen befinden, sind allen den mannigfaltigen Veränderungen unterworfen, welche hier in der Luft, den Winden, dem Boden ic. vor sich gehen. Befinden sich dieselben in dichten Wäldern, so ist der Luftzug nicht frei, der Boden, der immer feucht bleibt, schadet; am schädlichsten aber sind Sümpfe in der Nähe der Häuser. Der Aufenthalt am Meere wird nur aus zufälligen Ursachen schädlich, an sich ist er es nicht. Ausser den Überschwemmungen machen auch Erdbeben und Schneelavinen manche Wohnung sehr gefährlich. Die Städte werden durch hohe Mauern, welche sie umgeben, enge und

nicht gepflasterte Straßen, durch Unreinlichkeit auf denselben, durch die Ausdünstungen, welche manche Handwerke und Manufacturen veranlassen, durch die Kirchhöfe, welche sich in der Mitte derselben befinden, ungesund. Die Steine, aus welchen die Häuser gebaut werden, sind bisweilen so beschaffen, daß sie die Feuchtigkeit der Atmosphäre anziehen und die Wohnung feucht und kühl machen; ferner ist eine sehr beträchtliche Höhe der Häuser theils dadurch schädlich, daß sie den Luftzug auf den Straßen beschränkt und den Zugang der Sonnenstrahlen zu vielen Gemächern verhindert, theils dadurch, daß das häufige Treppensteigen vielen Menschen beschwerlich und nachtheilig ist. Schlechtgebaute Keller verursachen oft Scheintod der Eintretenden, wenn der Luftzug in denselben fehlt; auch in den Zimmern sind die Fenster bald zu klein, bald sind sie so gestellt, daß der Luftzug schädliche Folgen hat. Manche Häuser sind durch Rauch, der sich in ihnen anhäuft, durch den Geruch, den die Abtritte verursachen, unangenehm und schädlich. Jedes neuerbaute Haus ist so feucht, und die verschiedenen Baumaterialien verbreiten so üble Dünste, daß der Aufenthalt in demselben bedenklich sein muß. Endlich ist eine reichhaltige Quelle vieler Krankheiten die schlechte Luft, welche theils durch die Überfüllung der Wohnungen von Menschen, theils durch Unreinlichkeit jeder Art erzeugt wird.

Woiwoda, ein slawisches Wort, das so viel als Heerführer im Kriege (dux belli) bedeutet und aus den beiden slawischen Wörter Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Walachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe sie von den griech. Kaisern, mit denen sie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen statt sie nachher den Titel Hospodar, so viel als Herr, annahmen. Jetzt heißt Woiwod der türkische Pächter der Abgaben eines Bezirks. Im ehemaligen Königreiche Polen nannte man Woiwoden die Statthalter in den Landschaften (Woiwodschaften), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei, und machten die erste Classe der weltlichen Reichsstände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels stattfand, so führte jeder Woiwode den Adel seiner Woiwodschaft in das Feld.

Wolcott (John). Dieser u. v. N. Peter Pinbar bekanntere satyrische Dichter, geb. 1738 zu Dobbrocke, einem Dorfe in Devonshire, und erzogen zu Kingsbridge und Bodnim, studirte bei seinem Oheim, einem Wundarzt und Apotheker zu Fowey in Cornwall, mit Eifer die Apotheker- und Arzneikunst, in welcher letztern er sich noch in Londons Krankenhäusern ausbildete, um dann in der Heimath sie selbst zu üben. Doch trieb er nebenher Poesie und Zeichnen. Als Sir W. Erelawney, ein Verwandter von ihm, 1768 Gouverneur von Jamaica geworden war, begab er sich in dessen Gefolge dahin. Während das Schiff zu Madeira anhielt, schrieb er einige seiner besten Sonette, eine Schilderung der Naturschönheiten dieser Insel enthaltend. Auf Jamaica übte er die Kunst des Wundarztes und wurde vom Gouverneur zum Physikus ernannt, der ihm dazu ein Doctordiplom aus Schottland verschaffte. Fast wäre er für immer in Westindien geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch geistliche Vorträge und Leitung des Unterrichts auf der Insel versehen hatte, wünschten ihn die Pflanzer für beständig in dieser Stelle zu behalten; aber der Bischof von London gab die Erlaubniß nicht dazu. Da nun der Gouverneur starb, kehrte W. nach England zurück und ließ sich als Arzt zu Truro nieder; allein hier gerieth er wegen seines Hanges zur Satyre mit mehreren Leuten in der Nachbarschaft in unangenehme Verhältnisse. Dies, und daß er nach dem Tode seines Oheims ein ansehnliches Einkommen erbt, bestimmte ihn, sich mehr seiner Neigung zur Dichtkunst und zum Zeichnen zu überlassen. Er nahm sich des späterhin als Maler und Prof. an der königl. Akademie bekannt gewordenen John Opie an, und setzte ihn durch sei-

nen Unterricht in den Stand, bald als Portraitmaler reisen zu können. 1778 begab sich W. nach London, wo seine literarischen Beschäftigungen bald eine Quelle reichlichen Ertrags für ihn wurden, denn seine satyrischen Schriften las man allgemein mit vielem Vergnügen. Nur fand man daran auszusetzen, daß sie nicht selten den sittlichen Anstand verletzten und zu oft gegen Personen von wahren Verdiensten gerichtet waren. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern seiner Werke, wegen einer Leibrente, die er sich von ihnen bedungen hatte, beseitigt waren, bekam er eine Fehde mit W. Gifford, der ihn in seiner „Baviade und Mäviade“ hart mitgenommen hatte, und die sich mit einer Prügelei zwischen Beiden endigte. Sodanherhin bekam er Handel anderer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er Unterricht in der Kunst scenischer Darstellung gegeben hatte. Indessen wurde diese Angelegenheit mit einigen Zeitungsartikeln abgethan. Nachdem er das Gesicht verloren, starb er 1819 zu Somers-Town 81 J. alt. Die Anzahl seiner Schriften von 1778—1813 ist sehr ansehnlich. Eine, jedoch nicht Alles enthaltende, Ausg. erschien 1812. Sie gibt in der Einleitung seine Lebensgeschichte kurz skizzirt. Mehr über ihn und seine Schriften s. in den „Zeitgenossen“, XXIV.

Wole, der schützende Geist der Erde, die uralte Seherin. Von ihr heißt der älteste Theil der Edda *Woluspá*, das Gesicht der Wole.

Wolf (Christian, Freih. v.), Kanzler der Universität Halle, ein berühmter deutscher Philosoph und Mathematiker, ward 1679 zu Breslau geb. Sein Vater, ein nicht sehr bemittelter, aber gebildeter Handwerker, wendete Alles an, um seinem Sohne, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu geben. W. erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Breslau, und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studiren. Doch waren Mathematik und Philosophie seine Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschließlich beschäftigte. Mit Cartesius's u. Tschirnhausen's Schriften machte er sich vor allen bekannt. Er faßte den Entschluß, sich dem akademischen Leben zu widmen, habilitirte sich 1703 zu Leipzig durch eine Disputation („De philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta“), die eine sehr günstige Meinung für ihn erweckte, und hielt mathematische und philosophische Vorlesungen, die häufig besucht wurden. Durch verschiedene Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik herausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall der Schweden in Sachsen (1706) auch ihn von Leipzig entfernte, erhielt er auf Leibniz's Empfehlung (1707) den Ruf als Prof. der Mathematik und Naturlehre auf die Universität Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode, sowie durch mehrere mathematische Schriften, großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathematischen Vorträgen war etwas bis dahin ganz Ungewöhnliches. Daher kam es, daß seine Philosophie, die er, nach dieser Methode bearbeitet, herausgab, allgemeinen Beifall fand, sich schnell durch Deutschland verbreitete, und man anfing, diese Methode auch auf andre Wissenschaften, nicht selten mit Übertreibung und Pedanterie, zu übertragen. W. wurde jedoch von seinen Collegen in Halle, besonders von denjenigen Theologen, welche den damals überhandnehmenden Pietismus begünstigten, und deren Grundsätze seine philosophische Denkart zuwider war, heftig angegriffen, für einen Religionsverächter und Irlehrer erklärt, und bei der Regierung förmlich angeklagt. Durch eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I., vom 15. Nov. 1723, ward er seiner Stelle entsetzt, und ihm unter Androhung harter Strafe (des Stranges) befohlen, Halle in 24 Stunden, und in 2 Tagen die preuss. Staaten zu verlassen. Er fand in Kassel günstige Aufnahme, und bei der Universität zu Marburg eine ehrenvolle Anstellung. Der Streit über sein philosophisches System ward nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partes für oder wider ihn. Indessen erhielt er aus dem Auslande viele Ehrenbezeugungen

und vortheilhafte Anträge, welche letztere er aber ebenso ablehnte wie den Vorschlag, nach Halle zurückzukehren, obgleich der Proceß wider seine Philosophie durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Commission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden war. Erst 1740, als Friedrich II., der ihn sehr schätzte, den Thron bestiegen hatte, ging er als Geheimerrath, Vicekanzler der Universität und Prof. des Natur- und Völkerrichts nach Halle zurück. 1743 ward er, an Ludwig's Stelle, Kanzler der Universität, und 1745 erhob ihn der Kurfürst von Baiern, während des Reichsvicariats, in den Freiherrnstand. W. sah seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen großen Theil Europas verbreitet, und hatte unzählige Schüler; aber er überlebte seinen Ruhm als akademischer Lehrer; denn die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich in den letzten Zeiten bedeutend. Er starb 1754, im 76. J. seines Alters. — W. hat unleugbares Verdienst um die Philosophie. Er hat sie zwar nicht mit großen und glänzenden Erfindungen bereichert, aber die Aufmerksamkeit vornehmlich auf die systematische Methode gelenkt. Seine strenge mathematische Methode brachte Ordnung, Licht und Gründlichkeit in das Ganze der Wissenschaft, deckte aber auch, je mehr sie angewendet wurde, die Schwächen dieser Lehre um so sichtbar auf. Daß diese Methode in der Folge von schwachen Köpfen gemißbraucht wurde, kann ihm nicht als Schuld angerechnet werden. Er machte sich vorzüglich Leibniz's Hypothesen und Grundsätze zu eigen, bildete sie weiter aus und popularisirte sie. Durch die Menge seiner zum Theil deutsch geschriebenen Schriften und durch die große Zahl seiner Zuhörer hatte er einen sehr ausgebreiteten, und bei dem damals sich regenden Pietismus und Mysticismus zugleich sehr wohlthätigen Einfluß auf sein Zeitalter. Auch um die deutsche Sprache hatte er wesentliche Verdienste. Er entwickelte ihren Reichthum für philosophische Begriffe und schrieb rein und verständlich in derselben. Die Kant'sche Kritik stürzte den Dogmatismus dieser Methode gänzlich.

Wolf (Friedrich August), der anerkannt größte Philolog seiner Zeit, ward geb. am 15. Febr. 1759 zu Haynrode, einem Kirchdorfe der Grafschaft Hohnstein, unweit Nordhausen. Sein Vater war Cantor und Organist des Dorfs, späterhin Lehrer an der Jungfrauenschule der ebengenannten ehemaligen freien Reichsstadt. Bis zum 7. Jahre ward W. von der geistreichen Mutter mit großer Sorgfalt erzogen, und vom Vater — als Elementarlehrer, besonders in Sprachen und Musik, von nicht gewöhnlichen Verdiensten — mit größter Strenge unterrichtet, und bezog hierauf das nordhäuser Gymnasium. Während der Schuljahre wirkten besonders der Rector Hake, nächst dem Vater der Erste, durch welchen er Liebe zum gründlichen Studium der alten Sprachen gewann, und der Musikdirector Frankenstein, welcher ihn dem Studium der neuern Sprachen und Literatur zuführte, am meisten auf die Entwicklung seiner Talente. Letzterer, ein Mann von den herrlichsten Anlagen, hielt das Studium der neuern Sprachen bei einiger Kenntniß der alten für so leicht, daß er seinem begierigen Schüler je ein Wörterbuch nur auf 2 Monate lieh, als welche Frist hinreiche, sich die nöthige Wörtermenge durch Auswendiglernen und Abschreiben anzueignen. Unter der Anleitung dieses Lehrers entstand bei W. die ihm vorherrschend gebliebene Neigung zur Autodidaktie, und die Gewohnheit, immer nur Eins, und das mit größter Anstrengung zu treiben. Schon auf der Schule verglich er auf seinem Stübchen die alten und neuen Sprachen, um sich eine vergleichende Grammatik anzulegen. Noch vor seinem Abgehen zur Universität hatte W. die bedeutendsten Autoren der Alten, wie der Franzosen, Italiener, Spanier und Engländer, zum Theil wenigstens gelesen. — Zur Musik trieb der Vater ganz besonders an, und nachdem er den Sohn theoretisch und praktisch hinlänglich vorbereitet glaubte, übergab er ihn dem Unterrichte des gelehrten Organisten Schröter, welcher ihn zwar durch die Bekanntschaft mit den Schriften der Alten über Musik sehr an sich zog, aber ihn auch mit Mathematischem marterte, welchem

der Schüler, wie später der Mann, durchaus abgeneigt war. W. liebte die Musik sehr als Erholung; er sang mit im Stadthore, übte mehre Instrumente und componirte kleinere Stücke; der Wunsch des Vaters aber, Musik zum Hauptstudium seiner beiden Söhne zu machen, ward nur durch den jüngern, Georg Friedrich, erfüllt, welcher sich späterhin, schon im 21. Lebensjahre, durch seine „Clavierschule“ einen Namen in diesem Fach erwarb. Diese vom Vater mit den Söhnen wol zu weit getriebene Pädomathie schwächte jedoch des Knaben Körper, der sonst sehr robust zu werden schien. Nach Antritt des 19. J., 1777, bezog W. die Hochschule zu Göttingen, mit dem festen Vorsatz, ausschließlich nur Philologie zu studiren. Das „Philologiae studiosus“, wie er in der Matrikel genannt zu werden bat, war, als damals durchaus ungewöhnlich, sogar dem Philologen Heyne dermaßen auffallend, daß man Bedenken trug, ihm zu willfahren; W. aber ließ sich nicht davon abbringen und war nicht zu bewegen, sich als Theologen einschreiben zu lassen. Er hörte, jedoch höchst unregelmäßig, weil das Selbststudiren ihn sehr verwöhnt hatte, bei Gatterer, Schlozer, Michaelis, Feder, Meiners und Heyne. Diesem letztern vielvermögenden und höchstachtbaren Manne empfahl sich W. indeß weber durch seinen geringen Collegienbesuch noch durch die scheinbare Unregelmäßigkeit seiner Studien, sodas ihn Heyne von seinem Collegium über Pindar, wozu W. sich meldete, ausschloß, als dazu wol wenig geeignet. Ubrigens lebte W. bis Michaelis 1779 zu Göttingen sehr glücklich (besonders durch den ihm gestatteten feiern Gebrauch der Bibliothek), obgleich sonst einsam, Wenigen bekannt und nur mit Einigen vertraut. Sein leidenschaftliches Studiren warf ihn zu Göttingen 2 Mal in lebensgefährliche Krankheiten, aus denen ihn Baldinger rettete. Neben seinen Studien gab er mehreren ihm empfohlenen Studenten Unterricht im Griechischen und in neuern Sprachen, besonders im Englischen, zu welchem Behuf er Shakspeare's „Macbeth“ mit erklärenden Noten (Göttingen 1778) herausgab. Von Heyne hielt W. sich so fern, daß er auch nicht einmal eine Stelle in dessen philologischem Seminarium suchte, so wünschenswerth ihm solche in ökonomischer Hinsicht gewesen wäre. Um sich jedoch dem einflussreichen Manne auch zunftmäßig zu empfehlen, legte er ihm kurz vor seinem Abgehen von der Hochschule 1779 in einem Aufsatze seine abweichenden Gedanken über Homer vor, welche Heyne indeß beharrlich und peremptorisch abwies. 1779 ging W., von Heyne nicht eben aus wohlwollender Theilnahme dazu veranlaßt, als außerordentlicher Lehrer an das damals blühende Pädagogium nach Jisfeld. Hier blieb er bis zum Frühling 1782, fleißig im Lernen und Lehren. Von hier aus machte er sich zuerst der philologischen Welt bekannt durch seine Ausg. des Platonischen „Gastmahls“, mit deutschen Noten, deutscher Inhaltsübersicht und Einleitung, deren Ton, Stwi, Art und Kunst ihm den Beifall der Gebildeten, namentlich auch des preuß. Ministers v. Zedlig, erwarb, auf welchen W. es ganz eigentlich dabei abgesehen hatte, den Blick schon damals auf eine preuß. Hochschule gerichtet, denn der Name Friedrich II. klang ihm süß in den Ohren. Auf den Grund sehr genial behandelter Probellectionen ward er 1782 zum Rector der Stadtschule zu Osterode am Harz erwählt, wohin er, nachdem er noch zu Jisfeld seine Hochzeit gefeiert hatte, im Frühlinge dess. J. abging. Schon im folg. J. erhielt er, der kaum sein 24. Lebensjahr angetreten hatte, einen doppelten Ruf, als Director des Gymnasiums nach Gera, mit 700 Thlr. Gehalt, und nach Halle als ord. Prof. der Philosophie, besonders der Pädagogik, und als Director des pädagogischen Instituts der dortigen Hochschule, an Trapp's Stelle, mit einem Gehalte von 300 Thlr. Des geringern Gehalts ungeachtet zog er dennoch, auf Semler's Rath, den Ruf nach Halle vor, weil er ihm einen größern Wirkungskreis eröffnete. Im April 1783 ging er nach Halle. In den ersten Jahren hatte W. hier einen schlimmen Stand. Der geringe Gehalt und die übermäßige Pädagogik machten ihm viel zu schaffen. Sein Hörsaal blieb leer, weil er auf dem

Lehrstuhle wenigstens einen höhern Ton angab als auf der osteroder Schule; sein Streben auf strengere philologische Studien ward von den durch die pädagogischen Meister arg verwöhnten Studenten wenig begriffen. Es gelang ihm indes bald, unter dem Beistande des Ministers v. Zebliß, das ihm untergeordnete pädagogische Institut in ein philologisches Seminarium umzuwandeln; er stimmte seinen Lehren herab, die Studenten gleichwie osteroder Schüler betrachtend, ward nun verstanden und erhielt großen Zulauf. Erst in den letzten 10 J. seines Professorats zu Halle ging er in den ersten höhern Ton zurück. Als akademischer Lehrer ging W. seinen eignen Weg, den Grundsatz verfolgend, daß das classische Alterthum besonders als Vorbild eines auf den edelsten und größten Ideen beruhenden öffentlichen und Privatlebens betrachtet, und so als Bildungsmittel auf Hochschulen benützt werden müsse. Er machte sich zur Hauptaufgabe seines Amtes: die Universität Halle zum Mittelpunkte des umfassendern philologischen Studiums zu machen, den vaterländischen Schulen tüchtige, gründlich gebildete Lehrer und Vorsteher zuzuführen, und das Schulwesen wo möglich für immer von der wissenschaftelnden Praktik der Pädagogen zu befreien. Sich als Schriftsteller zu zeigen, wie die akademischen Lehrer es für ihren vorzüglichen Beruf zu halten pflegen, war ihm durchaus nur Nebensache; er wollte nicht Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein. Von seiner vielleicht beispiellosen Thätigkeit als Lehrer mag hier nur das angeführt werden, daß er, während der 23 Jahre seines Professorats zu Halle, über 50 verschiedene inhaltreiche Collegien gelesen hat, die bedeutenden Übungen und Vorträge im philologischen Seminarium ungerechnet. Nur zum Behuf einer mythologischen Vorlesung besorgte er gleich (1784) einen neuen Abdruck der Hesiodischen „Theogonie“, mit Vorrede und einer Art von Commentar aus den gehaltenen Vorlesungen: das erste und einzige Mal, daß er ein Collegium mit einer schriftstellerischen Arbeit in Verbindung setzte. In der Vorrede erkennt man schon aus den vorsichtig hingeworfenen wenigen Worten die ganze Betrachtungsart der ältesten Griechen, die er später in den Prolegomenen zum Homer vorgetragen. Schwerlich möchten viele Jünglinge seines damaligen Alters mit solchen Ideen so lange an sich gehalten und sie so oft und vielfach durchgeprüft haben, ehe sie an öffentliche Bekanntmachung denken mochten. Überall aber war sein Bestreben, die Kränze des Ruhms höher zu hängen. Erwünscht kam ihm zu derselben Zeit die von der hallischen Waisenhausbuchhandlung ihm dargebotene Gelegenheit, einen Abdruck der Werke Homers nach der glasgow'schen Ausgabe zu besorgen; er las seitdem öfter über den ganzen Homer. 1792 erschien seine Bearbeitung der Demosthenischen Rede wider Leptines, welche durch vollendete Latinität, Reichhaltigkeit der Einleitung, musterhaften Commentar und scharfsinnige Berichtigungen des Textes seinem Namen großes Gewicht gab. Ihr folgte 1795 der 1. Th. seiner „Prolegomena zum Homer“, in welchem er seine Ansichten von der alten, ursprünglichen Form der „Ilias“ und „Dyffsee“, ihrer mannigfachen Schicksale und von dem erspriesslichsten Wege, auf welchem sie wiederherzustellen sein dürften, ausspricht; mit seltenem Scharfsinn begründend, geistreich überredend und mit großer Gelehrsamkeit den Leser überzeugend, daß „Ilias“ u. „Dyffsee“, sowie wir sie haben, nicht das Werk Homers, sondern mehrerer homerischer Rhapsoden seien. Das Buch machte durch das ganze gebildete Europa unendliches Aufsehen, erregte vielseitigen Streit und brachte die wichtigsten historischen, antiquarischen und kritischen Untersuchungen auf die Bahn. So willkommen indes dem Verf. Widerspruch war, wenn die Angelegenheit dadurch weitergebracht wurde, so widerlich war ihm die hier und da verlautbare Äußerung mehrerer Gelehrten: daß ihnen über „Ilias“ u. „Dyffsee“ schon längst gleiche Gedanken vor der Seele geschwebt hätten. Sie säumten auch nicht, ihre Träume nun alsbald in der Taghelle der Wolf'schen Demonstration auf ihre eignen Weise weiter zu träumen, nicht ohne wunderliche Seitenblicke auf W.'s Verdienst der

Priorität. Die Streitigkeiten, welche ihm daraus mit einigen solchen nachträumen-  
den Propheten erwuchsen, sind bekannt; unter Letztern suchte Heyne sich auch noch  
unter der Hand das Ansehen zu verschaffen, als sei Er, zu dessen Füßen W. gesessen,  
die Quelle, aus welcher dieser geschöpft habe. Dies veranlaßte die geistreichen  
„Briefe an Heyne“, von denen die drei ersten als treffliche Muster gelehrter Pole-  
mik und seiner Ironie betrachtet werden. 1801 legte W. das kritische Messer  
an mehre Reden Cicero's, beweisend, daß sie unecht, als bloße Declamirübun-  
gen anzusehen und des großen Redners unwürdig seien. 1802 erschien seine Ausg.  
des Sueton. Nachdem W. 1796 einen Ruf nach Leyden, 1798 nach Kopenhagen,  
als Oberdirector aller höhern Schulen, und 1805 nach München abge-  
lehnt hatte, ward er, mit bedeutender Gehaltsvermehrung, zum königl. preuß.  
Geheimenrath ernannt. Während er mit seiner neuen Recension der Homerischen  
Werke beschäftigt war (1804—7), ward die Hochschule zu Halle aufgehoben. W.,  
seines Einkommens und, was ihn tiefer schmerzte, seines in jeder Rücksicht gefegne-  
ten Lehrstuhls beraubt, ohne Vermögen und zum Erwerb durch Büchermachen  
ebenso schwierig als unlustig, sah sich in einer sehr drückenden Lage. 1807 ging  
er zum Besuch nach Berlin, wo er zu bleiben veranlaßt ward, um dort in der unge-  
störten Akademie der Wissenschaften thätig zu sein. Mehr als einen in dieser Zeit  
an ihn gelangten auswärtigen Ruf lehnte er ab, da sein Monarch ihm aus der Ferne  
die Versicherung zugehen ließ, daß alle mögliche Sorge für ihn getragen werden  
solle, um ihn dem Vaterlande zu erhalten. An der Stiftung und Einrichtung der  
Hochschule zu Berlin nahm W. mit Rath und That den lebhaftesten Antheil. Für  
sich selbst wünschte er die Oberaufsicht der sämmtlichen berlinischen Schulen und die  
specielle Direction eines neuen von ihm einzurichtenden philologischen Semina-  
riums, in organischer Verbindung mit den Gymnasien und der Hochschule der  
Residenz, wozu er vortreffliche Vorschläge und Ansichten eingereicht hat. Sein  
Hauptwunsch jedoch war: von allem Geschäftthum, was ihm Zeit und Kraft zum  
Lehren schmälern könnte, möglichst befreit zu bleiben. Da ihm dies nicht genügend  
gewährt wurde, blieb er nur kurze Zeit im eigentlichen Staatsdienste, als Director  
der wissenschaftlichen Deputation und als Mitglied der Section für den öffentlichen  
Unterricht, im Ministerium des Innern. Er trat bald ganz aus dem Geschäfts-  
leben heraus, sich los sagend auch von den regelmäßigen Arbeiten eines ordentlichen  
Mitgliedes der Akademie und eines ordentlichen Professors der Universität, nur das  
Recht sich vorbehaltend zu freien Vorlesungen auf der Universität, als Ehrenmit-  
glied der Akademie. Der ihm seit 1807 gewordenen leidigen Muße verdanken wir  
unter Anderm die unvergleichliche „Darstellung der Alterthumswissenschaft“ und  
die ebenso geist- als kunstreichen Übersetzungen aus Horaz, Homer und Aristophanes.  
Die „Analekten“, eine der gehaltvollsten Zeitschriften, brach er plötzlich ab  
und ließ seitdem nichts mehr drucken, um nicht auch dem hereingebrochenen Censur-  
unwesen zu verfallen. Eine in den letztern Jahren oft wiederkehrende Kränklichkeit,  
deren Heilung sein Arzt nur vom wärmern Himmel des südlichen Frankreichs er-  
wartete, gab ihm den Entschluß ein, dorthin zu reisen. Er verließ im April 1824  
Berlin und kam, höchst erschöpft durch die nur zu ungeduldig beeilte Reise, im  
Juli zu Marseille an, wo ein heftiger, nicht ganz unverschuldeter Lungenkatarrh  
den Faden seines Lebens am 8. Aug. zerriß. Der classische Boden der uralten  
Massalia birgt nun die Reste des deutschen Mannes, der die Philologie zuerst zur  
Wissenschaft und Kunst erhob. — W. hinterläßt außer s. latein. und deutschen  
Schriften, in denen er sich als schöpferischen Meister in fast allen philologischen  
Disciplinen erweist, zahlreiche Schüler, welche die von ihm gestiftete preiswürdige  
Schule des freien, von keinem Meister abhängigen Selbststudiums fortsetzen wer-  
den, streng darauf bedacht, daß sie nimmer in eine Schule für — aner ausarte,  
wie die seines Namensvetters, des hallischen Philosophen. Die treue Anhäng-

lichkeit und Liebe der Mehrzahl seiner Schüler erfreute den Abend seines Lebens und enthob ihn dem Unmuth, welchen ihm einige Schüler, und zwar die ihm sonst gerade am nächsten gestanden, dadurch erregten, daß sie, über dem Gefühl einer durch ihn gewonnenen Selbstständigkeit, die Pietät gegen den väterlichen Lehrer und Freund vergaßen. W.'s hohes, geistreiches Antlitz wird durch 3 von Friedrich Tief zu verschiedenen Zeiten gelieferte Marmorbüsten von höchster Ähnlichkeit auf die Nachwelt kommen. Ein Schüler W.'s, Prof. Hanhart, am Gymnasium zu Basel, schrieb: „Erinnerungen an Friedrich August Wolf“ (Basel 1825).

Wolf (Arnoldine), geb. zu Kassel am 21. Jan. 1769, Tochter des Regierungsprocurators Weiffel zu Kassel und Syndicus der Universität Marburg, den sie aber schon im 4. Jahre verlor. Die Mutter sorgte desto eifriger für eine gute Erziehung ihrer 4 Kinder. Im 12. J. wurde sie einer geschickten Erzieherin anvertraut. Schon in ihrem 15. J. verlangten sie der Hofrath Schölzer in Göttingen und der Hofrath Witthof in Duisburg als Erzieherin ihrer Töchter; allein die Mutter hielt sie zu diesem wichtigen Geschäfte noch für zu jung. Im 18. J. wurde sie von der schrecklichen Krankheit Scabies humida befallen, und seitdem lebte sie 26 Wochen lang fast ohne Schlaf. Mitten im höchsten Grade der Schmerzen sang sie ein Mal Alles, was ihr nur in das Gedächtniß kam, darauf dichtete sie aus dem Stegreif ein Lied; so folgten noch 5 andre, die sie in schlaflosen Nächten verfertigte. Dies beförderte ein Freund 1788 zum Drucke, und es mußte bald eine zweite Aufl. veranstaltet werden. Ganz entkräftet fiel sie nach 6 Monaten in eine Art von Todes Schlaf und behielt nichts als das Gehör und das Bewußtsein, mit der Furcht lebendig begraben zu werden. Nach 4 Wochen fing sie an sich zu bessern und erhielt ihre völlige Gesundheit wieder. Im 23. J. heirathete sie den Berggrath Georg Friedrich Wolf in Schmalkalden, mit dem sie 9 Kinder zeugte, und starb am 5. März 1820. Einzelne Gedichte von ihr stehen im „Morgenblatt“, in den „Erholungen“, in der „Frauenzimmerzeitung“ u. in andern Zeitschriften. „Gedichte der Arnoldine W.“, mit ihrer für die psychische Kenntniß des Menschen sehr wichtigen Krankheitsgeschichte, gab D. Wisz zu Schmalkalden 1817 heraus.

Wolfdietrich, s. Heldenbuch.

Wolfe (James), ein besonders durch seinen Heldentod berühmt gewordener engl. General. Frühzeitig durch große militairische Talente ausgezeichnet, ward er in dem Kriege, der 1754 zwischen England und Frankreich wegen Grenzstreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert, und erhielt 1759 den Oberbefehl eines besondern engl. Armeecorps von ungefähr 7000 M., welches bestimmt war, den Franzosen Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich auf die Eroberung von Quebeck, der Hauptstadt dieser Provinz, an. Die engl. Flotte unter Admiral Saunders, auf welcher sich W. mit seinem Corps befand, segelte zwar in dieser Absicht den St.-Lorenzfluß hinauf, aber die ersten Versuche der Engländer, zu landen und die Franzosen anzugreifen, schlugen fehl, und W., durch Anstrengungen und Kummer über das Mißlingen seiner Unternehmungen heftig angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wiederhergestellt war, gelang es ihm (Juli 1759), auf der östlichen Seite von Quebeck zu landen. Da aber der franz. Heersführer, Marquis Montcalm, sich in einer festen Stellung zwischen den Engländern und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte W. seinen Plan, schiffte sein Corps wieder ein und landete mit demselben (12. Sept.) im Westen von Quebeck, ohne daß die Franzosen es vermuthen und verhindern konnten. Montcalm war nun genöthigt, um die Stadt zu sichern, den Engländern am folgenden Tage eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war sehr hitzig, und von beiden Seiten ward mit gleichem Muthe gefochten. Auf welcher Seite die überlegene Anzahl von Truppen oder der größere Verlust gewesen, ist aus den sich widersprechenden Berichten nicht mit Bestimmtheit

heit abzunehmen. Die Franzosen mußten das Feld räumen. Beide Heerführer wurden tödtlich verwundet und mußten aus dem Treffen gebracht werden. Auch ihre beiden Stellvertreter wurden verwundet. W. war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern bloß um den Ausgang der Schlacht besorgt. Mit Ungstlichkeit erkundigte er sich danach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Feinde gänzlich geschlagen wären und von allen Seiten wichen, sagte er: „Nun bin ich zufrieden“, und wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Folgen der Schlacht waren sehr wichtig. Die Franzosen versäumten, wider des sterbenden Montcalm's Rath, Verstärkungen an sich zu ziehen, zogen sich weit zurück und überließen die Stadt Quebeck ihrem Schicksale, die, auch durch das Feuer der engl. Schiffe geängstigt, 4 Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen sich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im pariser Frieden verblieb. — W. war erst 35 J. alt, und hatte sich, ohne mächtige Verbindung, bloß durch sein Verdienst emporgeschwungen. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Grabmal errichtete. — Seine letzten Augenblicke sind durch ein schönes, allgemein bekanntes Kunstblatt (den Kupferstich von Will. Woollett nach Benj. West's schönem Gemälde) verewigt worden.

Wolff (Herr und Frau), deutsche Schauspieler, Mitglieder des berliner Theaters. Die Kunst des dramatischen Künstlers wird um so schwieriger, je weiter die Nation, der er angehört, in ihrer ästhetischen Bildung fortschreitet. Wo man früher sich mit Nachahmung der gewöhnlichen, Allen leicht erkenntlichen Wirklichkeit begnügte, und mit gewissen allgemeinen Darstellungsformen zufrieden war, da will man später ideale Bilder erblicken und in dem Darsteller einen wahren Seelenmaler finden. Man will, was die Phantasie des Dichters geschaffen hat, nicht nur im Sinn und Geist desselben vollkommen wiedergegeben sehen, sondern man meint sogar vom Schauspieler verlangen zu können, daß er die Fehler des Dichters verbessere und seine Dichtung, wo sie mangelhaft erscheint, vollende und verkläre. Daß dazu nicht nur Bildung des Geistes und der Sitten, sondern auch mannigfache Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfordert werden, welche sich nicht wie die Kränze, die Antonio im „Tasso“ meint, bequem und mit Spazierengehen verdienen lassen, leuchtet wol Jedem ein; denn wie will der Schauspieler sich in Zeiten versetzen, die er nicht durch die Geschichte kennt, wie sich das Sein und Wesen von Personen auch nur auf Augenblicke aneignen können, deren inneres Leben dem feinnigen auf keine Weise entspricht? Mit Recht genießt also der dramatische Künstler, wenn er jenem Ideal sich nähert oder nachstrebt, einer hohen Achtung; denn er ist keineswegs bloß ein dienendes Werkzeug eines höhern Genius (des Dichters), sondern selbstschaffender Geist, in gewissen Schranken unabhängiger Bildner. Daß das Künstlerpaar, von dem wir hier sprechen, in diese Classe gehöre, darüber ist unter den Zeitgenossen nur Eine Stimme, und so verdient auch sein Name der Nachwelt aufbewahrt zu werden. — Pius Alexander W. wurde, so viel uns bekannt geworden, 1782 im Kreise einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht zum Schauspieler erzogen, sondern für den Stand des Gelehrten bestimmt. Daher hatte er sich auch diejenigen Kenntnisse früh zu erwerben gesucht, welche diese Bestimmung erforderte, und die ihm auch auf seiner später eingeschlagenen Laufbahn so nützlich wurden. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, feiner Beobachtungsgabe und einem scharfen Blicke des Geistes ausgerüstet, dabei unterstützt von einer mehr feingebildeten als starken und kräftigen Gestalt und einem alle Abstufungen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen bezeichnenden Organe, schien er zum darstellenden Künstler gleichsam von der Natur berufen. Er folgte diesem Rufe, und wir finden ihn seit 1804 als Mitglied der Schauspielergesellschaft in Weimar, zu der Zeit, wo sich das dortige Theater

zu der Kunsthöhe zu erheben begann, auf der es ein Muster für die deutschen Bühnen ward, welche den Geist desselben sich anzueignen geneigt oder fähig waren. Da sich 2 der größten Geister, die Deutschland erzeugt hat, und die beiden ersten dramatischen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe) selbst mit der Leitung dieser Bühne angelegentlichst beschäftigten, so fand ein Mann von W.'s Geist und Talenten, um so mehr, da er sich Weiber besondern Gunst zu erfreuen hatte, vielfache Gelegenheit und Unterstützung, um sich zum wahren Künstler auszubilden. Mittheilungen darüber hat W. selbst in Holzer's „Monatl. Beitr. zur Geschichte der dramatischen Kunst“ (1828) drucken lassen. Lange war man in Deutschland schwankend gewesen, was man für das höchste Ziel des darstellenden Künstlers anerkennen sollte. Nachdem die steife manierierte Pracht, das conventionnelle Pathos, die mehr declamatorische als dramatische Darstellungsart der Franzosen, besonders in dem höhern Drama, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängstlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affects durch Sturm und Drang, Wüthen und Toben auf den Brettern verdrängt worden war, und sich Jeder zum Schauspieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Gestalt und durchdringende Stimme verliehen hatte, erhob sich, besonders durch Göthe g. weckt, der Genius echter Kunst, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemessenen Gange der Regel, sowie durch die Unterordnung des Wirklichen unter das Ideale, das Ziel, nach dem der Künstler zu streben habe. Die weimarische Bühne bildete damals einen Kreis verschiedener Talente, die gemeinsames Streben unter Leitung eines hohen Genies gleichsam zu einer Künstlerfamilie vereinigte. W. fühlte sich in diesem schönen Kreise bald einheimisch, und strebte, indem er sich besonders der Tragödie zuwandte und in das Fach jugendlicher Helden oder ernster, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Menschen. Sein Hamlet, sein Posa, Mar Piccolomini, Weislingen, Drest, und späterhin sein Tasso wurden als musterhafte Bildungen in ihrer Art ausgezeichnet und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf, der mit der Freiheit seiner Darstellungen immer gewachsen ist. Allein nicht bloß das ernste Drama zog seine Neigung an, sondern er zeichnete sich auch später im Komischen aus, wozu er in seiner reichen, leicht beweglichen Phantasie, seinem feinen Beobachtungsgeiste große Hülfsmittel fand. Vornehmlich sagte ihm das Humoristische zu. Man sah ihn immer mit Vergnügen im Lustspiele, wiewol die eigentliche Sphäre seines Talents das Trauerspiel (in der Bedeutung, wo es das ernste Drama mit einschließt) geblieben ist. In der letztern Zeit hat er sich der ausgeführten Seelencharakteristik mit großem Erfolg gewidmet. Man denke an den Maler im „Bild“, Graf Leicester, den Vater im „Glück und Segen“, Herr v. Uhlen. W. wurde auch selbst dramatischer Dichter. Er schrieb ein heiteres Lustspiel: „Cäsario“, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, später ein rührendes Drama „Pflicht um Pflicht“ (gedruckt in Müllner's „Almanach für Privatbühnen“, 1. Jahrg.), dann ein ähnliches: „Treu siegt in Liebesnehen“, eine kleine Posse: „Der Hund des Lubri“ und das späterhin mit Weber's charakteristischer Musik ausgestattete und beliebte Theaterstück „Preciosa“, welches nebst den beiden erstgenannten in seinen „Dramat. Spielen“ (1. Bd., Berl. 1823) gedruckt erschien; endlich das Lustspiel: „Der Mann von 50 Jahren“. — Während seines Aufenthalts in Weimar verheirathete er sich mit einer Künstlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen der Kunst sich zu erheben suchte, der Frau Becker, geb. Malcolmi. Mit einer hohen, wohlgebildeten Gestalt vereint sie eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung und edle, würdevolle Haltung. Ihr biegsames, obwol dem Umfange der Töne nach sehr beschränktes Organ erleichterte ihr die Kunst zu sprechen, die sie in hohem Grade besitzt. So eignete sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, indem sie die ersten Heldinnen mit Glück darstellte. Vornehm-

lich gediegen und anmuthsvoll waren ihre Darstellungen rein naiver und idealer weiblicher Gestalten, z. B. Iphigenia (in Göthe's Drama gl. N.), Stella, Maria Stuart, Fürstin in der „Braut von Messina“, Klärchen in „Egmont“, Adelheid in „Götze von Berlichingen“, Leonore Sanvitale in „Tasso“, Eboli in „Don Carlos“ u. a. In späterer Zeit hat sie noch mehre Charaktere hoher Frauen übernommen und mit ungemeiner Meisterschaft dargestellt, z. B. Elisabeth in „Maria Stuart“, Sappho. Allein auch im Scherzhaften hat sie sich vorzüglich in früherer Zeit mit Glück gezeigt. Sie verräth überall einen tief eindringenden Verstand, einen sichern Überblick des Ganzen, einen zarten Sinn für die dichterischen Schönheiten ihrer Partie, eine hohe Feinheit in der Schattirung verwandter Seelenzustände; dabei wird ihr Spiel von einer hohen Anmuth beseelt, und Nichts gelingt ihr so als das Hinausreißen des Zuschauers in ruhigen und zarten Momenten. Die gebundene Rede verstanden Beide mit unnachahmlicher Leichtigkeit vorzutragen, und die Costumirung ohne eitle Glanzsucht zu ihrem künstlerischen Zwecke anzuwenden. — W. mußte wegen Kecklichkeit die Regie des Schauspiels niederlegen. Er starb, 46 J. alt, den 28. Aug. 1828 zu Weimar, auf der Rückreise aus dem Bade zu Ems nach Berlin. Seine Gattin steht noch bei der k. preuß. Hofbühne im Fache würdevoller u. leidenschaftlicher Frauencharaktere und feinerer Anstandsrollen.

**Wolfenbüttel, Fürstenthum.** Unter diesem Namen begriff man ehemals, im weitern Sinne, die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-Wolfenbüttel (s. d.) im niedersächsischen Kreise. Das Fürstenthum Wolfenbüttel im engerm Sinne, als Haupttheil des Ganzen, enthielt den wolfenbüttel-schöningischen, Harz- und Weser-Bezirk (58 □ M., 207,000 Einw.). — Die Stadt Wolfenbüttel, bis 1754 die Residenz der Herzoge v. Braunschweig, liegt in einer niedrigen und sumpsigen Gegend an der Dör, welche durch die Stadt fließt. Sie war mit Festungswerken umgeben, hatte in ihrer Mitte eine Citabelle (die Dammsfestung) und enthält mit 2 Vorstädten 1000 meistens gut gebaute H. und 6000 E. Sämmtliche Festungswerke sind jetzt abgetragen. Es ist hier ein altes fürstl. Residenzschloß und Zeughaus, ein Waffenhaus und ein großes Armenhaus. Dem Schlosse gegenüber ist das schöne, vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die herzogl. Reithahn, oben aber die berühmte wolfenbüttelsche Bibliothek befindet. Sie ist eine der vorzüglichsten in Deutschland, die durch ihren Bibliothekar, J. G. E. Lessing (s. d.), noch bekannter wurde. Sie besißt viele Manuscripte (10,000), eine große Anzahl der ältesten Drucke, und soll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben, nur 110,000) Bde. enthalten. S. Ebert, „Zur Handschriftenkunde“, 2. Bdchn., welches ein Verzeichniß der griech. und lat. Handschriften dieser Bibliothek enthält (Leipzig 1827). Noch sind zu Wolfenbüttel 3 Pfarrkirchen, ein Gymnasium, das immer einen guten Ruf behauptet hat, und für das ganze Herzogthum folgende Obercollegien: das Consistorium, das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für Waldeck, die beiden lippischen Häuser und für die braunschweig. Lande, das Landesgericht, die Lehn- und Grenzcommission. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel mit Garn getrieben; auch werden hier Leinwand, Drell, Papiertapeten, Leder, lackirte Waaren, Handschuhe, Karten, Vitriol ic. fabricirt.

**Wolfgang, Fürst zu Anhalt,** geb. 1492. Seine Mutter war Margaretha, Gräfin zu Schwarzburg. Nach dem Tode seines Vaters Wolbemar kam er, 16 J. alt, zur Regierung. Sein Hoflager war zu Köthen. Dieser Fürst hatte in Körperstärke, ritterlicher Haltung und Gewandtheit kaum seines Gleichen. Er war von Natur fröhlich und muthig. 1521 wurde Wolfgang in Worms, als Luther sein Bekenntniß ablegte, dessen Jünger und inniger Freund. Als es die Evangelischen hart anging, sagte Wolfgang: „Er wolle lieber Andern die Stiefeln

abwischen, Land und Leute verlassen und mit einem Stecken davongehen, als dem Evangelio untreu werden!" Er unterzeichnete und übergab mit 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg das evangel. Glaubensbekenntniß. Als Kaiser Karl V. und Ferdinand, auf Antrieb der päpstlichen Gesandten, die Evangelischen durch Drohungen zu bewegen suchten, die Predigt des Evangeliums einzufellen und an den Gebräuchen des Papstthums Theil zu nehmen, da waren es Wolfgang und Markgraf Georg, welche zu dem Kaiser hintraten und mit festem Muthе erklärten: „Sie würden sich gegen des Kaisers Majestät in aller Untertänigkeit verhalten, wenn er sie bei ihrem Glauben und Bekenntnisse ließe; aber ehe sie Gott und sein Evangelium verläugneten, möge er ihnen lieber die Köpfe abschlagen lassen!" Er war Mitsüßter des schmalkaldischen Bundes, und Luther nannte ihn, da er viele Reisen machte, um Frieden zu stiften, den Legaten Gottes. W. ward nach Eisleben von den Grafen v. Mansfeld eingeladen, wohin auch Luther kam, wo dasselbst den 18. Febr. 1546 starb. Bei dem Ausbruche des Krieges zog W. selbst mit in den Kampf, den die Schlacht bei Mühlberg endigte. Hierauf erklärte Karl V. den 12. Jan. 1547 den Fürsten W. in die Acht, als dieser eben auf seinem Schlosse in Bernburg war. Das Land desselben schenkte er einem span. Günstling, Namens Ladrone. W. setzte sich, als er die Acht vernommen, zu Pferde und ritt durch die Stadt zum Thore, indem er Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott", sang. Er suchte einen Aufenthalt im Harzgebirge. 1552 gelangte er wieder zu dem ungestörten Besitze seines Landes. 70 J. alt übertrug er die Regierung seines Landes seinen Vettern und verlebte 4 J. ruhig zu Koswig und Zerbst, doch sorgte er mit fürstl. Großmuth für Kirchen und Schulen. So war Wolfgang der Gründer und auch Vollen der Reformation in Anhalt, obwohl er seinen Vetter, den weisen und gelehrten Fürsten Georg, der mit Recht den Beinamen des Gottseligen führte, späterhin zu seinem Gehüfen nahm. (Dieser Fürst Georg, welcher in Merseburg von Luther, Jonas u. A. zum evangel. Bischof geweiht worden war, hat oft und gern gepredigt.) W. hatte 15 J. lang vor seinem Tode seinen Sarg in s. Schlafgemach stehen, mit der Inschrift: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn" (Phil. 1, 21). Er starb unverheirathet am 23. März 1666 und ist in der Bartholomäuskirche zu Zerbst begraben, wo auch sein Bildniß sich befindet. S. „Fürst Wolfgang zu Anhalt. Eine geschichtliche Reformationspredigt, gehalten am 31. Oct. 1819 von D. Friedr. Adolf Krummacher, herzogl. anhalt-bernb. Superintendent." (Dessau 1820).

Wölfl (Joseph), geb. zu Salzburg 1772, bildete sich unter Leop. Mozart und Mich. Haydn (ebenfalls in Salzburg) zu einem beliebten Componisten (besonders für das Pianoforte) und zu einem der fertigsten Pianofortespielder, wobei ihn die Natur selbst durch eine ungemeine Größe und Gelenkigkeit der Hand unterstützt zu haben schien. Als Mozart's Ruhm ganz Deutschland erfüllte, entschloß sich W.'s Vater, ihm seinen Sohn zur Vollendung seiner musikal. Laufbahn zuzuschicken. Mozart wurde W.'s treuester Freund und empfahl den 18jähr. Jüngling dem poln. Grafen Oginski zum Capellmeister. Bei dem Ausbruche der poln. Revolution 1794 verlor der Graf sein Vermögen; W. ging 1795 nach Wien. Hier fing er an, für das Theater zu componiren, und seine Zauberopern: „Der Hölbling" (1795) und „Der Kopf ohne Mann", Operette (1798), erwarben ihm lauten Beifall. Damals verheirathete er sich mit einer geachteten Schauspielerin, allein seine Ehe war nicht glücklich, und W. machte 1799 ohne seine Frau eine Reise durch Deutschland. Er war seitdem fast beständig auf Reisen und erwarb sich durch seine ungemeine Fertigkeit und durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er die größten Schwierigkeiten überwand, den Ruf eines der größten Virtuosen auf seinem Instrument. 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewunderung erregte, und zugleich eine franz. Oper für das Théâtre comique: „L'amour

romanesque“, in einem Act schrieb und daselbst zur Aufführung brachte. 1805 ging er nach England, wo er 1812 starb. Folgende Anekdote beweist seine Geschicklichkeit und Geistesgegenwart (s. Gerber's „Tonkünstlerlexikon“). Als W. ein Concert in Dresden geben wollte, und die Capelle zur Probe desselben versammelt war, fehlte es an dem Instrumente, worauf er spielen wollte. Endlich wird es gebracht, aber es steht einen halben Ton zu tief. Um indeß das Orchester nicht aufzuhalten, setzt sich W. ganz ruhig an das Pianoforte und spielt sein in C gesetztes Concert (eins der schwersten für dies Instrument) aus Cis mit eben der Fertigkeit, Reinheit und Präcision, als wäre es in dieser Tonart geschrieben. — Er war ein bescheidener, angenehmer und munterer Mann, der seinen frühen Tod leider durch eine ausschweifende Lebensart herbeiführte. Außer den angeführten theatralischen Werken hat er für die Kammer eine große Anzahl Sonaten, Quartette, Trio's, Phantasien, Fugen u. für das Pianoforte, mit und ohne Begleitung, 15 verschiedene Hefte Variationen für das Pianoforte, welche vorzüglich sind, 3 große Concerte für das Pianoforte mit Orchester, „Die Geister des Meeres“, Ballade für Clavier und Gesang (Leipzig bei Härtel), 2 Hefte Gesänge mit Begleitung des Claviers, nebst einer 4stimmigen Hymne componirt.

Wolga, in Rücksicht ihres gegen 570 deutsche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß von ganz Europa. Sie entspringt im russischen Gouvern. Twer, auf den alauinischen Höhen bei dem Dorfe Wolcho-Berchowje, aus einigen Seen, 20 Meilen oberhalb Twer, wird bei dieser Stadt für Lastschiffe schiffbar, und nachdem sich die Dca oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kasan mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der sich in mehr als 60 Armen, 12 Meilen unter Astrachan, in das kaspische Meer ergießt. Die Wolga wird im Laufe des Jahres immer seichter, und nur wenn gegen das Ende des Frühlings Schnee und Eis schmilzt, und der Fluß dadurch so anschwillt, daß er (gewöhnlich im Mai und Juni) aus seinen Ufern tritt, können auf demselben große Schiffe über die Sandbänke und die niedrigen, alsdann ganz unter Wasser stehenden Inseln bis Astrachan sicher hinabfahren. Die Ufer der Wolga sind überaus fruchtbar, selbst die näher gegen die Mündungen zu liegenden, noch nicht angebauten Gegenden derselben. Nirgends wird in Rußland so viel Eichenholz angetroffen als in der Nähe dieses Stroms, der für die Verbindung des innern Rußlands von äußerster Wichtigkeit ist und auch den ausländischen Handel belebt, indem der Canal von Wischni-Wolotschoe einen Nebenfluß der Wolga, nämlich die Twerza, mit dem Jna, und diesen mit der Schlina verbindet, welche in einer natürlichen Verbindung mit der Nsta, dem Wolchow und der Newa steht, wodurch eine Schifffahrt von Astrachan bis Petersburg, mithin eine Verbindung des kaspischen Meeres mit der Dnse bewirkt wird; desgleichen verbindet der nördliche Canal im Gouvernement Wologda die nördl. Keltma und den Dschuritsch mit der südl. Keltma, und dadurch die Kama und Witschegda, durch diese aber die Wolga und Dwina, das kaspische und weiße Meer mit einander. Die Wolga ist, besonders von Astrachan an bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, außerordentlich fischreich; von allen den Fischen, die im kaspischen Meere sich finden, drängen sich im Frühjahre eine so außerordentliche Menge in die Mündungen des Flusses und weiter hinauf, daß der Fischfang um diese Zeit über 10,000 kleine Fahrzeuge beschäftigt. Die Fische, welche am häufigsten gefangen werden, sind Störe, Sterlet, Karpfen und Hechte von außerordentlicher Größe, und vorzüglich der Hausen (im Russischen wegen seiner weißen Farbe Beluga genannt). Aus dem Roggen des Sterlet und des Hausen wird der aus Rußland zu uns kommende Kaviar, sowie aus der Haut und den Eingeweiden des letztern die Hausenblase bereitet. Auch Seehunde kommen aus dem kaspischen Meere in die Mündungen der Wolga und werden da gefangen. Wichmann schlägt den reinen jährl. Gewinn von dieser Fischerei auf 4,700,000 Rubel an.

Wolke (Christian Heinrich), ein deutscher Pädagog und Sprachlehrer, kais. russ. Hofrath und Professor, wurde am 21. Aug. 1741 in dem damals anhalt-zerbstischen, seit 1813 zum Herzogthum Oldenburg gehörigen, Städtchen Zeuer geb. Nach dem Wunsche seines Vaters, welcher einen Handel mit Pferden, Rindvieh, Leder und Schuhen trieb, sollte der Sohn einst dieses Geschäft fortführen. Aber schon im 6jährigen Knaben regten sich Anlagen zu einem höhern Berufe. Er versuchte für sich das Lesen, welches er mittelst des sogen., ihn nicht ansprechenden Buchstabirens bei einer Schule haltenden Frau erlernen sollte, ohne dasselbe zu erlernen, und der Versuch gelang zu seiner Freude so gut, daß er täglich mehrere Capitel in der Bibel und Sonnabends eine Predigt aus einer alten Postilla lesen konnte. Nachdem er auf den Hochschulen zu Göttingen unter Kästner, Hollmann und Heyne, und zu Leipzig unter Gellert, Ernesti und dem Physiker Wintler 6 Jahre lang studirt hatte, entstand 1770 in ihm der Wunsch, eine Lehr- und Erziehungsanstalt zu errichten, in welcher die aufblühende Menschheit für die hohen Zwecke derselben nach einem naturgemäßen Stufengange wahrhaft menschlich gebildet würde. Dieser Plan setzte ihn in Verbindung mit Bafedow (s. d.), der damals noch in Altona lebte, welcher ihm versprach, durch seines Namens Rühm diese Anstalt zu empfehlen, wenn W. ihm verspräche, Mitarbeiter an dem von Bafedow angekündigten Elementarwerke zu werden. W. ging in diese Bedingung ein und übernahm nicht nur die Bearbeitung der in das Gebiet der Natur und Kunst einschlagenden, sondern auch die Darstellung andrer von Bafedow vorgeschlagenen Gegenstände (von 1770—73). Nachdem Bafedow 1774 in einer eignen Schrift das in Dessau errichtete Philanthropin angekündigt und zur Unterstützung desselben aufgefordert hatte, lud er, unwillig darüber, daß die Unterstützungen nicht in dem erwünschten Maße eingegangen waren, (auf den 14.—16. Mai 1776) zum Begräbniß des Philanthrop'n's ein, wozu auch über 120 Personen erschienen, unter welchen viele namhafte Gelehrte waren. Mit Vergnügen bemerkten diese die Fortschritte, welche eine Anzahl Kinder, Jünglinge und ein 30jähr. Dorfschulmeister in Sach- und Sprachkenntnissen, besonders durch W.'s Bemühungen, in kurzer Zeit gemacht hatten, und unterzeichneten gegen 1000 Thlr. für das Philanthropin. Ungeachtet mannigfaltiger Kränkungen und Unannehmlichkeiten, welche W. erfahren mußte, widmete er doch dieser Lehr- und Erziehungsanstalt seine Kräfte, und erst nach Auflösung derselben ging er nach Petersburg, wo er sich bis 1801 mit gleich unverändertem Eifer dem Erziehungs- und Unterrichtsgeschäfte widmete und zum kais. Hofrath ernannt wurde. Seit dieser Zeit aber privatisirte er, auch als Greis rastlos thätig, in Leipzig, und von 1805—14 in Dresden, dann in Berlin, wo 1814 meist auf seinen Betrieb die Gesellschaft für die deutsche Sprache entstand. Seine zahlreichen Schriften enthalten theils Anleitungen zur naturgemäßen Erziehung und zum Elementarunterrichte in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten, theils beziehen sie sich auf die Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern und auf die Einführung einer andern als der bisher gewöhnlichen Schreibweise der Wörter unserer Sprache. Zu den erstern gehören: „Erziehungs- oder Anleit zur körperlichen, verstandlichen und sittlichen Erziehung“ (Leipz. 1805), und „Die Mittelzeitung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe“ (ebend. 1805). Früher schon schrieb er: „Erste Kenntnisse für Kinder von der Stabkenntniß an bis zur Weltkunde“ (1783). Nach der in dieser Schrift aufgestellten Methode, welche viel Ähnlichkeit mit den später von Olivier, Stophani und Keng bekanntgemachten Methoden hat, lehrte W. 1773 innerhalb 4 Wochen Bafedow's 3½ Jahr alter Tochter, ohne Buchstabiren, deutsch und französisch lesen. Ferner schrieb W., außer den erwähnten Beiträgen zum Elementarwerke: „Beschreibung der 100 von Chodowiecki zum Elementarwerke gezeichneten Kupfertafeln“ (2 Thle., Leipzig 1781 und 1787), auch franz. (1782 u. 1788) und latein. (1784); „An-

welung, wie Kinder und Stämme zum Verstehen und Sprechen oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind" (Leipzig 1804). Seine Schriften, welche die deutsche Sprache zum Gegenstande haben, sind: „Düdische örsassische Gedigte, Singedigte, Grarschriften, Leder, Romansen un Balladen" (1804), bei deren Mittheilung W. auf den Wohlklang der niedersächsischen Sprache aufmerksam machen wollte. Sein Hauptwerk aber ist: „Anleit zur deutschen Gesamtsprache, zur baldigen Erkennung und Verbesserung mehrer zu wenigst 50,000 fehlerhaft gebildeten deutschen Wörter, auch zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverlustes" (1812). Durch Auffuchung der Wurzeln von den Wörtern der deutschen Sprache suchte er die rechte Form dieser Wörter zu bestimmen, die überflüssigen fehlerhaften Buchstaben, z. B. das auch von Jean Paul verworfene Verbindungs-s, sowie die in die deutsche Sprache aufgenommenen Fremdwörter durch vorgeschlagene neue deutsche zu verdrängen. Dieses Werk ist die Frucht langer und tüchtiger Studien und enthält einzelne treffliche Vorschläge und Versuche zur Reinigung und Verbesserung der deutschen Sprech- und Schreibweise. Aber im Ganzen ist das Bestreben, eine lebende Sprache nach einem neuen Maßstabe consequent umzuformen, verfehlt; daher können auch Kinderchristen, in je-ner neuen Sprache verfaßt und gedruckt, keinen Eingang finden. — W. starb am 8. Jan. 1825 zu Berlin im 84. Jahr seines Alters. Eine originelle Selbstbiographie desselben steht in der Haube u. Spener'schen Zeit., Nr. 9. S. auch W.'s „Lebensgeschichte" von Hasselbach (Nachen 1826).

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde schwebenden sichtbaren Wasserdünste. Vom Nebel sind die Wolken nur durch die Höhe und durch eine größere Undurchsichtigkeit verschieden. Letztere hat ihren Grund in der dünneren Luft, wo die Dunsttheilchen sich verdichten. Doch findet darin ein großer Unterschied statt, indem es Wolken gibt, die den Himmel trüben, ja verfinstern, und wieder andre, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mondstrahlen durchscheinen lassen. Die Wolken entstehen auf ähnliche Art wie der Nebel. Die wässerigen Dünste, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und dem ganzen Erdboden aufsteigen, erheben sich vermöge ihrer Elasticität und geringern Schwere in der Atmosphäre so hoch, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft antreffen, in welcher sie nicht mehr steigen können, sondern vielmehr verdichtet werden. Über die Art und Weise aber, wie diese Verdichtung und die ganze Wolkenbildung vor sich geht, sind die Physiker verschiedener Meinung. De Luc, dessen Ansicht die statthafteste ist, glaubt, daß sich das Wasser nach seinem Aufsteigen in Dünsten, ehe es Wolken bildet, in Gasgestalt in der Luft befinde und gar nicht auf's Hygrometer wirke, daher die Luft in den obern Regionen immer trocken sei. Die Wolken erklärt er für Ansammlungen von Bläschen, bei deren Bildung aus dem Gase der Wärmestoff wenigstens zum Theil wirken soll, weil sie nach seiner Erfahrung fühlbare Wärme dem Körper mittheilen, den sie benetzen. Nach Hube sind die Wolken Sammlungen von niedergeschlagenen Bläschen und unterscheiden sich durch ihre negative Electricität von den Nebeln, deren Electricität meistens positiv ist; verlieren Nebel und Wolken ihre Electricität, so entsteht Regen. Wöllig befriedigend sind indess diese Erklärungsarten keineswegs. Mehr darüber in Mayer's „Lehrbuch über die physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie" (Göttingen 1805). Auch die Veränderung der Winde ist bei der Bildung von Wolken und Nebeln wesentlich wirksam. Wo diese Veränderungen geringer und selten sind, wie zwischen den Wendekreisen, müssen auch die wässerigen Lusterscheinungen weit feltener, aber wenn sie sich ereignen, auch desto heftiger sein, wegen der Menge wässeriger Dünste, die sich vorher in der Atmosphäre gesammelt haben. Sehr verschieden sind die Entfernungen, in welchen die Wolken über der Erde schweben. Dünne und leichte Wolken übersteigen noch um Vieles die Höhe unserer

höchsten Berge; dicke und schwere Wolken dagegen berühren nicht nur die Berggipfel, sondern selbst die Spitzen der Thürme, ja die Gipfel der Bäume. Im Durchschnitt kann man die Entfernung der Wolken von der Erde eine halbe Meile rechnen. Auch in Größe und Umfang sind sie sehr verschieden. Bei manchen hat man die Länge und Breite auf eine deutsche Meile angegeben und die Dicke (auf Bergreifen) oft mehrer hundert, ja tausend Fuß gefunden; andre sind wieder von sehr geringen Dimensionen. — Die Naturgeschichte der Wolken, abgesehen von den physischen Gesetzen ihrer Entstehung, ist durch Howard's Beobachtungen über Wolkengestalten und deren Anwendung auf Meteorologie und Witterungskunde glücklich erläutert worden. Howard nimmt 3 Hauptbildungen an, die in jeder Wolkenmasse entstehen, bis zur größten Ausdehnung zunehmen und endlich abnehmen und verschwinden können. Diese sind: a) Cirrus, schlängelnde oder auseinanderlaufende, nach allen Richtungen sich ausdehnende Fasern; b) Cumulus, convexe oder konische Haufen, die von einer horizontalen Grundlinie aufwärts zunehmen, und c) Stratus, weit ausgebreitete, zusammenhängende, horizontale Schichten. Man nimmt 3 Luftregionen, die obere, mitte und untere an, woy noch die vierte oder unterste gerechnet werden kann. In der obern ist die Atmosphäre in dem Zustande, daß sie Feuchtigkeit in sich aufnehmen und emporheben kann, indem sie das Wasserige zertheilt in sich enthält, oder in seine Bestandtheile getrennt in sich aufnimmt. Dieser Zustand der Atmosphäre zeigt die größte Barometerhöhe. In diese Region gehört der Cirrus, der die geringste Dichtigkeit, aber die größte Höhe und die verschiedenste Ausdehnung und Richtung hat. Er ist die früheste Bottschaft eines heitern und beständigen Wetters, das sich zuerst durch wenige im Lufttraume sich ausdehnende Fäden zeigt. Diese nehmen allmählig an Länge zu, und es setzen sich an den Seiten neue an. Die Dauer des Cirrus ist ungewiß, von wenigen Minuten nach der ersten Erscheinung bis zu mehren Stunden. Länger dauert er, wenn er allein erscheint und in ansehnlicher Höhe, kürzer, wenn er sich tiefer in der Nähe anderer Wolken bildet. Die mitte Region der Luft ist der Sitz des Cumulus, der gewöhnlich die größte Dichtigkeit hat und sich mit dem der Erde am nächsten ziehenden Luftstrome bewegt. In dieser Region wird der Streit bereitet, ob die obere Luft oder die Erde siegen soll. Sie kann viel Feuchtigkeit aufnehmen, aber nicht in vollkommener Auflösung. Die Feuchtigkeit vereinigt sich und zeigt sich gehäuft, oben nach bestimmten Formen begrenzt, konisch aufsteigend, unten auf der dritten Region wie auf einer Schicht ruhend. Die Erscheinung, Zunahme und Verschwindung des Cumulus bei schönem Wetter sind oft periodisch und mit dem Grade der herrschenden Luftwärme übereinstimmend. Er bildet sich gewöhnlich einige Stunden nach Sonnenaufgang, erreicht seine höchste Stufe in den heißesten Nachmittagsstunden, nimmt ab und verschwindet um Sonnenuntergang. Große Massen von Cumulus auf der vom Winde abgekehrten Seite bei starkem Winde deuten auf Windstille mit Regen. Wenn der Cumulus bei Sonnenuntergang nicht verschwindet, sondern aufsteigt, so ist in der Nacht ein Gewitter zu erwarten. Siegt die obere Region und ihre trocknende Gewalt, so werden die geballten Massen des Cumulus am obern Saum aufgelöst und ziehen flockenartig in die Höhe, wo sie in Cirrus übergehen. Behält hingegen die untere Region die Oberhand, wo die dichteste Feuchtigkeit angezogen und in Tropfen aufgelöst wird, so senkt sich die Grundlinie des Cumulus nieder, und die Wolke dehnt sich zu Stratus aus, der von mittler Dichtigkeit ist, und dessen tiefere Grundfläche gewöhnlich auf der Erde oder dem Wasser ruht. Dieser ist die eigentliche Nachtwolke und erscheint zuerst gegen Sonnenuntergang. Hierher gehören jene schleichenden Nebel, die an windstillen Abenden aus der Tiefe der Thäler aufsteigen und sich wellenartig verbreiten. Der Stratus scheidet und zieht schichtenweise, bis er endlich als Regen niederfällt. Diese Auflösung der Wolken in Regen, oder die Regenwolke, heißt Nimbus. Durch Ver-

binab der Bezeichnungen für die 3 Hauptgestaltungen der Wolken erhielt Howard Benennungen für Zwischenerscheinungen, nämlich Cirro-Cumulus, kleine, runde, horizontal geordnete Massen; Cirro-Stratus, horizontale, an ihren Grenzen abnehmende, unten concave Massen, bald einzeln, bald in Gruppen; Cumulo-Stratus, eine dichte Wolke mit der Grundlinie des Cumulus, oben abgeplattet; Cumulo-Cirrus, die Wolke die sich in Regen entladen hat, eine horizontale Schicht, über welcher Cirrus liegt, während Cumulus seitwärts und unten sich anhäuft. Nach Howard folgt auf Cirrus abwärts Cirro-Cumulus, und dann Cirro-Stratus, Cumulus und Stratus. Auch der eigentliche Stratus, die horizontale Wolkenschicht, kann sich zuweilen höher erheben als zu andrer Zeit, was von Jahreszeiten, Polhöhe oder Berghöhe abhängt, wie auch der Cumulus bald höher, bald niedriger schwebte, im Ganzen aber bleiben die Wolkenstellungen immer stufenweise über einander. Lucas Howard legte s. Beobachtungen in s. „Essay on clouds“ nieder, woraus Gilbert's „Annalen“, Jahrg. 1815, einen Auszug gaben. Ihm folgte Th. Forster in s. „Untersuchungen über die Wolken“ (a. d. Engl., Leipz. 1819). Göthe machte („Zur Naturwissensch.“, 1. Bd.) eine geistreiche Anwendung der Theorie.

Wolle nennt man im Allgemeinen denjenigen Theil der Bedeckung der Säugethiere, der unter den obern Spitz- oder Stachelhaaren (Grannen) liegt, und auch Grundhaar heißt, überhaupt Haare, die einen größern natürlichen Zusammenhang haben als andre, insbesondere aber die Hautbedeckung der Schafe. Alle der Luft ausgesetzten Theile des Körpers der Schafe bedecken sich mit Wolle. Wo das Schaf keine Wolle trägt, hat es Haare wie andre Thiere, z. B. auf der Nase, an den Unterbeinen; man nennt sie Weintwolle. Zu den beständig wollstragenden Stellen der Haut des Thieres im gesunden Zustande gehören diejenigen, die eine fleischige Unterlage haben. Die Gestalt des Wollhaares ist im Allgemeinen entweder gerade und schlicht, oder, auf verschiedene Art von der geraden Gestalt abweichend, gekrümmt, gekräuselt oder geschlängelt. Die Abtheilungen von Flöckchen oder Büscheln, wozu sich die einzelnen Wollhaare auf dem Körper des Thieres verbinden, nennt man Stapel, dessen Bildung bei jeder Wollart etwas Eigenthümliches hat. Die von der Haut im Zusammenhange abgeschorene Wolle heißt Fleece. Denkt man sich ein Fleece in einer Haut ausgebreitet, so bildet die Wolle vom Kopf, den Beinen, dem Bauche und Schwanze — welche die schlechteste ist — die äußersten Theile desselben oder den Rand. Die Verschiedenheit der Wolle auf verschiedenen Thieren hängt im Allgemeinen ab von Abstammung, Kreuzung der Racen, Klima, Nahrung und Lebensweise der Thiere, sowie unter Individuen eines Stammes von Alter, Geschlecht und äußern Einwirkungen. Man theilt die Wolle in dieser Hinsicht überhaupt 1) in grobe, die lang, entweder schlicht oder nur unregelmäßig gekrümmt ist, oder die Landwolle der einheimischen Racen, und 2) in feine, regelmäßig geschlängelte und gekräuselte. Man nennt diese spanische, oder, da nicht alle Schafe in Spanien feine Wolle tragen, Merinowolle. Unter der groben Wolle findet gleichfalls Verschiedenheit statt. Die meisten Arten derselben sind mit kürzern feinem, mehr oder weniger schlichten Haaren vermischt, andre aber weniger. Zu der ersten Art gehört die meiste gemeine Landwolle, zu der andern besonders die feine eiderstädter Wolle in Holstein. Das schlichte Wollhaar wächst auf den ausgewachsenen Thieren im Laufe eines Jahres gewöhnlich 6 — 8 Zoll. Die Merinowolle ist nicht so lang als die schlichte und wird auf gesunden und erwachsenen Thieren binnen einem Jahre nur 1 — 2 Zoll, meist aber zwischen 1½ — 2 Zoll lang. Verebelte Wolle nennt man die Wolle aller Schafe, die aus einer Vermischung feiner spanischer Stähre mit groben Schafen herrühren, entweder unmittelbar oder aus einem folgenden Geschlechte. Sie bleibt der groben Wolle anfänglich in Länge und Spröbigkeit ähnlich, nähert sich aber schon auf der ersten

Stufe der Veredlung in der Kräuſelung der feinen. Die Zucht eines feinwolligen Schaffſtammes durch Fortbildung der aus Spanien eingeführten Escorialſchafe, ſowie die Veredlung des Landſchafs in Deutſchland, iſt von Sachſen ausgegangen, daher man auch die feine Merinowolle ſächſiſche nennt. (Vgl. Schafzucht.) Außer dem ſächſiſchen Schaffſtamm haben ſich auch in Mähren, Ungarn, Öſtreich edle Stämme gebildet, und in neuern Zeiten iſt zu den feinwolligen Racen noch das Schaf in Neuſüdwaales gekommen, das ſchon viel Wolle in den Handel liefert. Nach einer Schrift von Ternay (Paris 1827) über franz. Schafzucht und Wollehandel war die ſpan. Wolle vor 40 Jahren die theuerſte. Seit 1794 und noch mehr ſeit 1804 ſind die Preiſe immer mehr gefallen, die der ſächſ. Wolle dagegen geſtiegen. So koſtete im J. 1804 das Kilogramm der ſpan. allerfeinſten 24 Fr., im J. 1827 nur 9 Fr.; die franz. allerfeinſte damals 18 Fr., jezt 20 Fr., und die ſächſ. Electa \*) damals 16, jezt 34 Fr. — Die Wolle, wie ſie aus der erſten Hand in den Handel kommt, wird in ſogen. Schurforten eingetheilt. Nach dem Alter der Schafe zerfällt ſie in Lammwolle und Wolle von altem Schafvieh. Bei dieſem unterſcheidet man Wolle, die nur ein Mal im Laufe des Jahres geſchoren wird, einſchürige, und ſolche, die 2 Mal geſchoren wird, zweifchürige. Dieſe theilt man in Sommerwolle, die im Sommer gewachſen und im Herbſte geſchoren iſt, und in die im Frühjahr geſchorene Winterwolle. Wolle, die von Schlachtvieh außer der Schurzeit kommt, heißt Schlachtwolle, Wolle von erkranktem oder gefallenem Vieh, Raufwolle, und Wolle, die erſt beim Gerben von den Fellen genommen wird, Gerberwolle. In techniſcher Hinſicht dient die Wolle wegen ihrer Anhänglichkeit und leichten Auflöſbarkeit zum Filzen, wegen ihres Zusammenhangs zum Spinnen, mit Pferdehaaren vermiſcht zum Poſtern, mit Baumwolle zum Watten. Lammwolle wird vorzüglich zu Hüten, Strümpfen, und mit andrer Wolle vermiſcht, zu Tuch, Sommerwolle bloß zu gewöhnlichen Tüchen, einſchürige Wolle zu verſchiedenen Zeuchen und Tuch, Winterwolle aber vorzugsweiſe zu Tuch, Zeuchen ꝛc. gebraucht. Grobe und halb veredelte Wolle wird entweder verarbeitet, wie ſie von dem Schafe kommt, oder die längern Haare werden von den kürzern abgeſondert, und beide Sorten beſonders benutzt. Dieſes Abſondern heißt Kämmen, und die dazu ſich eignende Wolle Kammwolle. Aus langer, gekämmter Wolle bereitet man gekrumptgarn und verſchiedene glatte tuchähnliche Stoffe. Ungekämmte, gewöhnliche Wolle dient zu Tuchleiſten. Merinowolle, ſowie die hochveredelten Gattungen, ſind zum Kämmen weniger geeignet als grobe. Ungekämmt bleibende, zum Verſpinnen beſtimmte Wolle heißt nach dem Werkzeuge, womit die Haare gelöſt und zum Spinnen in Ordnung gebracht werden, Streichwolle. Zeug aus kurzer Streichwolle, das durch Weben und Walken Dichtigkeit und eine Decke von kurzen gleichlaufenden Härchen erhält, heißt Tuch. Von dem Kaufmann wird die Wolle nach der Beſchaffenheit und Güte ſortirt. In Spanien werden die Schafe vor der Waſche ſortirt, alsdann geſchoren, und zulezt die Wolle gewaſchen. Sie kommt in den 4 Sorten: Refina, Prima, Secunda und Tercera, in den Handel. Die Merino- oder ſächſiſche Wolle wird gleichfalls in 4 Hauptforten getheilt: Electoral-, Prima-, Secunda- und Tertiamolle. Vgl. Wagner's „Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe“ (2. Aufl., Berlin 1821); J. B. Weber: „Über die Gewinnung der feinen und edeln Wolle“ (Breslau 1822); J. M. Freih. v. Ehrenfels: „Über das Electoralſchaf u. die Electoralwolle“ (Prag 1822); „Neueſte Anſichten über Wolle und Schafzucht, nach 3 franz. Schriftſtellern“, von Chriſt. Karl André (Prag 1825, 4.) (aus beſſern „Ökonomiſchen Neuigkeiten“, 1824, beſonders abgedruckt); „Das Schaf und die Wolle ꝛc.“, vom Prof. Ribbe (Prag 1825); und Petri, „Das Ganze der Schafzucht ꝛc.“ (Wien 1825, 2 Theile, 2. Aufl.). — Der Wollehandel iſt ſeit

\*) Electa, d. i. auſerleſene; ehemals Electoralwolle, d. i. kurfürſtliche, genannt.

1000 Jahren in England wichtig; anfangs durch Ausfuhr, jetzt durch Einfuhr, die seit 1700 jene überstieg, obgleich die Wollproduction fortwährend im Steigen ist: ein Beweis von der weit größern Zunahme der Wollmanufactur. Die Wollausfuhr ward daher in England verboten. Nun holten die Niederländer ihre Wolle in Spanien, das jetzt seine Wollproduction zugleich verbesserte und vermehrte. Wie dadurch die niederländischen Tücher an Güte gewannen, holten auch die Engländer Wolle aus Spanien; dasselbe thaten die Franzosen. Jetzt sinnen die Deutschen, zuerst Sachsen, dann Schlesien, an, ihre Schafzucht zu verbessern, was den Franzosen durch Einführung spanischer Merinos nicht gelingen wollte. Bald holten Niederländer und Engländer deutsche Wolle; doch erhob sich der deutsche Wollhandel erst mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts so, daß dieser endlich den Ausschlag gab, weil er an Güte alle übertrifft. Die erste große Wollhandlung wurde in Sachsen gegründet; der erste Wollmarkt zu Breslau; seitdem gibt es auch Wollmärkte zu Berlin, Stettin, Dresden, Leipzig, Kirchheim unter Teck, Nürnberg, Weimar, Göppingen, Heilbronn u. a. a. D. S. die Berichte in der „Allg. Zeit.“, 1824 fg.

**Wolle n.** Wenn wir unter Willen das Vermögen des Geistes, sich selbst zu bestimmen, verstehen, so ist das Wollen die wirkliche Anwendung dieses Vermögens, es ist verbunden mit der Vorstellung eines Zwecks und umfaßt die flüchtigere oder bedächtigere Überlegung Dessen, was für diesen Zweck geschehen kann, und die Folgen unfers Handelns. Ihm gehört also auch der Entschluß an und der Vorsatz in Beziehung auf ein künftiges Thun oder Verhalten. Dadurch ist das bloße Wünschen vom Wollen verschieden; denn jenes bleibt auf der bloßen Stufe des Begehrens und Verlangens stehen; das Wollen ist aber ein Bestimmen zur Wirksamkeit.

**Wollm e s s e r** (Eriomètre), eine im J. 1823 bekannt gewordene Erfindung des Wollhändlers A. C. F. Köhler und des Mechanikus Ch. Hoffmann. Die Mitwirkung beider Erfinder von Jedem in seinem Fache konnte um so mehr zu einem Ganzen führen, da sie sich zur Zeit der Erfindung Beide in Leipzig befanden. Dieses Instrument hat insbesondere darin den entschiedenen Vorzug vor andern schon bekannten, daß mit ihm die Durchmesser von 100 Wollhaaren zusammen gemessen werden, welches zu weit sicherern Resultaten führt als das Messen einzelner Haare. Das Messen geschieht auf einem ganz einfachen Wege: es werden nämlich die zu messenden Wollhaare in eine in der Mitte des Instruments befindliche kleine Vertiefung eingelegt; ein Apparat drückt sodann die eingelegte Wolle mit einem Gewicht von ungefähr 3 leipziger Pfunden zum Maximum der Entgegenwirkung ihrer Elasticität zusammen, und das Resultat wird sogleich an einem Gradbogen in einem 60 Mal vergrößerten Maßstabe angezeigt. Dieses Instrument wurde auf den Wunsch des Hrn. Köhler, jetzigen Besitzers einer Kammwollspinnfabrik in Zwickau, im sächs. Erzgebirge, nachdem er sich von der Zweckmäßigkeit desselben überzeugt hatte, nach ihm, Köhler's Wollmesser genannt, worauf er eine Broschüre über den Nutzen und Gebrauch dieses Wollmessers herausgab. Diese Instrumente werden bei dem Mechanikus Ch. Hoffmann in Leipzig fabrikmäßig angefertigt, und ein Exemplar wird von ihm für 40 Thlr. verkauft.

**Wöllner** (Johann Christian v.), der Sohn eines Predigers, geb. zu Döbriß 1727, Staatsminister und Chef des Depart. der geistl. Angeleg. im preuß. Staate unter der Regier. des K. Friedrich Wilhelm II. In diesem Posten suchte er, dem Geiste der Zeit und den bisher in jenem Staate befolgten Grundsätzen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus herrschend zu machen, und selbst den Monarchen mit dergleichen geistigen Ausschweifungen und Verirrungen anzustecken. Die Wirkung davon war das Religionsedict, welches der jetzt regierende König sogleich beim Antritt s. Regierung widerrief. W. hatte zu Halle

Theologie studirt und wurde 1759 Prediger zu Großbehnig unweit Berlin. Nachdem er s. Predigerstelle niedergelegt hatte, ward er Kammerath des Prinzen Heinrich v. Preußen; denn er hatte sich durch Schriften als einen Mann bewährt, der auch im Gebiete der Ökonomie nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. 1786 ward er vom K. Friedrich Wilhelm II. in den Adelsstand erhoben und zum Geh. Oberfinanzrath und Intendanten des Königl. Bauwesens ernannt, bis er 1788 Minister wurde. Er wußte sich auf die Person des Monarchen einen großen Einfluß zu verschaffen, und da er zugleich in mehreren geheimen Ordensverbindungen stand, so gelang es ihm, sich des seinem Geschäftskreise eigentlich fremden Ministeriums zu bemächtigen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erhielt er s. Entlassung, und lebte nun auf einem seiner Güter, Großprieß bei Beeskow in Brandenburg, wo er 1800 starb. In s. frühern Jahren hatte er die Landwirthschaft und Ökonomie überhaupt praktisch geübt; s. Werke darüber sind in Meusel's „Gelehrtem Deutschland“ verzeichnet, z. B. Franz Home's „Grundsätze des Ackerbaus und des Wachsthum's der Pflanzen, a. d. Engl. m. Anm.“ Auch Predigten hat er drucken lassen, und insgeheim verschiedene rosenkreuzerische Reden, da er diesem Orden angehörte und viel dafür gewirkt haben soll. Sein Ordensname war hier: Christophiren.

Wollust ist in moralischer Bedeutung der Hang zur sinnlichen Lust, und im engsten Sinne zur Geschlechtslust. Sie macht nicht nur die niedere Seite im Menschen zur herrschenden und ist insofern überhaupt vernunftwidrig, sondern sie macht auch durch ihre Ausschweifungen den Körper untüchtig, dem Geist als Werkzeug der Vernunft zu dienen, und zerstört die Achtung vor der Menschenwürde Anderer. Sie ist somit der größte Feind der häuslichen, bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft. Ihr steht die Enthaltbarkeit und Keuschheit in hoher Würde entgegen, welche dem Genuß nur sofern sich hingibt, als er durch die Pflicht gestattet ist.

Wolfey (Thomas), Cardinal, Erzbischof von York und Staatsminister Heinrichs VIII. v. England, war von niederer Herkunft — der Sage nach der Sohn eines Fleischers zu Ipswich —, besaß aber große Talente. Er studirte zu Oxford, wurde daselbst Lehrer der Grammatik, bekleidete nachher einige geringe Stellen und wurde endlich Capellan und Almosener des K. Heinrich VII. Bei dem Sohne und Nachfolger desselben, Heinrich VIII., wußte er sich so in Gunst zu setzen, daß er bald eine große Gewalt erhielt. Er bekam nach und nach verschiedene Bisthümer, wurde endlich Erzbischof von York, Großkanzler von England, und erlangte durch diese Würde einen höchst bedeutenden Einfluß auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Europas. Der Friede zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. (1514) war vorzüglich s. Werk. Karl I. (V.) v. Spanien und Franz I. v. Frankreich bewarben sich wechselsweise um die Gunst des Alles vermögenden Ministers. Franz verschaffte ihm (1515) den Cardinalshut, und Papst Leo X. ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Bei der persönlichen Zusammenkunft Heinrichs und Franz I. (1520) in dem wegen des daselbst gehaltenen prächtigen Turniers sogen. Camp de drap d'or, zwischen den Städten Ardres und Guines, war auch W. zugegen und zeigte s. Prachtliebe durch einen verschwenderischen Aufwand. Heinrich VIII. hielt zwischen den beiden mächtigen Nebenbuhlern Franz und Karl das Gleichgewicht. Eine Zeit lang neigte er sich mehr auf die Seite des Letztern, aber der von Frankreich wiedergewonnene W. zog ihn davon ab und lenkte ihn zu der franz. Partei. Bei der Ehescheidung Heinrichs VIII. von s. Gemahlin, Katharina v. Aragonien, war W. sehr thätig. Er beförderte die Liebe des Königs zu der schönen Anna Boulen, um ihn dadurch von den Staatsgeschäften zu entfernen. Auch ward ihm, zugleich mit dem Cardinal Campeggio, vom Papste Auftrag gegeben, in dieser Sache zu sprechen. W.'s Ehrgeiz ging so weit, daß er selbst nach der päpstl. Krone strebte, wozu ihm Karl V. Hoffnung gemacht hatte. Aber er verlor uner-

wartet die Gunst des sehr veränderlichen Königs, wozu Anna Doulen vielleicht beigetragen hatte; es ward ihm das große Siegel abgenommen, und er wegen s. Handlungen vor dem Parlament angeklagt und (1530) in s. Erzbisthum York verurtheilt. Hier ward er verhaftet und sollte nach London in den Tower gebracht werden, starb aber unterwegs, in der Abtei zu Leicester, in einem Alter von 60 J. S. G. Cavenbiff's „Life of Card. Wolsey“ von J. W. Singer (Lond. 1825, m. Anm.) und Ge. Howard: „The Card. Wolsey and his times courtly, political and ecclesiastical“ (Londen 1824).

Woltmann (Karl Ludwig v.), ein deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Döbenburg d. 9. Febr. 1770, ward durch seines Vaters Dienstverhältnisse zu dem Grafen Lynar, einem der reichsten wie der kenntnißreichsten Diplomaten, schon früh mit dem Leben der höhern Welt vertraut, besonders da sein Vater auf alle Art die Phantasie des Knaben durch ergreifende Schilderungen berühmter Zeitgenossen, großer Höfe, geheimer Begebenheiten zu erregen wußte. Schon als 15jähriger Jüngling sprach er diese Richtung in Dden, Hymnen und Gedichten aus; er lebte und webte mit Homer, Ossian, Klopstock, Höltz, die s. Gefühlen am meisten zusagten. In Göttingen, das er 1788 bezog, widmete er sich weniger der Rechtskunde als dem Studium der alten und neuen Sprachen, bis ihn plötzlich die Geschichte so mächtig ergriff, daß er beschloß, ihr allein zu leben. 1792 ging er nach Döbenburg zurück und hielt Vorlesungen über die Geschichte für die Schüler des Gymnasiums daselbst. Um sich diesen Wirkungskreis auf einer Univerſität zu eröffnen, begab er sich wieder nach Göttingen. Aber der akademische Nitus und s. Armuth setzten ihm unübersehbliche Hindernisse entgegen, und erst Bürger, der s. für Schillers „Thalia“ bearbeiteten, aber darin nicht aufgenommenen „Dtto III.“ trefflich fand, öffnete ihm ein neues Feld, das der historischen Schriftstellerei. W. schrieb (1794) s. „Geschichte der Deutschen in der sächs. Periode“, deren 2. Bd. nie erschien, die aber auch keinen kräftigen Lebenskeim in sich trug. Die franz. Revolution ergriff ihn jetzt auf eine Weise, die ihm viele Feinde zuzog. Er sah in ihr einen Riesenschritt zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts und entsagte seinem Vaterlande darum ganz. Von Spittler begünstigt, eröffnete er historische Vorlesungen, die zahlreich besucht wurden, und s. Recensionen in den „Göttingischen Anzeigen“ bereiteten ihm einen Ruf nach Jena, wo er als Lehrer der Geschichte und als Schriftsteller gleich thätig war. Namentlich arbeitete er hier s. „Ältere Menschen-geschichte“ (eine verunglückte Anwendung Kant'scher Ansichten), s. „Geschichte Frankreichs“, s. „Kleinen histor. Schriften“ aus, und ging bereits an s. Übersetzung des Tacitus. 1796 machte er eine Reise ins Vaterland, über den Harz nach Preußens Hauptstadt u. s. f. Getäuscht in den Aussichten, zu Göttingen angestellt zu werden, gefesselt an Berlin durch s. Zeitschrift: „Geschichte und Politik“, die 1800 begann, aber, wie er sagt, durch den Censurzwang und die Cabinetsbefehle gelähmt, nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte, war er endlich so glücklich, hier in diplomatischen Verhältnissen als Resident des Landgrafen v. Hessen-Homburg, als Geschäftsträger der Städte Bremen, Hamburg, Nürnberg angestellt zu werden, wobei er als Schriftsteller in s. „Geschichte der Reformation“ mehr leistete, als im Ganzen genommen anerkannt wurde. Seine diplomatische Laufbahn aber ward durch die Lage der Dinge von 1806 gestört, und er arbeitete daher um so fleißiger, von s. liebenswürdigen, eben mit ihm verheiratheten Gattin, Karolina Stosch, unterstützt, an mancherlei Werken. So vollendete er jetzt beinahe s. Übersetzung des Tacitus, s. „Geschichte des westfälischen Friedens u.“, ein vorzügliches Werk, bis er im Sommer 1813 krank und kraftlos nach Prag ging, wo er bis zu seinem Tode (1817), den ein Schlagfluß herbeiführte, mit historischen Arbeiten kleinerer Art beschäftigt war, außerdem aber auch eine „Geschichte Böhmens“ in 2 Thln. schrieb, die unter uns weniger bekannt ist. Wiewol W.'s sämtlichen Werken der Stempel einer höhern Vollendung fehlt, so zeigen sie doch alle ein geniales Talent, das

aber dahinwelkt, ohne für die Wissenschaften etwas Großes und Bleibendes gefördert zu haben. Liebe zu sinnlichen Genüssen störte ihn zu oft in anhaltender ernster Thätigkeit, und s. Eitelkeit und Weichheit lähmten s. Kraft und zogen ihn zur Empfinderei hin. Sein bestes Werk, die „Geschichte des britischen Reichs“, ließ er unvollendet. Seine Übersetzung des Tacitus (vgl. d.) trägt viele Spuren flüchtiger Oberflächlichkeit. Nachdem W. lange der Lobredner Napoleons gewesen, bet er dem Minister Stein s. Dienste an, in der Hoffnung, zu einem wichtigen Posten in der Verwaltung, wenigstens zu einer Stelle bei der berliner Akademie oder Universitätsrat zu gelangen. Aber s. Plane schlugen fehl. Überhaupt hatte W. häufig erfahren, wie factios die deutsche Literatur ist, um s. eignen Ausdrück zu gebrauchen; er selbst aber trug auch kein Bedenken, s. Scherflein zu diesem factiosen Wesen beizutragen. Seine Urtheile über Joh. v. Müller's Verdienste und Styl dürften für diese Bemerkung wol mehr als zu sehr sprechen, und der Ton, der in ihnen herrscht, um so weniger zu billigen sein, je mehr er Freund von Müller in Berlin geworden zu sein versichert, obschon das Urtheil selbst den Beifall mancher Unbefangenen haben dürfte. „Die Memoiren des Freih. von S — a“ (Prag 1815, 3 Thle.), die er anonym herausgab, sind in vieler Hinsicht seiner unwürdig und ein Denkmal s. schlecht verhaltenen Eigenliebe. Seine Werke wurden von s. Witwe (Prag 1818 — 21) in 11 Bdn. gesammelt. Eine Selbstbiographie von W. steht im II. Hefte der „Zeitgenossen“.

Wolzogen (Justus Adolf Ludwig, Freih. v.), k. preuß. Generalleutnant, geb. d. 3. Febr. 1773 zu Meiningen, stammt aus einem alten adeligen Geschlechte, welches ursprünglich in Tirol und in dem 16. und Anfang des 17. Jahrh. in Niederösterreich blühte, aber wegen des Übertritts zur evangelisch-lutherischen Kirche genöthigt ward, im Beginn des dreißigjähr. Krieges dieses Land mit Aufopferung großer Besitzungen zu verlassen. Die Familie fand Schutz und Anstellung in hohen Würden bei dem brandenburgischen Hause und kaufte sich auch in der Grafschaft Henneberg an, wo sie Mitglied der freien Reichsritterschaft wurde. Der Vater Ludwig's v. W. starb als sachsen-meiningischer Geh.-Rath schon im ersten Jahre nach dessen Geburt, sodas die Mutter s. und seiner vier Geschwister Erziehung allein zu leiten hatte. Die damals blühende Karlschule in Stuttgart veranlasste sie, ihre 3 Söhne dahin zu geben. Im J. 1781 ward auch Ludwig, der jüngste Sohn, dieser Schule anvertraut, auf welcher er mehre Preise und den ihr eignen Orden: Bene merentibus, erhalten hat. Im J. 1792 verließ er die Anstalt und wurde als Lieutenant bei der württemberg. Garde zu Fuß angestellt. Damals war der Kriegsschauplatz zwischen den verbündeten Heeren und der franz. Republik am Rhein; der junge W. folgte seinem Hange zu einem thätigen Leben und seiner Vorliebe für die preuß. Waffen, nahm s. Abschied, und wurde im Frühjahr 1794 Portépécé-Fähnrich in dem k. preuß. Reg. Hohensolte-Fingelberg; er konnte aber nur einen Theil des Rheinfeldzugs zu s. Ausbildung benutzen. 1797 wurde er Fähnrich und gleich darauf Lieutenant in gedachtem Regimente. In dieser Laufbahn blieb er, bis 1802 der Herzog Eugen v. Württemberg ihm, mit Erlaubniß des Königs v. Preußen, die Erziehung s. ältesten Prinzen anvertraute, mit welchem er anfänglich in Breslau, später in Erlangen, und endlich in Stuttgart s. Aufenthalt nehmen mußte. Im J. 1805 wurde der Lieutenant v. W., nachdem er die erbetene Entlassung aus k. preuß. Dienste erhalten, württembergischer Major, Flügeladjutant und Kammerherr, in welcher Würde er den Prinzen auf dessen Reisen begleitete. Da aber am Ende desselben Jahres die württemberg. Truppen an dem Feldzuge gegen Osterreich Theil nahmen und auf das schleunigste mit der franz. Armee vorrücken mußten, so erhielt von W. den Befehl, zurückzukehren, und wurde als Quartiermeister bei dem Generalstabe angestellt, in welcher Eigenschaft er den Feldzug von 1805 mitmachte. Als 1806 der Krieg gegen Preußen ausbrach, bat der inzwischen zum Obristlieutenant und Commandeur der Garde zu Fuß avancirte v. W. bei dem Kö-

nige von Preußen um Anstellung, wozu auch die allerhöchste Willfährung erfolgte. Doch ward die Abreise, wegen Verzögerung s. Abschiedes aus k. württembergischen Diensten, erst 1807 möglich, wo er während der Friedensunterhandlungen zu Tilsit im k. Hauptquartiere ankam. Die Reducirung des preuß. Heeres veranlaßte ihn, den König um die Erlaubniß zu bitten, in kais. russ. Dienste treten zu dürfen. Nach erhaltener königl. Bewilligung ward er 1807 im September als Major beim kais. russ. Generalstabe angestellt und 1811 zum Obristleutnant und Flügeladjutanten des Kaisers erhoben. Als solcher wurde er in demselben Jahre gebraucht, die Befehle des Kaisers hinsichtlich des Operationsplanes zu dem bevorstehenden Kriege auf der westl. Grenze des Reichs in Vollziehung zu setzen, bei welcher Gelegenheit er alles Land zwischen der Dina, dem Niemen, dem Dnieper und dem Bug zu bereisen hatte. Beim Anfange des Feldzugs von 1812 zum Obersten befördert und dem commandirenden General der russ. Heere, Barclai de Tolly, zugeheilt, hatte er Gelegenheit, thätigen Antheil an dem Kriege zu nehmen und manche wichtige Dienste zu leisten; unter Anderm brachte er die Vereinigung des Bagration'schen Heeres mit der ersten Westarmee bei Smolensk zu Stande. Während des Feldzugs von 1813 befand er sich im Gefolge des Kaisers und wurde in den Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen, Dresden und Leipzig zu wichtigen Aufträgen verwendet, auch am Abend des 18. Octobers vom Kaiser zum Generalmajor ernannt. Zu Ende desselben Jahres, nachdem die Organisation der deutschen Heere beendigt war, woran er thätigen Antheil zu nehmen hatte, wurde derselbe als Chef des Generalstabs des 3. deutschen Armeecorps angestellt, welches unter dem Befehle des Herzogs von Weimar nach den Niederlanden rückte, und daselbst im J. 1814 in sehr schwierigen Verhältnissen in manchen Verloren die einzige Verbindung der allirten Heere mit dem Vaterlande sicherte. Während des wiener Congresses vertauschte der Generalmajor v. W. den kais. russ. Dienst mit dem k. preussischen und wurde in gleichem Range wieder in das preuß. Heer aufgenommen. Eine schwere Krankheit, Folge der vielen Strapazen, nöthigte ihn in Baden bei Wien zurückzubleiben, wodurch er verhindert ward, an dem Feldzuge von 1815 Antheil zu nehmen, zu dessen Ende er jedoch noch nach Paris kam. Nach erfolgtem Frieden erhielt er den ehrenvollen Auftrag, dem militairischen Unterrichte der königl. Prinzen vorzustehen, auch ward er zu diplomat. Aufträgen verwendet, endlich aber 1818 als k. preuß. Militaircommissair bei der deutschen Bundesversammlung angestellt, in welcher Eigenschaft er sich noch gegenwärtig befindet, nachdem er 1820 zum Generalleutnant befördert worden war. Am 13. März 1826 übernahm er, als einer von den Commissarien der Bundesversammlung, die deutsche Festung Luxemburg. Hr. v. W. erhielt 1812 den k. russ. St.-Annenorden 2. Cl.; 1813 den k. preuß. Orden pour le mérite und das Commandeurkreuz des k. k. östreich. St.-Leopoldsbordens; 1814 in Paris den k. russ. St.-Annenorden 1. Cl. und das Ritterkreuz des k. bair. Max-Josephsbordens; 1815 des großherzoglich sachsen-weimarischen Falkenordens Großkreuz; 1819 den k. preuß. rothen Adlerorden 1. Classe; 1824 den rothen Adlerorden 2. Cl. mit Eichenlaub, und das Großkreuz des k. k. öst. St.-Leopoldsbordens; 1825 das k. preuß. goldene Verdienstkreuz für 25jährige Dienste. — Hr. v. W. ist seit 1829 mit der Tochter des verst. k. württemberg. Generalleutnants v. Lillenberg vermählt.

Wood (Matthew), einer von Londons Aldermen, der durch die Rolle, welche er 1820—21 in der Geschichte der verstorb. Königin spielte, bekannt geworden ist. Es wird aber nicht eher möglich sein, ihm zwischen dem verdammenden Urtheile seiner Feinde und dem Lobe seiner Freunde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als bis die jetzige Generation mit ihren Leidenschaften verschwunden ist. Er wurde zu Tiverton in Devonshire geboren, wo sein Vater ein angesehenener Wollhändler war, und, von einer zahlreichen Familie umringt, in einem hohen Alter starb. Matthew,

sein ältester Sohn, wurde, nach dem Schulunterrichte zu Tiberton und Exeter, in der letztern Stadt zu einem Verwandten gethan, der große Handelsgeschäfte machte, zu deren Behufe W. öfters die westlichen Grafschaften Englands zu bereisen hatte. Er ging 1790 in die Dienste eines londner Großhändlers als Reisender. Etliche Jahre darauf fing er an auf eigne Rechnung Geschäfte zu treiben, trat deshalb mit einem Andern zusammen und eröffnete eine große Farbenhandlung, Dry salter (s. Memnich's „Engl. Waarenencykl.“), in London. Seine Gattin ist eine geborene Page aus Woodbridge. Ihre 3 Söhne und 2 Töchter haben eine sorgfältige Erziehung erhalten. Der älteste Sohn studirte in Cambridge und ist Prediger in London. Alle Freunde des Hauses loben die Harmonie, den guten Ton und die Gastfreiheit desselben. Im J. 1805 associirte sich W. mit dem Obristleutnant Wigan, und nach dessen Tode mit dem Sohne. Auch ist W.'s Bruder ein Compagnon des Hauses, und die Handelsgenossenschaft macht nun unt. d. N. Wood, Wigan und Wood in Hopfen sehr bedeutende Geschäfte. W. hat auch Antheil an einem Kupferbergwerke in Cornwall, in welchem täglich 1200 Leute arbeiten. Schon 1802 wurde er von einem londner Stadtbezirke zu dessen Stellvertreter in dem londner Gemeinderathe erwählt, und bald nachher zum Alderman. Letztere Würde gereichte ihm desto mehr zur Ehre, weil er, abwesend in Irland, sich nicht darum bewerben konnte. 1809 verwaltete er das wichtige Amt eines Sherif zur großen Zufriedenheit seiner Mitbürger. Nicht lange darauf ernannte die Stadt London einen Ausschuss (for the improvement of the city), um eingeschlichenen Mißbräuchen zu steuern, erspriessliche Einrichtungen zu machen und nothwendige Verbesserungen, besonders Bauten, ins Werk zu richten; sie wählte W. zum Haupte desselben, und er widmete diesem Gegenstande seine ganze Zeit, besonders trug er viel dazu bei, daß ein neues Gefängniß für Schuldner gebaut wurde, und sie nicht mehr gezwungen waren, sich unter den niedrigsten Verbrechern in Newgate aufzuhalten. Man sah zuerst 1814 öffentlich, daß seine politischen Gesinnungen antiministeriell waren. Die Königin Charlotte wollte die Prinzessin von Wales durchaus nicht bei Hofe annehmen. Letztere sah voraus, daß ihr dieser Umstand bei der erwarteten Ankunft der fremden Monarchen den Aufenthalt in London verleiden würde, bat also um Erlaubniß zum Reisen, welche man ihr gern erteilte. Bei dieser Gelegenheit, wo Brougham in der Correspondenz für die Prinzessin die Feder führte, veranstaltete W. eine Adresse, die mit großem Pomp übergeben wurde, um ihr das Weileib über den angeblichen Unbill zu bezeigen. Die Stadt London wählte ihn 1816 zum Lordmayor. Der Eifer und die Thätigkeit, welche er in diesem Amte bewies, waren musterhaft. Nie stand es mit der Polizei der Altstadt Londons besser; W. war bei Feuersgefahren und Aufläufen in Person gegenwärtig. Deswegen erzeigte man ihm die nicht sehr gewöhnliche Ehre, ihm dies bedeutende Amt auch für 1817 zu übertragen. Mit der Prinzessin von Wales blieb er in Briefwechsel, und als sie Königin ward, ging er nach Frankreich und begleitete sie nach England. Diese Fürstin war gewohnt, immer nach eigenem Gutdünken und selten oder nie nach dem Rathe Andern zu handeln; mithin ist es nicht wahrscheinlich, daß W. ihre Reise nach England und die Auftritte, worin sie als Anführerin erschien, veranlaßt habe. Dies behaupten indeß s. Feinde, worunter, sonderbar genug, Brougham, Generalfiscal der Königin Karoline, gehörte, und sogar einige seiner Freunde. Brougham sagte im Hause der Gemeinen, W. habe eben keine besondere Weisheit (absolute wisdom) dadurch bewiesen, daß er der Königin angerathen, nach England herüberzukommen, welche Bemerkung so auffiel, daß W. seit der Zeit den Spotnamen absolute wisdom behalten hat. Sollte er demnach (so unerweislich dies auch scheint, und so bestimmt er selbst es öffentlich geläugnet hat) die Königin zu der Reise nach England beredet, sollte er die Absicht gehabt haben, den Proceß seiner hohen Gönnerin durch ihre Gegenwart zu hintertreiben, die Krönung zu verhindern u.

f. w., so ist er in seine eignen Schlingen gefallen, denn alle diese Pläne schlugen fehl. Wenn er aber auch mit Drougham zerfiel und von Lushington geringschäßig behandelt wurde, so genoss er doch das Zutrauen der Königin und seiner Partei bis ans Ende, und er hat nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er noch Manches zu entdecken habe, welches mehre Punkte in der Geschichte der verstorb. Königin aufhellen werde. 62.

Woollett (William), geb. den 22. Aug. 1735 zu Maidstone, ward der Schöpfer einer ganz neuen Manier, die Landschaften zu stechen. Er war ein Schüler des Franzosen Vivares, gest. 1782, der gewöhnlich als Künstler zu den Engländern gerechnet wird, verbesserte aber das Verfahren, das er von jenem gewonnen hatte. Gleichsam spielend führte W. in s. Werken die Nadel und wußte dadurch Bäumen, Felsen und Pflanzen eine Mannigfaltigkeit und charakteristische Wahrheit zu geben, wie man sie vor ihm selten gesehen hatte. Die Vorgründe radirte er mit ungewöhnlich breiten Strichen, die er dann mit dem Grabstichel überschnitt und durch Ausfüllung der Zwischenräume aneinanderbrachte. Punkte an den rechten Stellen angebracht, gaben diesen Vorgründen noch mehr Kräftigkeit. Sein Wasser und s. Luft sind von der reinsten und saubersten Grabstichelarbeit. Alle s. Blätter machen einen überraschenden und höchst gefälligen Eindruck. Die größte s. vielen Arbeiten ist Jacob and Laban, nach Claude-Lorrain; die gefuchtesten sind s. Tod des General Wolfe, der 1776 bei seinem Erscheinen vor der Schrift 2 Guineen kostete und jetzt mit 25 — 45 Guineen bezahlt wird, und die Schlacht von la Hogue, nach B. West; Niobe, Phaethon, Celadon und Amelita, Solitude, Ceyx and Alcyone und Cicero at his villa, alle nach Mich. Wilson; die Fishery, nach Mich. Wright und Roman edifices in ruins, nach Claude-Lorrain. Bei seinen spätern Arbeiten ließ er sich von s. Schülern Browne, Pouncey, Ellis, Emre, Smith und J. Vivares unterstützen. W. war Engraver to his majesty und starb zu London d. 22. Mai 1785. In der Westminsterabtei ist er beerdigt. Eine genauere Nachricht über ihn, die hier nicht benutzt werden konnte, gibt das „Gentleman's mag.“, Bd. LXXXVIII, 1. W.'s Werke bestehen vollständig aus 174 Blättern. 19.

Woolston (Thomas), ein berühmter englischer Freidenker, geb. 1669 zu Northampton, hatte zu Cambridge Philosophie und Theologie studirt, lehrte selbst in der Folge beide Wissenschaften, ward Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Sidneycoll. giums zu Cambridge. Bei einer starken Einbildungskraft und schwachm Verstande hatte er viel Ehrgeiz. Um sich zu einem hohen Amte in der englischen Kirche, nach welchem er trachtete, vorzubereiten, studirte er mit übertriebenem Eifer die Kirchenväter, wodurch aber sein schwacher Kopf auf Irrwege geführt wurde. Er behauptete, die Geschichten des A. und N. Testaments wären nichts als Allegorie. Man nahm ihm deswegen seine Stelle im Sidneycollegium. Dieser Verlust und das Fehlschlagen aller Hoffnung, einen hohen geistlichen Posten zu erhalten, erweckten in ihm einen bitteren Haß gegen die englische Geistlichkeit, der sich in den größten Schmähungen über sie ergoß, und verwirrte seinen Verstand, so daß man ihn 4 Jahre hindurch einsperren mußte. Als er wieder in Freiheit war, fuhr er fort, seine sonderbaren Meinungen in Schriften zu behaupten. Für die anstößigsten derselben sah man die Gespräche über die Wunder unsers Heilandes an („Discourses on the miracles of our Saviour“, London 1727). In diesem Buche beschuldigt er Jesum der Magie und legt einem jüdischen Rabbinen Einwürfe gegen die Auferstehung in den Mund, die er ebenfalls allegorisch von einer geistigen Auferstehung verstanden wissen will. Seine Schriften wurden besonders von den Juden gelesen und verbreitet; verschiedne englische Theologen, unter denen auch Thom. Sherlock, schrieben Widerlegungen derselben. Die Regierung fand für nöthig, strengere Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Er wurde

1728 verhaftet, nach einiger Zeit zwar freigelassen, da er aber fortfuhr, seine Meinungen zu behaupten, wurde er abermals in das Gefängniß Kingsbench gesetzt, wo er 1733 starb. — Mit diesem ist nicht zu verwechseln der Moralphilosoph William Wollaston, welcher 1659 geb. war und 1724 starb. Er führte die Sittlichkeit auf den Begriff der Wahrheit zurück, und stellte den Satz auf: jede Handlung ist gut, die einen wahren Satz ausdrückt. Dieses geschah in dem Buche: „The religion of nature delineated“ (London 1724 und öfter, und ins Franz. übersetzt: „Ebauche de la religion naturelle“). Er fand darin an John Clarke einen Gegner.

Wordsworth (Wilhelm), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Englands, geb. zu Cocks mouth 1770. Als er seine erste Erziehung in der Schule zu Hawkshead in einer romantischen Gegend der Grafschaft Lancaster erhalten hatte, kam er nach Cambridge, um seine Studien fortzusetzen, wiewol er nicht viel Lust gehabt zu haben scheint, sich zu einer Berufswissenschaft zu bilden. Schon in s. 13. Jahre hatte er auf der Schule einen nicht unglücklichen Beweis seiner dichterischen Anlagen gegeben, und schon 1793 ließ er eine poetische Beschreibung seiner Reise durch Frankreich, die Schweiz, Savoyen und Italien („Descriptive sketches in verse“) und bald nachher eine Epistel („An evening walk“) drucken. Beide Gedichte enthalten schöne malerische Beschreibungen, aber die Darstellung ist ganz abweichend von dem Style, den er späterhin annahm. Bald nach seiner Rückkehr vom festen Lande verließ er Cambridge, und als er einen Theil von England durchwandert hatte, wählte er eine Hütte in dem Dörfchen Alforden, nicht weit von Bridgewater in der Grafschaft Somerset, wo er mit Coleridge (s. d.) in vertrauter Freundschaft lebte. Sie wohnten hier fast in gänzlicher Abgeschlossenheit und brachten ihre Zeit theils mit Wanderungen in der Umgegend und an der Küste, theils mit Entwürfen zu literarischen Arbeiten zu. Während dieser Abgeschlossenheit wurden die lyrischen Balladen („Lyrical ballads“) entworfen und zum Theil vollendet, ein Versuch, wie Coleridge („Biographia litteraria“, Bd. 2, S. 3) sagt, ob Gegenstände, die ihrer Natur nach der gewöhnlichen poetischen Verzerrungen nicht empfänglich sind, sich in der Sprache des gewöhnlichen Lebens anzusehend darstellen lassen. Diese Gedichte, worin man zuerst die Eigenheiten des Styls findet, welche W. und seine Freunde auszeichnen, erschienen 1798, als er mit seiner Schwester durch Deutschland reiste, wo er Coleridge wieder fand. Beide blieben eine Zeit lang im Auslande; 1800 aber ließ sich W. zu Grassmere in Westmoreland nieder, und lebt seitdem hier oder in dem benachbarten Rydall von den mäßigen Einkünften seines väterlichen Erbes und des Amtes eines Stempelabgabeneinnehmers der Grafschaften Cumberland und Westmoreland, an der Seite einer trefflicher Gattin, mit welcher er seit 1803 verbunden ist. Bei allen Aufforderungen zu thätigen Anstrengungen und bei dem Beistande mächtiger Freunde hätte der Dichter leicht im öffentlichen Leben sich auszeichnen und für die Seinigen viel gewinnen können, aber gleichgültig gegen die Versuchungen des Ehrgeizes und des Reichthums, zog er es vor, in seiner ländlichen Einsamkeit zu bleiben. Er gab 1807 eine Sammlung vermischter Gedichte heraus, welchen er in der neuen Ausg. (1815) eine Vorrede und einen Anhang beifügte, worin er darzuthun suchte, daß der von ihm angeflimmte einfache Ton auf alle Dichtungsarten anwendbar sei. Von seinem ersten Auftreten an mit der herrschenden flachen Kritik im Zwiespalt, konnte er diesem neuen Tone nicht gleich anfangs Freunde gewinnen, und er wurde durch die Waffen des Spottes wie mit Gründen angegriffen, bis er endlich doch zahlreiche Nachahmer und Freunde fand, welche man die Lake school (Seeschule) zu nennen pflegt, weil er und Coleridge die Seen von Westmoreland so häufig zu Gegenständen ihrer dichterischen Schilderungen gewählt haben. Es ist nicht zu läugnen, daß er mit einem reichen Gemüthe, einer schöpferischen Phantasie und einem zarten

und reinen Gefühle begabt ist, aber selbst s. wohlwollendsten Beurtheiler haben es nicht verhehlen können, daß er in seinem Streben nach Einfachheit im Ausdrucke, besonders in s. erzählenden Gedichten, nicht selten in Spielerei verfällt und matt wird. Nach der Herausg. einer etwas seltsam, wiewol kräftig geschriebenen Aufforderung zur Fortsetzung des Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel (1809), worin er die Minister nicht schonte, machte er eine lange Pause, und erst 1814 gab er, als Bruchstück eines lange versprochenen Gedichts („The recluse“), eine durch Gegenstand und Darstellung originelle Dichtung „The excursion“, heraus, der im folg. J. „The white Doe of Rylstone“, gleichfalls ein Bruchstück des größern Werks, sich anschloß. Darauf folgten, außer kleinern Gedichten, „Peter Bell“ (1819) und „The waggoner“ (1819), 2 poetische Erzählungen, ein Sonettenkranz („The river Duddon“), nebst einigen andern Dichtungen (1820), und endlich 1822 die Beschreibung s. neuen Reise durch Italien („Memorials of a tour on the continent“) und die Sammlung s. Dichtungen (London 1822; 4 Bde., 12.), welche jedoch das erwähnte beschreibende Gedicht: „The excursion“, nicht enthält.

Wörlitz, Stadt im Herzogth. Anhalt-Deßau, 3 Stunden von der Stadt Deßau, mit einem geschmackvollen Lustschlosse, der gewöhnlichen Sommerresidenz des Herzogs, 240 H. und 1800 Einw. Hier hat der verstorb. Herzog Leopold Friedrich Franz einen vorzüglich schönen Garten im engl. Geschmack angelegt. S. die kurze Beschreibung desselben in Hirschfeld's „Theorie der Gartenkunst“. Vorzüglicher und umfassender ist die „Beschreibung des fürstl. anhalt-dessauischen Landhauses und engl. Gartens zu Wörlitz“, von A. v. Rode (mit Kupf., Leipz. 1788). In diesem Garten enthält das sogen. gothische Haus eine interessante Sammlung merkwürdiger alter Kunstwerke (besonders Gemälde). Die ehemalige chalco-graphische Gesellschaft zu Deßau hat eine Reihe von Blättern in Aqua Tinta, Ansichten von Wörlitz und a. geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Deßau, herausgegeben.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsstadt. Durch den Frieden zu Lunewille (1801) kam sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und gehört seit dem pariser Frieden zu der großherz. hessischen Rheinprovinz. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend (in dem von den Minnesängern gepriesenen Wonnegau) und hat in 970 H. 7700 Einw., welche sich zum Theil vom Weinbau und der Rheinschiffahrt nähren. Auch gibt es einige Tabacksfabriken und eine Bleizuckerfabrik. Die protest. Religion ist die vorherrschende; die Katholiken haben außer der Domkirche, einem ehrwürdigen Gebäude, zu dem schon im 8. Jahrh. der Grund gelegt wurde, die aber erst im 12. Jahrh. vollendet ward und 470 Ellen lang und 110 Ellen breit sein soll, noch eine Kirche, die Lutheraner 2, und die Reformirten eine Kirche. Unter den Weinsorten, welche in und bei Worms gezogen werden, zeichnen sich durch Güte und Feuer aus: die Liebfrauenmilch, welcher Wein um die Liebfrauenkirche herumwächst und daher s. Namen hat; der Katerlöcher und der Lug ins Land, der bei einem ehemaligen Wirththurme wächst. Worms ist eine der ältesten und in der frühern deutschen Geschichte berühmtesten Städte Deutschlands. Die Römer hatten hier eine Niederlassung, und es war der Sitz oder doch längere Aufenthalt der frühern fränkischen Könige, selbst Karls d. Gr., der spätern Karolinger, später der Sig rhein.-fränkischer Herzoge. In der mittlern und neuern Geschichte ist Worms merkwürdig theils durch die vielen Reichstage, welche die Kaiser hier hielten (die wichtigsten sind: der von 1495, welcher Deutschland gesetzliche Form gab, und von 1521, auf welchem Luther (s. d.) freimüthig sein Glaubensbekenntniß vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen ablegte [s. das von Anshütz nach App's Zeichnung lithographirte Blatt: „Der Reichstag zu Worms 1521“ nebst „Gedanken über die Reformation“, von Theod. Schacht, Worms 1829]), theils durch die innere

Wichtigkeit, die es durch f. Gewerbleiß, f. Handelsverkehr, f. große Bevölkerung, die sich noch am Ende des dreißigjährigen Krieges auf 30,000 Seelen belief, erlangt hatte; theils durch den großen Antheil, den es als Glied des rheinischen Städtebundes an den bedeutendsten Fehden zwischen den benachbarten Fürsten nahm. Von dieser Bedeutendheit ist Worms in den letzten 2 Jahrhunderten durch mancherlei Ursachen, besonders aber durch die vielen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, herabgekommen. 1689 wurde Worms, sowie Speier, auf Louvois's Befehl von den Franzosen fast ganz verwüstet. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch gibt es noch Plätze, wo statt ehemaliger Gebäude nur Gärten sind. In den ersten Jahren des franz. Revolutionskrieges litt Worms wieder sehr, indem es abwechselnd von beiden Parteien besetzt wurde. Zu Worms war auch ehemals ein sehr altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz war.

Woronzoff, eine in hohen Kriegs- und Civilstellen ausgezeichnete russische gräfliche Familie. Zu ihr gehörten 3 durch ihre Schönheit und ihre Rolle in der neuern russischen Geschichte berühmte Frauen. 1) Elisabeth W., die Geliebte des Großfürsten und Kaisers Peter III., nachmalige Senatorin Polinski; 2) die Gräfin Buturlin, 3) die Fürstin Daschkoff, die Vertraute Katharinen II., welche mit dem Grafen Panin den Plan zur Erhebung derselben auf den Thron entwarf und ausführen half. Sie waren die Nichten des Großkanzlers Grafen Michael W., der als russischer Vizekanzler den Allianzvertrag zwischen Rußland und Schweden zu Petersburg d. 25. Juni 1745, und einen andern mit Oesterreich zur Vertheidigung der Erbfolge der Maria Theresia, sowie 1747 den Subsidienvvertrag mit Großbritannien abschloß, nach welchem ein russisches Corps von 37,000 Mann im Solde der Seemächte bis an den Main marschirte und den Abschluß des aachner Friedens 1748 bewirkte. In den letzten Jahren der Regierung der Kaiserin Elisabeth stand der Vizekanzler W. an der Spitze der schwedischen Partei, deren Seele der Großfürst Peter war; allein der Kanzler Bestuschoff, das Haupt der dänischen Partei, behauptete im Cabinette der Kaiserin einen überwiegenden Einfluß, bis er 1757 in Ungnade fiel, worauf der Graf W. Reichskanzler wurde. — Ein Graf Alexander W. war früher Gesandter an mehreren europäischen Höfen, wurde vom Kaiser Alexander 1802 zum Reichskanzler ernannt und erhielt darauf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. 1804 nahm er f. Entlassung, behielt aber seine Titel. Er zog sich nach Moskau zurück und starb daselbst 1806. — Sein Bruder S... W. war russischer Gesandter in London, als die franz. Revolution ausbrach. Katharina erklärte sich gegen die Grundsätze derselben, und Graf W. schloß zu London den 25. März 1793 mit Lord Grenville einen Doppelvertrag, wovon der eine die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und England, auf den Fuß des für England sehr vortheilhaften Handelsvertrags von 1766, auf 6 Jahre erneuerte, der andre aber sich auf die gemeinsame Mitwirkung beider Mächte bezog, um der Ausbreitung der franz. Revolution einen Damm entgegenzusetzen, um durch vereinigte Maßregeln den Handel Frankreichs mit den neutralen Mächten auf jede Art zu hemmen, und um sich gegenseitig in dem Kriege mit Frankreich beizustehen. Dieser wichtige Vertrag wurde bekanntlich in dem letztern Punkte von der Kaiserin nicht vollzogen, indem sie damals ihre Pläne in Polen ausführte; auch nahm Katharina in der Folge keinen thätigen Antheil an dem Kriege gegen Frankreich, weil Großbritannien sich weigerte, mit ihr ein Schutz- und Trugbündniß gegen die Pforte einzugehen. Diese ganze Unterhandlung führte Graf W. Er blieb Gesandter in London auch unter den folgenden Regierungen. Paul I. ernannte ihn zum General. Unter Alexander I. hatte er Theil an den Verhandlungen, welche die dritte Coalition durch den Petersburger Tractat (genannt *Traité de concert*) vom 11. April 1805 herbeiführten. — Sein Sohn, Graf

M i c h a e l W., k. russ. Gen. der Infanterie und Generaladjutant, ist Militairgeneralgouverneur von Neurossland (zu Odessa Langeron's Nachfolger). Geb. zu Moskau, ward er bei seinem Vater in England erzogen, bekleidete dann ebenfals mehrere diplomatische Posten, und zeichnete sich im Kriege aus, vorzüglich in den Feldzügen 1813 und 1814 gegen Frankreich. Mit einer drohenden Erklärung an die Einwohner des Depart. der Ardennen und der Aisne und Marne, wenn sie die Waffen gegen die Allirten ergriffen, betrat er Frankreichs Boden, wo er an mehreren Schlachten und Gefechten Theil nahm. Bei Craone wurden er und Sacken am 7. März 1814 von Napoleon geschlagen, worauf sich Beide mit einem Verluste von 4000 Mann nach Laon zurückzogen. Als aber Blücher nach dem Siege bei Laon wieder über die Aisne gegen die Marne zog, besetzte Graf W. Chalons am 23. März; auf dem Marsche gegen Paris bewies er zuletzt noch bei dem Angriff auf diese Hauptstadt viel Tapferkeit. 1815 zog er ein zweites Mal mit nach Frankreich, und befehligte hierauf bis 1818 das russische Contingent bei dem Besatzungsheere, wo er zu Maubeuge sein Hauptquartier hatte. Er hielt auf gute Mannszucht und erwarb sich die Achtung der Einwohner. Von dort begab er sich nach Aachen, zur Zeit des daselbst versammelten Congresses, wo er von seinem Monarchen, dessen Kammerherr und Generaladjutant er war, mehrere Beweise von Achtung erhielt. In der Folge wurde er zum Militairgeneralgouverneur von Neurossland und Bessarabien ernannt. Im Juni 1826 bevollmächtigte ihn und den nach Konstantinopel als Gesandten bestimmten Geheimrath v. Ribeaupierre der Kaiser Nicolaus, in Ujerman mit den türkischen Commissarien über die Ausgleichung der Forderungen zwischen Rußland und der Pforte zu unterhandeln. — Ein Verwandter von ihm ist der Graf v. Woronzoff = Daskoff, den Alexander I. 1822 zu seinem außerordentl. Gesandten und bevollmächt. Minister am k. bairischen Hofe zu München ernannte, von wo derselbe in gleicher Eigenschaft nach Turin gekommen ist.

Wörterbuch, s. Lexikon.

Wortfuß, s. Rhythmus.

Wortspiel. Unter dem Wortspiel versteht man nicht jedes Spiel mit Worten, denn sonst könnte auch das Reimecho und die hörbare Malerei in Worten dahin gerechnet werden; sondern man versteht vorzugsweise darunter die Darstellung einer Verschiedenheit durch Lautähnlichkeit der Worte, z. B. viele Fenster und doch so finster; inceptio est amentium, haud amantium, wobei mit witziger Kürze zugleich Das, was ein Gegenstand ist, und was er nicht ist, aber sein will oder sein sollte, zusammengestellt und in einer Rede verbunden wird. Es wird also zum Wortspiel erfordert Lautähnlichkeit der Worte, bei Verschiedenheit, ja oft Entgegensetzung der Bedeutungen; und ein Wortspiel ist um so vollkommener, je weniger es dabei einer Abänderung der Worte oder eines Zusatzes durch Präpositionen, Adverbien &c. bedarf. Gewiß gehören Wortspiele oder der Witz, der vorzugsweise in den Worten, also der äußern Form, liegt, zu der untergeordnetsten Art des Witzes, und dürfen daher auch nicht zu sehr gehäuft werden, aber es gehört immer zu den Unnehmlichkeiten der Rede, durch schnell gefundene Ähnlichkeit der Klänge das Verschiedene in den Vorstellungen herauszuheben.

Wouvermann (Philipp), ein berühmter Landschafts- und Thiermaler der niederländischen Schule, geb. 1620 zu Harlem, starb ebenbaselbst 1668. Er lernte zuerst bei seinem Vater, Paul W., dann bei seinem Landsmann, Joh. Wynants, arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für seine Arbeit; desto mehr bereicherten sich die Kunsthändler durch Verkauf s. Werke ins Ausland. Er malte Landschaften, Jagdzüge, Pferdemarkte, Reiterscharmügel, Fischereien &c. und pflegte in s. Gemälden gern Pferde anzubringen, unter welchen sich immer ein weißes mit großem Lichtreflex auszeichnet. Der Krieg, der damals in den Niederlanden ge-

führt wurde, scheint zu einigen seiner Gemälde die Ideen gegeben zu haben. In f. Landschaften ist immer etwas Neues; f. Figuren und Pferde sind meisterhaft gezeichnet. Viele f. Gemälde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen worden. („Oeuvres de Phil. Wouvermann d'après ses meilleurs tableaux par J. Moyreau“, Paris 1737, Fol.) Die königl. Galerie in Dresden besitzt mehre ganz vorzügliche Gemälde von ihm. In dem franz. Museum (f. „Mus. Nap.“, von Filhol) befindet sich ebenfalls eine große Anzahl; einige auch in den Galerien zu München, Wien und Pommersfelden. Nach seinem Tode stiegen seine Arbeiten zu einem sehr hohen Preise, indem der Kurfürst von Baiern, Maximilian Maria, Gouverneur der Niederlande, sie eifrig aufsuchen und kaufen ließ. W.'s größtes Verdienst besteht darin, daß er die Natur getreu nachahmte, wie er sie innerhalb der Grenzen f. Vaterlandes, aus denen er nie gekommen war, hatte kennen lernen. Wenn er auch durch Lebhaftigkeit und Kraft des Colorits f. Vorgänger Bamboccio nicht erreichte, so empfiehlt ihn doch f. überaus schöne Zeichnung und f. zarter, weicher Pinsel. Vgl. „Über die Composition in Phil. Wouvermann's Gemälden 2c.“ (Leipz. 1789). — Peter W., f. Bruder, ist ebenfalls als Maler nicht unbekannt.

Woywoden, f. Woivoda.

Wrack, im Niedersächsischen, im Hochdeutschen Brack, das Untaugliche in seiner Art, der Ausschuß, z. B. von Porzellan u. f. w., das im Brennen verunglückt und untauglich ist. In der Schiffersprache heißt Wrack der Körper eines gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffes, überhaupt Alles, was das Meer von verunglückten Schiffen an das Ufer treibt. Das Recht der Küstenbewohner, sich von Dessen, was das Meer ans Land wirft, zu bemächtigen, heißt das *Wrackrecht*. (Vgl. *Strandrecht*.)

Wrangel (Karl Gustav, Graf v.), schwedischer Feldmarschall, ein durch kriegerische Thaten zu Lande und Wasser ausgezeichnete Feldherr des 17. Jahrh., stammte aus einer alten und berühmten schwedischen Familie. Sein Vater, Hermann W., war schwedischer Reichsrath und Feldmarschall, und starb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Karl Gustav trat zeitig in Kriegsdienste und lernte in der berühmten Schule des großen Königs Gustav Adolf. Er machte mit diesem die Feldzüge in Deutschland. Als der verdienstvolle schwedische Feldherr Baner (1641) starb, war W. als Generalmajor Einer von Denen, welche das schwedische Heer unter sehr mißlichen Umständen bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torstenson befehligten. Unter Torstenson machte W. den Feldzug in Deutschland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holstein, um den Krieg gegen Dänemark zu führen. (S. *Torstenson*.) Man übertrug W., nach dem Tode des Admirals Claas Flemming, den Oberbefehl über die schwedische Flotte, welche am 25. Juni 1644 der Übermacht der dänischen hatte weichen müssen. Durch einige holländ. Schiffe verstärkt, gelang es ihm, die dänische Flotte am 13. Oct. bei der Insel Femern zu schlagen. Er befehligte nachher ein besonderes kleines Corps in Holstein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück, bis der Friede zu Brömsebro (23. Aug. 1645) diesen Krieg endigte. W. ging hierauf wieder nach Deutschland, und als Torstenson (1646) wegen Krankheit genöthigt war, den Oberbefehl aufzugeben, wurde derselbe W. und Königsmark übertragen. W. vereinigte sich bald nachher mit der franz. Armee unter Turenne, und Beide zwangen gemeinschaftlich den Kurfürsten von Baiern (14. März 1647), zu Um einen Waffenstillstand einzugehen. Nach einiger Zeit ging W. nach Franken, und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die Schweden und Kaiserlichen zu verschiedenen Malen einander sehr nahe kamen, so erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entscheidung derselben, während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Snabrück, zu viel abhing. Als die schwed. und franz. Armee sich getrennt hatten, trat zwar der Kurfürst von Baiern von dem geschlossenen Waffenstillstande

zurück, aber beide Heere vereinigten sich von Neuem und schlugen (17. Mai 1648) bei Zusmarshausen unweit Augsburg das vereinte kaiserl. und bairische Heer mit großem Verluste. W. besetzte hierauf Baiern und behandelte es sehr hart, bis endlich der zu Münster und Osnabrück geschlossene Friede allen Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland ein Ziel setzte. W. ging nun nach Schweden zurück, und verlebte einige Jahre in Frieden. Als Karl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte, begleitete er diesen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten Städtigen Schlacht bei Warschau (18.—20. Juli 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieses Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde, eilte Karl Gustav diesem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. W. belagerte die Festung Kronburg, die sich ihm nach 21 Tagen (6. Sept. 1658) ergab. Es ward ihm hierauf der Oberbefehl über die schwedische Flotte aufgetragen, die Kopenhagen angreifen sollte, allein dies Unternehmen glückte nicht, weil die Dänen während der Belagerung von Kronburg Zeit gehabt hatten, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und eine holländ. Flotte zum Entsatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den W. über die letztere (29. Oct. 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Kopenhagen aufgegeben werden. Im folg. J. vereitelte er dagegen die von den Dänen auf der Insel Finen versuchte Landung. Der Tod des Königs v. Schweden endigte (1660) diesen Krieg. Als Ludwig XIV. 1674 einen Krieg gegen das deutsche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs und griff (im Nov.) unerwartet die Staaten des Kurfürsten v. Brandenburg an, der auf diesen Angriff nicht vorbereitet war und mit s. ganzen Macht gegen die Franzosen am Rheine stand. W. befehligte das 16,000 M. starke schwedische Heer, welches in das Brandenburgische einfiel und das Land übel behandelte. Er wurde aber bald krank; ein Umstand, der wahrscheinlich zu dem unglücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens beitrug. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm (s. d.) eilte mit s. Truppen vom Rheine zurück, früher, als es die Feinde erwarten konnten. Sein berühmter Feldmarschall Derfflinger (s. d.) überfiel (12. Juni 1675) den schwedischen Obersten Wangelin in Rathenow und nahm ihn mit s. ganzen Regimente gefangen. Ebenso unerwartet griff am 18. Juni 1675 der Kurfürst mit 6000 M. Reiterei das schwedische, 13,000 M. starke Heer bei Fehrbellin (s. d.) an, und erhielt einen vollständigen Sieg über dasselbe. Die Schweden mußten Brandenburg räumen, und verloren selbst einen Theil von Vorpommern. W. legte hierauf s. Stelle, wegen Alters und Krankheit, nieder, und starb im folgenden Jahre. Für s. frühern Siege war er (1645) in den Grafenstand erhoben worden.

Wrbna-Freudenthal (Rudolf, Graf), k. k. Oberstkämmerer, Chef des Geheimen Cabinets, Ritter des goldenen Vlieses zc., ausgezeichnet als Mensch und als Staatsmann, gehört zu den wenigen Großen, welchen die Achtung des Monarchen und die Liebe des Volks in gleichem Maße zu Theil ward. Geb. zu Wien den 23. Juli 1761 und von seinen Altern trefflich erzogen, studirte er auf der Universität Wien Philosophie und die Rechte, dann auf der Bergakademie zu Schemnitz die Bergwissenschaften, machte bergmännische Reisen und trat hierauf 1785 als Hoffsecretair seine staatsbürgerliche Laufbahn an. Er stieg von Stufe zu Stufe und wurde 1801 Vicepräsident der montanistischen Hofstelle, oder der Hofkammer im Münz- und Bergwesen. Als solcher leitete Graf W. den gesammten östreich. Bergbau mit Ernst, Eifer, Einsicht und Sinn für die großen Fortschritte jener Wissenschaften, welche dem gebildeten Bergmann unentbehrlich sind. Auch praktisch ging er in der Eisenhüttenkunde auf den berühmten Werken seiner Herrschaften Horowitz und Ginez in Böhmen, mit dem ersten Beispiel und Muster vollkommener Einrichtungen und Producte voran. Er war theils Mitgründer, theils lebhafter Beförderer und Mitglied vieler vaterländischen Bildungsanstalten,

z. B. der Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft, des polytechnischen Instituts, der ständischen Malerschule, des Conservatoriums der Musik, des Nationalmuseums u. s. w. — Als in Folge der franz. Invasion 1805 der Kaiser und die Regierungsbehörden Wien verließen, wurde Graf W. zum Hofcommissair ernannt. In diesem ebenso wichtigen als schwierigen Posten gebot er den franz. Behörden Achtung und leistete dem Staate die ausgezeichnetsten Dienste. Nach dem Frieden von Presburg zum obersten Kammerer und Chef des Geheimen Cabinets ernannt, befand er sich stets um die Person des Kaisers, empfing und vollzog seine unmittelbaren Befehle. Unter ihm standen jetzt gegen 900 k. Kammerer (darunter 20 Fürsten und 600 Grafen), die kais. Leibärzte, die Witticalcassen der k. Familie, die Oberdirection der Familienhereschäften, die Schatzkammer, das Naturalien cabinet, die Gemäldegalerie mit allen übrigen Kunstsammlungen, die Inspection der kais. Burg, die Schloßhauptmannschaften, endlich die k. Kammerkünstler und die oberste Hoftheaterdirection. Der Dienst raubte ihm jetzt jede Minute, und dessenungeachtet nahm er immer noch an allen Fortschritten der Wissenschaft den lebhaftesten Antheil. Seinem hellen Blick und seiner Unterstützung verdankt Osterreich die erste Geognosie (von Reicheser), von deren Anwendung auf den Bergbau man früher bei der Hofkammer kaum einen Begriff hatte. In seiner Eigenschaft als Chef des Geheimen Cabinets hatte er auch beim Kaiser den Vortrag in Gnadensachen, und wendete unzähligen Menschen Gutes zu. — Als 1810 Graf Wallis zum Finanzminister ernannt, und die Einziehung der schon mehr als 1000 Millionen betragenden Bancozettel und ihre Umwechslung in Einlöschschemine zu  $\frac{1}{2}$  insgeheim beschlossen war, trat die Bedenklichkeit entgegen: ob das neue Papier Anwerth finden, und dem ganzen neuen Finanzplane werde Vertrauen geschenkt werden? Graf Wallis erklärte, es werde hinreichend sein, wenn die neuen Zettel die Signatur des Grafen Wrba erhielten. Und so sieht man noch seinen Namen auf allen den (etwa 600 Mill.) Einlös- und Anticipationscheinen, die von 1811—13 ausgegeben wurden. So groß war das Ansehen, der Credit und die Achtung, in welcher W. allgemein beim Publicum stand. Daß später jene Papiere weit unter dem pari sanken, verschuldete nicht W.'s Miscredit, sondern die Natur des Papiergeldes und die Gewalt der Umstände. Nach einer langwierigen, schmerzhaften Krankheit starb Graf W. am 30. Jan. 1823. Als wenige Stunden vor seinem Hinscheiden der Kaiser ihn besuchte, und vernahm, daß zu seiner Wiederherstellung keine Hoffnung sei, sagte er mit Thränen im Auge: „Ich verliere an ihm nicht nur einen treuen Diener, sondern auch einen Freund, der 20 Jahre lang seine Ehre darein setzte, mir im Glück wie im Unglück unverholen die Wahrheit zu sagen!“ — Worte, welche Den, dem sie galten, nicht minder adeln als Den, der sie sprach. \*)

W r e d e (Karl Philipp, Fürst v.), königl. bairischer Feldmarschall und Generalinspector des Heeres, Herr von Ellingen, Engelhardtszell, Suden, Mondsee u. s. w., Mitglied des königl. bair. Staatsraths (s. 1817), stammt aus einem alten Geschlechte in Baden, ist geb. den 29. April 1764 zu Heidelberg, machte daselbst seine Studien und widmete sich der Forstwissenschaft. Baron W. war anfangs Hofgerichtsrath in Mannheim, dann Assessor beim Oberamte Heidelberg 1792, im Kriege Osterreichs mit Frankreich pfälzischer Landescommissair bei dem Osterreich. Corps unter Hohenlohe, und Oberlandescommissair bei dem Osterreich. Heere von 1793—98, unter Wurmsen, dem Herzog Albert und dem Erzherzog Karl. Einer Oberforstmeisterstelle, die er gekauft hatte, entsagte er, als er 1799 den Auftrag erhielt, für den Erzherzog Karl ein kurpfälz bairisches Corps zu bilden, das er,

\*) Die Grafen Wrba sind ursprünglich ein schlesisches Geschlecht, das schon im Zeitalter der Hohenstaufen durch ritterliche Thaten berühmt war. Sie wurden Grafen 1642.

nebst 2 Östreich. Divisionen, zuerst den 14. Oct. in dem Cavaleriegechte bei Fried-  
 richsfelde am Neckar auf den Kampfplatz führte. Auch in mehreren andern Gefechten  
 und Schlachten der Feldzüge 1799 u. 1800 zeigte Obrist W. s. richtigen milit. Blick  
 und eine kraftvolle Thätigkeit. Er ward 1800 Generalmajor, deckte in diesem Feld-  
 zuge den Rückzug der Östreicher und kämpfte die Schlacht bei Hohenlinden mit. Nach  
 dem Frieden arbeitete er mit an der neuen Gestaltung des bair. Heers und wurde 1804  
 Generallieutenant. 1805 erhielt er, an des verwundeten Gen. Deroy Stelle, den  
 Oberbefehl über das im Felde stehende bairische Heer. Von jetzt an beginnt seine  
 glänzende militairische Laufbahn. Der Umschwung, den das bairische Heer in Ver-  
 bindung mit dem franzöf. erhielt, sagte seinem lebendigen Geiste zu, und der Feld-  
 zug von 1805 gab ihm vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Im März 1806  
 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion. 1807 befehligte er an der Seite des  
 bairischen Kronprinzen, jetzigen Königs, in Polen, und 1809 die 2. Division des  
 bairischen Heeres, mit welcher er an den Siegen bei Abensberg und Landshut ei-  
 nen nicht geringen Antheil hatte. Er verfolgte den Feind über die Isar und rettete  
 in dem Treffen bei Neumarkt (Vestieres gegen Hiller) das schon geschlagene Heer.  
 Über Salzburg, das er schnell eroberte, brach er in Verbindung mit den andern  
 bairischen Heerführern in Tirol ein und besetzte nach wenigen Tagen Innsbruck.  
 Als man Tirols Unterwerfung vollendet glaubte, zog er sich über Salzburg und  
 Linz in Eilmärschen nach Wien, und gab durch sein pünktliches Eintreffen der  
 Schlacht bei Wagram den Ausschlag, wobei er eine leichte Wunde erhielt. Er trieb  
 den Feind bis Znaim, und kam nach erfolgtem Waffenstillstande nach Salzburg zu-  
 rück. Die in Tirol von Neuem ausgebrochenen Unruhen zwangen ihn, seine Trup-  
 pen noch einmal in diese Gebirgsschlünde zu führen. Nach dem Frieden ernannte  
 ihn Napoleon zum franz. Reichsgrafen und dotirte ihn im Innviertel mit Mond-  
 see, Engelhardtszell &c. Zum Gen. der Cavalerie ernannt, führte er mit Deroy  
 1812 die Baiern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polozk, und über-  
 nahm, als beim Vordringen Witzgenstein's Marmont und Souvion St.-Cyr ver-  
 wundet waren, und auch Deroy fiel, den Oberbefehl, worauf er die Flucht des auf-  
 gelösten franz. Heeres deckte, und am 6. Dec. den Rest seines Corps über die zuge-  
 frorene Wilita bei Danuschev führte. 1813 führte er das neugebildete bairische  
 Heer am 12. Aug. aus dem Lager von München an den Inn. Nachdem er hier  
 lange den Östreichern gegenüber gestanden hatte, schloß er am 8. Oct. den Vertrag  
 von Ried, wodurch sich Baiern den Verbündeten angeschlossen, übernahm hierauf den  
 Oberbefehl über das vereinigte bairisch-östreich. Heer, und führte dasselbe mit äu-  
 ßerster Schnelligkeit vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frank-  
 furt schon besetzen lassen, als Napoleon mit seinem Heere auf dem Rückzuge aus  
 Sachsen bei Hanau ankam. Hier lieferte W. demselben am 30. und 31. Oct. die  
 Schlacht (s. Hanau), in welcher er schwer verwundet ward. Nach seiner Wieder-  
 herstellung eilte er zu seiner Armee nach Frankreich, wo er das 5. Armeecorps be-  
 fehligte; er nahm Theil an der Schlacht bei Brienne (1. Febr. 1814) und eroberte  
 23 Kanonen. Hierauf schlug er Marmont bei Rosny, drängte Dubinot bei Don-  
 nemarie zurück, deckte den 18. Febr. fg. den Rückzug des großen Heeres von Troyes,  
 entschied dann den Sieg bei Bar sur Aube, und trug zu dem bei Arcis sur Aube  
 (21. März) viel bei. Auf dem Schlachtfelde bei Bar sur Aube erhielt er den St.-  
 Georgsorden 2. Classe. Sein König gab ihm d. 7. März 1814 den Feldmarschalls-  
 stab und erhob ihn (9. Juni 1814) zum Fürsten. Hierauf verlieh er ihm und  
 dem jedesmaligen Chef des Hauses, am 24. Mai 1815, das im Nordgau liegende  
 Ellingen (Stadt und Schloß mit 19 Dörfern und 16 Weilern) als ein Fürstenthum  
 und Thron- und Mannlehn, unter bairischer Hoheit. Diese Belohnung  
 ward ihm zu Theil für den von ihm mit dem Fürsten v. Metternich unterhandelten  
 und den 3. Juni 1814 zu Paris unterzeichneten Vertrag, nach welchem Baiern

an Streich Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausrückviertel abtrat, wofür es Würzburg und Aschaffenburg sogleich in Besitz nahm und sich von Streich den künftigen Erwerb von Mainz und der Rheinpfalz versprechen ließ. — Auf dem Congresse in Wien zeigte er sich als geistvollen Diplomaten, wie er sich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Bei dem Wiederausbruche des Krieges 1815 drang er an der Spitze des bairischen Heeres in Lothringen ein und ging den 23. Juni über die Saar. Die Ereignisse in den Niederlanden öffneten ihm den Weg ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung des Krieges kehrte er nach Baiern zurück und nahm nun als Reichsrath oder Mitglied der ersten Kammer an den Verhandlungen des ersten Landtags in Baiern 1819 Antheil. Dann ward er mit mehreren wichtigen Sendungen beauftragt und am 1. Oct. 1822 als Generalissimus an die Spitze des bairischen Heeres gestellt. Fürst W. vereinigt schnellen Ueberblick, große Besonnenheit, Feuer und Ruhe mit unermüdeter Thätigkeit und ausgezeichnete persönlicher Tapferkeit. (S. „Zeitgenossen“, Heft XXII.)

Wren (Sir Christopher), einer der gelehrtesten und berühmtesten Baumeister, geb. den 20. Oct. 1632 zu East Knoyle in Wiltshire, wo sein Vater Pfarrer war. Schon in der Schule zu Westminster entfalteten sich seine großen Anlagen, und bereits in seinem 13. Jahre erfand er ein neues astronom. Instrument, das er, sowie eine Abhandlung vom Ursprung der Flüsse, seinem Vater in geistreichen lat. Versen widmete. In Orford, wohin er in seinem 14. J. ging, zeichnete er sich durch große Fortschritte in den mathemat. Wissenschaften aus. Alle seine Jugendarbeiten sind Beweise eines fruchtbaren, reifen und hochgebildeten Geistes. Er ward in s. 20. J. 1657 zum Lehrer der Astronomie im Gresham-College in London ernannt, vertauschte aber diese Stelle 1660 mit dem Lehrstuhle der Astronomie in Orford. Seitdem zeichnete er sich durch Arbeiten in allen Theilen der Mathematik und Naturwissenschaften aus, und vertraut mit allen Werken der Vorzeit und der ganzen gelehrten Welt, erweiterte er unablässig das Gebiet der Wissenschaften. Als Mitglied der königl. Gesellschaft nahm er an den wissenschaftlichen Bestrebungen derselben den thätigsten Antheil. Um merkwürdigsten aber ist die seltene Verbindung theoret. Wissenschaft und des prakt. Genies, dessen Schöpferkraft so viele bewunderte Werke hervorgebracht hat. Die Vollendung des Baues der Peterskirche unter der Regierung des Papstes Innocenz X. und unter Bernini's Aufsicht war zu jener Zeit ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und scheint dazu beigetragen zu haben, W.'s Geisteskräfte in das Gebiet zu führen, wo er seinen Ruhm finden sollte. Der Tod seines großen Vorgängers Inigo Jones bahnte ihm den Weg. Sein erstes Werk war das prächtige Sheldon's Theater in Orford, durch dessen Erbauung (1663) er bald berühmt wurde, und nicht lange nachher erbaute er das Pembrokecollegium in Cambridge, aber nie ward er bei diesen Arbeiten je seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Mathematik und den Naturwissenschaften, untreu. Er reiste 1665 nach Frankreich, wo die unter Ludwig XIV. errichteten Bauwerke, besonders das Louvre, für ihn eine lehrreiche Schule wurden. Es ist merkwürdig, daß er, ohne je Stalien gesehen zu haben, in einem Lande, das verhältnißmäßig ärmer an Denkmälern der Baukunst war als andre Länder, und nur vorzügliche gothische Gebäude besaß, und bei der herrschenden Geschmackslosigkeit seiner Zeitgenossen, die erstauenswürdigen Entwürfe zu fassen und auszuführen vermochte. Der große Brand in London (1666) öffnete seinem Geiste ein neues Feld, und die dadurch veranlaßten Entwürfe nahmen seine ganze Geisteskraft in Anspruch. Er machte gleich nachher einen Plan zu einer neuen Stadt, der vor allen andern Entwürfen Beifall fand. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, obgleich W. zum ersten Baumeister für die Wiederherstellung der Stadt ernannt wurde, weil sich die Hauseigenthümer nicht zu Aufopferungen verstehen wollten. Nach seinen Entwürfen ward der Bau der Paulskirche (s. d.) begon-

nen und in 35 Jahren (1676 — 1710) herrlich vollendet: ein Werk, das nach der Peterskirche zu den vollkommensten Denkmälern der neuern Baukunst gehört. Einer seiner Nachkommen hat 1749 9 verschiedene Pläne von W. herausgegeben, welche die Grundrisse der St.-Paulskirche darstellen. Irrig ist die gewöhnliche Angabe, daß W. die Peterskirche zum Muster genommen habe; der Plan war ganz seine eigne Erfindung; hingegen hat man noch das Modell eines Altars aus der Peterskirche, das er ausführen wollte, wenn sein erster Entwurf wäre angenommen worden. Das sogen. Monument in London, oder die Säule zum Andenken des Brandes in London, ward 1671 angefangen und in 6 Jahren ausgeführt, eine prächtige canelirte dorische Säule, die auf einem 40 Fuß hohen, mit Basreliefs verzierten Postamente steht und 202 Fuß hoch ist. Inwendig führt eine schneckenförmige Treppe von 345 schwarzen Marmorstufen zum Gipfel, wo nach W.'s Pläne 2 Statuen von Bronze stehen sollten, die eine den König Karl II., der die Bürger zur Erbauung der neuen Stadt ermunterte, und die andre, eine weibliche Gestalt, die gerettete Stadt vorstellend. Später aber stellte man eine schlechte Base darauf und umbauete es überdies von allen Seiten mit unansehnlichen Häusern. Man zählt über 60 Kirchen und öffentliche Gebäude, die nach W.'s Plan und unter seiner Aufsicht von 1668 — 1718, während welcher Zeit er Oberaufseher aller königl. Bauten war, vollendet wurden. Außer den genannten Werken gehören zu seinen vorzüglichsten der neuere Theil des Palastes Hamptoncourt, der Palast zu Winchester, das Theater zu Drford, die Kirche zu St.-Stephan Walbrook, das Spital zu Chelsea, und ein Flügel des herrlichen Spitalpalastes für die Matrosen in Greenwich. Er setzte seine Arbeiten bis in sein 86. Jahr (1718) fort, wo er durch Hofränke verdrängt wurde. Seitdem lebte er abgeschieden und den Wissenschaften ergeben, in seinem Hause zu Hamptoncourt, und kam nur zuweilen nach London, um über die Ausbesserung der Westminsterabtei die Aufsicht zu führen und sich seines großen Werkes, der Paulskirche, zu freuen. Seinem Sohne überließ er es, den letzten Stein auf die Kuppel derselben zu legen. Seine Kräfte nahmen jedoch schnell ab, und wahrscheinlich trug der Unmuth, den der Greis über des Königs ungroßmüthiges Betragen empfand, nicht wenig bei, ein Leben abzukürzen, das Mäßigkeit und Arbeitsamkeit so weit über die gewöhnliche Grenze hinaus verlängert hatten. Er starb 1723 an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf dem Wege von Hamptoncourt nach London zuzog. Man fand ihn todt in s. Stuhle, wo er sich nach dem Essen zum Schlafen niedergesetzt hatte. Er ward in der Paulskirche begraben, deren Bau er begonnen und vollendet, und s. Grabmal bezeichnet die schöne Inschrift: „Si monumentum requiris — circumspice“. Er war Präsident der königl. Gesellschaft, 2 Mal Mitglied des Parlaments und lange auch Großmeister der großen Freimaurerloge. Über s. Antheil an der Wiedergeburt der Freimaurerverbindung vgl. Freimaurer. Seine nachgelassenen Werke und s. Zeichnungen wurden von seinem Sohne herausgegeben. Man verdankt ihm auch mehre Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften, unter andern ein Instrument zur Bestimmung der Menge des jährl. fallenden Regens; er gab Mittel an, astronom. Beobachtungen mit größerer Genauigkeit und Leichtigkeit anzustellen, und war der erste Urheber des Versuchs, Flüssigkeiten in die Aern der Thiere zu spritzen. S. des Baumeisters Elmes „Memoirs of the life and works of Sir Christopher Wren“ (London 1823, 4.) und die „Biographia Britannica“.

**Bright** (Sir Thomas), ein engl. Schiffscapitain, der im April oder Mai 1804 in franz. Kriegsgefangenschaft fiel. Weil er Georges und andre Verschworene, z. B. Billeneuve und Picot, den 27. Aug. 1803, dann Armand Polignac im Anfang Dec. dess. J., und zuletzt Pichegru, Lajolais, Jules Polignac u. A. am 16. Jan. 1804 auf dem Gestade von Belville ans Land gesetzt hatte, so glaubten Bonaparte, Fouché und Réal, daß er die Verbindungen und Absichten der Verschwore-

nen in Frankreich selbst genau kenne; er sollte daher als Zeuge gegen die Angeklagten auftreten. Allein W. behauptete standhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der franz. Küste zu landen, vollzogen habe, von allem Übrigen aber nichts wisse. Hierauf — so wird erzählt — hoffte man durch die Marter ein Geständniß von ihm zu erpressen, und die Staatsräthe Réal und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm versprochen, aufs Beste für ihn in Frankreich zu sorgen, wenn er das verlangte Geständniß thun würde; W. sei aber unerschütterlich bei seiner ersten Aussage geblieben. 1805 verlangte England durch span. Vermittelung W.'s Auswechselung, und Napoleon sagte dieselbe zu; allein im Nov. d. J. machte der „Moniteur“ bekannt, W. habe sich bei der Nachricht von dem Unglücke der Streicher bei Ulm aus Verzweiflung selbst das Leben genommen. Dagegen ward in England behauptet, daß Bonaparte ihn habe erdrosseln lassen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenschlichkeit. Als in der Folge der engl. Schiffsarzt, D. Warden, zu Bonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St.-Helena sagte: „Man glaubt in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain W. im Tempel haben erdrosseln lassen“, so gab, wie Warden erzählt, Bonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menschen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebsten ihn beim Leben erhalten: denn in dem Proceß, den ich damals den Verschworenen machen ließ, konnte ja W. als der bedeutendste Zeuge auftreten, weil er die Hauptpersonen der Verschwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich übergeführt hatte“. Zugleich betheuerte Bonaparte, daß Capitain W. im Gefängnisse im Tempel Hand an sich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher, als es im „Moniteur“ bekanntgemacht worden sei. Fouché und Savary behaupten das Nämliche. Jener Proceß fällt in die Monate März, April und Mai 1804, W.'s Tod aber in die letzten Tage des Oct. 1805. Napoleons Versicherung kann so viel beweisen, daß er von W.'s Mißhandlung und Ermordung nichts gewußt habe; der Verdacht würde dann immer noch auf Savary, Fouché und Réal lasten, die sich oft staatsinquisitorische Willkür erlaubt haben, und, wenn sie W.'s Geständniß durch die Folter hatten erpressen wollen, diese vergebliche Gewaltthat nicht anders als durch dessen Ermordung verhüllen konnten. Indes sind weder Actenstücke noch glaubwürdige Zeugen bekannt, die jenes Gerücht, das Saalfeld als eine Thatfache annimmt, bestätigen. Auch in den „Mém. du Duc de Rovigo sur la mort de Pichegru, du Capit. Wright, de Mr. Bathurst etc.“ (Paris 1825) wird dieses Gerücht widerlegt.

**Wucher** (*usuraria pravitas*). Wer einem Andern Geld zu seinem Gebrauche vorstreckt, muß billigerweise dafür einen Theil von Dem erhalten, was der Andre mit diesem Gelde verdienen kann. Dies sind die Zinsen (*usurae*, sonst auch *Gesuch* genannt), deren Maß eben hierdurch bestimmt ist und nach den Umständen wechselt. Denn wo mit dem Capital viel gewonnen werden kann, ist es auch nicht unbillig, einen größern Theil an den Darleher abzugeben, und hohe Zinsen sind daher oft die Wirkung einer steigenden Lebendigkeit des bürgerlichen Verkehrs. Allein sie stehen auch mit der allgemeinen Rechtsicherheit und Freiheit im Zusammenhang, und werden größer werden müssen in dem Grade, als jedes Darlehen wegen schlechter Rechtspflege und Möglichkeit willkürlicher Regierungsmaßregeln ein gewagtes Geschäft ist. Daher sind sehr hohe Zinsen ohne lebhaftes bürgerliches Verkehr das sichere Zeichen einer schlechten Staatsverfassung. Die Verlegenheit eines Geldsuchenden b-nutzen, um ihm höhere als die gemeinen, landüblichen Zinsen abzubringen, ist Wucher, und da dies meist die ärmere Classe und unerfahrene Leute trifft, so haben die Staaten nöthig gefunden, sich dieser gegen die Bedrückungen und Überlistungen anzunehmen. Geldgeschäfte fallen in den Zeiten der Nothheit eines Volkes, wo nur der Krieger geehrt wird, den Sklaven und Fremden anheim, welche sich mit Schlaugigkeit und Verzicht auf äußere Ehre unter ihren

stolzen Schuldnern durchwinden, und sich Demüthigungen, auch Gewaltthaten gefallen lassen, um sich durch Geldgewinn zu entschädigen. Daher die Verächtlichkeit, welche auf dem Gewerbe der Geldwechsler (Cambiores) lag. Im Mittelalter kam dazu, daß man wegen mißverständener biblischer Stellen alles Zinsnehmen für Sünde und Wucher erklärte, was die Folge hatte, daß die Gelddarleiher sich durch versteckte Zinsen, Renten und Gültkauf, Kauf von Gütern mit Vorbehalt des Rückkaufs u. dgl. zu helfen suchten. Die Geislichkeit, im Besitz des meisten baaren Geldes, ging hier mit einem guten Beispiele voran. Nach und nach wurde das Nehmen offener Zinsen wieder erlaubt, allein Reichs- und Landesgesetze wetteiferten, theils einen gesetzlichen Zinsfuß festzuhalten, theils alles Nehmen höherer Zinsen als Wucher zu bestrafen. Jenes war meistens 5 vom Hundert jährlich (Rom hatte 1 Procent monatlich centesimas, also 12 Proc. jährl.); ob der 6. Zinsthaler erlaubt sei, ist lange gestritten worden. Für kleine Darlehen auf kurze Zeit, für Wechselgeschäfte und den Handel überhaupt, vorzüglich aber Seehandel und andre gewagte Geschäfte, läßt sich gar kein Zinsfuß festhalten. Den Wucher bestrafen die Reichsgesetze mit Verlust eines Vierteltheils des Capitals, an welchem der Wucher getrieben worden ist: eine sehr ungleiche Bestrafungsweise, bei welcher ein zu viel genommener Thaler in dem einen Falle mit wenigen Thalern, im andern mit 1 Mill. und noch mehr bestraft werden könnte. Diese Gesetze haben den Wucher nicht ausrotten können, weil der Geldsuchende in der Noth sich doch den Klauen des harten Wucherers preisgibt, und umgekehrt das Nehmen eines größern Gewinns bei unsichern Darlehen unvermeidlich ist. Der menschliche Biß ist auch sehr geschäftig gewesen, für die verbotenen Zinsen Masken zu erfinden, sodas beim Empfange des Darlehens der Schuldner schweigen muß, weil er sonst kein Geld erhält, und beim Zurückzahlen selten einen Beweis des Wuchers hat. Daher ist schon oft davon die Rede gewesen, alle Wuchergesetze aufzuheben, was aber auch bedenklich sein möchte. Aber die Strafen könnte man abschaffen, wenn man nur ein gewisses Zinsmaß (für das gewöhnliche Verkehr außer dem Handel) für klagbar erklärte, und dem Schuldner das Zuvielgezahlte etwa doppelt zurückzufordern erlaubte. Mit Bentham's „Vertheidigung des Wuchers etc.“ (a. d. Engl. von J. A. Eberhard, Halle 1788) vgl. man v. Sonnenfels's „Abhandl. über Wucher u. Wuchergesetze“ (Wien 1789 und 1791); s. auch J. E. Roth's „Abhandlung über den Wucher und die Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun“ (Nürnberg 1793).

Wundarzneikunst, s. Chirurgie.

Wunder sind Ereignisse, welche Denen, die sie sahen, eine solche Bewunderung abnöthigten, daß sie ihnen nach den bekannten Gesetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erschienen. Sie stehen daher immer in Beziehung auf unsern Verstand und sind für diesen unerklärbare Wirkungen, welche mit den bisher erkannten Kräften und deren Äußerungen zu streiten scheinen. Die Erzählung von Wundern, die sich vormals zugetragen haben sollen, wird uns daher um so dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und ersten Erzähler solche Ereignisse angesehen haben. Wundergeschichten aus unserer oder einer nicht lange vergangenen Zeit lassen sich viel leichter erklären als Nachrichten dieser Art aus einer entlegenen Vorzeit; und sind die Erzähler über den Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung erhaben, so scheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die sicherste Auskunft. Mit den Wundergeschichten in der Bibel verhält es sich so; und da die meisten derselben ganz kurz, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumstände erzählt sind, so mußten freilich die sogen. natürlichen Erklärungen Versuche bleiben, die mehr oder weniger den über sie verhängten Tadel der Willkür verdienen. Als Beweise für die Göttlichkeit der Sache Jesu hatten seine Wunderthaten zunächst nur den Zweck, seine Zeitgenossen aufmerksam und gläubig zu machen; uns wer-

den sie aber erst durch die Göttlichkeit Jesu selbst und durch die innere, ewige und allgemein gültige Wahrheit seiner Lehre beglaubigt. — Die Frage, ob Wunder möglich sind, beantwortet zum Theil der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geist (vgl. *Magnetus*) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: „Gott thut in den Wundern Nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat“. Nach ihm setzt Luther hinzu: „Die Wunderwerke, so täglich in der Welt geschehen, sind größer, als die von Christo geschehen sind, da er auf Erden lebte. Gott hat ihm etliche kleine und seltsame Wunderwerke fürbehalten, daß er uns aufwecke, und durch ein solch sonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder weise und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt“. Aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß der hohe, gottbegeisterte Mensch eine höhere Macht über die Natur ausübt und ihre Kräfte genauer kennt und versteht, mit welchen er zu heiligem Zwecke wirkt. E.

**Wunder der Welt** (die sieben). Unter diesem Namen hat man gewisse Denkmäler der Kunst verstanden, die entweder ihrer ungeheuern Größe und Dauer oder ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen so unübertrefflich scheinen, daß man sie die Wunder der Welt, und da gerade ihre Zahl nur 7 ausmacht, die 7 Wunder der Welt genannt hat. Es waren: 1) die ägyptischen Pyramiden (s. d.), an deren Statt von Einigen der Pharos (s. d.) von Alexandrien hierher gerechnet wird; 2) die Mauern und 3) die sogen. hängenden Gärten zu Babylon (s. Babylon und Semiramis); 4) der Tempel der Diana zu Ephesus (s. d.); 5) die Bildsäule des olympischen Jupiters (s. Jupiter); 6) das Mausoleum (s. Artemisia und Mausoleum); 7) der Kolos zu Rhodus (s. Kolos). Doch muß man nicht glauben, daß dieses die einzigen, ja auch nur die ersten Werke gewesen seien, welche die erhabene Größe des Alterthums bezeichnen. Diesen Wunderkreis, den die Griechen erst nach Alexanders Zeit zusammensetzten, beschrieb Philo der Byzantiner, dessen Buch: „*De septem orbis spect.*“ (edit. Orelli, Lpz. 1816) zuerst der Bibliothekar der Vaticana, Leo Allatius, 1640 herausgab. Schinkel in Berlin hat die Ansichten von jenen Wunderbauten für Gropius's d. Ä. Theater gemalt. Hirt hat über das Mausoleum und den Tempel der Diana, Quatremère de Quincy über den olympischen Jupiter, und die „*Description d'Egypte*“ über andre Kunstbaue des Alterthums viel Lehrreiches gesagt. — Wunderkinder, frühreife, wie z. B. das Lübeck'sche Wunderkind, Christian Heinrich Heinecke, geb. zu Lübeck d. 6. Febr. 1721, gest. d. 27. Juni 1725, oder der 7jährige Vinc. Zuccaro in Palermo, welcher 1829 die schwierigsten arithmetischen Aufgaben löste. (Vgl. die Art. Crotch, Erichon und Witte.)

**Wunderbar in ästhetischer Hinsicht.** Der Begriff des Wunderbaren in ästhetischer Hinsicht setzt den Begriff des Wunderbaren überhaupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns bekannten Gange der Natur abweichend scheint. Ob es wirklich davon abweiche, darauf kommt bei diesem Begriffe Nichts an, Alles aber darauf, daß der Gegenstand, wegen der schnell veränderten Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des Überraschenden, Neuen, Seltsamen, Unbegreiflichen oder wenigstens noch Unbegreifenen, einen Zustand in uns hervorbringt, welchen wir den Zustand der Verwunderung oder Bewunderung nennen. Oft erscheint uns daher auch schon das lebhaft Überraschende, Seltsame etc., wenn auch nicht gerade das Abweichen von der gewohnten Ordnung der Dinge überhaupt, als wunderbar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht bloß in dem Reize der Neuheit überhaupt, sondern, wenn wir den Begriff strenger fassen, in dem Streben unsers unendlichen Geistes, das Räthselhafte zu lösen und in die verborgenen

Tiefen der Natur zu schauen. Das Wunderbare scheint uns einen solchen Blick zu eröffnen, daher lieben wir dasselbe, und die Kunst, ihrem innern Ursprunge nach auf das Wunderbare deutend, bewegt sich gern in dessen Gebiete. Hieraus entsteht das ästhetische Wunderbare, das ist Dasjenige, was durch den Schein des Wunders gefällt. Dieses ist aber der Fall, wenn es, in sich lebendig, unserer Phantasie ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit eröffnet, und uns durch seine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, woraus sich ergibt, einerseits, wie sehr das Wunderbare mit dem Erhabenen verwandt ist, andererseits, daß auch das Seltsame den Schein des Wunderbaren verliert, sobald es uns gewöhnlich wird. Mit dem Erhabenen ist es aber insbesondere verwandt, weil wir in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl der eignen freien Kraft erweckt und uns über die irdische Natur erhebt. Erscheint uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft, welche unserer Kraft sich drohend entgegenstellt, dann ist das Wunderbare zugleich furchtbar; aber hier hängt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geistes ab. Indessen kann das Wunderbare auch in freundlicher, anmuthiger Gestalt erscheinen, wie z. B. in den Feenmärchen, in Wieland's „Oberon“ etc. — In welcher Form es aber erscheine, so darf doch, wie wir in der obigen Bestimmung andeuteten, das ästhetische Wunderbare nie ohne Bedeutung sein und auf ein kindisches Gaukelspiel der Phantasie hinwirken. Denn die sinnlichen Formen, unter welchen die Kunst, die Darstellerin des Schönen, wirkt, sind nicht schön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck sie enthalten sollen. Und so soll also auch das leichteste Märchen, als Erzeugniß der Dichtkunst, einen poetischen Sinn enthalten. Natürlich ist es aber wol, daß da, wo das Wunderbare in der Kunst sich zeigt, derselbe Grad von Verständlichkeit nicht stattfinden kann, dessen sie sonst wol fähig ist; denn es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß dasselbe, indem es uns Etwas gibt, noch weit Mehreres verbirgt. So ist auch das Wunderbare dem Wahrscheinlichen, nicht aber dem Wahren entgegengesetzt. Denn wahrscheinlich ist, was den Schein des wirklich Geschehenden und mithin zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunst erfordert nur innere Übereinstimmung des Dargestellten. Um dieser Wahrheit willen mißfällt uns sogar jene geschmacklose Vermischung der gemeinen Wirklichkeit und des Wunderbaren in vielen Erzählungen, und man muß sogar das Romanhafte von dem Romantischen wohl unterscheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der besondern Künste besonders modificirt. Anders erscheint es in der Poesie, anders in den bildenden Künsten. Am größten und unbefränktesten ist sein Wirkungskreis in jener. Denn durch den ausgesprochenen Gedanken läßt sich das Unbegreifliche und Ungewöhnliche am leichtesten vor die Phantasie führen, und durch Schilderung übermenschlicher Thaten und Wesen andeuten und darstellen. Namentlich tritt das Wunderbare hervor im Gedichte (s. d.), welches seine erhabenen Gegenstände in die günstige Ferne der Vergangenheit stellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöe, die als Urgedicht und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Ursprungs und ihrer ersten Kämpfe deutet, aber auch in ihren spätern Formen das Wunderbare gern als seinen Bestandtheil aufnimmt, wie im Märchen. Beschränkter ist die Erscheinung des Wunderbaren im Drama. Denn hier tritt es in die helle, sinnliche Gegenwart, und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen Oper, und die Musik, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, ist in dieser Verbindung mit der Poesie am fähigsten, die Wirkung des Wunderbaren hervorzubringen. Die bildenden Künste, welche ihre Werke für das Auge fixiren und die Formen der Natur nachbilden, sind dazu weniger geeignet; am meisten jedoch unter ihnen die Malerei, welche sich der ätherischen Scheingestalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren kauschender nachbildet als die Plastik und Architektur, welche in dem Bestreben nach

dem Wunderbaren leicht in das Abenteuerliche verfällt. — Unter verschiedenem Charakter stellt sich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verwandt ist, bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechenwelt hat einen heitern Charakter und erscheint als fröhliches, sinnreiches Bilderspiel der Phantasie; das Mystische in der romantischen und neuern Zeit überhaupt hat einen ernstern Charakter und ist oft aus dem trüben, gestaltlosen Reiche der Ahnungen von der Unterwelt geschöpft. T.

Wünschelruthe (lat. *virgula mercurialis*) ist eine unter gewissen abergläubischen Umständen verfertigte, entweder einfach bogenförmig gekrümmte oder auch zweifache, in einem Stiel verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von Holz, Messingdraht oder Metall, welche von abergläubischen Menschen angewendet wird, um da, wohin sich diese auf eine eigenthümliche Weise mit den Fingern gehaltene Ruthe vorzüglich neigt, verborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Besonders wird sie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge damit ausfindig zu machen. Wie häufig dieser Aberglaube von Betrügnern ist benutzt worden, bedarf hier keiner Ausführung. Auch würde diese Anwendung der sogen. Wünschelruthe vielleicht nur noch als Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht vor einigen Jahren ein Italiener, Namens Campetti (ein junger Landmann, zu Gargnano am Ufer des Gardasees geboren), durch die ernstliche Versicherung, Metalle und Wasser unter der Erde, mittelst körperlicher Empfindungen, wahrnehmen zu können, großes Aufsehen gemacht hätte, indem die von ihm angestellten Versuche allerdings sehr für diese Behauptung zeugten. Der Naturforscher Ritter zu München reiste auf Befehl des Königs von Baiern 1806 zu Campetti nach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wiederholte Versuche anzustellen; diese wurden besonders mit Schwefelkiespendeln gemacht, von denen man behauptet, daß sie in der Nähe von Metallen schwingen. Ritter hat vornehmlich bei dieser Gelegenheit sich eines Instruments bedient, das er Balancier genannt hat, und das ganz einfach in einem Stabe oder kleinen Streifen von Kupfer oder andern Metalle, ungefähr 6 Zoll lang und einen halben breit, besteht. Die nähern Nachrichten findet man in Uretin's „Neuem liter. Anzeiger“ (1807), von Nr. 22 an; auch hat Gilbert anziehende Beleuchtungen dieser Versuche 1808 herausgegeben. (Vgl. *Rhabdomantie*.)

Würde ist der innere Werth eines Gegenstandes, welcher darauf beruht, daß er seinen Zweck in sich selbst hat. Vorzugweise kommt daher die Würde der Person zu, denn sie ist ein Wesen, welches Zwecke erkennt, sich selbst setzt und danach seine Handlungen bestimmt. Daß ein Gegenstand aber seinen Zweck in sich selbst hat, hindert ihn nicht, auch Zwecke nach Außen zu erfüllen, d. i. nützlich zu sein; nur ist diese Beziehung der erstern untergeordnet.

Wurf, s. Ballistik.

Würfel oder *Cubus* ist ein von 6 gleichen Quadratsflächen begrenzter Körper, der 12 Kanten und 8 Ecken hat, von denen jede der andern gleich ist. Er gehört daher zu den regulären Körpern, und zwar ist er der einzige reguläre, welcher von 6 Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt ist, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man sich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratsfläche (der Grundfläche), und diese Fläche selbst wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratsfläche in die andre (Grundlinie). Weil nun diese Seiten alle einander gleich sind, so wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit sich selbst erhalten. Ist z. B. eine Seite gleich 10, so ist der körperliche Inhalt gleich  $10 \times 10 \times 10 = 1000$ . Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige

Multiplikation irgend einer Zahl mit sich selbst entsteht, die Cubikzahl dieser Zahl, und diese Zahl selbst wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Die Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen zur Einheit angenommenen Würfel, durch dessen Ganzes oder auch Bruchtheile sie diesen Inhalt ausdrücken lehrt.

Wurfrad wird, zum Unterschiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Wasser bloß fortwirft und nicht schöpft. Gewöhnlich besteht ein solches Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in schiefer Richtung angebrachten Schaufeln. An der untern Hälfte dieses Randes ist unten auf beiden Seiten eine hölzerne Bekleidung, die nur einen sehr kleinen Raum zwischen sich und dem Rade läßt. In diese Bekleidung kann sich unterhalb das Wasser von denjenigen Orten her hineinziehen, die man trocken zu machen sucht.

Wurm (Albert Aloysius Ferdinand), ausgezeichnet unter den jetzt lebenden Darstellern des Komischen auf der Bühne, ward 1783 zu Greifenhagen in Pommern geb. Früh verlor er seine düstigen Ältern, und selbst der Unterricht einer Dorfschule ward ihm nur kurze Zeit zu Theil. Den Verfolgungen einer harten Stiefmutter entzog er sich durch die Flucht, diente dann zuerst bei Handwerkern, später bei Herrschafren, und lernte in dieser Lage die Sitten der niedern Stände kennen, in deren Nachbildung er so glücklich geworden ist. Puppenspieler weckten zuerst s. Neigung zum Theater, und als er endlich in Neustrelitz ein wirkliches Schauspiel aufführen sah, faßte er den Entschluß, sich selbst auf den Brettern zu versuchen. Er begann, nach mehren mißlungenen Bemühungen, diese Laufbahn bei Kunstreitern; nachher fand er ein Unterkommen bei wandernden Schauspielertruppen in Schlessien. Zum ersten Male betrat er die Bühne als Plumper in „Er mengt sich in Alles“ (später eine seiner besten Rollen). Doch führte ihn s. Stimme von bedeutendem Umfang und ungemeiner Lieblichkeit bald in das Fach erster Tenorpartien, und er debutirte als Belmonte. In Warschau fand er sein erstes anständiges Unterkommen und blieb daselbst bis 1804; dann machte er eine Kunstreise nach Breslau, Bamberg, Würzburg, und blieb an letztern Orte. Eine zweite Kunstreise führte ihn im Sommer 1809 nach Berlin, wo er fest engagirt ward, und nach Beendigung seiner angefangenen Reise mit Kosebue's Pächter Felbäumel seine neue Laufbahn begann. Nicht lange danach wurde zum ersten Male das „Hausgesinde“ gegeben, eine Oper, welche in 2 Jahren einige und 80 Mal wiederholt ward. Mit der Partie des Lorenz hatten W.'s erste Tenorrollen ein Ende. Er wäre indeß vielleicht nie von Berlin abgegangen, hätte er sich nicht durch das glückliche Auffassen des Komischen in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation, z. B. in der Posse: „Unser Verkehr“, den Haß derselben zugezogen. Doch hatte ein gegen den Künstler eingeleiteter Criminalproceß keine weitem Folgen. Auf einer darauf unternommenen Kunstreise über Hamburg durch ganz Norddeutschland bis nach dem Rhein und Main ward ihm die glänzendste Anerkennung s. Verdienste. 1817 nahm er bei dem neu eingerichteten Theater in Leipzig eine Stelle an, die er aber bald aufgab, um fortan völlig frei s. Kunst zu üben. Eine ausführliche Charakteristik dieses ausgezeichneten Künstlers zu geben, erlaubt hier der Raum nicht. Nur so viel sei für Diejenigen gesagt, die ihn noch nicht sahen: er ist in der Darstellung des Niedrigkomischen bis in seine feinsten Schattirungen einer der glücklichsten Schauspieler. Eine unererschöpfliche Laune, Festigkeit und psychologische Richtigkeit in der Charakterzeichnung, ein glücklicher Takt, das Komische im Leben aufzugreifen und wiederzugeben, eine sanfte, melobische Stimme und ein bis zum Bewunderungswürdigen biegsames Organ sind die hervorstechenden Vorzüge seines Talents. Durch s. Heinrich im „Zinngießer“, Adam im „Dotzbarbier“, Lorenz im „Hausgesinde“, Erack im „Lügner und Sohn“, Ferdinand in den „Drillingen“, Jakob in „Unser Verkehr“, Schneider im „Schneider und Säger“, Max im „In-

termezzo" u. s. w. ist er ein Liebling von ganz Norddeutschland geworden. Mit seiner ausführlichen Biographie und der Geschichte seines unglücklichen Processes eröffnete ein Freund und Verehrer seiner Kunst in Hamburg vor einigen Jahren eine Zeitschrift: „Hamburgs Wächter“, an welche Diejenigen verwiesen werden, welche diesen Komiker näher kennen lernen wollen.

Würmer können als Krankheitsursache bei Menschen und bei Thieren vorkommen. Die gewöhnlichsten bei den Menschen sind im Darmcanal, und zwar die Madenwürmer (Ascariden) in den dicken Gedärmen, die Spulwürmer vorzüglich in den sogenannten dünnen Gedärmen, wo auch die Bandwürmer sich aufhalten. Die Madenwürmer sind den Käsemaden ähnlich, manche aber sind auch beinahe eines Fingergliedes lang. Sie sind besonders häufig bei Kindern, denen sie ein sehr lästiges Jucken im Mastdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang und andre Beschwerden verursachen. Die Spulwürmer sind den Regenwürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ringe, der mit kleinen Wärtchen besetzt ist, an der Spitze des Kopfes versehen. Die Maulöffnung besteht aus verschiedenen Saugröhren. Sie sind oft klumpenweise, oder ihrer viel in einen Knäuel zusammengewickelt, an mehren Stellen der Därme vorhanden, sowol bei Kindern als bei Erwachsenen, und verursachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die Wände der Gedärme, und daher Kneipen und Schmerzen im Unterleibe, meistens in der Nabelgegend, und besonders nach dem Genusse süßer Speisen oder andrer Dinge, die ihnen zuwider sind. Gewöhnliche Zeichen ihrer Gegenwart sind Übelkeit, Zusammenfluß wässerigen Speichels in dem Munde, übertriebenes Athem, blaßes, aufgedunenes Gesicht mit bläulichen oder bräunlichen Bogen, besonders an dem untern Augenrande, Erweiterung des Augensterns, unruhiger Schlaf mit halbgeöffneten Augenlidern, auch zuweilen mit Zähneknirschen, trüber, weißer Urin, ein dicker, gespannter Unterleib. Über die Bandwürmer s. m. d. eignen Artikel. Über die Entstehung der Eingeweidewürmer haben die Ärzte und Naturforscher verschiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Same von Aussen in die Gedärme komme, steht Mehreres entgegen, z. B. daß jede Thierklasse, und so auch der Mensch, ihre eignen Arten von Würmern haben; daß diese Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verschwendung wäre, die der weisen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwiderläufe, wenn man annehmen wollte, daß der Same der Würmer außerhalb der thierischen Körper verbreitet, und dennoch bestimmt wäre, sich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere, wenn er durch einen Zufall in dieselben käme, zu entwickeln. Es ist daher weit folgerichtiger, anzunehmen, daß der Urstoff zu den Würmern, oder der Same derselben, jedem thierischen Körper angeboren ist, und nur besondere krankhafte Verhältnisse die Erzeugung und Ausbildung derselben begünstigen. Es gibt daher zuweilen eine epidemische Constitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Ursache entweder der ganzen Krankheit oder doch der meisten Symptome derselben sind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, so nannte man sie auch wol geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Ursache waren.

H.

Wurmser (Dagobert Siegmund, Graf v.), kaiserl. östr. Generalfeldmarschall, stammte aus einer angesehenen und reichen Familie im Elsaß und war 1724 geb. Anfangs wollte er sich den Wissenschaften widmen, trat aber bald in östr. Kriegsdienste, machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit und kam als Generalfeldwachtmeister aus demselben zurück. 1773 war er Chef eines Husarenregiments, und einige Jahre später Feldmarschall-Lieutenant. Im bairischen Erbfolgekriege befehligte er ein besonderes Corps in Böhmen. Aus der Geschichte jenes Krieges ist bekannt, daß in dem ersten Feldzuge (1778) von beiden Seiten nichts

Großes gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten sich häufig in den Winterquartieren, besonders an der Grenze von Schlessien und der Grafschaft Glas. Gegen letztere und gegen Glas selbst beschloß W. eine Unternehmung. Es gelang ihm (18. Jan. 1779), die Preußen in Habelschwerd zu überwältigen und viele Gefangene zu machen — fast der einzige bedeutende Vortheil, den die Östreicher in diesem Kriege über die Preußen erhielten —, aber gegen Glas selbst konnte er nichts ausführen. Die Preußen rückten verstärkt vor, und der am 8. März geschlossene Waffenstillstand, auf welchen der Friede zu Teschen folgte, machte allen Unternehmungen ein Ende. W. ward in der Folge zum commandirenden General in Galizien, und 1787 zum General der Cavalerie ernannt. Beim Ausbruche des franz. Revolutionskrieges erhielt er den Auftrag, ein Armeecorps im Breisgau zusammenzuziehen. Er ging am 31. März 1793 bei Ketsch, zwischen Mannheim und Speier, über den Rhein, griff am folgenden Tage den franz. Nachtrab unter Eusfine an und ließ seine Vorposten bis Landau streifen, welches er, doch ohne Erfolg, auffoderte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das Condé'sche Corps sich mit ihm vereinigte. Am 13. Oct. eroberte er, in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig, die berühmten weißenburger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte ward er (im Dec.) genöthigt, über den Rhein zurückzugehen, im Jan. 1794 von seinem Corps abgerufen, bei welchem der Prinz von Waldeck einfüweilen in seine Stelle trat. Im Aug. 1795 kam er wieder zum Heere, und nachdem die Franzosen am 23. und 29. Oct. bei Mannheim geschlagen worden waren, griff er diese Festung an, die sich ihm am 22. Nov. ergab. Nachdem im Dec. 1795 zwischen den Deutschen und Franzosen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, nahm W. sein Hauptquartier zu Mannheim. Am Rhein herrschte bis zum Mai 1796 eine fast gänzliche Unthätigkeit; desto lebhafter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der sich mit dem östr. Heere bis in das Tivol hatte zurückziehen müssen, legte den Oberbefehl desselben nieder, und W. trat an seinen Platz. Er traf am 1. Juli 1796 im Hauptquartiere zu Trient ein, machte sogleich Anstalten zum Vordringen, um das von den Franzosen blockirte und von Bukassowich tapfer vertheidigte Mantua zu befreien, und vertrieb die Franzosen aus verschiedenen Stellungen. Diese hoben zwar die Blockade von Mantua auf, erhielten aber (3. und 5. Aug.) entscheidende Vortheile über die getheilten östr. Armeecorps, die sich über die Etsch zurückziehen mußten. Dennoch drang W. unter verschiedenen Gefechten bis Mantua vor, wo er am 13. Sept. ankam. Am 30. warf er sich, von den Franzosen gedrängt, in die Festung, welche nun aufs Neue blockirt wurde. Zwar machte er verschiedene glückliche Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (15. Nov.), wo die Östreicher unter Alvinzy geschlagen wurden, hatte auch die Folge, daß Mantua enger eingeschlossen wurde. Der Verlust der Schlachten bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua (14. und 16. Jan. 1797) verschlimmerte die Lage dieser Festung, von deren Schicksal das Schicksal Italiens abzuhängen schien. Die Unmöglichkeit eines Entsatzes, Mangel an Lebensmitteln und besonders an Arzneien bei eingetrittenen Seuchen nöthigten endlich den Feldmarschall am 2. Febr., Mantua, nach einer Blockade von 9 Monaten, an den franz. General Serrurier zu übergeben. Für W. war die Capitulation sehr ehrenvoll, und der franz. Obergeneral Bonaparte ließ ihm in seinem Berichte an das Directorium volle Gerechtigkeit widerfahren. Der 73jährige Held ging nach der Übergabe von Mantua nach Wien und wurde zum commandirenden General in Ungarn bestimmt. Ehe er aber noch diesen Posten antreten konnte, starb er zu Wien an den Folgen der in der Vertheidigung von Mantua sich zugezogenen Krankheit. Diesem tapfern und einsichtsvollen Feldherrn gebührt auch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes. Einen Beweis seiner Toleranz gab er dadurch, daß er in Prag einen Gottesdienst für die protestant. Militairs einrichten ließ, ehe noch die dasigen Lutheraner ihren eignen Gottesdienst erhielten.

Württemberg (Königreich). Geschichte. Kein größerer Staat in Deutschland, keiner in ganz Europa ist auf eine so eigenthümliche Art entstanden als das Königreich Württemberg (richtiger Wirtemberg; Wirotungau soll ein alemannischer Gauname gewesen sein; man hat die Unterschriften: Wirtinberch, Wirdeneberch, Wirtenberc, seit 1090). Württemberg war ursprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittlern Neckar gelegenen Stammhauses, wo 1083 d. 11. Febr. die Capelle eingeweiht worden ist. Daher wurde Württemberg Familienname, dann der Name eines Herzogthums, endlich des Königreichs. Am Ende des 11. Jahrh. nennt die Geschichte zum ersten Mal Herren von Württemberg; bis zur Mitte des 13. Jahrh. kommt die Familie nur hier und da gelegentlich wieder vor, von der Mitte des 13. Jahrh. an aber in ununterbrochener Reihe, und die Geschichte Schwabens ist voll ihrer Thätigkeit und ihres auf einen bestimmten Zweck hinielenden Wirkens zur Machtvergrößerung durch Wirtschaftlichkeit und ritterliches Umsichgreifen. 1139 finden wir zum ersten Mal Grafen von Wirtemberg vor. Es gab nie eine Grafschaft, die so hieß, und es ist ohne geschichtlichen Grund, daß Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienste die Familie mit der Grafschaft Württemberg belehnt habe, sowie die Hohenstaufen mit dem schwäbischen Herzogthum. Die Herren und Grafen von Württemberg sind nicht ursprünglich kaiserl. Beamte gewesen, deren Amtsbezirk sich endlich in Lehen verwandelt hätte; sie waren die Besitzer ausgebehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehren andern, Ehrenhalber der Grafenname beigelegt wurde, und denen auch späterhin landvogteiliche Ämter und Nuzungen von den Kaisern, Schutzvogteien aber von Klöstern und Stiftern verliehen wurden. Außer ihren eigenthümlichen Familiengütern erwarben sie, bald durch Kauf, bald durch freie Übertragung, viele Gefälle, auch die meisten Jagdgerechtfame, nur unter der Bedingung und Obliegenheit, dafür Klöster, Städte, Dörfer richterlich und ritterlich zu schützen und zu regieren. Diese mit der Verpflichtung, die Regierungskosten zu tragen, belegten Einnahmen heißen in Württemberg die Kammer, und sind also die von dem Regenten zu verwaltende Staatscasse. Gesondert sind davon die Patrimonialgüter der Regentenfamilie, unter dem Namen Kammerschreibereigut, jetzt Hof- und Domainenkammer. So erscheint hier, was sonst selten so vorkommt, Das, was der dominus angehört, von Dem, was der dominus als Landesregent anwenden soll, geschieden. Was er zur Regierung nicht nöthig hatte, ward als Ersparniß betrachtet, wofür Erwerbungen (für den Staat) zu machen waren. Steuerbeiträge sollten nur bewilligt werden, wenn die Kammer für Regierungskosten, die nicht bloß nach allgemeiner Zweckmäßigkeit, sondern auch nach dem Verhältniß des Landes zu ermäßigten sind, nicht hinreichte. Sobald also Steuerbeiträge nöthig waren, konnte nicht mehr von Ersparnissen und dadurch gemachten Erwerbungen für die Regenten allein die Rede sein. Was erworben wurde, war nur zu erwerben gewesen, weil das Land Steuern zuschoß; es war also in doppelter Rücksicht nur zum Nutzen des Landes erworben. Dieser Staatszustand entwickelte sich unter folgenden Hauptpersonen. Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte d. 13. Jahrh., ist der Graf von Württemberg, von welchem die würtemb. Geschichte in ununterbrochener Folge bis auf unsere Zeit herabläuft. Anfangs ist diese Geschichte Familiengeschichte; Desesen, was er und seine Nachfolger an Land und Leuten theils besaßen, theils zu schützen und zu schirmen gehabt haben, geschieht nur gelegentlich Erwähnung. Württembergische theils eigne, theils durch Regierungspflichten erhaltene Besizungen waren zu seiner Zeit, neben den alten Stammburgen Württemberg und Beutelspach im Herzen von Niederschwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Kanstadt, Waiblingen und Marbach; er selbst mag Schorndorf und Göppingen dazu erworben haben; gewiß ist, daß die Grafschaft Urach durch sein Verdienst aus bisherige Familienzugut sich anschloß. Überhaupt war die Familie von alter Zeit her im Rems-, Wils- und mittlern Neckarthal begütert; sie hatte Allodien im Enzgau, aufwärts Calw

und Tübingen zu; selbst in Oberschwaben war ihr bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von diesem Allen nichts zusammenhängend oder geschlossen; überall, sogar in ihrer alten Heimath und selbst am Fuße des Stammhauses war ihr Besizthum von Gütern anderer Herren mannigfach durchschnitten. Um so schwieriger mußte ihr Emporkommen sein und um so verdienstlicher. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Waihingen und Andre an Macht und Familienreichthum überlegen, gewaltige Reichstädte waren gegen sie in Eifersucht, oft in Fehde; wohlhabende, Klöster streckten nach jedem Gute die Hände aus. Aber diese kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgesammt zu Grunde. Eine eigenthümliche, in mehreren Geschlechtsfolgen erhaltene Kraft der Familie und eine kluge Benützung jedes günstigen Umstandes erklärt die außerordentliche Erscheinung, daß sie so viele Andre überflügelte und bald auskaufen, bald durch Vogelschutz für sich einträglich machen konnte. Damals war ganz Deutschland, vorzüglich Schwaben, ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Die Macht der alten Hohenstaufen hatte sich bereits beinahe in Nichts verloren, der edle Stamm selbst wurde bald darauf vernichtet; die Könige und Kaiser von Deutschland seit dem Ende Friedrichs II. bis auf Rudolf von Habsburg waren Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder Hinsicht unabhängig standen die größern und die kleinern Herren Schwabens neben einander; jezt galt es, sich in der Mitte derselben hervorzuthun. Unter solchen Umständen machte sich Ulrich mit dem Daumen, das Haupt der bis dahin wenig bekannten würtemb. Familie, weit und breit einen Namen; ihm, dem unternehmendsten und tapfersten Ritter im ganzen Schwabenlande, mußten selbst die schwachen römischen Könige, welchen er furchtbar war, gute Worte geben, und nicht nur durch Kauf vermehrte er sein angestammtes Gut, wie man aus Urkunden sieht, sondern auch durch Krieg und Eroberung; 8 Mal, sagt eine alte Chronik, kam er triumphirend aus dem Felde, und nie ward er geschlagen. Dieser eigentliche Gründer und Ahnherr der GröÙe des württemberg. Hauses starb 1265. Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der Erlauchte, verwaltete das überkommene Familiengut länger als 50 Jahre mit einer so glücklichen und rastlosen Anstrengung, daß er noch einmal so viel an Land, Leuten und Einkünften hinterließ, als er ererbt hatte. Keck und ohne Nachtheil bestand er ernsthafte Fehden mit den Kaisern Rudolf von Habsburg, Adoif von Nassau, Albrecht von Östreich. So mächtig und begütert war er schon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Ansprüche auf den Thron der deutschen Könige von ihm erwartete. Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, und Eberhard, welcher sich jezt vorzüglich widerspenstig bezeigte, von ihm in die Acht gethan, von seinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von seinen Unterthanen verlassen, aller seiner Burgen und Städte, seines ganzen Landes so durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Ort der Zuflucht suchen mußte. Damals wäre es um den so schön aufblühenden Namen Württemberg geschehen gewesen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet schnell sein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob sich der niebergebrückte Eberhard eilig wieder, gewann das Verlorene zurück und fügte bis an das Ende seines Lebens durch Ankauf noch manche andre Besitzungen hinzu. Er verlegte das Stift Beutelspach, wo das Begräbniß seiner Familie war, deren Grabesruhe der letzte Krieg mit barbarischer Wuth gestört hatte, von da nach Stuttgart; er selbst mit seiner Familie wohnte, da auch die Burg Württemberg, ihr bisheriger Aufenthalt, in Schutt und Asche lag, seit dieser Zeit meistens zu Stuttgart; und so fing diese Stadt an, die Hauptstadt des württemberg. Gebiets zu werden. Ein so reger Geist des Länderewerbens besetzte die Familie, daß Ulrich, Eberhards Sohn, noch bei Lebzeiten seines Vaters jene Herrschaften im Elsaß erkaufte, welche bis in unsere Tage württembergisch geblieben und erst durch die franz. Revolution dem Hause verloren gegangen sind. Während der 19 Jahre, die

er nach dem Tode seines Vaters regierte (1325 — 44), wurden von ihm über 81,000 Gutd. auf Güterkauf verwendet. Darunter ist Tübingen, bis jetzt die zweite Stadt Württembergs, das ihm nicht höher als 20,000 Pf. Heller zu stehen kam, weil man nicht den Besitz des Landes selbst, sondern nur die Gefälle, Rechte und Güter käuflich an sich bringen konnte, an denen die Verpflichtung zum Erfaß der Regierungskosten haftete. Der vierte Graf, Ulrichs Sohn, Eberhard der Greiner, der männlichste Ritter seiner Zeit in ganz Deutschland und von großem Namen selbst jenseits des Rheins bei den Franzosen, erkaufte während der Zeit seines Wirkens (1344 — 92) gegen 20 Städte ganz oder zur Hälfte, und eine Menge Dörfer und andre Güter, und erhielt und vertheidigte, was er erworben und ererbt hatte, in ununterbrochenem Kampfe gegen die Reichsstädte. Auch unter den nachfolgenden Grafen, bis zur Stiftung der Untheilbarkeit und Erhebung der gesammten Ländermasse zum Herzogthum, ist kaum einer oder der andre, welcher nicht durch eine oder mehre beträchtliche Erwerbungen dieselbe vergrößert hätte. Namentlich ward von Eberhard IV. (er starb 1419) die Grafschaft Mömpelgard ehelich durch Verbindung mit der Erbgräfin Henriette, welche es 1443 ihren Söhnen, Ludwig und Ulrich V., hinterließ. Unter diesen, obgleich Ulrich der Vielgeliebte genannt wurde, wankte die alte haushälterische Ordnung, welche erst Eberhard V. (1450), der Stifter des münfinger Vertrags, wieder, auch gegen Eberhard den Jüngern, fester stellte. Die Erweiterung des Gebiets schritt hauptsächlich durch Ankauf fort, den eine sparsame Haushaltung begünstigte; Andre schloß sich freiwillig an, von Eroberungen ist selten geradezu die Rede; es scheint, daß man häufig durch geschicktes Vorbereiten den Mittelweg zwischen gewalthätiger Besitznahme und angebotener Verbindung einschlug. Die Verschwendung der ausschweifenden Nachbarn kam diesem Systeme der Erwerbung mannigfaltig zu statten, während die würtemb. Dynastie sich zugleich geraume Zeit in strenger Mannhaftigkeit erhielt. Ergiebige Geldquellen waren vorzüglich die Landvogteien in Ober- und Niederschwaben und im Elsaß, öfters in mehreren dieser Provinzen zugleich, welche jenen Ulrichen und Eberhardten häufig von den Kaisern übertragen wurden. Dabei suchten sie häufig, anstatt Klöster und Reichsstädte pflichtgemäß zu schirmen, dieselben auszusaugen: ein Hauptgrund der zahlreichen Fehden und der öftern Enthebung von den Landvogteien. Gegen die Kirche war die Frömmigkeit der würtemb. Stammherren ebenfalls sehr haushälterisch, dafür wußte ihre Klugheit unter günstigen Umständen Schulden zu machen und vergaß auch wol die Rückzahlung. Aber die Hauptsache für das Gedeihen und Wachsen des Landes ist unstreitig der Umstand, daß gerade in diesem Zeitpunkt, als es galt, zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung des väterlichen Erbes statthatte, und zwar nach einem richtig gefühlten und festgehaltenen Grundsatz. Graf Eberhard dem Erlauchten fällt es durch eine zufällige Veranlassung ein, daß sein Besitzthum in späterer Zeit einmal getheilt werden könne, und der bloße Gedanke preßt ihm den Ausruf aus: „Wo Gott für sei!“ Ihm waren 2 Söhne und von beiden Enkel erwachsen; sein älterer Sohn starb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er mußte sich der Kirche widmen, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Späterhin verlangte der Bruder Eberhards des Greiners, von seinem Weibe aufgehebt, ausdrückliche Theilung des ererbten und gewonnenen Gutes, aber der Greiner zwang ihn mit Gewalt, davon abzusehen. Erst 1442, da die Hauptmasse schon stark war, theilten die 2 Söhne Graf Eberhards IV. alles würtemb. Besitzthum zum ersten Mal in 2 gleiche Hälften, doch nur bis 1482 dauerte die Trennung. Bald erkannte man, daß dadurch die Kraft des Hauses gelähmt worden sei. Graf Eberhard im Bart (s. d.), von der Linie, die nach Urach hieß, nachher der erste Herzog, betrieb vorzüglich die Wiedervereinigung zu einem Ganzen, und das Schicksal begünstigte dieselbe, indem mit ihm der uracher Mannestamm ausstarb, und die Linie von Neuffen, welche neben der erstgenannten bestand, nur durch den (oft wahnfinnig tollen) Grafen Heinrich, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt

wurde. Wirklich sah Eberhard im Bart alle württemberg. Besitzungen durch den münfinger Vertrag von 1482 in seiner Person wieder vereinigt, sodas er Untheilbarkeit des Landes auch für alle Zukunft zum Vertrag in seiner Familie und zugleich mit dem Lande selbst machen konnte. Die 2 Gebiete wurden 1495 unter ihm vom Kaiser Maximilian I. zum Herzogthume vereinigt, und die Familie zur herzoglichen erhoben. Nun erst wurde der Name Württemberg zum Landesnamen, auch wieder die Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgesprochen. Schon damals war es der bedeutendste Staat in ganz Schwaben, sein Herzog wurde später kreisbeschreibender Fürst mit dem Bischofe von Konstanz und einziger Director der Kreisversammlung. Auf dem Reichstage erhielt Eberhard ohne Widerspruch bei der Erhebung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürsteten Mark- und Landgrafen. Eben den Bemühungen dieses edeln Mannes, die beiden Landeshälften wieder zu vereinigen und den Grundsatz der Untheilbarkeit zum Gesetze zu erheben, verdanken die Würtemberger zugleich den ersten Anstoß zu der vertragsmäßigen Entwicklung ihrer Verfassung. Eberhard hatte zufolge eines Familienfreites den Bürgerstand ausschließlich durch Landesabgeordnete aus seiner Mitte im münfinger Vertrage von 1482 zur nähern Bestimmung und gründlichen Befestigung des gemeinen Wesens herbeigezogen. Die damals festgesetzten und verbürgten Hauptpunkte betrafen zunächst das Gesetz über die Untheilbarkeit des Landes, die Verordnung über einen Hof- und Kanzleietat, und den Ausdruck des einmüthigen Willens, von Seiten der Regierung und der Regierten, daß fortan von allen Machthabern über Württemberg Dasjenige, was der Herrschaft (Herrn und Lande) nützlich und gut sein möge, unter Einwirkung der Prälaten, Rätthe und Landschaft, gethan werden solle. Schon hier war der Landesadel nicht dabei, welcher, da unter Ulrich die verschuldete Regierungscasse (Kammer) gerettet werden sollte, sich völlig abzog. Der Inhalt dieses Vertrags, wie man ihn auch deuten, anwenden und selbst bestreiten mag, bleibt nach den Grundsätzen der ewigen Vernunft und geschichtlichen Folgerichtigkeit ein nie zu verwerfender Grundstein für die organische Ausbildung der württemberg. Verfassung, und die Stimmführer des allgemeinen Wesens haben daher in unsern Tagen mit gutem, angestammtem Rechte darauf ein großes Gewicht gelegt. Übrigens kommt das Beispiel von einer Vereinigung zwischen den Interessen des Fürsten und des Bürgerstandes auch sonst noch öfter, und zwar in den mächtigsten Monarchien vor, indem es überall einen deutgreifenden Entwicklungspunkt für die Geschichte des gesellschaftlichen Verbandes bildet. Die neuern historischen Untersuchungen liefern dafür fortgesetzt sehr schätzbare Beiträge. Unter Christoph (s. d.) ward das Lutherthum verfassungsmäßige Religion des Landes, und durch ihn und seine Nachfolger gebiethen die landeschaftlichen Ausschüsse (permanente Delegationen) und die gesonderte Landescaffe der als Zuschuß für bestimmte Schulden oder Anstalten frei bewilligten Landessteuern zu ihrer eigenthümlichen Gestalt. Ohne Erfolg blieb, was der in Frankreich verübte Herzog Friedrich zu Anfange des 17., was der für gehoffte Unterstützung von Östreich sich aufzehrende Herzog Karl in der Mitte d. 18. Jahrh. gegen die Verfassung unternahm. Erst in unserer Zeit (1806), nachdem sie in den letzten Jahren der Regierung Karls durch Umtriebe verschiedener Art an Kraft und Achtung mannigfaltig verloren hatte, wurde sie mit dem Anfange des Königthums durch unbedingte Machtvollkommenheit aufgelöst oder eigentl. nur gewaltsam unterbrochen. (S. d. Weitere in den Art. Württembergische Landstände, Friedrich I. und Wilhelm I.)

Auch in mancher andern Hinsicht sind die Schicksale des Herzogthums merkwürdig. Der erste Herzog rühmte sich vor Kaiser und Reich, daß er im dichtesten Walde sicher im Schoß jedes seiner Unterthanen zu übernachten sich getraue; den zweiten konnten seine Rätthe, Diener und Beamten auf immer von Land und Leu

ten verjagen; Ulrich, dem dritten Herzoge, dem einen Sohne des unglücklichen, oft verrückten Grafen Heinrich (der andre war Graf Georg, der Stammvater der von Herzog Friedrich I. an regierenden Linie) nahm der schwäbische Bund das Herzogthum und verkaufte es geradezu an die östr. Brüder Karl V. und König Ferdinand. Während dieser östr. Regierung wütheten die verderblichen Unruhen des Bauernkrieges. Nach 15jähr. Entfernung erobert Ulrich das Land wieder; allein er muß es als östr. Austerlehn anerkennen. Um so mehr fährt er das Lutherthum ein, wird in Folge dieses Schritts Mitglied des schmalkalbischen Bundes, verliert es aber nach dem unglücklichen Kriege beinahe zum zweiten Male an König Ferdinand, der ihn der Fehde gegen sein Haus anklagte. Dem Herzog Christoph, Ulrichs Sohne, gelang die Rettung desselben, jedoch ohne des Austerlehns loswerden zu können, nachdem Meriz aus Sachsen sich erhoben hatte. Die Lage des Herzogthums vom Anfange bis in die Mitte des 16. Jahrh. war oft schrecklich, während die Banden des schwäbischen Bundes, Östreicher, Hessen, tolle Bauern und Spanier darin wirtschafteten. Durch den Schaden seiner Vorfahren gewölgt, ruhte Herzog Friedrich I., ein Nachkomme Georgs, des in Mömpelgard apaganirten Bruders von Herzog Ulrich, nicht, bis er des Austerlehns ledig war, 1699; Östreich behielt sich aber die Nachfolge im Herzogthume vor, auf den Fall, wenn der württemberg. Mannstamm ausstürbe. Diese Befreiung kostete dem Lande eine schwere Summe; aber gut war es, daß im dreißigjähr. Kriege, der nun bald ausbrach, Östreich nicht auch noch von dorthor Ansprüche an Württemberg machen konnte. Dieser dreißigjähr. Krieg ist der traurigste Zeitraum in der württemberg. Geschichte. Glücklich hätte sich das Herzogthum schätzen mögen, wenn der Kaiser es nur als erobertes Land behandelt hätte; allein es ward zerissen und zerstückelt. Minister, Generale und der Erzbischof von Wien erhielten Theile zum Geschenke, nach andern griffen Baiern, Würzburg, die Erzherzogin Claudia von Östreich; wem der Rest gehören sollte, wußte Niemand. Die Bergveste Hohentwiel, von Wiederhold vertheidigt, kam allein nicht in Feindes Hand. Von 1634 — 41 sank die Bevölkerung Württembergs von ungefähr 330,000 Menschen auf 48,000 herunter; wer hatte stehen können, war entflohen; die Andern hatte Krieg, Pest und Hunger weggerafft; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt und Asche; der sonst schon so angebaute, fruchtbare Boden war öde und wüste. Nur dem guten Willen der Schweden unter Kanzler Oyenstierna und den reblichen, unverdrossnen Bemühungen seiner mit Klugheit thätigen Staatsmänner, Burkhard und Varenbühler, verdankt Württemberg seine gänzliche Wiederherstellung im weßfäl. Frieden. Allmählig erholte sich das Herzogthum wieder, das Land unterstützte den ganz verarmten Regenten und die Regierungscasse fast über seine Kräfte. Sogar neue Erwerbungen wurden gemacht, die man, ohne daß die ersten Urkunden darüber je bekannt geworden sind, als besonderes Fideicommiss der Regentenfamilie und wie ein Majorat des Regenten zu behandeln sich gewöhnte. Obschon bald nachher auch auf Württemberg die Zeit Ludwigs XIV. schwer drückte, obschon Melac und andre Nordbrenner dieses Königs darin wütheten und zerstörten: dem Jammer des dreißigjähr. Kriegs kam diese neue Noth doch nicht gleich. Ein Hauptstüz des Übels bestand darin, daß Württemberg eine in ihrer Art einzige und höchst verderbliche Maitressenregierung, jene der Frau v. Grävenis, unter Herzog Eberhard Ludwig, hauptsächlich dem Beispiele des franz. Königs verdankte. Seit dem span. Erbfolgekriege hatte das Herzogthum von äußern Feinden Ruhe bis zu den Kriegen der franz. Revolution. Nur einmal zogen fremde Heere durch, während des zweiten schles. Kriegs; am dritten nahm Herzog Karl Theil, nicht eben mit kriegerischer Auszeichnung, aufgereizt von jugendlichem Übermuth und franz. Hüßsgeldern, außerdem in der Absicht, um durch seine Verbindung mit Östreich gegen Friedrich d. Gr., durch Beistand der erstgenannten Macht, die Stände seines Landes je länger je mehr niederzubrüken. Das Herzog-

thum litt, dafür war es ein großes Glück, daß der Versuch, unumschränkt zu regieren, durch die oberrichterliche Entscheidung des Reichshofraths, unter Gewährleistung von Preußen, Hanover und Dänemark rückgängig gemacht, und in dem vermittelnden Erbvergleich noch mehr beschränkt wurde. Nach diesem abgewandten Sturme wurde, da Karl, unabhängig von fremdem Einfluß, auf welchen der Premierminister, Graf v. Montmartin, unbesonnen gebaut hatte, den Hofaufwand ganz abstellte und gemäßigtere Unterhaltungen lieb gewann, die zweite Hälfte der Regierung dieses Herzogs eine der schönsten Zeiten des Landes. Kunst und Wissenschaft litten gediehen. Noch jetzt spricht man mit Achtung von s. Karlsakademie zu Stuttgart; die meisten Künstler, deren Württemberg sich bis diesen Tag rühmt, verdanken ihre Bildung seinen Anstalten. Die Bevölkerung stieg bis auf 600.000 Menschen; zur Vergrößerung des Landes war während der ganzen Regierungszeit der Herzoge nichts von Belang geschehen, außer Dem, was Herzog Ulrich von der Pfalz erobert, Herzog Friedrich für große Summen, bei lang fortdauerndem Widerspruche des badischen Hauses, von einem Markgrafen erkaufte hatte. Die Landesreligion litt auch darunter, daß von 1733 — 97 kath. Fürsten, Karl Alexander und seine 3 Söhne, Karl, Ludwig und Friedrich, insgesammt mit dem Beinamen Eugen, zur Regierung gelangten. Unter der Regierung des Herzogs Karl Alexander zerrüttete der Jude Süß (s. d.) das Land als Finanzminister. Von Karl Alexanders jüngstem Sohne, Friedrich Eugen, stammt das ganze jetzt vorhandene württemberg. Fürstenhaus ab; sowie auch von seinen Kindern, deren Mutter eine preuß. Prinzessin war, die Rückkehr der Dynastie zum Protestantismus ausgeht. — Schon unter Friedrich Eugen hatte die franz. Republik die überrheinischen Besitzungen des Hauses an sich gerissen, das Herzogthum selbst abwechselnd besetzt und geräumt, auch der Entschädigung wegen auf dem Friedenscongresse zu Rastatt Unterhandlungen gepflogen. Der Sohn, der verstorb. König Friedrich I. von Württemberg, wußte in gleicher Lage durch zeitgemäßes Anschmiegen und kräftiges Geltendmachen seiner interessanten Persönlichkeit entscheidende Vortheile zu gewinnen; er wurde mit einem Zuwachs von 12,000 Unterthanen in der Mitte oder an den Grenzen des alten Landes entschädigt und zur kurfürstl. Würde erhoben. Aus diesen Entschädigungen bildete sich für einige Zeit ein neuwürttemberg. Staatsorganismus, mit dem Herzogthume nur durch den gemeinschaftlichen Herrn und durch Voranstalten zur Einverleibung verbunden. 1805 hatte Kurfürst Friedrich für Frankreich Theil genommen an dem Kriege gegen Osterreich, dafür erhielt er Königswürde, Souverainetät und neue Ländererwerbungen mit einer Bevölkerung von mehr als 200,000 Menschen. Jetzt war der Zeitpunkt, wo sich das römische Reich deutscher Nation auch der Form und dem Namen nach auflöste. Sofort ward das neue Königreich einer der Staaten des sich eben bildenden Rheinbundes und hatte als solcher thätigen Antheil an allen weitern Landkriegen des franz. Kaisers, mit Ausnahme des spanischen. Durch den letzten Krieg mit Osterreich (1809) stieg endlich die Bevölkerung Württembergs auf 1,350,000 Einw. Die vorderöstr. Provinzen in Schwaben, von Württemberg umschlossene oder daran grenzende Gebiete mehrer zuvor unmittlbarer Reichsfürsten und Reichsritter, Länderstriche, welche Baden und hauptsächlich Baiern gegen anderweitige Entschädigung abtraten, bildeten jetzt, nebst einem großen Theile des Deutschmeisterthums, die neuen Vergrößerungen. Auch nach dem Sturze des franz. Kaisers sicherte der König das bisher Erworbene durch Beitritt zu den verbündeten Mächten mit kluger Thätigkeit. Seit 1815 bildet nur das Königreich einen der bedeutendern Staaten des deutschen Bundes. Friedrich I. (s. d.) starb d. 30. Oct. 1816. Ihm folgte s. Sohn Wilhelm I. (s. d.), dessen Bruder, Paul (geb. 19. Jan. 1785, verm. 1805 mit Charlotte, Prinzessin von Sachsen-Altenburg), Vater der Großfürstin Helena, Michaels Gemahlin 1824, im Juli 1830 die Souverainetät von Griechenland angetragen wor-

den sein soll. — Die Geschichte Württembergs haben Spittler und Pfister geschrieben. Auch Pfaff, „Gesch. Württembergs“. Die 2. Abth. des 2. Bds. (Neutlingen 1820) geht bis auf den Tod des Königs Friedrich 1816. Ferner: J. G. Pahl, „Gesch. von Württemberg für das württemberg. Volk“ (4 Bbchn., Stuttg. 1828).

**Statistik.** Man kennt keinen deutschen Staat so genau als Württemberg. Unter der jetzigen Regierung ist die Kenntniß des Staats, seiner Kräfte und deren Wirksamkeit ein Gemeingut aller gebildeten Bürger geworden. Dazu trägt vorzüglich das am 28. Nov. 1822 errichtete topogr.-statist. Bureau bei, dessen Mitglied Memminger ist. Schon früher bestanden eine topographische Aufnahme des Landes und Chartenanstalt, eine Katastercommission und ein Verein für vaterländ. Geschichte, Statistik und Topographie, der vom Finanzminister Weckerlin gebildet, und am 23. März 1822 eröffnet wurde. Der Nutzen dieser Anstalten wird durch Öffentlichkeit befördert; daher erscheinen Charten und Beschreibungen der einzelnen Obergerichte bei Cotta seit 1824 — 27. — Das alte Württemberg zählte im J. 1734 auf 161 □ M. 428,000 E., mit Montbeillard 1751, auf 185 □ M. 530,000 E. Durch die Entschädigung 1803 wuchs die Volksmenge auf 769,000. Der presburger Friede 1805 vermehrte das Areal auf 234, der Rheinbund auf 321, und der wiener Friede 1809 auf 360 □ M. Auf diesem Flächenraume von 360 □ M. zählte das Königreich im Nov. 1828, 1,550,213 E. in 4 Kreisen, 64 Obergerichten, 132 Städten, 1201 Pfarrdörfern, 467 andre Dörfer, 127 Pfarerweiler, 2745 andre Weiler, 1678 Höfe etc., auf 1 □ M. 4310 Menschen. Unter den Einwohnern gibt es 2400 Waldenser in 8 Gemeinden und 9100 Juden; ferner 462,857 Kath., 2407 Ref., 463 Mennoniten und Herrnhuter. Die Württemberger sind ein fleißiges und fähiges Volk, nicht durch Sitten in Fabriken verkrüppelt, sondern ein gesunder Menschenschlag. Durch Landbau derb und kräftig, haben sie sich auch durch ihre Tapferkeit in neuerer Zeit als echte Abkömmlinge des alten Schwabenvolks bewiesen. Die große Bevölkerung hat jedoch viele Auswanderungen veranlaßt. Das Lutherthum hat aufgehört, alleinherrschende Religion zu sein; alle christliche Confectionen haben gleiche Rechte. Findet sich auch noch eine Verschiedenheit der Bildung zwischen den Einw. des ehemal. Herzogthums und den neu erworbenen Unterthanen: bald wird Ein Geist alles Volk beleben; mußten ja die Württemberger bei der eignen Art, wie ihr Vaterland entstanden ist, von jeher durch Geben und Nehmen sich gegenseitig zusammenbilden. Nirgends ist ein Mangel zweckmäßiger Anstalten für höhere und für Volksbildung (s. L ü b i n g e n). Die evangel.-theolog. Seminare erhielten durch die königl. Verordnung vom 16. Nov. 1829 eine veränderte Einrichtung. (S. Paulus's „Sophonizon“, 12. Bd., 3. H.) Über das landwirthschaftliche Institut s. H o h e n h e i m. — Der im April 1830 geschlossene Landtag setzte den Zinsfuß der Staatsschuld (im J. 1826 über 27,356,000 Gldn.) auf 4 vom 100. Nach dem Finanzgeseze für die 3 Jahre vom 1. Juli 1830 bis zum 30. Juni 1833, ist der Staatsbedarf für das erste Finanzjahr auf 9,609,523 Gulden, für das 2. auf 9,386,969, für das 3. auf 9,454,235 Gldn. festgesetzt, zusammen 28,450,728 Gldn., zu deren Deckung die Regierung, neben dem Ertrage der Domänen, Regalien und zufälligen Einnahmen, für diese 3 J. zusammen 11,450,563 Gldn. erhält, theils an Steuern, theils an Überschüssen von der Restverwaltung. Indeß haben die wohlfeilen Zeiten das Steigen der Abgaben an Staats- und Gemeindefkosten und die Zinsvermehrung an Staats- und Privatschulden nur desto fühlbarer gemacht. — Die im Waarenhandel mit dem Auslande jährl. umgesetzte Summe wird auf 33 Mill. Gldn. geschätzt, wovon auf Naturerzeugnisse 15,902,000, und auf Industrieerzeugnisse 16,910,000 Gldn. kommen. Die Gesamtsumme, welche Württemberg in dem Verkehr mit dem Auslande jährl. gewann, soll (?) an 2 Mill. Gldn. betragen. — Mit dem 1. Juli 1828 trat der am 18. Jan. 1828 zwischen Baiern und Württemberg abge-

geschlossene Zollverein in Vollziehung. Nach ihm werden die Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle nebst den Zollstempelgebühren auf gemeinschaftliche Rechnung der vereinten Staaten erhoben. Dieser Zollverein ward d. 27. Mai 1829 mit dem preuß.-heftischen vereinigt. — Die 38 Standesherrn (s. d.) haben 250,000 Unterth. Doch ist aus ihrer Reihe der Fürst v. Colloredo-Mansfeld herausgetreten, dessen Standesherrschaft, Limpurg-Gröningen, die Krone 1827 an sich gebracht hat. — Der Staat hält im Frieden 4906 M.; im Kriege 16,824. Das Bundescontingent zur 1. Abth. des 8. Heerhaufens 13,955 M. Das Königreich nimmt im engern Rathe des deutschen Bundes die 6. Stelle ein und hat im Plenum 4 Stimmen. Für das Civil ist der Orden der Würtemb. Krone in 3 Cl. bestimmt; der Militärverdienstorden hat ebenfalls 3 Cl. Beide Orden wurden von dem Könige Friedrich I. gestiftet. Zur Erinnerung an s. Vaters Verdienste stiftete der König 1830 den Friedrichsorden. — Vgl. J. D. G. Memminger's treffliche „Beschreibung von Württemberg, nebst einer Übersicht seiner Geschichte“ (2. Ausg., Stuttg. 1823) und dess. Verf. „Würtemb. Jahrbücher für vaterländ. Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie“ (Stuttg. 1823); auch das „Taschenbuch für Reisende durch Württemberg“ (Stuttg. 1827).

**Württembergische Landstände.** Das ehemal. Herzogthum Württemberg hatte eine ständische Verfassung, wodurch die Bewohner desselben vor andern Völkern Deutschlands ausgezeichnet begünstigt waren. Im letzten Viertel des 15. Jahrh. fing sie an sich zu bilden; durch den Tübinger Vertrag (s. d.) von 1514, als Ulrich s. Unterthanen allzu willkürlich in Anspruch nahm, erhielt sie Bestand und Gehalt; unter Herzog Christoph und s. nächsten Nachfolgern in der zweiten Hälfte d. 16. und im Anfange d. 17. Jahrh. vollendete sie mehr und mehr jene Gestalt, in welcher sie den Anfang d. 19. Jahrh. erreicht hat. Nur ein Stand war, genau genommen, vorhanden, nämlich das Volk, oder die Gesamtmasse der eingebürgerten Bewohner Württembergs, und dieses Volk wurde auf seinen Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Unterabgeordneten vertreten. Der Adel hatte sich im 15. Jahrh., als er zu jener Steuer mit beitragen sollte, abgesondert. Schade, daß der Herzog selbst mit unbeschränkter Wahlfreiheit die vorschristsmäßige Zahl der Prälaten aus der Geilichkeit ergänzte, so oft einer durch den Tod oder sonst ausgefallen war, wo natürlich nicht immer das reine persönliche Verdienst über den Eintritt entschied. Ihnen lag insbesondere ob, die Rechte der Kirche und des Kirchenguts zu wahren. Die Abgeordneten der Städte und Ämter gingen zu ihrer Zeit nicht aus der Ernennung freibestimmter Wahlherren hervor, sondern sie wurden durch die obrigkeitlichen Personen der Städte und Ämter berufen. Landtage waren lange Zeit selten; der engere Ausschuß, fast beständig in Stuttgart beisammen, mit Befugnissen, die ihn beinahe der allgemeinen, nur vom Herzoge, und zwar selten gern berufenen Landesversammlung gleichstellten, hatte die Plenarzusammenkünfte je länger je mehr zu beseitigen gesucht. Er verwaltete als fortwährende ständische Delegation die Landessteuercasse, verfügte über die sogen. geheime Truche, und bewahrte die Rechte des Landes gegen die Eingriffe des Herzogs; er hatte s. eigne Kanzlei und ausgedehnte Gebäude dazu, Räte und übriges zahlreiches Personal, zureichende Diäten. Zwei Prälaten und 6 Abgeordnete von Städten u. Ämtern, die sich, wenn nicht ein Landtag sie auflöste, selbst ergänzten, bildeten diesen engern Ausschuß; in einzelnen Fällen verdoppelte er sich durch einen hinzugerufenen größern Ausschuß. Die eigentlichen Volkrechte nennt in der Hauptsache schon der Tübinger Vertrag. Bis zu Ende 1805 dauerte diese Verfassung des Herzogthums ununterbrochen fort. Der pressburger Friede vom 26. Dec. d. J. zwischen Kaiser Franz II. und Napoleon gab dem Kurfürsten von Württemberg Königswürde und Souverainetät, und in Folge der letztern, da die gebieterischen Zeitumstände eine Art von Dictatur begünstigten, erklarte der neue König mit dem Anfange seines Königthums (1806) die ständische Verfassung des bisherigen Herzogth. Württemberg für aufgehoben und sich selbst von

nun an für den unumschränkten Herrn desselben. Daß unter der zu Pressburg ausgesprochenen Souveränität keine Unabhängigkeit von Aussen zu verstehen war, liegt am Tage, denn dieselbe siegreiche Gewalt, welche den Frieden erzwungen hatte, konnte und wollte natürlich nicht ausnahmsweise in dem kleinen Württemberg die Freiheit ehren, wie die Folge hinlänglich bewiesen hat. Noch weniger war die vermeinte Unabhängigkeit im Sinne Östreichs, das in dem neugeschaffenen Königreiche mit gutem Grunde ein bloßes Werkzeug der Soldatenherrschaft sah. So blieb für die erklärte Souveränität allerdings nichts übrig als die Unbedingtheit des Königs, welche dieser in den Verhältnissen wahrscheinlich als ein weiches Polster für das aufgelegte Joch des Franzosenthums ansehen sollte. Unmöglich hatten aber Frankreich und Östreich bei ihrem Friedensschlusse das Recht, einem bisher selbstständigen Volke, wie das württembergische, seine Rechte zu entziehen. Friedrich regierte von nun an als unumschränkter König, der unbedingten Gehorsam forderte und meist auch fand. Schnell wurde alles Eigenthümliche der bisherigen Verfassung des Herzogthums durch immer neues Organistiren aus dem Wege geräumt. Auch fehlte es ihr bei allen anzuerkennenden Vorzügen schon seit längerer Zeit an Halt und Nachdruck in den Gemüthern; die Würtemberger konnten sich bei dem plötzlichen Zusammensturze der ganzen alten Ordnung nicht fassen, und so leisteten sie dem Könige, den dies Auserste selbst überraschte, den Eid des unbedingten Gehorsams statt des verfassungsmäßigen. Nur 2 Männer widerstrebten dem Ansinnen, verloren aber bald wieder die Haltung; zu ihnen gesellte sich noch ein einziger Stadtmagistrat mit bescheidenen Bitten um die bisherige Verfassung. Die Hoffnung einer bessern Zeit regte sich damals mit außerordentlicher Kraft in allen bessern Gemüthern, die Einführung ständischer Verfassungen erschien besonders als der sicherste Weg zu dem neuen Ziele, nach so grenzenlosen Beweisen des Uebermuths, der Schlassucht, der Verkehrtheit. In Württemberg, welches 8 Jahre vor diesem seine ständische Verfassung noch gehabt und sich dabei wohl befunden hatte, war über diesen Punkt Alles noch ziemlich still, als andrer Orten schon laut und kräftig darüber gesprochen wurde. Mehr verlor sich diese Schüchternheit, als sich Friedrich im September 1814 nach Wien auf den Congreß begeben hatte. Während seines Aufenthalts daselbst bis zum Anfange von 1815 erwachte ein edles Selbstgefühl im Adel und Bürgerstande, begünstigt durch die Zeitumstände und die Nachrichten aus Wien. Man verbarg sich die Freude nicht, als man hörte, daß Preußen hauptsächlich und Hanover in sehr beifallswürdigen Abstimmungen auf Einführung ständischer Verfassungen in allen Staaten Deutschlands bestanden, und kaum wurde sie dadurch etwas getrübt, wenn man den eignen König als Denjenigen nannte, der sich hauptsächlich mit aller Kraft, und von Baiern unterstützt, dagegensetzte. Noch ehe in Wien Etwas beschlossen war, brach Friedrich daselbst auf, langte mit dem Januar 1815 wieder in seiner Hauptstadt an, und beruhte mit seiner Ankunft, schon am 11. Jan., erließ er unerwartet die Erklärung an seine Unterthanen, daß er statt der erbländischen Verfassung, welche im Deange der Zeit habe untergehen müssen, eine neue, den jetzigen Verhältnissen angemessene ständische einzuführen und auf altes und neues Land auszudehnen gesonnen sei. Aber nirgends in Württemberg, wo man nachdachte, machte diese Erklärung einen günstigen Eindruck; denn man glaubte ziemlich allgemein, daß es des Königs Absicht bleibe, unter einer von ihm selbst beliebten Form nach der alten Art unumschränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine neue königl. Verordnung, welche bestimmte, wie es zu halten sei mit der Wahl der zum Landtage abzuordnenden Volksvertreter. Was sie für diesen Zweck festsetzte, war (die ausschweifende Uebersahl des Adels abgerechnet) ungleich besser als Alles, was in derselben Hinsicht im Herzogthum Sitte gewesen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht, und sie konnten, mit wenigen Ausnahmen, jeden rechtlichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reiche sich aufhielt. Zugleich aber

ertheilte der König das Recht der Landstandschafft den einst unmittelbaren fürstl. und gräf. Familien, die mit ihren Ländereien an Württemberg gefallen waren; er ertheilte dasselbe Recht beinahe ebenso vielen andern adeligen Familien, welche mehr oder minder mit dem Hofe in Verbindung standen. Der Kanzler der Universität Tübingen und der älteste lutherische Prälat, sowie von Seiten der Katholiken der Bischof und der älteste Decan, wurden auf ewige Zeiten zu Landständen ernannt. Diese und jene Virilstimmführer der 2. Classe sollten wol im Nothfalle den einst unmittelbaren, von welchen man zum voraus nicht vieles Nachgeben erwartete, das Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, die dem Könige später am meisten zu schaffen machten, schien er gar nicht zu fürchten. So wenig waren er und seine Minister von der erhöhten Stimmung vieler Würtemberger und von dem Gange der Dinge unterrichtet. Die Wahlmänner konnten sich anfänglich zum Theil nur mit Mühe in ihre Geschäft finden. Der König seinerseits hatte einstweilen eine Commission von Staatsbedienten verschiedener Art ernannt, welche ihm ihre Vorschläge zu und von einer Verfassung für das Königreich mittheilen mußte; es war bloße Form, denn natürlich ging die ganze Arbeit unter seinem unmittelbaren Einfluß vor sich, und der 15. Febr. 1815 war der wie ein Hoffest geordnete Tag, an welchem die Ständeversammlung zu Stuttgart eröffnet ward, um die neue Verfassung im Namen des ganzen Volks als königl. Geschenk und königl. Geschenk aus den Händen des Königs zu empfangen. Mit Demuth und Unterthänigkeit, hefteten der König und seine Minister, wurden namentlich die Abgeordneten des Volks sie annehmen. Diese und die Virilstimmführer sammelten sich in den nächsten Tagen vor dem 15. Febr. in Stuttgart; die ersten, meistens unbefangene und schlichte Bürger, waren, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht sonderlich geeignet, das Wesen einer Verfassung zu beurtheilen. Sie wurden in Stuttgart sofort von warmen Patrioten empfangen; die königl. Verfassung, welche noch Geheimniß sein sollte, las man in Privathäusern vor. Sie sollte nach gewöhnlicher Übereinkunft, weil sie nicht ein Vertragsrecht gewähre und die ältere Vertragspflicht nicht achte, ohne alles Weitere verworfen werden. Das wußte in Stuttgart Jedermann, nur der König nicht und der Rath seiner Minister. Am bestimmten Tage eröffnete er, mit Umgehung der üblichen Feierlichkeiten, worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Person mit einer Anrede an die Stände, übergab seine Verfassung und entfernte sich im festen Glauben, daß nun Alles in Ordnung sei. Aber die in der vergoldeten Kapsel liegende Verfassungsurkunde blieb auf dem Tische liegen, wie sie niedergelegt war. Der König hatte kaum der Thür den Rücken gewendet, als sich sogleich, der Verabredung gemäß, einige Mitglieder erhoben und in abgelesenen Vorfällen die Versammlung auffoderten, nur auf die Verfassung des ehemaligen Herzogthums einzugehen. Die ganze Versammlung stimmte ohne weitere Beratung, weil man schon kannte, was der König soeben angeboten hatte, durch aufgehobene Hände der Aufforderung bei. Noch denselben Nachmittage schickte die Versammlung dem Könige die Erklärung zu, daß sie, was an der alten Verfassung in Vergleichung mit den königl. Rescripten zu bessern sei, sofort in Beratung ziehen würde, und somit war seine Verfassung zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch nichtsdestoweniger verworfen. Unstreitig war die königl. Verfassung von wenigem Werthe für den Augenblick, und die Stände hätten durch ihre Annahme unverantwortlich gehandelt. Der König stand an, die Versammlung sogleich zu entlassen; er und die Minister, denen er sein Vertrauen in der Sache schenkte, fanden ein gewisses Zögern und Unterhandeln räthlicher und dem erwachten Volkseise angemessener. Daß man 5—6 Virilstimmführer, welche vom Hofe abhingen, mit Gewalt zu einer Art von königl. Partei in der Ständeversammlung zu machen suchte, enthüllte Schwäche. Desto muthiger verfahren die Stände. Von den meisten Städten und Ämtern kamen Adressen ein, wodurch

sie aufgefordert wurden, die Wiederherstellung der Verfassung des Herzogthums mit aller Kraft zu betreiben; und obschon diese Gesuche dem Volke von seinen Abgeordneten selbst erst häufig genug nach ihrem Inhalt und Zweck auseinandergelegt worden sein mögen, so waren doch der Aufmerksamsten auch auf dem Lande viele. Man strebte in allen Ständen aus bitterer Erfahrung dem fortgesetzten Drucke der willkürlichen Herrschaft entgegen. Eine falsche, durch die ursprünglichen Erklärungen der Stände selbst zu widerlegende Nachricht gab ihnen bessehungswürdige Schuld, sie verstanden unter der alten Verfassung nicht bloß die eigentlichen Rechte, welche sie dem Volke gewährt hätte, sondern auch das vollständige äußere Gesicht derselben. Und doch war im voraus aufgegeben: die alte Wahlart der Landesabgeordneten, die Absonderung des Adels, die Nichtbildung des kathol. Gottesdienstes, das Geheimnißvolle in Verwaltung der Landesgeleider, die Ausartung der Ausschüsse in Stellvertreter der Ständeversammlungen. Freilich verlangte man, und zwar mit Zuversicht, das Recht sollte auch als Recht gelten und geltend bleiben. Das Herzogthum, hieß es, habe seine Verfassung nie aufgegeben und fodere jetzt sein wohlbegründetes Recht zurück; ein Recht darauf sei auch dem neuen Lande durch einige Artikel des Reichsdeputationschlusses von 1803 und des presburger Friedens von 1805 zugetheilt. Um ihrer Forderung mehr Gewicht zu geben, hielten sie dem Könige ein erschütterndes, aber nicht übertriebenes Gemälde der allseitigen Noth vor, in welche das Land seit der Zeit der Souverainetät gerathen sei, machten ihm nicht undeutlich Zweiflungigkeit zum Vorwurf, indem sie ihr oft genug an den Eid erinnerten, wodurch er jene Verfassung einst als unwiderstlich beschworen habe; sie bedrängten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volks und verlangten zugleich, daß er es gegen den eben von Eiba zurückgekommenen Napoleon bewaffnen solle; an das württemberg. Heer, um auch dieses sich zu verbinden, erließen sie Dankadressen. Was den König betrifft, so hatte er sich bereits in schriftliche Erörterungen mit der Versammlung eingelassen, einige dringende Beschwerden abgestellt, und da er die Stände auf der Grundlage des alten Rechts unverändert bestehen sah, das Zusammen treten einer Commission verordnet, zur Hälfte aus Staatsdienern, die sein Vertrauen hatten, zur Hälfte aus Mitgliedern der Versammlung, welche diese selbst wählte, um einen Weg der Vereinigung nachzumitteln. Auch schien es wirklich, als wolle er in einigen Hauptsachen nachgeben, und in andern unwesentlichen Dingen sprachen die Stände nachgiebiger. Allein im Ganzen wollte der König dennoch die fortdauernde Gültigkeit des alten Rechts und seine Ausdehnung auf das gesammte Land nicht anerkennen, die Ständeversammlung aber von diesem Grundsatz nicht abgehen, und so zerstückte sich die Unterhandlung. Am 8. Aug. vertagte er die Versammlung; sie sollte am 15. Oct. d. J. aufs Neue zusammentreten. Alle Mitglieder hatten vom Tage der Eröffnung bis dahin einstimmig gehandelt; die einst Unmittelbaren hofften noch außerordentliche Dinge für sich anfangs vom Congreß zu Wien, und dann von der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt; die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht; die Neuwürtemberger glaubten, daß auch sie entschieden rechlich die Verfassung des Herzogthums in Anspruch nehmen könnten. Einer oder zwei vom Adel nebst einigen altwürtemberg. Advocaten, als unabhängigen Rechtsanwäkten, waren die Seele der Versammlung gewesen. Die ganze Verhandlung mußte dem bürgerlichen Proceß in etwas ähnlich werden, weil ein Vertrag unlösbar als Bedingung für den Gehorsam des Landes vor Augen lag. Wenngleich den streitenden Theilen ein unabhängiger Richter fehlte, so trat die Klarheit des Vertragrechtes dagegen ein, dergestalt, daß, wer ihn nicht halten würde, wol auch den Nutzen davon aufgeben müßte. Der erste unregelmäßige Schritt wäre gewesen, wenn man die Idee des positiven Rechts ohne Ersatz aufgegeben hätte. Dieses aber wollte auch kein Befremder. Die Zeit zwischen der Vertagung und dem neuen Zusammentreten

ließen jene Wortführer der Versammlung nicht unbenutzt. Viele fuhrn fort, nach ihrer Heimkehr das Volk zu belehren, auch wol zu bearbeiten. Weil die Wiedereinberufung von Seiten der Stände immer häufiger begehrt, und die Steuereinnahme zweifelhafter wurde, so kam im Oct. die Landesversammlung aufs Neue zu Stuttgart zusammen; sie bestand durchaus noch aus denselben Mitgliedern, weil sie im Aug. nicht aufgelöst, sondern nur vertagt worden war. Mit welchem Selbstvertrauen sie auftrat, beweisen ihre Umzüge in den Kirchen, zeigt die Feier des 18. Oct.; die Bürgerschaft in Stuttgart war entschieden auf ihrer Seite. Allein bald nach ihrer Zusammenkunft, am 11. Nov., that der König einen entscheidenden Schritt. Die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des ehemaligen Herzogthums auf seine alte Verfassung ward von ihm anerkannt, während er durch eine sogenannte Belehrung dathun ließ, daß die neuen Lande kein Recht hätten, sie zu verlangen. Der Beweis bestand nur darin, daß es für eine solche große, allmältige, durch verschiedene Umstände herbeigeführte Einverleibung kein ausdrückliches, Ein und Dasselbe besagendes Gesetz gäbe. Und doch war Alles durch die Kräfte des Stammlandes in den Verein gekommen, von dem die neuen Erwerbungen offenbar ausgeschlossen worden wären durch eine förmlich oder auch nur stillschweigend anerkannte Ungleichheit des Rechtszustandes. Das ausweichende Vorgeben verschiedenartiger Ansprüche des Landes auf die Wohlthat einer Verfassung löste mithin, im tiefem Grunde der Sache betrachtet, die Einheit des Staats, die doch von einer andern Seite schlechtthin behauptet wurde, und verstrickte dadurch die Regierung in einen handgreiflichen Widerspruch zwischen ihren Forderungen für die Gegenwart und ihren versuchten Beschränkungen rüchichtlich der Vergangenheit. Allerdings wurden vom Könige und von dem jetzt viel einwirkenden Präsidenten v. Wangenheim zugleich 14 freisinnige Grundsätze als Grundlagen einer für das ganze Land zu entwerfenden neuen Verfassung aufgestellt, mit der Erklärung, daß von der herzogthümlichen das noch für die neuere Zeit Passende in sie aufgenommen werden sollte. Wenn aber trotz alles Dessen das Herzogthum auch jetzt noch auf seiner ehemaligen Verfassung besthe, so bleibe Nichts übrig, als, was freilich höchst gefährlich sein würde, die Theilung des Königreichs in 2 Staaten; jenes sollte dann seine Verfassung, natürlich gehörig modificirt, zurückerhalten, und für die neuen Lande solle eine besondere nach jenen 14 Artikeln errichtet werden. Dieser Antrag konnte gründlich scheinen, war es aber nicht. Der Ausspruch der Regierung, die alte Verfassung des Stammlandes sollte den Bedürfnissen der Zeit gemäß, also mit nothwendig ändernden Bestimmungen, wiederhergestellt werden, indem zugleich die später hinzugekommenen Bestandtheile des Reichs von jener ursprünglichen Grundlage ausgeschlossen und auf die neuesten Bestimmungen der erwähnten 14 Artikel hingewiesen wurden, verrieth deutlich in dem Mangel eines strengen rechtlichen Zusammenhanges die verdeckte Absichtlichkeit. War nämlich der König einmal mit seinem Rathe einig über die Nothwendigkeit der Modificationen im Punkte der alten Verfassung, so öffnete sich damit auch ein Weg, die später erworbenen Länder in den Genuß derselben Rechte vermittelnd einzuschließen. Denn wo irgend ein früherer Rechtszustand nur als Ausgangspunkt, aber nicht als unabänderlicher, absoluter Bestimmungsgrund gelten soll und kann, da läßt sich auch mit gegenseitiger Einwilligung über das Maß des Beizubehaltenden und Neuanzufügenden ohne Verletzung der Consequenz unterhandeln. Es steht unter diesen Umständen noch dahin, ob die Stände recht thaten, auf eine so schwankende, ungleichartige Grundlage einzugehen, wodurch sie zwar vor der Hand das Blendwerk einer möglichen Vereinigung erschaffen und unterstützen halfen, die wahren Schwierigkeiten dagegen durch Abspringen, Hinausschieben und Ubertünchen vielfach erhöhten. Übrigens wurde eine gemeinschaftliche Commission aus Staatsdienern und Mitgliedern der Ständeversammlung zu Entwerfung einer Verfassung unter den obigen Bedin-

gungen niedergelegt. Seit dem Oct. 1815 hatte der Präsident und Staatsrath, Freih. v. Wangenheim, den bedeutendsten Einfluß in dieser Angelegenheit. Schon waren jene 14 Artikel ein Beweis Dessen, was er über den König vermochte; weiter ward jetzt Wangenheim einer der 4 königl. Commissaire, welche in Verbindung mit ebenso vielen ständischen auf diese Artikel die Verfassung des Königreichs entwerfen sollten. Wangenheim machte in dieser Commission mit sichtbarem Wohlgefallen seine hervorleuchtende Überlegenheit als Redner und denkender Staatsmann geltend, vielleicht äußerte sich sein Selbstgefühl oft stärker, als es die Würde der Verhältnisse erlaubte. Wangenheim'scher Gedanke war vornehmlich auch die Idee von den beiden Kammern, in die sich die Ständeversammlung theilen sollte, welche von jetzt an allmählig im Guten und Bösen beleuchtet wurde. Für ihre Commissionaire, welche mit den königl. zusammensaßen, ernannte die Versammlung, sowie der König seinen Geheimenrath dazu bestimmte, eine eigne sehr zahlreiche Instructionscomité, hauptsächlich aus den Advocaten in ihrer Mitte, welche an das erwähnte Collegium der Vier berichten, und von dem sie zu weitem Schritten bevollmächtigt werden sollten; sie mochte dies für desto nöthiger halten, weil ihr dasselbe bereits allzu Wangenheimisch zu werden schien. Aus den Arbeiten dieser Comité bildete sich nach und nach ein eigener Verfassungsentwurf, der später der ganzen Versammlung vorgelegt und von ihr gebilligt wurde, und unter dem Namen des ständischen bekannt ist. Die Arbeiten der beiden Commissionen zogen sich unermüdlich in die Länge. Der Rest der Stände hatte mehr Muße, als ihm dienlich war; sie sammelten jedoch, in Sectionen getheilt, mancherlei Vorarbeiten für zukünftige Beratungen. Mit einer schmerzlichen Mäßigung ertrug es die Versammlung fast bis zur Ungebühr, daß man den geselligen Charakter ihrer Vergleichscommission so wenig zu würdigen wußte, und sich sogar außer andern Verletzungen auch zum Mißbrauch von Zeitungsblättern und Zeitschriften herabließ. Waren nun auch die Stände bisher zu wenig empfindlich gewesen gegen die übergreifende Genialität, die oft unangenehm nach der Quelle schmeckte, so hielten sie es darum für eine unerlässliche Pflicht, über eine vom König während der Zeit der Unterhandlung ohne ihre Bestimmung ausgeschriebene Steuer, sowie über das erlassene Statut in Betreff der Staatsschuldentilgung, die stärksten Beschwerden zu führen. Nicht die Steuer an und für sich selbst griffen die Stände an, denn sie wußten wohl, was nothwendig war, wenn der Staat nicht still stehen sollte, und auch nicht die Schuldenbezahlsanstalt, sondern darüber klagten sie, daß man sie nicht darum gefragt habe, indem dergleichen Einrichtungen ohne ständische Prüfung und Einwilligung nicht gesetzlich verbindend, und wegen des leichten, wechselnden Andrangs von Willkür meistens flüchtig und zuweilen auch vererblich erwogen seien. Der Sachführer des Königs dagegen erklärte, die Versammlung sei nicht constituirt, sondern bloß zu Schließung eines neuen Verfassungsvertrags beisammen; das sollte sie bedenken und sich nicht in Sachen mischen, die ihr fremd seien. Überhaupt gab die ganz unweckmäßige und schlechthin verwerfliche Frage, ob sich die Versammlung für constituirt oder constituirend betrachte, die Handhabe zu vielen gehässigen und verwirrenden Streitigkeiten. Der Strenge des Begriffs und den Verhältnissen nach konnte sie ausschließend weder für constituirt noch für constituirend gelten. Erklärte sie sich einzig und allein für constituirt, wie der König darum wollte, weil er sie durch ein Rescript von seiner Hand zusammenberufen hatte, so war ihre Macht eine bloß verliehene, die also schlechterdings nicht gegen den Willen des Verleihers gebraucht werden konnte, wodurch denn der frühere Zustand fortbestand. Gab sie im Gegentheil mit dem Gewicht aller Folgerungen zu, daß sie Nichts weiter als constituirend, d. h. die künftige Verfassung entwerfend sei, wie Wangenheim wollte, so hatte sie für den glücklichen Erfolg ihres großen Geschäfts eine viel zu problematische Gültigkeit. Jede Zeit, wo eine neue Verfassung gegründet werden soll

ist ein Mittelzustand; man kann die alte bisher bestandene Ordnung nicht aufheben vor der gemeinschaftlichen Anerkennung der neuen, und die Festsetzung der letztern im Laufe der Berathung ist wieder nicht möglich ohne eine wohlwogene, gesetzlich fortschreitende Entfennung von dennoch in Kraft stehenden Grundbestimmungen. Daher ist jede Versammlung der Art, wie ihr Geschäft, nothwendig vermittelnd, d. h. sie steht in fortwährender Wechselwirkung zwischen dem constituirenden und constituirten Lebensprincip. Auch ließ sich um diese Zeit bereits eine zwar nur aus 2 Bürgerlichen und wenigen Ueblichen bestehende, aber auf die Macht trogende königl. Partei in der Versammlung lauter vernehmen; sie war im Besitze der „Allgemeinen Zeitung“, griff durch sie hauptsächlich ihre Gegner an und suchte durch ihre Darstellungen darin das größere deutsche Publicum für sich zu gewinnen; manche gehässige Gerüchte sind durch sie weiter verbreitet worden. Dies veranlaßte persönliche Erbitterung und machte nur noch starrsinniger. Überhaupt herrschte in Württemberg, die ganze ständische Periode über, bei dem gebildeten und halbgebildeten Publicum ein starker Terrorismus der Meinung. Endlich wurden dem Könige von jener Commission für Entwerfung der Verfassung einzelne Artikel derselben vorgelegt; eine dritte Commission, sie zu prüfen, ward von ihm niedergesetzt. Schon war er, des ganzen Verfassungswesens müde, beinahe entschlossen, alle Kreuz- und Querzüge mit einem Male zu durchschneiden, als sein Tod am 30. Oct. 1816 unerwartet schnell erfolgte. Über die weitem, endlich zum Ziele führenden Verhandlungen über die Verfassung s. Wilhelm I., König v. Württemberg. (Vgl. Friedrich I. und Württembergische Verfassung.)

Württembergische Verfassung. Sie ist vertragsweise nach den nähern Bestimmungen der Urkunde vom 26. Sept. 1819 ins Leben getreten. Der Gang der Arbeiten, Unterhandlungen und Streitigkeiten, ein merkwürdiger Beitrag zur neuern Staatswissenschaft, ist unter Wilhelm I., König v. Württemberg, und Württembergische Landstände dargestellt worden. Hier sollen bloß die wesentlichsten Grundbestimmungen der Verfassung zusammengedrängt werden, und zwar nach der Folge der Urkunde. Da der künstliche Gliederbau eines philosophischen Staatsgrundvertrags im öffentl. Leben unausführbar ist, und auch die bedenkenden Wortführer darüber noch mannigfaltig abweichend, so scheint es weit zweckmäßiger, den constitutionellen Weg, wie er einmal gebahnt ist, nach seinen verschiedenen Stationen einfach zu verfolgen, als den vorliegenden Stoff nach selbstersonnenen Regeln der Verbindung zu ordnen, wodurch jederzeit der ursprüngliche und historische Charakter der Verfassung getrübt wird, wäre das angezeigte Verfahren auch für sich ganz richtig. Ein schriftliches Denkmal der Art muß vor allen Dingen nach einem klaren, bestimmten, zusammenhängenden Ausdruck streben, damit es desto leichter im Volke wurzeln und gedeihen könne; daher wird eine theilweise überlegte Unbequemung an den Buchstaben des Inhalts unvermerkt für den tiefen Blick des Lesers eine Quelle der Kritik. Diese kann hier nicht als eigentliches Geschäft geübt werden, denn jedes constitutionelle Land steht außer seinen allgemeinen Verhältnissen auch noch unter besondern Bedingungen der Zeit, des Orts, der Bildung, der Religion, der Lebensbedürfnisse u. s. w., die ein entscheidendes Urtheil wo nicht unmöglich, doch äußerst schwer machen und ein umsichtiges Abwägen dringend empfehlen. Auf der andern Seite ist auch das bloße Wiederkäuen gewisser stehender Formen, Wendungen, Redensarten so unnütz als widerlich, weshalb eine mittlere Richtung zwischen den entgegengesetzten Fehlern, im Tone einer gelegentlichen anspruchlosen Meinung, am meisten geziemend mag. — Das I. Capitel handelt vom Königreiche. Sämmtliche Bestandtheile des Königreichs bilden für immer ein unzertrennliches Ganzes im Besitze Einer und derselben Verfassung. Neuer Landeszuwachs durch Kauf, Tausch oder auf andre Weise nimmt vollgültig Theil an der gemeinschaftlichen Staatsverfassung. Als Landeszuwachs ist Alles

anzusehen, was der König nicht bloß für seine Person, sondern durch Anwendung der Staatskräfte oder mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es einen Bestandtheil des Königreichs ausmachen soll, erwirbt. Die wörtliche Anführung der Urkunde geschieht bei dieser Bestimmung nicht ohne Grund und wird noch anderswo aus ähnlichen Rücksichten wiederkehren. Die Abfassung dieses 2. Paragraphs wurde zunächst durch den Incorporationsstreit (1815) herbeigeführt, der vielfältig Gelegenheit zu den interessantesten, sehr weit aussehenden Verhandlungen gegeben hat. Er kommt auch hier in seinen Folgen ziemlich unverdeckt zum Vorschein. Eine scharfe Beachtung fodert die Frage, wie sich der König von privatrechtlichem und staatsrechtlichem Standpunkte aus verhalte? inwiefern seiner Person eine individuelle oder allgemeine Geltung beizulegen sei, je nachdem er seine Familie oder den Staat darstellt, jene physisch wahrnehmbar, diesen moralisch unsichtbar? und auf welche Art beide nothwendige Stellungen gründlich vermittelt werden können? Die mündlichen Erklärungen der Stände haben den Knoten mehr umgangen als gelöst. An die obige Festschzung schließt sich eine andre für den möglichen Fall, daß ein Landestheil abgetreten werden muß, zur Sicherung der dadurch abgerissenen Staatsmitglieder. Das Königreich Württemberg ist ein Theil des deutschen Bundes; daher haben alle organische Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands oder die allgemeinen Verhältnisse deutscher Staatsbürger betreffen, nachdem sie vom Könige verkündet sind, auch für Württemberg verbindende Kraft. Jedoch tritt in Ansehung der Mittel zu Erfüllung der hierdurch begründeten Verbindlichkeiten die verfassungsmäßige Mitwirkung der Stände ein. Dieser Paragraph, so sehr er im Allgemeinen eintuchtet, erregt in seiner Anwendung aufs Besondere auch dem parteilosen und geschärften Nachdenken die erstaunlichsten Schwierigkeiten, die zum Theil daher rühren, daß die deutsche Bundesverfassung nach ihrem gegenwärtigen Bestande eine ganz eigenthümliche Schöpfung ist, die sich durch keine Vergleichung auf eine frühere, allgemein anerkannte Basis zurückbringen läßt. Wie leicht sich die Grenzen verwirren, wenn von den Rechten der Monarchien gegen einander in Beziehung auf ihren in nen Zustand die Rede ist, haben unlängst die lautesten Widersprüche in Begleitung eines schnell beendigten Kriegs genugsam gelehrt, und zwischen diesen Ansprüchen und der Lage der Bundesstaaten fehlt es nicht an Ähnlichkeiten. Alles Äußere soll sich nach einer gesunden Politik nach dem Mittelpunkte zu vereinigen, und alles Innere zu seiner letzten Grenze kraftvoll hinstreben. Dieser Grundsatz, mehr gefühlt als offen ausgesprochen, pflegt in der höchsten Instanz zu entscheiden. (Man vgl. Behr, „Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten“, 2. Aufl., mit Zusätzen.) Was bezeichnet die Urkunde mit dem Ausdrucke des Organischen? Im wissenschaftlichen Sinne führt jeder Theil des Körpers diesen Namen, insofern er das Mittel und den Zweck des Lebens aufs innigste in sich verbindet, sodas sein Dienen zugleich ein Mitbestimmen ist. Die Anwendung ergibt sich im vorstehenden Falle von selbst. II. Cap. Der König ist das Haupt des Staats, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den durch die Verfassung festgesetzten Bestimmungen aus. Einige Mitgl. der Ständeversammlung haben sich unnothigerweise an der Abfassung dieses Paragraphen gestoßen, verführt durch den Begriff einer mechanischen Gewalt. In der Kürze könnte man richtig verstanden sagen: Der König ist die lebendige, durchaus persönlich gewordene Verfassung. Je mehr die zuerkannte oberste Staatsgewalt in ihrer sittlichen allgemeinen Elasticität gedacht wird, desto weniger findet eine gerechte Besorgniß statt wegen Schmälerung der Volksrechte. Unverletzlichkeit, Religionsbekenntniß des Königs, Sitz der Regierung, Bestimmung der Thronfolge und Volksjährigkeit, Reichsverweisung während der Minderjährigkeit des Thronerben, Grundbestimmungen über dessen

Eziehung. Ein Hausgesetz für die königl. Familie ist nachgefolgt. III. Cap. Von den allgemeinen Rechtsverhältnissen der Staatsbürger. Das Staatsbürgerrecht wird theils durch Geburt, wenn bei ehelich Geborenen der Vater oder bei Unehelichen die Mutter das Staatsbürgerrecht hat, theils durch Aufnahme erworben. Letztere setzt voraus, daß der Aufzunehmende von einer bestimmten Gemeinde die vorläufige Zusicherung des Bürger- oder Weisheitsrechts erhalten habe. Außerdem erfolgt durch die Anstellung in dem Staatsdienste die Aufnahme in das Staatsbürgerrecht, jedoch nur auf die Dauer der Dienstzeit. Inwieweit das Staatsbürgerrecht von der Anstellung im Staatsdienste abhängt, und mit diesem aufhört, wäre der Verordnung eine größere Bestimmtheit zu wünschen. Das Eindringen der Fremden durch die Aufnahme in den Staatsdienst könnte dem Lande gefährlich werden, meinten bei der Berathung dieses Punktes verschiedene Mitglieder der Ständeversammlung, gestützt auf warnende Beispiele der Vergangenheit; deshalb sei es zweckmäßig, die Wahl zum Staatsdienste nicht ausschließlich von der Regierung abhängig zu machen. Jeder geborene Würtemberger hat den Huldschwur nach zurückgelegtem 16. J., jeder neu Aufgenommene bei der Aufnahme abzulegen. Es ist und bleibt eine bedenkliche Lücke, daß über den möglichen, ob schon unwahrscheinlichen Fall keine Auskunft vorkommt, wie es mit dem Huldschwur der Unterthanen genommen werden soll, so lange der Regent den Verfassungsschwur provisorisch verweigert. Alle Würtemberger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte, und ebenso sind sie zu gleichen staatsbürgerlichen Pflichten und gleicher Theilnahme an den Staatslasten verbunden, so weit nicht die Verfassung eine ausdrückliche Ausnahme enthält; auch haben sie gleichen verfassungsmäßigen Gehorsam zu leisten. Die vorbehaltene Losprechung von Beiträgen zu den Staatslasten soll wol mehr die abweichende Erhebungsweise als den wirklichen Werth derselben treffen; doch mögen auch früher erworbene und stets behauptete Rechte auf dem Wege des ruhigen Vergleichs eine billige Rücksicht finden. Kein Staatsbürger ist durch seine Geburt von irgend einem Staatsamte ausgeschlossen. Die Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes im Dienste der Waffen ist allgemein, abgesehen von den Ausnahmen, welche die Bundesacte und die bestehenden Gesetze näher bestimmen. Soll einmal die theilweise vorgeschriebene Ordnung eine unterscheidende Begünstigung rechtlich begründen können, so sind die Grenzen der Gütigkeit unmöglich sicher auszumitteln, und der gestrichelte Eigennus erweitert seinen Spielraum je länger je mehr. Der Staat sichert jedem Bürger Freiheit der Person, Gewissens- und Denkfreiheit, Freiheit des Eigenthums und Auswanderungsfreiheit. Einer der nächsten Paragraphen, die Freiheit der Presse und des Buchhandels betreffend, konnte mit dem Angeführten schicklich verbunden werden oder auch ganz wegbrechen, hätte man den Vorschlag Kessler's bei der Berathung der Landstände genehmigt: „der Staat sichert freie Mittheilung der Gedanken“. So gehört ebenfals zu der Freiheit der Person die spätere ausdrückliche Verfügung, daß Keiner seinem ordentlichen Richter entzogen werden kann, d. h. der Letztere soll gewiß und für Jedem bestimmt sein. Die Verhaftung wird bloß in den gesetzlichen Fällen und Formen verhängt, und die Ursache derselben in den ersten 24 Stunden erklärt. Dessenungeachtet ist von diesen sichernden Maßregeln bis zu einer förmlichen Habeas-Corpusacte im festen Sinne der Engländer noch ein weiter Weg, und doch hat lediglich eine solche strenge, unantastbare Gewährleistung einen wirklichen staatsbürgerlichen Werth. Die Freiheit des literarischen Gedankenverkehrs läßt in keiner Verfassungsurkunde, sei sie noch so vorzüglich, eine vollkommen bestimmte und erschöpfende Gesegebung zu; das lehrt der Hergang der Dinge besonders in unsern Tagen mit großem Nachdruck. Im Punkte der Auswanderungsfreiheit ist endlich zu bemerken, daß der Wegzug der Ältern die zurückbleibenden Kinder ihres Staatsbürgerrechts beraubt. Diese Verordnung dürfte den Finanzen besser zusagen

als den Gesetzen; denn da diese das Staatsbürgerrecht dem ehelich Geborensein im Württembergischen unmittelbar zuerkennen, wofern die Ältern dasselbe genossen, so kann es auch später durch keine fremde Schuld aufgehoben werden; so sollte man meinen. Schade, daß nicht bei so guter Gelegenheit das Verhältnis der Fremden im und zum Staate mit einem Grundzuge ausgesprochen wird. Eine Fremden-schuzbill ist gegenwärtig für jede gute Verfassung ein Bedürfnis. Den vollen Genuß der staatsbürgerlichen Rechte gewähren allein die 3 christlichen Glaubensbekenntnisse. Niemand kann gezwungen werden, sein Eigenthum und andre Rechte für allgemeine Staats- oder Corporationszwecke abzutreten, bis auf die endliche Entscheidung des Geheimenraths und gegen vorgängige volle Entschädigung. Der Inbegriff der eben dargestellten Befugnisse macht das wahre Palladium der bürgerlichen Freiheit aus. Die ungehemmte Wahl des Standes und Gewerbes nach eigener Neigung, die Vernichtung der Handels- und Gewerbsprivilegien mit Ausnahme besonders nachzusehender Bewilligungen durch ein Gesetz oder die Stände, das Recht zu schriftlichen Beschwerden über das verfassungswidrige Betragen einer Staatsbehörde, die in aufsteigender Linie bis vor die Stände gebracht werden können, vollenden das Gebäude der bürgerlichen Selbständigkeit. Nähere Bestimmungen über den ritterschaftlichen Adel in Absicht auf die Wahl zur Ständeversammlung und die Erhaltung der Familien. IV. Cap. Von den Staatsbedienten. A. Allgemeine Bestimmungen. Die Staatsdiener werden, sofern nicht Verfassung oder besondere Rechte eine Ausnahme begründen, durch den König ernannt, und zwar — die Collegialvorstände ausgenommen — auf Vorschläge der vorgesetzten Collegien, wobei jedesmal alle Bewerber aufzuführen sind. Zum Antritt eines Staatsamtes ist gesetzmäßige Prüfung und Anerkennung der Thätigkeit unerlässlich. Landeseingeborene werden bei gleicher Thätigkeit den Fremden vorgezogen. Der Dienstfeid gegen den König schließt den Schwur auf die Verfassung in sich. Kein Richter kann aus irgend einer Ursache ohne rechtliches Erkenntnis seiner Stelle entsetzt, entlassen oder auf eine geringere versetzt werden. Auf diesem Grunde ruht die richterliche Unabhängigkeit fest, wenn sie den innern Erschütterungen zu widerstehen weiß. Wie mit den Richtern, so verhält es sich auch mit den übrigen Staatsbedienten, im Falle von Verbrechen und gemeinen Vergehen. Dagegen verhängt Unbrauchbarkeit und Dienstvernachlässigung auf Collegialanträge der vorgesetzten Behörde und des Geheimenraths die Entlassung oder eine Versetzung mit Verlust, unter der Bedingung, die oberste Justizstelle vorher gutachtlich darüber zu vernehmen. Dasselbe Grundgesetz gilt auch von den Vorstehern und übrigen Beamten der Gemeinden und anderer Körperschaften, sowie bei Suspensionen, die den Verlust des Gehalts nach sich ziehen. Versetzungen der Staatsbedienten ohne Verlust an Gehalt und Rang müssen außerordentlich motivirt sein. Ein Gesetz sorgt für die unfähig gewordenen Staatsbedienten, sowie für ihre Hinterbliebenen. Alle von dem Könige ausgehende Verfügungen in Betreff der Staatsverwaltung müssen von dem Departementsminister oder Chef contraignirt sein, welcher dadurch für ihren Inhalt verantwortlich wird. Fernere Verantwortlichkeit des Departementsministers wegen eigener Verfügungen oder zugewiesener Geschäfte. Dieselbe Verantwortlichkeit erstreckt sich auf die übrigen Staatsbedienten und Behörden. Sicherheit, Ehre, Wirksamkeit bilden auf diese Art ein dreifaches Erz um die Brust des tüchtigen Mannes; gleicherweise trifft den entlarvten Miethling im Gegentheil eine dreifache Strafe. Hierbei ist nicht zu vergessen, daß die wahre, volle Ausbeute dieser trefflichen Verordnungen erst erfolgen wird, nachdem sich der öffentliche Geist in voller Kraft und auf allen Punkten erhoben hat. Wo er fehlt, da bilden sich nur allzu gern stille Verzweigungen unter den Behörden. So läßt sich z. B. nicht läugnen, daß die Beamtenwelt in den heutigen deutschen Staaten übervollständig besetzt ist, womit eine Hauptkrankheit ihres gemeinen Wesens zusammenhängt, das allzu viele Regieren. Wie läßt sich nun im Wege der Verfassungsurkunde eine Vereinfachung

vorschlagen und durchsetzen? B. Von dem Geheimenrath insbesondere. Er bildet die oberste, unmittelbar unter dem König stehende, und seiner Hauptbestimmung nach bloß beratende Staatsbehörde. Er ist gleichsam das Organ, womit der Staat sich selbst wahrnimmt. Mitglieder des Geheimenraths, verschiedene Verwaltungsdepartements: das Ministerium der Justiz, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und des Kirchen- und Schulwesens, des Kriegs und der Finanzen. Alle Vorschläge der Minister in den größten Angelegenheiten, wo nicht der Gegenstand durch seine politische oder militärische Natur eine Ausnahme macht, werden von dem Geheimenrath in Überlegung gezogen und mit seinem Gutachten dem König vorgelegt. Der Geheimenrath entscheidet zwar auch in gewissen streitigen Fällen, z. B. bei Recursen von Verfügungen, Straferkenntnissen und bei einigen andern außerordentlichen Maßregeln, doch thut er dies nur im Namen der prüfenden Staatswissenschaft, und geht also damit nicht aus seinem vorgezeichneten Wirkungskreise, dem Berathen, heraus. V. Cap. Von den Gemeinden und Amtskörperschaften. Die Gemeinden sind die Grundlage des Staats. Jeder Staatsbürger muß daher, sofern nicht gesetzlich eine Ausnahme besteht, einer Gemeinde als Bürger oder Weisiger angehören. Die Aufnahme hängt unter einem Vorbehalt in streitigen Fällen von der Gemeinde ab. Die Ertheilung des Bürger- und Weisigerrechts setzt die vorgängige Erwerbung des Staatsbürgerrechts voraus. Sämmtliche zu einem Oberamte gehörige Gemeinden bilden die Amtskörperschaft. Veränderung der Oberamtsbezirke ist Gegenstand der Gesetzgebung. Die Rechte der Gemeinden werden durch die Gemeinderäthe unter gesetzmäßiger Mitwirkung der Bürgerausschüsse, die Rechte der Amtskörperschaften durch die Amtsversammlungen verwaltet, nach Vorschrift der Gesetze und unter der Aufsicht der Staatsbehörden. Keine Staatsbehörde ist befugt, über das Eigenthum der Gemeinden und Amtskörperschaften mit Umgehung oder Hintansetzung der Vorsteher zu verfügen. Weder die Amtskörperschaften noch einzelne Gemeinden sollen mit Leistungen und Ausgaben ohne die triftigste, gesetzlich ausgesprochene Befugniß beschwert werden. Was nicht die örtlichen Bedürfnisse der Gemeinden oder Amtskörperschaften angeht, kann als allgemeine Landesverbindlichkeit auch nur auf das gesammte Land vertheilt werden. Sämmtliche Vorsteher der Gemeinden und Körperschaften sind, gleich den Staatsdienern, auf Festhaltung der Verfassung und insbesondere auf Wahrung des Rechts in ihrem besondern Kreise verpflichtet. Die Ordnung der Gemeinden und der aus ihnen hervorstechenden Körperschaften ist das köstlichste Unterpfand des öffentlichen Glücks im Großen und Kleinen: eine Wahrheit, die in der letzten Zeit reißende Fortschritte gemacht hat, auch das preuß. Verfassungsgeschäft nach allen Seiten durchdringt, und zwar in den mannigfaltigsten Glieberungen. Nicht weniger haben sich in Frankreich die kräftigsten Stimmen dafür erhoben, ohne daß die Sache selbst bis jetzt auf die erspriesslichste Weise durchgeführt wäre. Gute Gemeindeeinrichtungen, gute Wahlcollegien, gute Volksvertreter. Diese constitutionelle Dreieit ist unzertrennlich; sie bildet hauptsächlich die Krone des wahren Bürgerthums. Mehrere Erfahrungen der letzten Zeit, zum Stück mehr außerhalb Deutschlands, haben gelehrt, daß die Unabhängigkeit, Würde und Popularität der Wahlen leicht durch fremdartige Berührungen in Gefahr kommen kann; auf ähnliche Weise verhält es sich mit manchen andern Rechten der bürgerlichen Zusammenwirkung. Sie stehen natürlich und nothwendig unter der Aufsicht der Staatsbehörden; wer aber die Schwäche, die Eitelkeit, die Habsucht, die Furcht, die Unkunde in den untern Kreisen des Lebens kennen gelernt hat, von denen doch die wohlthätigsten Bewegungen ausgehen sollen, und damit den Einfluß, Geist, Vortheil, Instinkt der höher zugeordneten Persönlichkeiten erwägt — und der Ausschlag ist groß, auch ohne die Wage der Themis —, der wird keine unverhältnißmäßigen Hoffnungen hegen, und die Form von der Sache selbst noch zu unterscheiden

wissen. VI. Cap. Von dem Verhältnisse der Kirchen zum Staate. Die richtigste Politik setzt zwischen ihnen eine Nebenordnung auf gleicher Linie fest, ohne drückende und schimpfliche Abhängigkeit nach dieser oder jener Seite. Derselbe Grundsatz herrscht darüber in den Verfügungen der würtemb. Verfassungsurkunde. Die Unabhängigkeit des kirchlichen Eigenthums ist von mehren Abgeordneten in den ständischen Berathungen über diesen Punkt mit würdiger Gründlichkeit ins Licht gesetzt worden. Die allgemeinen Bestimmungen machen eine ausdrückliche Erwähnung überflüssig. Was geschieht, wenn der König in künftigen Zeiten eine andre als die evangel. Confession bekennen sollte? Die Antwort geht zurück auf die frühern Religions-Reversalien. Wiederherstellung der abgeforderten Verwaltung des evangel. Kirchenguts im vormaligen Herzogthum Württemberg. In Betreff der Einrichtungen für die kath. Kirche herrscht eine rühmliche, parteilose Liberalität.

VII. Cap. Von Ausübung der Staatsgewalt. Wechselseitigkeit zwischen dem Könige und den Ständen in bekannten constitutionellen Formen. Ohne Zustimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, aufgehoben, abgeändert oder authentisch erläutert werden. Vollziehende Gewalt des Königs. Sehr folgenreich ist der 91. Paragraph. Alle Gesetze und Verordnungen, welche mit einer ausdrücklichen Bestimmung der gegenwärtigen Verfassungsurkunde im Widerspruche stehen, sind hierdurch aufgehoben. Die übrigen sind der verfassungsmäßigen Revision unterworfen. Dadurch unterscheidet sich Württemberg von vielen andern Ländern, wo alte und neue Gesetze im wildesten Chaos durch einander gehen. Vergnädigungsrecht des Königs. Die Strafe der Vermögensconfiscation ist aufgehoben.

VIII. Cap. Von dem Finanzwesen. Umfang des königl. Kammerguts. Verwendung desselben, seine Unveräußerlichkeit ohne Einwilligung der Stände. Civilliste des Königs. Hofdomains-Kammergut — ein Privateigenthum der königl. Familie. Ohne Verwilligung der Stände kann keine directe noch indirecte Steuer ausgeschrieben oder erhoben werden. Vor dem Ansinnen einer Steuerverwilligung muß die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der zu machenden Ausgabe, sowie die richtige Verwendung der frühern Staatseinnahmen und die Unzulänglichkeit der Kammereinkünfte erwiesen sein. Ein Fundamentalartikel für die Oeconomie des Staats, der aber erst dann in volle Kraft eintritt, wenn der Finanzzustand nicht bloß nach Hauptrubriken, sondern mit Belegen des Einzelnen zur Sprache kommt. Eine allgemeine Recapitulation kann verbergen, was gerade zu wissen hauptsächlich noth thut. Der von den Ständen genehmigte Hauptetat gilt in der Regel 3 Jahre. Das Finanzministerium legt den Ständen die Steuerpartition vor und den monatlichen Cassenbericht über die eingegangenen Steuern und etwaiigen Ausstände. Die Staatsschuld, auch die der neuern Landestheile, ist unter die Gewährleistung der Stände gestellt. Die Schuldenzahlungscasse wird unter Leitung und Verantwortlichkeit der Stände verwaltet.

IX. Cap. Von den Landständen. Die Stände sind berufen, die Rechte des Landes in dem durch die Verfassung bestimmten Verhältnisse zum Regenten geltend zu machen. Vermöge dieses Berufs haben sie bei der Ausübung der Gesetzgebungsgewalt durch ihre Einwilligung mitzuwirken, in Beziehung auf Mängel oder Mißbräuche, die sich bei der Staatsverwaltung ergeben, ihre Wünsche, Vorstellungen und Beschwerden dem Könige vorzutragen, auch wegen verfassungswidriger Handlungen Klage anzustellen, die nach gewissenhafter Prüfung für nothwendig erkannten Steuern zu verwilligen und überhaupt das unzertrennliche Wohl des Königs und des Vaterlandes mit treuer Anhänglichkeit an die Grundsätze der Verfassung zu befördern. Der Geheimerath ist das vermittelnde Organ zwischen dem Könige und den Ständen. Der König beruft alle 3 Jahre die Versammlung der Landstände. Diese theilen sich in 2 Kammern. Die erste (Kammer der Standesherrn) besteht 1) aus den Prinzen des königl. Hauses, 2) aus den Häuptern der fürstl. und gräf. Familien und den Vertretern der standesherrl. Gr-

meinschaften, auf deren Besessungen vormals eine Reichs- oder Kreisstagsstimme geruht hat, 3) aus den vom Könige erblich oder auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern. Die zweite Kammer (der Abgeordneten) ist zusammengesetzt 1) aus 13 Mitgliedern des ritterschaftl. Adels, welche von diesem aus seiner Mitte gewählt werden, 2) aus den 6 protestant. Generalsuperintendenten, 3) aus dem Landesbischof, einem vom Domcapitel aus dessen Mitte gewählten Mitgliede, und dem der Amtszeit nach ältesten Decan kath. Confession, 4) aus dem Kanzler der Landesuniversität, 5) aus einem gewählten Abgeordneten von jeder der Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn und Reutlingen, 6) aus einem gewählten Abgeordneten von jedem Oberamtsbezirke. Jedes Mitglied muß das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Sonstige Erfordernisse desselben. Wie nothwendig die Schärfe der Bestimmungen besonders in diesem Punkte ist, zeigt mit mehren der 135. Paragraph, indem er verlangt, ein Abgeordneter dürfe in keine Criminaluntersuchung verflochten sein. Ist es nicht möglich, ihn in eine solche nach dem Gange des gewöhnlichen herrschenden Rechts zu verwickeln, und zwar in Absicht auf seine Geschäftsführung als Abgeordneter? Dann stände aber der Stuhl des Richters, insofern er schon vor der Constitution vorhanden war, über derselben, und die Unverträglichkeit beider Bedingungen fällt in die Augen. Die Abgeordneten von den Städten, die eignes Landschaftsrecht haben, und von den Oberamtsbezirken werden aus den besteuerten Bürgern jeder einzelnen Gemeinde gewählt. Die Zahl der Wählenden verhält sich zur Zahl der sämmtlichen Bürger einer Gemeinde wie 1 zu 7, so daß z. B. auf 140 Bürger (gegen die man wegen des weiblichen und unerwachsenen Geschlechts ungefähr 700 Seelen rechnen kann) 20 Wahlmänner kommen. So preiswürdig die Anordnung für das Wahlrecht im Allgemeinen getroffen ist, so bleibt doch für manches Einzelne im Hergange der Sache noch eine klarere Einsicht zu wünschen übrig, denn in dieser Gegend fließt das theuerste Herzblut einer gefunden Constitution. Die Wahl ist so eingerichtet, daß 2 Drittheile der Wahlmänner aus den Begüterten genommen werden; als solche gelten nämlich diejenigen, welche im nächstvorhergegangenen Finanzjahre die höchste ordentliche directe Steuer gaben. Das eine fehlende Drittheil ergänzen die 2 Drittheile der Begüterten durch Stimmenmehrheit, wobei sie ihrer Pflicht gemäß auf nichts Andres zu sehen haben als auf das persönliche Verdienst des zu Erwählenden. Der Gewählte gilt für den Abgeordneten nicht des einzelnen Wahlbezirks, sondern des ganzen Landes. Alle 6 Jahre ist eine neue Wahl der Abgeordneten zu treffen, welche nicht Amts halber Sitz und Stimme in der zweiten Kammer haben; die bisherigen sind wieder wählbar. Die erste Kammer erfodert zu der für vollständig angenommenen Besetzung die Anwesenheit der Hälfte, die zweite Kammer das Erscheinen von 2 Drittheilen ihrer Glieder. Die Sitzungen der zweiten Kammer sind öffentlich. Unter besondern Umständen werden die Sitzungen auch geheim. Die Minister können an den Verhandlungen der beiden Kammern theilnehmen. Gesekentwürfe gehen nur von dem König an die Stände, nicht von den Ständen an den König. Die Stände haben aber das Petitionsrecht, um auf neue Gesetze sowol als auf Abänderung oder Aufhebung der bestehenden anzutragen. Der König allein sanctionirt und verkündet die Gesetze. Er eröffnet und entläßt die Ständeversammlung, auch kann er sie vertragen oder ganz auflösen. X. Cap. Von dem Staatsgerichtshofe. Ihm kommt das Urtheil zu über Unternehmungen, welche auf den Umsturz der Verfassung gerichtet sind, und über Verletzung einzelner Punkte derselben. Bei jedem Beschluß muß eine gleiche Anzahl von königl. und ständischen Richtern anwesend sein. Die Strafbefugniß des Gerichtshofes. Gegen den Ausspruch desselben findet keine Appellation statt, bloß das Rechtsmittel der Revision und der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Zu den dringendsten Bedürfnissen eines jungen constitutionellen Staats gehört eine pragmatische Geschichte seines fort-

bauernden Seins und Wirkens; durch diese beglaubigt er sich vor seinem höchsten Tribunale. Begreiflich läßt sich eine solche nicht aus Zeitungen zusammensehen, und hier kann diese Lücke deshalb nur erwähnt werden. Vgl. „Das Staatsrecht des Königr. Würtemb.“ v. Prof. D. Mohl, 1. Bd., Verfassungsrecht (Tüb. 1829).

Würzburg, das Großherzogthum, ist seit 1814 ein Theil des Königreichs Baiern. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde 741 gestiftet, Burchard als erster Bischof daselbst von dem heil. Bonifacius bestellt und geweiht, und seine Kirche von den fränkischen Königen mit einigen Besitzungen begabt, welche die fromme Milde der deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrte. Die Bischöfe selbst erwarben von den benachbarten fränkischen Grafen und Herren mehre Besitzungen, aus welchen zusammen der große Landumfang des Fürstenthums Würzburg sich bildete. Der Zufall, daß ein Fürst, ein geborener Herzog v. Sachsen, Sigismund, des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen Bruder, 1440 Bischof zu Würzburg wurde (1443 abgesetzt, starb 1463), gab Veranlassung, daß seine Nachfolger, von der Mitte d. 15. Jahrh. an, den Titel als Herzoge v. Franken annahmen, wie denn die Behauptung, daß schon der fränkische König Pipin dem oben genannten Bischof das Herzogthum Franken geschenkt habe, geschichtlich durchaus unerwiesen ist, auch mit diesem Titel keine besondern Rechte für das Hochstift verbunden gewesen sind. In geistlichen Angelegenheiten stand der Bischof zu Würzburg unter dem Erzbischof zu Mainz, selbst nachdem Paps Benedict XIV. 1752 dem Bischofe zu Würzburg das erzbischöfl. Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Sein Titel war: des heil. röm. Reichs Fürst und Bischof zu Würzburg, Herzog zu Franken. Ihm zur Seite stand ein zahlreiches Domcapitel, das viele eigenthümliche Besitzungen hatte; angesehene adelige Familien bekleideten seit langer Zeit die Erbämter des bischöfl. Hofes. Der Flächeninhalt des Hochstifts wurde auf 87 □M. mit 250,000 E., und die jährl. Einkünfte des Fürstbischofs wurden auf 500,000 Gldn. angegeben. In Folge des Friedens zu Luneville wurde das Hochstift Würzburg, sowie die andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, mit Ausnahme einiger, andern fürstl. Häusern getheilt, ungefähr 15 □M. (mit 37,000 Einw.) betragenden Ämter, an Baiern zur Entschädigung für seine verlorenen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen. Der letzte Fürstbischof, aus dem freiherrl. Hause Fehenbach, erhielt für den Verlust von Würzburg eine jährl. Pension von 60,000 Gldn. und überdies 30,000 Gldn. als Coadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Durch den Frieden von Presburg (26. Dec. 1805) wurde Würzburg dem ehemal. Großherzog Ferdinand (f. d.) von Toscana, der sein 1803 mit dem Kurfürstlichen Titel als Entschädigung erhaltenes Herzogthum Salzburg nebst Zubehör an Österreich abtrat, zugetheilt, und der kurfürstl. Titel von Salzburg auf Würzburg übertragen, Baiern aber anderweit entschädigt. Am 30. Sept. 1806 trat der neue Kurfürst dem rheinischen Bunde bei und nahm den Titel als Großherzog v. Würzburg an. Die Ereignisse 1813 und die Verhandlungen des wiener Congresses veränderten diese Verhältnisse aufs Neue. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toscana wieder, und Würzburg fiel an Baiern zurück.

Das Großherzogthum Würzburg, sowie es gegenwärtig einen Theil des Untermainkreises des Königreichs Baiern ausmacht, hat auf 91½ □M. 290,000 Einw., größtentheils kath. Religion. Das Land ist eben, aber auf 3 Seiten von hohen oder walbigen Gebirgen, dem Rhöngebirge, dem großen und kleinen Haßberge und Steigerwald, umgeben. Außer mehren kleinen Flüssen durchströmt der Main einen großen Theil desselben und nimmt die fränkische Saale auf. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt viel Getreide, in einigen Gegenden mehr, als der eigne Bedarf erfodert, hervor; vorzüglich wichtig aber ist der Weinbau, der besonders auf den Anhöhen des Mainthals betrieben wird. Die edelsten Sorten, der

Stein- und Leistenwein, wachsen nur in der Nähe der Hauptstadt und bringen bedeutende Summen ins Land, das nicht reich an Mineralien ist und wenig Manufacturen und Fabriken hat. — Die besetzte Hptst. Würzburg (1930 H., 22,000 E. — richtiger Würzburg vom slaw. Dzierza, die Burg) hat eine angenehme, doch etwas versteckte Lage an beiden Ufern des Mains, über welchen eine 540 Fuß lange steinerne Brücke von 8 Bogen, mit Statuen von Heiligen besetzt, führt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das große und schöne, 1720 neu erbaute, ehemal. Residenzschloß, eins der schönsten Fürstenschlößer, mit einem schönen Garten aus (gegenwärtig bewohnt es gewöhnlich die verwitwete Königin; vorher bewohnte es der jetzige König als Kronprinz); nächst ihm das große, reiche und trefflich eingerichtete Zulushospital, welches ein Entbindungshaus, einen botanischen Garten, anatomischen Saal und verschiedene Sammlungen hat. Unter den vielen Kirchen sind bemerkenswerth: die große Domkirche, deren erster Stifter Bischof Burkhard im 8. Jahrh. gewesen sein soll, die aber seit 1042 von Grund aus wieder aufgebaut wurde, mit ihren Grabmalern und der Schönborn'schen Capelle; das geschmackvoll erbaute neue Münster mit den Überbleibseln des heil. Kilian, des Frankenapostels; die prächtige vormalige Stiffts- und Hauger Pfarrkirche mit ihrer hohen Kuppel; die Universitätskirche mit einer Sternwarte auf dem majestätischen Thurne u. überhaupt findet man hier viele ansehnliche Häuser; zunächst dem Schloßplatze sind die Straßen, welche alle des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, breit und regelmäßig, die meisten andern sind schmal und krumm. Noch bemerken wir die Gesellschaft zur Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, mit einer Zeichnungsschule für junge Handwerker; die Frauengesellschaft zur Unterstützung weiblicher Kunstfertigkeiten; das Gymnasium; die Centralindustrieschule; die Hebammenschule; die Schwimmschule; die Blindenanstalt; mehre Seminarien; das orthopädische Carolineninstitut; die Thierarzneischule u. a. m. Würzburgs Fabriken liefern Wollenzuch und Tuch, Spiegel, Leder, Taback, Glauberfals und Farben, doch sind sie nicht sehr erheblich. Auch unterhält die Stadt Mainschiffahrt und Handel, besonders mit Wein. Außerhalb, auf dem linken Ufer des Mains, liegt an einem 400 F. hohen Berge die Citadelle Marienberg. An einem Abhange dieses Berges, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein, und auf dem ebenfalls unweit der Stadt liegenden Steinberge der Steinwein. Auch der Marktfl. Randersacker am Main hat guten Weinbau. Überhaupt umgeben auf 7000 Morgen Weinberge die Stadt. In dem benachbarten ehemaligen Cistercienserkloster Zell befindet sich die Buchdruckermaschinenfabrik der Herren König und Bauer.

Würzburg (Universität). Es war Joh. v. Egloffstein, der 55. Bischof von Würzburg, welcher zuerst den Versuch machte, in der alten Hauptstadt der Herzoge v. Franken nach dem Muster von Bologna eine Universität zu gründen. Die Vorlesungen begannen 1403. Allein die damalige Stiftung überlebte ihren Urheber nicht. Die Kriegestürme, welche in den Zeiten seines Nachfolgers über das Land kamen, rissen die noch nicht festgewurzelte Pflanze wieder aus. Erst 1582 wurde die Wiederherstellung oder vielmehr die neue Gründung von dem Fürstbischof Julius, aus dem Geschlechte der Echter v. Mespelbrunn, auf festerer Grundlage vollbracht, und darum wird dieser Julius mit Recht als der eigentliche Stifter der zu Würzburg blühenden Hochschule gerühmt, und letztere nach ihm Julia genannt. Die reichliche Dotation derselben, sowie des gleichfalls von ihm gestifteten Hospitals nahm Julius aus den Gütern und Einkünften der im Bauern- und brandenburger Kriege verwüsteten und verlassenen Klöster. Schon in der Absicht des gemeinfamen Stifters hatte es gelegen, das Hospital zum Zwecke des medicinischen Studiums mit der Universität in Verbindung zu setzen, und diese Verbindung, sowie die Wirksamkeit tüchtiger Lehrer, welche zugleich Hospitalärzte waren, erhielten zu allen Zeiten eine besondere Celebrität der medicin. Lehranstalt, die zur

fortwährenden Blüthe der würzburger Hochschule hauptsächlich beitrug. Die theologischen und philosophischen Studien waren von Zeit der Gründung an bis zur Aufhebung des Ordens ausschließend in den Händen der Jesuiten. Die juristische Facultät befaß in der Mitte d. vor. Jahrh. an Joh. Kaspar Barthel (für Kirchenrecht) und Joh. Adam Jäckstadt (für Staatsrecht, Natur- und Völkerrecht) Männer von ausgezeichnetem Rufe. Joh. Georg v. Eckhart, der große Geschichtsforscher, starb 1730 als Vorstand der Universitätsbibliothek. Einen besondern Aufschwung erhielt die würzburger Universität durch die Pflege des vorletzten Fürstbischofs, Franz Ludw. v. Erthal. Dieser Fürst dachte und regierte im Geiste der fortschreitenden Zeit, und in diesem Geiste sorgte er für Verbesserung und Fortbildung seiner Lieblingskinder, der Stiftungen seines Urgroßvaterheims Julius. Aufklärung und gründliche Bildung des Klerus war sein Hauptaugenmerk. Deshalb berief er heldenkennde und gelehrte Männer auf die theologischen Lehrstühle. Die Namen Oberthür, Berg, Gregel, Dymnus, Feder sind in der Literatur rühmlich bekannt. Zugleich begann Gallus Aloys Kleinschrod im Gebiete des Criminalrechts die Bahn philosophischer Bearbeitung zu brechen. Karl Kaspar v. Siebold glänzte in der medicin. Facultät, und der Universitätsbibliothekar Mich. Jgn. Schmidt schrieb die Geschichte der Deutschen. Dieser blühende Zustand, sowie die treffliche Ausstattung der Attribute, insbesondere die erspriessliche Verbindung mit dem Hospitale, entschieden, als Würzburg 1802 an das Kurhaus Pfalzbaieren kam, nicht nur die Beibehaltung der Universität, sondern bestimmten auch die damalige, im schönsten Sinne liberale bairische Regierung, den Flor derselben durch zahlreiche Vocationen (Schelling, J. J. Wagner, Mannert, J. Döllinger, G. Hufeland u. A.) zu befördern. Auch wurde damals zu Würzburg eine protestantisch-theologische Facultät (Paulus, Niehammer, Martini, Fuchs) errichtet. Indessen dauerte jene für die Pflege der Wissenschaften so günstige Epoche nur kurze Zeit. Das Fürstenthum Würzburg wurde im preßburger Frieden an den Erzherzog Ferdinand (vormals Großherzog von Toscana) abgetreten. Diese Regierungsveränderung veranlaßte den Abgang des größten Theils der neuvocirten Professoren und führte 1809 organische Verfügungen herbei, welche den ungünstigsten Einfluß auf den Zustand der Universität betreffen, befinden sich in der „Oberdeutschen allg. Lit.-Zeit.“, Nr. 121, und in der „Allg. Zeitung“, 1814, Nr. 313 fg. Diese Verfügungen waren von einer der fortschreitenden Geistesentwicklung abholden Geistlichkeit ausgegangen, und die Richtung des Rückwärts sprach sich darin unverkennbar aus. Eine bedeutende Verminderung der Frequenz der Universität war die nothwendige Folge dieser Rückschritte. Doch 1814 wurde Würzburg wieder mit Baiern vereinigt, und sofort erfreute sich die Universität einer neues Leben bringenden Restauration. Mit Begeisterung feierten Lehrer und Studierende 1818 die Begründung der Verfassung, und man kann seitdem eine lebendige Theilnahme an dem Leben der constitutionellen Monarchie und besondern Eifer für das Staatsrecht der neuern Zeit als einen charakteristischen Zug der würzburger Hochschule anführen. Derselbe offenbarte sich in der ersten Wahl eines Abgeordneten der Universität zur Ständeversammlung. Mit großer Stimmenmehrheit fiel sie auf den im Fache der Staatswissenschaft rühmlichst bekannten Schriftsteller, Wilhelm Joseph Behr (s. d.). Der Gewählte gehörte durch Freimuth, Gründlichkeit, Beredsamkeit zu den ausgezeichnetsten Mitgliefern der zweiten Kammer. Leider machten diese ruhmwürdigen Eigenschaften Behr's nicht überall günstigen Eindruck. Seit 1821 betrauert die Universität seinen unersehten Verlust. — Seit 1814 beträgt die Zahl der Studierenden regelmäßig 650 — 700; mehrmals hat sie sich über 700 erhoben. Von den 140 — 160 Ausländern, die sich darunter befinden, gehören die meisten der medicinischen Facultät an. In dieser lehren gegenwärtig die Prof. Pöckel, Kuland, Heller,

Dutrepont, Dertor, Schönlein, Heusinger, J. B. Friedrich, Hergendorfer. Man kann sagen, daß der Sitz der Facultät in dem Julius-Hospital ist. In dem Raume desselben vereinigen sich die Hörsäle zum theoretischen Unterrichte, das weite Feld der Klinik in den Krankenzimmern, das anatomische Theater und Präparatencabinet, der botanische Garten und das chemische Laboratorium. In unmittelbarer Nähe schließen sich an das Entbindungs- und das besondere Krankenhaus für Epileptische. Die anatomische Anstalt hat vor Kurzem eine neue zweckmäßige Organisation erhalten, und man sieht einer Erweiterung des dazu bestimmten Gebäudes entgegen. Ein besonderes Locale ist der neubegründeten zootomischen Anstalt gewidmet, von welcher durch Heusinger's Thätigkeit reiche wissenschaftliche Ausbeute zu hoffen ist. Die theol. Facultät besteht gegenwärtig aus den Professoren Eyrich, Fischer, Buchner, Moritz u. A. Die Tendenz zu Rückschritten, welche in neuerer Zeit hier und dort bemerkbar wurde, kann der würzburger theol. Facultät nicht vorgeworfen werden, ihr Wahlspruch scheint zu sein: *Medium tenuere beati*. In der jurist. Facultät lehren Mezger, Lauß, Seuffert, Brendel, Cumulus u. A. Außer Behr hat diese Facultät vor wenigen Jahren durch Berufung zu andern Staatsämtern Kubhart (ausgezeichnet als Schriftsteller und als Redner in der Ständeversammlung) und Schmidlein (gegenwärtig Ministerialrath und Vorstand der Gesetzkommision), und durch den Tod Kleinschrod verloren. Für die Studirenden aus dem Rheinkreise ist 1821 eine Professur des französischen Rechts errichtet worden. Der neugebildeten staatswirthschaftlichen Facultät gehören an Geier d. U. (zugleich Regierungsrath, auch Abgeordneter zur Ständeversammlung), Geier d. J. und Stöhr. Mitglieder der philosoph. Facultät sind Mez, Schön, Sorg, Rau, Wagner, Goldmeier, Frank, Nigarz, Fröhlich und Verks. Der Verlust Klein's wird immer noch lebhaft gefühlt. Die Bibliothek (unter der Direction des humanen Goldmeier) enthält mehr als 100,000 Bde. Der erste Stamm derselben war im dreißigjährigen Kriege von Gustav Adolf nach Schweden abgeführt worden. 1824 wurde durch Ankauf eines Theils der freiherrl. v. Asbeck'schen Büchersammlung eine bedeutende Erwerbung an Kunst- und naturwissenschaftlichen Prachtwerken gemacht. Der Bibliothekfonds, welcher jährlich 3000 Gldn. abwirft, ist von dem vormaligen Großherzog von Frankfurt, Karl v. Dalberg, gestiftet worden. Das Naturalien-cabinet (von dem ehemaligen Minoriten Blank \*) gesammelt) ist auf eine sehr glänzende Weise aufgestellt; den Anforderungen der Wissenschaft entspricht es nicht. Es hat neuerdings durch den Ankauf der Sammlung des Forstinspectors Schmitt einen bedeutenden Zuwachs erhalten; mit demselben ist auch das Musseocabinet verbunden. Besonders rühmenswerth ist das unter der Leitung des Prof. Fröhlich blühende musikalische Institut, in welchem Jedermann im Gesange oder auf einem Instrumente unentgeltlich Unterricht erhalten kann, und von dessen Mitgliedern (Chor und Orchester zusammen 150 — 200 Personen) wöchentlich 2 Mal große Tonstücke mit hoher Präcision aufgeführt werden. In demselben werden auch die Schullehrer Baierns musikalisch gebildet. Würzburg hat eine zur Universitätsstadt sehr günstige Lage, bietet ebenso einladende gefällige Verhältnisse dar, und das wissenschaftliche Gemeinwesen ist an Lehrern und Attributen tüchtig ausgestattet. Die Universität Würzburg steht — allein unter den bairischen Hochschulen — zunächst unter der Leitung einer in der Universitätsstadt befindlichen Behörde, Curatel genannt. Es ist sehr zu beklagen, daß der reichliche Universitätsfond so sehr mit fremdartigen Ausgaben belastet ist, welche es (da aus der allgemeinen Staatscasse vor der Hand nur sehr sparsame Zuschüsse zu erwarten sind) unmöglich machen, die Professoren auf eine Weise zu besolden, wie es den

\*) Der Director dieser Sammlungen, Jos. Bonavita Blank, D., geistl. Rath und Prof., starb den 26. Febr. 1827 in e. Alter von 87 Jahren.

Pflegern der Wissenschaft gebührt; im Allgemeinen aber scheint diese Unberührt ihrer jüngern Schwester Münden nachsehen zu müssen.

Wurzel, s. Pflanzenanatomie.

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrmals mit sich selbst multiplicirt eine Potenz (s. d.) oder Dignität hervorbringt. So ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 u., weil  $2 \cdot 2 = 4$ ;  $2 \cdot 2 \cdot 2 = 8$ ;  $2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 2 = 16$ . Im erstern Falle sagt man: 2 ist die Quadrat- oder dritte Wurzel von 4; im andern Falle: 2 ist die Cubik- oder dritte Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder vierte Wurzel von 16. Aus einer Zahl oder algebraischen Größe die Wurzel ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multiplicirt diese Dignität hervorbringt.

Wurzen, Amt und Stadt im leipziger Kreise des Königr. Sachsen. Die Stadt ist sorbischen Ursprungs und liegt auf der Straße von Dresden nach Leipzig, unweit der Mulbe, wo die Fähr 1830 durch eine Brücke ersetzt wurde, deren Kosten bei dem kostbaren Schleusenbau und einem 16 Ellen breiten Damme zu 180,000 Thlr. angeschlagen sind. Der Stadtrath hatte alle der Stadt zustehenden Rechte an der bisherigen Fährüberfahrt und dem daraus fließenden Einkommen durch den Vertrag vom 2. Nov. 1825 dem landesherrl. Fiskus gegen eine jährliche Rente überlassen. Wurzen hat 543 Häuser, 3000 E., Bierbrauerei und einige Fabriken; auch ist sie der Sitz eines Justiz- und Rentamts. Im letzten Kriege hatte W. sehr gelitten; doch waren die Kriegsschulden (40,000 Thlr.) am Ende des J. 1828 bis auf 24,900 Thlr. getilgt. Hier befindet sich das von dem Bischof Herwig in Meissen 1114 gestiftete Collegiatstift Wurzen, welches aus 1 Propste, 1 Dechanten und 5 Canonicis besteht. In dem Capitelsaule versammeln sich jährlich die meißner Domherren. In dem Dome zeichnen sich einige bischöfliche Grabmäler aus. Schöttgen, ein geborener Wurzen, hat die Geschichte s. Vaterstadt geschrieben („Historie der Stiftsstadt Wurzen“). Die Stiftsregierung und das Consistorium zu Wurzen wurden mit Bewilligung des Domcapitels am 30. Dec. 1818 eingezogen. Die Stelle der erstern vertritt nun die Landesregierung; die Geschäfte des letztern sind dem leipziger Consistorium übertragen; doch wird der Stifts-Wurznische Bezirk fortwährend als ein geschlossenes Ganzes behandelt, und dessen Stiftsstände werden jedes Mal besonders zu den Landesversammlungen berufen.

Wuth, s. Tollheit und Hundswuth.

Wütendes Heer, oder, wie die Alten es nannten, Wütis-Heer, ist, nach der Sage, ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thüringischen und Mansfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geschrei und Hundegebell umherziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; Viele wollten Gestalten, auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen u. dabei gesehen haben. Dieses Heergespent, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan (s. d.) hergeleitet hat, war ohne Zweifel die Ausgeburts furchtsamer, zoghafter Menschen, die, durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammensetzten; indessen glaubte man ebendamit vollkommener Gewissheit an diese Spukereien und erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein sehr großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehren seiner Gesellen, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe. S.

Wyttenbach (Daniel), der berühmteste unter Hollands Philosophen der neuern Zeit, geb. zu Bern 1746, wo sein Vater, der auch Daniel hieß, seit 1740 als Prediger angestellt war, sich durch mehre dogmatische und moralische Lehrbücher bekannt machte und 1779 als Prof. zu Marburg starb. Der Sohn, Daniel,

Ruhnken's Schüler, wurde 1771 Prof. der griech. Sprache und der Philosophie an Wytttenbach-Athenäum zu Amsterdam, 1799 Prof. der Beredsamkeit zu Leyden, privatisirte 1816 einige Zeit zu Heidelberg und kehrte dann wieder nach Leyden zurück, wo er, von Blindheit und Alter gedrückt, 1819 gestorben ist. Er zeichnete sich durch tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften des Alterthums aus und hat mehre schätzbare Ausg. griech. und röm. Classiker besorgt, auch mehre andre Schriften in seinem Fache verfaßt. Wir begnügen uns, seine Ausg. des Plutarch („Plutarchi moralia“, Dyford 1795 — 1810, 6 Thle. in 7 Bdn. 4., oder 12 Bdn. 8.), f. meisterhafte „Vita Ruhnkenii“, womit er seinem ehemaligen Lehrer ein schönes, auch von Seiten der Latinität ausgezeichnetes Denkmal gesetzt, f. „Bibliotheca critica“ und seine „Selecta principum historicorum etc.“ anzuführen. Wahne schrieb eine „Vita Wytttenbachii“ (Gent 1823). Seine „Opuscula“ erschienen Leyden 1821, und eine Auswahl derselben von Friedemann (Braunschw. 1825). — W.'s Witwe, Johanna, geb. Gallien, aus Hanau, Verfasserin mehrer geistvollen Werke, lebt in Paris, und erhielt 1827 von der Universität Marburg, bei ihrer 3. Säcularfeier, die philosoph. Doctorwürde.

## X.

**X**, der 24. Buchstabe des deutschen Abc, welcher einen aus 83 zusammengesetzten Laut bezeichnet.

**Xanten** (Santen), Stadt in der preuß. Provinz Kleve-Berg, im Regierungsbezirke Düsseldorf (rheinberger Kreis), unweit des Rheins, mit 2650 E., hat einige Fabriken und ist wegen der römischen Alterthümer, die in der Nähe gefunden werden, merkwürdig. Hier sollen Ulpia castra, und in der Nähe Vetera castra gestanden haben. Man sieht noch daselbst den Grund eines Amphitheaters. Auch glaubt man auf dem Borstenberge die Spuren von dem Pratorium des Quint. Varus, und in der Nähe der alten Burg die der colonia Trajana entdeckt zu haben.

**Xanthippe**, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des Sokrates, deren Name wol nicht auf die Nachwelt gekommen sein würde, wäre sie nicht eben die Gattin des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weiser war es möglich, die Grillen einer Xanthippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich entschließen könne, mit einem solchen Weibe zu leben, antwortete Sokrates: „Weil sie meine Geduld übt, und ebendadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von Andern widerfährt, zu ertragen“. Auch Xenophon legt in dem bekannten „Philosophischen Gastmahle“ dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antisthenes in den Mund. Als einst Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. „Du wirst nun nicht davon essen können“, war Alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xanthippe ließ aber auch dem Charakter ihres Gatten Gerechtigkeit widerfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß sie ihn unter allen, auch den erschütterndsten Ereignissen, stets gleichmüthig und mit unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß der Charakter der Xanthippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in Schatten gestellt worden sei, um den Contrast mit Sokrates desto auffallender zu machen. Mit ihrem Namen bezeichnet man indessen gewöhnlich ein unverträgliches, zankfüchtiges Weib, welches dem Manne das Leben sauer macht.

**Xanthos**, s. Skamander.

**Xantippus**, ein dem Körper nach unaussehlicher, aber durch geistige Fähigkeiten sehr ausgezeichnete Feldherr der Lacédämonier, von denen er im ersten